Trotz

von

Savitri Devi

Kalkutta
1951

DEDICATED

AN MEINEN GELIEBTEN KAMERADEN UND FREUND

HERTHA EHLERT

***

UND AN ALLE, DIE GELITTEN HABEN

FÜR DIE LIEBE ZU UNSEREM FÜHRER,

FÜR DIE GRÖSSE SEINES VOLKES,

UND FÜR DEN TRIUMPH DES

EWIGE WAHRHEIT, FÜR DIE ER UND SIE

HABEN BIS ZUM BITTEREN ENDE GEKÄMPFT

"Mit gleichem Vergnügen und
Schmerz, Gewinn und Verlust, Sieg und
Niederlage, gürte dich für den Kampf;
So sollst du dich nicht versündigen."

Die Bhagavad-Gîta
(II. Vers 38)

---***---

"Allein unser Denken und Handeln soil keineswegs von Beifall oder Ablehnung unserer Zeit bestimmt werden, sondern von der bindenden Verpflichtung an eine Wahrheit, die wir erkannt haben."

Adolf Hitler
(*Mein Kampf*, II, Kap. 2, Ausgabe 1939, S. 435.)

INHALT

Seite

Vorwort vii

TEIL 1
Triumph

Kapitel I — Der leere Zug 1
Kapitel II — Die Verhaftung 10
Kapitel III — Fragen und Antworten 20
Kapitel IV — Untersuchungshaft 94
Kapitel V — Der glorreiche Tag 191

TEIL ZWEI
Flüstert

Kapitel VI — Die Türen schließen 231
Kapitel VII — Demütigung 258
Kapitel VIII — Heimliche Gespräche 321
Kapitel IX — Weitere geheime Freuden 371

TEIL DREI
Schweigen

Kapitel X — Die Suche 401
Kapitel XI — Ängste 425
Kapitel XII — Der Weg der absoluten Losgelöstheit 487
Kapitel XIII — "Wir werden neu beginnen" 522

Epilog 576

VORWORT

Dieses Buch ist lediglich ein Bericht über meine Verhaftung und meinen Prozess im westlich besetzten Deutschland Anfang 1949 unter dem Vorwurf der Nazi-Propaganda und über mein anschließendes Leben im Gefängnis. Der Blick, den man darin auf das westlich besetzte Deutschland erhält, ist ein Blick auf Deutschland durch *meine* Augen, d.h. durch die Augen eines nichtdeutschen Anhängers von Adolf Hitler. Der Eindruck, den die Vertreter der Besatzungsmächte von demselben Land aus ihrer Sicht haben könnten, ist wahrscheinlich ein ganz anderer. Gott allein weiß — und die Zeit allein wird es zeigen — welches Bild der objektiven Realität am nächsten kommt.

In der Zwischenzeit — sollte dieses Buch *vor dem*, was ich "unseren Tag" nenne, ans Licht kommen — sollten die Gegner des Naziglaubens, die jetzt in der Lage sind, ihnen zu schaden, auf keinen Fall irgendwelche Deutschen aufgrund *meiner* persönlichen Eindrücke oder von Worten, die ich mehr oder weniger genau wiedergegeben haben könnte, belasten. Ich habe in diesem Buch keine Deutschen genannt, — außer einem, von dem ich weiß, dass er jetzt tot ist, und dem die Verfechter der Demokratie folglich keinen Schaden mehr zufügen können. Aber mehrere könnten durch die Ämter, die sie zur Zeit meiner Inhaftierung innehatten, erkennbar sein. Für sie gilt, was ich gerade gesagt habe: Ich möchte nicht, dass *sie aufgrund meines Eindrucks* über sie verwickelt werden.

Ich danke ihnen jedoch dafür, dass sie mir diesen Eindruck vermittelt haben; denn ob wahr oder übertrieben, er hat mein Vertrauen in die Menschen gestärkt, die ich in diesem Buch (und in einem anderen) als "die Vorhut der erneuerten arischen Rasse" bezeichne, und mir dadurch geholfen, das Leben lebenswert zu finden, selbst jetzt, in unseren düsteren Zeiten.

Lyon (Frankreich), den 29. August 1950

SAVITRI DEVI

TEIL 1

TRIUMPH

KAPITEL 1

DER LEERE ZUG

"Ich habe hier einige Papiere, ... gefährliche Papiere; wollen Sie sie sehen?", sagte ich zu dem großen und gut aussehenden jungen Deutschen, der an meiner Seite durch den unterirdischen Gang ging, der zu dem Bahnsteig führte, von dem aus ich in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1949 im Kölner Bahnhof meinen Zug nehmen sollte. Ich hatte den Mann einige Stunden zuvor in der "Katholischen Mission" desselben Bahnhofs kennengelernt, und wir hatten uns so lange unterhalten, bis er zu der Überzeugung gelangt war, dass er mir vertrauen konnte, so wie ich ihm vertrauen konnte — um es vorsichtig auszudrücken.

Er hielt eine halbe Sekunde inne und schaute sich um, um zu sehen, ob uns jemand folgte oder ob irgendein Passant meine Worte gehört haben könnte. Aber wir waren die einzigen Menschen in dem langen, düsteren Korridor. Der junge Mann drehte sich zu mir um und antwortete mit leiser Stimme: "Ja, geben Sie mir eine."

Ich zog ein zweimal vierfach gefaltetes Plakat aus meiner Tasche und drückte es ihm in die Hand.

"Bleib nicht stehen, um es zu lesen", sagte ich, "sondern warte, bis wir in den Zug einsteigen, und dann geh und lies es auf der Toilette, wo dich niemand stören kann. Du hast noch viel Zeit. Sieh zu, ob du glaubst, dass solche Papiere nützlich sein können, und sag es mir ganz offen. Wenn du mehr willst, habe ich noch viel übrig."

Der junge Mann versteckte das kostbare Papier in der Innentasche seines Mantels und ging schweigend neben mir her, wobei er mir half, das wenige Gepäck zu tragen, das ich hatte. Wir erreichten den Bahnsteig. Der Zug war da — praktisch leer, denn er sollte erst eine Stunde später, um 1:12 Uhr, abfahren, wenn ich mich recht erinnere. Es wehte ein heftiger Wind. Und es war bitterkalt.

Der junge Mann half mir, meinen Koffer in den Waggon zu heben, stieg dann selbst ein und ging, wie ich ihm vorgeschlagen hatte, in das beste Versteck, um das Plakat zu lesen. Die Worte, die er las, standen in großen Großbuchstaben unter einem schwarzen Hakenkreuz, das etwa ein Drittel der Seite einnahm, und lauteten wie folgt:

DEUTSCHE MENSCHEN,
WAS HABEN IHNEN DIE DEMOKRATIEN GEBRACHT?
IM KRIEG, PHOSPHOR UND FEUER.
NACH DEM KRIEG, HUNGER, DEMÜTIGUNG,
UNTERDRÜCKUNG;
DIE DEMONTAGE DER FABRIKEN;
DIE ZERSTÖRUNG DER WÄLDER;
UND JETZT, — DAS RUHRSTATUT!
"DIE SKLAVEREI WIRD JEDOCH NUR NOCH KURZE ZEIT
ANDAUERN. "
Unser Führer lebt
UND WIRD BALD ZURÜCKKEHREN, MIT UNGEAHNTER
MACHT. WIDERSTEHT UNSEREN VERFOLGERN!
HOFFEN UND WARTEN.
HILFE HITLER!

Das Papier war mit "S. D." unterzeichnet. — *d.h.* mit meinen eigenen Initialen.

Der junge Deutsche kam aus seiner Ecke heraus. In seinen hellgrauen Augen leuchtete ein seltsames Licht und in seiner Stimme lag eine seltsame Selbstsicherheit. "Geben Sie mir so viele von diesen Plakaten, wie Sie haben. Ich werde sie für Sie aufkleben! ", sagte er. Er war nicht mehr der einsame, hungrige, trostlose Kriegsgefangene, der gerade nach vier langen Jahren allerlei Misshandlungen durch die Feinde Deutschlands nach Hause gekommen war. Er war wieder der Soldat eines siegreichen Deutschlands — eines unbesiegbaren Deutschlands — und der Verkünder von Hitlers ewiger Idee geworden; wieder sein altes Selbst, das nichts töten konnte.

Ich bewunderte ihn und erinnerte mich an die Worte, die ich ein halbes Jahr zuvor in einem saarländischen Dorf von einem anderen aufrichtigen Nationalsozialisten gehört hatte: "Wir warten auf den Funken." Könnte es sein, dass ich so etwas wie ein Funke war — ein Funke des Glaubens und der Hoffnung — inmitten der unendlichen Düsternis des heutigen Tages? Als dieser Gedanke in mein Bewusstsein drang, traten mir Tränen in die Augen, und ein Schauer ungeheuren Hochgefühls durchlief meinen Körper und schien mich

über mich selbst hinauszuheben. Durch die Fenster des Zuges konnte ich in dem schwachen künstlichen Licht die zerrissenen Umrisse dessen sehen, was einmal eine Mauer gewesen war — Ruinen, nichts als Ruinen, wohin man im unglücklichen Deutschland auch blicken mag; der zerrissene und niedergeworfene Körper von Hitlers gemartertem Land. Aber vor mir, vor diesem Hintergrund der Verwüstung, stand der junge Mann (er konnte nicht älter als dreißig sein), fünfzehnmal verwundet auf dem Schlachtfeld für die Sache der Neuen Ordnung; über drei Jahre Gefangener der Franzosen in einem Sklavenarbeitslager im brennenden Herzen Afrikas, unter der Peitsche afrikanischer Hilfstruppen; hungrig; ohne Arbeit; scheinbar ohne Zukunft (er hatte mir von seiner Notlage erzählt), aber jetzt aufrecht und hoffnungsvoll, sich seiner Unbesiegbarkeit wieder bewusst. Die deutsche Seele leuchtete, lebendiger denn je, in seinen funkelnden Augen — eine greifbare Realität — und sprach mich durch seine Stimme an.

"Wer hat 'die' geschrieben?", fragte mich der junge Mann und bezog sich dabei auf meine Plakate.

"Ich"

Er starrte mich sichtlich bewegt an.

"Du", sagte er, "du, ein Fremder! "

"Ich, ein Arier und Nationalsozialist", antwortete ich. "Kein Arier, der dieses Namens würdig ist, kann seine Dankbarkeit gegenüber dem Führer — dem Retter der ganzen Rasse — und gegenüber Deutschland vergessen, das jetzt in Trümmern liegt, weil es für die Rechte, ja für die Existenz der überlegenen Menschheit gekämpft hat."

Meine Antwort, die den Akzent der Aufrichtigkeit trug, schien ihm zu gefallen. Aber er hat sie nicht kommentiert. Er stellte mir nur ein paar Fragen.

"Wo haben Sie 'die' gedruckt?", fragte er, als er wieder von meinen Postern sprach.

"In England. "

"Und Sie haben sie selbst hergebracht?"

"Ja, ich selbst. Dreimal bin ich mit drei aufeinanderfolgenden Lieferungen von verschiedenen Flugblättern oder Plakaten nach Deutschland eingereist, und siebenmal habe ich die Grenze zwischen dem Saarland und der französischen Zone mit einer mehr oder weniger großen Anzahl von ihnen überschritten. Ich wurde noch nie erwischt. Die unsichtbaren himmlischen Mächte passen auf mich auf."

"Und wie lange machen Sie das schon?"

"Ich habe vor acht Monaten angefangen. Ich hätte sofort angefangen, als ich aus Indien kam — vor drei Jahren, wenn es mir damals gelungen wäre, unter irgendeinem Vorwand eine Genehmigung für den Grenzübertritt zu erhalten. Aber ich musste warten."

Der junge Deutsche ging auf mich zu und nahm mich in die Arme.

Er war viel größer als ich, und viel stärker. Ich konnte den Druck seines athletischen Körpers spüren und seine hellen Augen sehen, die direkt in meine blickten.

"Für ihn, für unseren Führer, sind Sie also vom anderen Ende der Welt gekommen, um uns inmitten unserer Ruinen zu helfen", sagte er. In seiner Stimme lag eine tiefe Rührung. Er hielt eine Sekunde inne und fuhr flüsternd fort: "*Unser* Führer, unser geliebter Hitler! Du liebst ihn wirklich. Und du liebst uns wirklich."

Ich spürte, wie eine Welle unsagbaren Glücks meine Brust erfüllte. Und ich errötete rot.

"Ich verehre ihn", sagte ich, ebenfalls im Flüsterton. "Und ich liebe alles, wofür er steht und was er liebt. Ihr, seine treuen Landsleute, ihr seid das Volk, dem er sein Leben gewidmet hat; sein lebendiges Deutschland, so schön, so tapfer und so unglücklich."

Die hellgrauen Augen blickten noch tiefer in mich hinein, als wollten sie die Geschichte meines Lebens entschlüsseln. "Und Sie", fragte mich der junge Mann schließlich, "wer sind Sie?"

"Ich habe es dir gesagt: ein Arier von weit her."

Draußen wehte der bittere Wind weiter, und ich konnte die zerstörte Mauer vor dem dunklen Hintergrund der Nacht sehen. In einem Augenblick erinnerte ich mich an den Anblick des ganzen Landes; Meilen und Hunderte von Meilen zerbröckelnder Mauern; Straßen, in denen — wie in der Schlossstraße von Koblenz, die ich gerade gesehen hatte — kein einziges Haus mehr stand. Aber auf diesen Straßen, kriegerisch marschierend und singend, stellte ich mir die Veteranen dieses verlorenen Krieges und der folgenden Jahre der Verfolgung vor, Seite an Seite mit der Jugend des wiedererstandenen Deutschlands — die Armee des Vierten Reiches, eines Tages; aus dem Chaos: Ordnung und Kraft; aus Knechtschaft und Tod: der Wille zu leben und zu siegen. Und ich lächelte, während eine Träne über meine Wange kullerte. Ich fühlte mich inspiriert, wie ich es selten war.

"Erinnern Sie sich", sagte ich, "an die großen Tage, als Sie durch die Straßen zogen und das Lied der Eroberung sangen?

"Wir werden weiter marschieren,
wenn alles in Scherben fällt;
denn heute gehört uns Deutschland,
und morgen, die ganze Welt."

Hunderte von Fahnen mit dem heiligen Zeichen des Hakenkreuzes hingen feierlich aus den Fenstern; Tausende von ausgestreckten Armen begrüßten Ihren Vormarsch — den Beginn einer endlosen Zukunft, an die Sie glaubten. Erinnern Sie sich, wie stark und wie glücklich Sie sich damals fühlten?

Ich weiß, dass eine Katastrophe folgte, die unsägliches Elend mit sich brachte: Hunger, Elend, Knechtschaft, völliger Ruin — das Grauen, in dessen Mitte wir stehen. Und doch sage ich Ihnen aus tiefstem Herzen: Das Lied des Triumphs war keine Lüge; der gewaltige Traum wird noch wahr werden; er wird bereits wahr, trotz der Phosphorbomben, trotz vier Jahren beispielloser Härten der Verfolgung, der "Entnazifizierung". Nichts kann ihn daran hindern, mit der Zeit immer wahrer zu werden, — "denn heute ist Deutschland unser, und morgen die ganze Welt. "

Ich hielt inne, und ein Anflug von überirdischem Jubel erhellte mein Gesicht. Ich sprach mit der unwiderstehlichen Gewissheit eines Menschen, für den die Fesseln von Zeit und Raum aufgehört hatten zu existieren. "Was ich heute denke und fühle," sagte ich, — "ich, der unbedeutende ausländische Nazi, — wird die ganze arische Rasse morgen denken und fühlen, im nächsten Jahr, in einem Jahrhundert, egal wann, aber sicher eines Tages. Ich bin die ersten Früchte der zukünftigen Liebe und Verehrung von Millionen für unseren Führer und für seine Ideale. *Ich bin 'die ganze Welt',* erobert von seinem Geist, von eurem Geist; das lebendige Zeichen, das euch von den unsichtbaren Mächten in der Stunde des Martyriums gesandt wurde, um euch, treue Deutsche, zu sagen, dass die Welt euch gehört, weil ihr sie verdient habt."

Der junge Mann schaute mich mit großer Rührung an und drückte mich ein wenig fester in seine Arme, als wäre ich tatsächlich die zurückeroberte Welt. Ich war unendlich glücklich. Ich wusste, dass ich keinen Schaden anrichtete. Denn dieser Mann war nicht Herr G.W. ein Individuum. Und ich war nicht Savitri Devi Mukherji. Es lag nichts

Persönliches in dieser spontanen Geste oder in der ehrfürchtigen Hingabe, mit der ich sie annahm und erwiderte. Dieser junge Soldat war in meinen Augen die Jugend Deutschlands, furchtlos inmitten von Verfolgung wie in der Schlacht; einer jener "Männer aus Gold und Stahl", die ich in dem Buch gepriesen hatte. Ich hatte damals geschrieben. Und für ihn war ich ein ausländischer Nazi — ein Freund Deutschlands — nicht weniger und nicht mehr.

Er starrte mich eine Minute lang an, ohne zu sprechen, als ob ein Freund in diesen grausamen Tagen etwas wäre, das es wert wäre, angeschaut zu werden.

"Ich weiß, Sie meinen jedes Wort, das Sie sagen", flüsterte er schließlich, "und ich danke Ihnen, und ich werde Ihnen helfen. Nach allem, was wir erlitten haben, ist es erfrischend, Sie sprechen zu hören. Du weckst Hoffnung und Selbstvertrauen in unseren Herzen. Du gibst uns das Gefühl, was diejenigen, die in den ersten Tagen des Kampfes gekämpft haben, nach dem ersten Krieg empfunden haben müssen. Was ist es, das Ihren Worten eine solche Kraft verleiht?"

"Meine Liebe zum Führer. Ich fühle mich inspiriert, wenn ich von ihm spreche."

"*Unser* Führer", wiederholte der junge Mann mit leidenschaftlicher Hingabe, die meine eigenen Gefühle widerspiegelte. "Sie haben Recht. Ich werde Ihnen helfen, so gut ich kann. Geben Sie mir alle Plakate, die Sie haben."

Er lockerte seine Umarmung. Ich holte aus meiner Tasche ein Bündel von etwa vier- oder fünfhundert Postern, die in Modezeitschriften versteckt waren, und gab es ihm. Er verbarg es sorgfältig in seiner Kleidung. "Ist das alles?", fragte er mich.

Ich lächelte. "Nein", sagte ich; "aber lass ein paar für den Rest von Deutschland übrig, nicht wahr? "

"Du hast recht", sagte er. Und er lächelte zum ersten Mal. Er nahm meine Hände in die seinen und schaute mich an, als ob er mich zum letzten Mal sehen würde. "Wann und wo kann ich dich wiedersehen?", fragte er. "Wir *müssen uns* wiedersehen."

"Ich habe keine feste Adresse", antwortete ich. Aber wenn Sie Ihre — wenn Sie eine haben — bei der "Katholischen Mission" dieses Bahnhofs hinterlassen, werde ich Sie finden. Ich werde nach genau einer Woche — irgendwann am nächsten Samstagabend — wieder hierher kommen und Sie dort nach Ihrer Adresse fragen. In der Zwischenzeit, seien Sie vorsichtig, oh, seien Sie vorsichtig! Machen Sie keinen Fehler, der uns beide in Schwierigkeiten bringen könnte. Ich

sage nicht: 'Verrate mich nicht', denn ich weiß, dass du das nie tun wirst."

Die offenen, ernsten Augen des jungen Deutschen sahen mich eindringlicher denn je an, und seine starken Hände drückten meine in einer Geste der bekräftigten Kameradschaft. "Niemals! ", sagte er. Und er senkte seinen Kopf fast auf die Höhe des meinen und flüsterte: "Das Zeichen ist da, auf meinem Fleisch. Es lässt sich nicht entfernen. Du kannst mir vertrauen."

Das Zeichen ... Ich verstand — und spürte, wie in mir eine bewundernde Zuneigung, die an Ehrfurcht grenzte, für diesen neuen Freund wuchs. Mein Gesicht strahlte.

"Sie waren also in der SS?", fragte ich mit leiser Stimme, in dem Ton, den eine römische Jungfrau zu einem römischen Veteranen gesagt hätte: "Du warst also in der Pretorianischen Garde?"

"Ich war Befehlshaber der SS-Männer", antwortete der junge Mann mit Stolz, ebenfalls im Flüsterton.

Ich dachte an all das, was er mir über seine Leiden durch die Hand unserer Feinde erzählt hatte. Und als ich zu ihm aufblickte, erinnerte ich mich an die erste Zeile des Liedes der SS-Männer. "*Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu,..."*[1]

Ich hörte ein Geräusch — eine Tür wurde geöffnet und wieder geschlossen — und ich erschrak. Aber es war nicht in unserem Wagen. Dennoch war mir klar, dass der Zug nicht lange leer bleiben würde.

"Ich werde bald gehen", sagte ich. "Du gehst jetzt besser runter, solange niemand zuschaut. Ich sehe dich nächste Woche. Aber um Himmels willen, sei vorsichtig! *Auf Wiedersehen*. Heil Hitler! "

"Heil Hitler! ", antwortete der junge Mann und erwiderte meinen Gruß.

Er stieg aus dem Zug und ging seines Weges. Ich sah, wie seine große Gestalt in der bitterkalten Nacht verschwand.

Ein paar Minuten später fuhr der Zug los. Ich saß in einer Ecke des dunklen Abteils, in dem nun noch mehr Leute Platz genommen hatten, und ging ebenfalls meines Weges — um in einem anderen Teil Deutschlands noch mehr Traktate zu verteilen, noch mehr Plakate aufzukleben; um mitzuhelfen, den nationalsozialistischen Geist unter anderen Landsleuten meines Führers lebendig zu halten.

Mir war kalt, aber ich war glücklich — oh, so glücklich!

KAPITEL 2

DIE VERHAFTUNG

Eine Woche später kehrte ich nach Köln zurück.

Eine vage Vorahnung warnte mich, dass ich besser gleich nach Koblenz fahren sollte. Aber ich überwand dieses Gefühl. Oder besser gesagt, der Wunsch, Herrn W. noch einmal zu sehen, war in mir stärker als der Wunsch, keine unnötigen Risiken einzugehen.

Ich erinnerte mich an jedes Wort, das der junge Deutsche gesagt hatte, seit ich ihm begegnet war. Die Geschichte über seine dreijährige Gefangenschaft in Afrika verfolgte mich. Ich bewunderte ihn dafür, dass er die Verfolgung so glänzend überstanden hatte, und ich liebte ihn mit der gleichen starken, warmen Zuneigung — dem gleichen Gefühl der heiligen Kameradschaft im Leben und im Tod — wie jeden echten Nazi. Ich hielt in Köln nicht an, um herauszufinden, ob er meine Plakate aufgeklebt hatte oder nicht. Ich wusste, dass er es getan hatte. Ich vertraute ihm bedingungslos. Ich hielt an, weil ich ihn wiedersehen wollte. Ich hatte vor, mit ihm einen langen Spaziergang zu machen, irgendwo am Rande des Rheins, außerhalb von Köln. Das Wetter war schön. Tagsüber, bei Sonnenschein, war es nicht zu kalt, um sich hinzusetzen, vorausgesetzt, es war windstill. Ich würde etwas zu essen und Kuchen kaufen, genug für den ganzen Tag, — dachte ich, und wir würden uns an einen einsamen und schönen Ort setzen. Ich würde meinen dicken grauen Mantel auf dem Boden ausbreiten, damit wir es bequemer hätten. Und der SS-Offizier würde mit mir freundlich und verständnisvoll und gläubig reden — würde mir von den großen Tagen erzählen, die kamen und gingen und wiederkommen werden; würde von den jüngsten Demütigungen und von der unvermeidlichen Rache sprechen; vom Führer, von Großdeutschland, dem Grundstein des künftigen Aryandoms (alles, wofür ich stand, alles, was ich wollte, alles, was ich liebte), während der unveränderliche Rhein mit demselben ewigen Murmeln seine sonnenbeschienenen Wasser an uns vorbeiziehen ließe. Ich wollte von ihm hören, wie schon Hunderte vor ihm, wie schön das beseelte Antlitz des Führers war, als er sich an die jubelnde Menge wandte. Ich wollte ihm, wie schon zehntausend

anderen, sagen, wie glücklich ich war, in Deutschland und nicht anderswo auf die Rückkehr des Führers und Erlösers zu warten.

Ich stieg aus dem Zug aus und ging, nachdem ich meine Sachen an der Garderobe abgegeben hatte, direkt zur katholischen Mission, wo ich der diensthabenden Frau eine Frage stellte, die mir sehr unverbindlich erschien: "Könnten Sie so freundlich sein, mir die Adresse von Herrn W. zu sagen, der vor einer Woche hier war und ein Zimmer suchte? Er hat mir gesagt, er würde seine Adresse bei Ihnen hinterlassen."

Ich wusste weder, dass Herr W. bereits verhaftet war, noch dass die Polizei seit vier oder fünf Tagen in ganz Deutschland nach mir suchte.

Die diensthabende Frau — die es vielleicht wusste — sah ein wenig verlegen aus: "Herr W.", sagte sie. "Sind Sie ganz sicher, dass es dieser Name ist?"

Sie blätterte in einem Heft, in dem die Namen und Adressen vieler Menschen standen, die durch die Mission eine Unterkunft erhalten hatten. Aber sie schien sich nicht ernsthaft zu bemühen, den Namen zu finden. Dennoch beantwortete ich ihre Frage.

"Ja, Herr W.", sagte ich. "Ich habe ihn hier, an diesem Ort, vor genau einer Woche getroffen. Ich kann nicht sagen, ob es der katholischen Mission gelungen ist, ein Zimmer für ihn zu finden oder nicht. Aber er sagte mir, er würde seine Adresse hier hinterlassen, wohin er auch gehen würde. Es überrascht mich, dass er dies nicht getan hat. Wären Sie so freundlich, genau nachzusehen?"

Ich hatte keine Zeit, mehr zu sagen, denn in diesem Moment kam ein Polizist herein. Er ging direkt auf mich zu und sagte: "Darf ich bitte Ihre Papiere sehen?"

Es war nicht das erste Mal, dass ich einem deutschen Polizisten meinen Pass gezeigt habe. Normalerweise schaute der Mann ihn sich an und gab ihn mir sofort kommentarlos zurück. Dieser Mann gab ihn mir nicht zurück, sondern sagte: "Würden Sie uns zur Polizeiwache begleiten? Wir haben etwas klarzustellen. Lassen Sie Ihre Sachen zurück, niemand wird sie anfassen."

Ich witterte sofort Gefahr. Aber ich fühlte mich außerordentlich ruhig, so ruhig, wie es nur ein absolut schicksalsgläubiger Mensch sein kann. "Ich nehme an, dass dies eines Tages geschehen musste", dachte ich. "Wie auch immer, ich werde alles tun, was ich kann, um zu entkommen, wenn möglich. Aber wenn ich erwischt werde, bin ich

erwischt. Und ich werde mich unter keinen Umständen wie ein Feigling verhalten."

Ich betrat das Polizeirevier — ein kahler, weiß getünchter Raum, in dem zwei andere Männer in Polizeiuniform (der eine, offensichtlich von höherem Rang als der andere, saß an einem Tisch, in der Nähe eines Telefons) und ein Gefangener in einer Ecke saßen. "Sicherlich kein politischer Gefangener", dachte ich, als ich ihn sah. Er sah nicht so glücklich aus wie ich.

Der Mann am Schalter bot mir einen Stuhl an. Ich setzte mich hin. Dann übergab der Polizist, der mich hereingebracht hatte, dem Mann meinen Pass, und dieser untersuchte ihn lange Zeit mit größter Sorgfalt. "Ein britischer Pass", sagte er schließlich. "Aber Sie sind kein Engländer, oder?"

"Halb Englisch und halb Griechisch", antwortete ich. "Meine Mutter ist Engländerin. Durch meine Heirat habe ich die britische Staatsbürgerschaft erworben."

"Ihr Mann ist Engländer?"

"Nein. Inder."

"Und wo ist er jetzt?"

"In Kalkutta, soviel ich weiß."

Der Polizeibeamte interessierte sich offenbar nicht für den Aufenthaltsort meines Mannes so weit weg. Er wechselte das Gespräch.

"Sie sind viel gereist, wie ich an den Visa in Ihrem Pass sehe", sagte er. "Was hat Sie dazu bewogen, nach Deutschland zu kommen?"

"Ich bin gekommen, um Informationen aus erster Hand zu sammeln, um ein Buch zu schreiben", antwortete ich — und es stimmte; ich schrieb in der Tat mein *Gold im Ofen*, ein leidenschaftliches Bild des nationalsozialistischen Deutschlands in den Fängen seiner Verfolger, gleichzeitig ein persönliches Glaubensbekenntnis an Adolf Hitler. Ich fügte hinzu: "Dies geht aus einem Schreiben hervor, das Sie in meinem Pass finden; ein Schreiben des *französischen Bureau des Affaires Allemandes*, das mich bei den Besatzungsbehörden empfiehlt." Und auch dies war wahr. In diesem Schreiben bittet der Leiter des genannten *Büros* "die französischen und alliierten Besatzungsbehörden, Frau Mukherji, der Autorin mehrerer Werke über historische und philosophische Themen, die jetzt nach Deutschland und Österreich reist, um das notwendige Material für ein Buch über diese Länder zu sammeln, jede mögliche Hilfe und jeden möglichen Schutz zu gewähren." (Unnötig zu sagen,

dass er nichts von meinen Überzeugungen wusste und nicht ahnen konnte, was für ein Buch ich zu schreiben oder welche Aktivitäten ich in Deutschland zu entfalten gedachte.)

Der Polizeibeamte sah mich an, mit einem Funken Amüsement in den Augen, als würde er nachdenken: "Möglich; durchaus möglich. Ihr Untergrundkämpfer seid zu allem fähig, was eure Ziele voranbringt." Er nahm den Brief und warf einen Blick darauf, las ihn aber nicht. Wahrscheinlich konnte er kein Französisch. Ob ihm das Dokument authentisch erschien oder nicht, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls beeindruckte es ihn nicht genug, um mich als harmlose Person unter dem Schutz der heutigen deutschen Herren wegzuschicken. Er fuhr fort, mich zu befragen.

"Sie sind Schriftsteller?", fragte er.

"Ja."

"Wir möchten wissen, ob Sie etwas mit einer bestimmten Flugblatt- und Plakataffäre zu tun haben ... "

Mir war klar, dass es dieses Mal schwierig sein würde, "herauszurutschen". Dennoch fühlte ich mich außerordentlich ruhig — als ob ich schauspielern würde; als ob die Person, die an meiner Stelle saß und die Fragen beantwortete, nicht mein wahres Ich wäre. (Das war sie in der Tat auch nicht. Mein wahres, freies, unerreichbares Ich lebt in Millionen von Menschen, in Deutschland und im Ausland, überall dort, wo es Arier gibt, die unsere Ideale teilen, überall dort, wo der nationalsozialistische Geist in seiner ganzen Kraft und seinem Stolz blüht. Es kümmert sich wenig darum, was mit dem materiellen, begrenzten Ich geschehen könnte, das in jener Nacht des 20. Februar 1949 im Polizeibüro des Kölner Bahnhofs sprach.)

Ich tat so, als ob ich das deutsche Wort für ein *Flugblatt* nicht verstehen würde.

"Was ist ein *Flugblatt*?", fragte ich, nicht ohne einen Lachanfall zu unterdrücken.

"Ein Propagandapapier, das zur Verteilung bestimmt ist", antwortete diesmal nicht der Mann am Schreibtisch, sondern der andere — der Polizist, der mich hereingebracht hatte. Und er fügte hinzu, indem er ein Hakenkreuz auf ein leeres Blatt zeichnete und es mir überreichte: "Wenn Sie nicht wissen, was ein *Flugblatt* ist, wissen Sie wenigstens, was *das* ist?"

"Ein Hakenkreuz", sagte ich, "ich glaube, das weiß jeder".

"Das Symbol des Nationalsozialismus", betonte er. "Und das uralte Symbol der Sonne", fügte ich hinzu. "In Indien wird es seit Jahrtausenden als heiliges Zeichen betrachtet."

"Und sehen *Sie* es auch als heiliges Zeichen an?", fragte der Polizist. Ich starrte ihn trotzig an — und mit einer Prise Ironie. Ich wusste, dass ich mit dem Feuer spielte, aber ich genoss es. Es macht mir natürlich Spaß, der Gefahr zu trotzen.

"Gewiss", sagte ich. "Auch ich bin ein Sonnenanbeter."

Diese Antwort war absolut zutreffend. Im Geiste erinnerte ich mich an meine Jahre des Kampfes im fernen Indien, an meine Vorträge gegen die christliche Ideologie der Gleichheit, der falschen Sanftmut und der falschen Demut, im Schatten der Banyanbäume, vor weiß gekleideten Menschenmassen. Und davor mein Kampf in Griechenland gegen die affenartige Mentalität einer levantinisierten "intelligenzia", im Namen der ewigen arischen Ideale, die ich damals — vor fünfundzwanzig Jahren — noch "hellenisch" nannte. "Mein ganzes Leben lang habe ich in der Tat für dieselbe Wahrheit gekämpft. unter demselben uralten heiligen Zeichen", dachte ich. Und die Aussicht auf eine Verhaftung — die mich nie beunruhigt hatte — wurde in meinen Augen plötzlich fast attraktiv. Zwar würde ich das bisschen Nützlichkeit verlieren, das ich vielleicht noch hatte. Aber was für eine herrliche Krönung meiner ganzen Lebensgeschichte wäre es doch, wenn ich — endlich! — ein wenig von dem zu erleiden, was so viele Tausende meiner Kameraden in den letzten vier Jahren durch die Hand unserer Verfolger erlitten haben! Jetzt wünschte ich mir fast, verhaftet zu werden. Doch ich war entschlossen, diese Tatsache nicht durch unnötige Eingeständnisse zu beschleunigen. Ich würde es den unsichtbaren Göttern überlassen, zu entscheiden, wo und wie ich weiterhin Zeugnis von der Herrlichkeit des Nationalsozialismus ablegen sollte. Wenn ich diesmal "davonkäme", würde das bedeuten, dass ich in Freiheit nützlicher wäre. Wenn ich nicht davonkäme, würde das bedeuten, dass ich auf lange Sicht im Gefängnis nützlicher wäre — oder tot, wenn der Feind mir die Ehre erweisen würde, mich zu töten.

Der Mann am Schalter sprach mich erneut an.

"Sie kennen einen gewissen Herrn W., einen ehemaligen SS-Offizier, nicht wahr?"

Und zum ersten Mal wurde mir klar — ich wusste es so deutlich, als hätte der Mann es mir gesagt, dass Herr W. verhaftet worden war. Ich spürte, wie mir das Blut in den Adern gefror, denn ich *wußte* (von anderen, die es aus direkter Erfahrung wußten), zu welchen Extremen

der Brutalität die heutigen Herren Deutschlands — oder die Deutschen in ihrem Sold — fähig sind, wenn es um einen von Hitlers Getreuen geht, der auf frischer Tat ertappt wird, als er sich ihnen widersetzt. "Armer lieber Genosse!" dachte ich; "Ich hoffe, sie haben ihn nicht gequält. Jedenfalls werde ich die ganze Verantwortung auf mich nehmen, wenn es zum Schlimmsten kommt."

"Ich bin ihm begegnet", antwortete ich und wurde ein wenig blass.

Der Polizist beobachtete mich mit harten, prüfenden Augen — den Augen eines erfahrenen Beobachters.

"Gehen Sie und holen Sie ihre Sachen", befahl er dem anderen Polizisten, "und bringen Sie alles hierher."

Der Polizist verließ den Raum.

"Sie haben ihn also kennengelernt", sagte der Mann am Schreibtisch, drehte sich zu mir um und sprach noch einmal von Herrn W. "Wo und wann haben Sie ihn kennengelernt?"

"Hier in Köln, vor einiger Zeit."

"Hier, in diesem Bahnhof, vor genau einer Woche", antwortete der Mann. "Und Sie hatten eine Verabredung mit ihm. Das sagten Sie, als Sie sich in der katholischen Mission nach seiner Adresse erkundigten, gerade eben. Bilden Sie sich ein, Sie werden nicht beobachtet? Was hatten Sie mit diesem jungen Mann zu tun?"

"Ich wollte ihn nur wiedersehen. "

Der Bösewicht griff zu einem Telefon an der Wand, und bald hörte ich, wie er mit einem "Herrn Oberinspektor" sprach und ihn um Anweisungen bat, was er mit mir machen sollte. Ich erinnere mich an Teile des Gesprächs

"Sie hat mit diesem Mann Kontakt gehabt… . Aber sie hat einen britischen Pass, — in Ordnung, soweit ich sehen kann. Und ein Empfehlungsschreiben, das von einem wichtigen französischen Büro in Paris an die alliierten Besatzungsbehörden gerichtet wurde… Ja, ja Herr Oberinspektor… . Nein, so alt nun auch wieder nicht. In ihrem Pass steht dreiundvierzig, aber sie sieht nicht älter als fünfunddreißig aus, wenn überhaupt… . Ja, sicher, Herr Oberinspektor… . Nein, noch nicht… . Wir werden sehen. Der Polizist ist gegangen, um ihr Gepäck zu holen… . Ja, sicher, ich glaube auch. Wir werden sehen… . Ja, Herr Oberinspektor."

Es dauerte nicht lange, bis der Polizist zurückkam. In der einen Hand hielt er meine Reisetasche, in der anderen meine Handtasche und meinen Aktenkoffer. Erstere stellte er in einer Ecke auf den Boden,

die beiden letzteren auf den Tisch. Dann zog er aus meiner Handtasche eines meiner zweimal vierfach gefalteten Flugblätter heraus (es waren einige dabei, weil ich sie auf dem Weg nach Köln im Zug verteilt hatte). Er entfaltete sie und legte sie dem Beamten am Schalter vor. "Genau die gleichen wie die, die bei G. W. gefunden wurden", sagte er. "Diese Nazis! Aktiver und arroganter als je zuvor, wenn Sie mich fragen! Was halten Sie davon?"

Der Mann am Schalter antwortete ihm nicht, sondern las das Papier (dessen Text ich im vorangegangenen Kapitel übersetzt habe) und sprach mit mir:

"Wie erklären Sie sich, dass dies in Ihrer Tasche ist?", fragte er mich. "Hat Herr W. es Ihnen gegeben? Oder jemand anderem?"

Ich wusste, dass es jetzt sinnlos war, weiter zu versuchen, die Wahrheit vor der Polizei zu verbergen. Diesmal würde ich nicht "ungestraft davonkommen". Und je genauer ich die Wahrheit sagen würde, desto geringer würde die Verantwortung von Herrn W. in dieser Angelegenheit im Vergleich zu meiner erscheinen, und desto milder würde *seine* Strafe ausfallen, — desto eher würde er frei sein. Er verdiente es, frei zu sein, nach all seinen Dienstjahren während des Krieges und seinen drei Jahren Gefangenschaft im Horrorlager, mitten in Afrika. Ich konnte es mir leisten, in den Knast zu gehen. Vielleicht hatte ich es verdient, weil ich vor dem Krieg nicht nach Europa zurückgekehrt war, weil ich während des Krieges nicht so nützlich war, wie ich es in Europa hätte sein können, wenn es mir gelungen wäre zu kommen. Und selbst wenn diese Erwägungen nicht aufgetaucht wären und nicht Herr W., sondern jemand anderes mit mir zusammengearbeitet hätte, hätte ich es in jedem Fall als meine Pflicht empfunden, die gesamte Verantwortung für jede Aktion für die Sache des Nationalsozialismus zu übernehmen, an der ich, wie klein auch immer, beteiligt gewesen war. Diese Verantwortung war eine Ehre, der ich mich nicht entziehen konnte.

Ich sah den Mann am Schreibtisch direkt an und antwortete klar und deutlich, fast triumphierend: "Diese Plakate sind nicht von Herrn W., sie sind von *mir*. Ich habe sie geschrieben. Und ich bin es, der Herrn W. alle seine Plakate gegeben hat — ich allein."

Der Mann hat von mir erwartet, dass ich Herrn W. beschuldige und alles tue, um mich der persönlichen Verantwortung zu entziehen. Er hatte anscheinend vergessen, dass wir keine Demokraten sind. Er schaute mich erstaunt und interessiert an — wie jemand, der in ein Schaufenster blickt, um einen Gegenstand zu betrachten, den er seit

vielen Jahren nicht mehr auf dem Markt gesehen hat und von dem er nicht erwartet hat, ihn jemals wiederzusehen. Aber er gab keinen Kommentar ab. Es gab keine Kommentare, die er abgeben *konnte*. Er sagte es mir einfach:

"Es tut mir leid — sehr leid — Ihnen mitteilen zu müssen, dass Sie verhaftet sind. "

Ich lächelte. Ich erinnerte mich an meine erste Reise durch das zerstörte Deutschland, weniger als ein Jahr zuvor. "Wenn ich schon nichts mehr für sie tun kann, in diesen Tagen des Grauens, so möge ich wenigstens mit dem Volk meines Führers leiden! ", hatte ich damals zu allen Göttern im Himmel gebetet. Neun Monate lang hatte ich ein wenig von dem Leid erfahren, dem die Deutschen in den letzten vier Jahren ausgesetzt waren. Nun würde ich ihnen in den Händen der deutschen Verfolger beistehen. Die Götter hatten mir meinen Herzenswunsch erfüllt.

"Ich bin glücklich", sagte ich, "dass ich die Gelegenheit habe, für meine lebenslangen Ideale Zeugnis abzulegen".

Und die drei Anwesenden konnten sehen, dass ich weder gelogen noch "eine Show abgezogen" hatte. Ich fühlte mich so glücklich, dass ich wohl auch so aussah.

Es war etwa zwei Uhr nachts.

KAPITEL 3

FRAGEN UND ANTWORTEN

"Haben Sie noch mehr von diesen Plakaten?", fragte der Polizist, der gerade mit meinen Sachen zurückkam.

"Nur ein paar", antwortete ich.

"Gebt sie uns alle."

Ich bat um meine Tasche, holte einen Schlüssel aus meiner Handtasche und öffnete den Aktenkoffer, den der Mann mir hingehalten hatte. Ich ziehe mehrere alte französische Modezeitschriften, *Marie-Claire*, heraus, entnehme jeder Zeitschrift zwanzig oder dreißig Flugblätter und lege sie auf den Tisch. Der Polizist zählte sie. Es waren, soweit ich mich erinnere, einhundertzwanzig. Er übergab sie dem Beamten am Schreibtisch, der seinerseits zählte, aber nicht genau die gleiche Anzahl fand.

"Ist das alles, was Sie haben?", fragte mich der Polizist.

"Ja", antwortete ich und log so ruhig und natürlich, wie ich bis dahin die Wahrheit gesagt hatte.

"Du hattest doch sicher mehr als das!"

"Ja, das hatte ich", sagte ich, "aber ich habe sie alle verteilt."

"Wie viele haben Sie verteilt?"

"Von dieser Sorte sind es viertausend und sechstausend in kleinerem Format und mit längerem Text", sagte ich — was vollkommen richtig war. Was ich sorgfältig verbarg, war die Tatsache, dass ich noch dreitausend weitere dieser neuesten Plakate in einem Koffer hatte, den ich irgendwo in der französischen Zone bei jemandem zu Hause gelassen hatte. Um nichts in der Welt wollte ich ein Wort über diesen Koffer verlieren. Glücklicherweise waren der Name und die Adresse des Freundes, in dessen Obhut ich den Koffer gegeben hatte, in meinen Unterlagen nicht zu finden.

"Haben Sie noch mehr von Ihren Flugblättern der früheren Art?", fragte der Polizist.

"Nur ein oder zwei, die ich als Erinnerung aufbewahrt habe", sagte ich. "Sie sind irgendwo in meiner Tasche, glaube ich. Den Rest habe ich schon vor Wochen fertig verteilt."

"Ich sehe, Sie haben Ihre Zeit in Deutschland nicht verschwendet!

"Ich hoffe nicht."

Aber ich fühlte mich unbehaglich wegen einer gewissen Anzahl von Adressen, die ich in einem Notizbuch notiert hatte, das — wie ich wusste — in meiner Handtasche lag. Ich machte mir bittere Vorwürfe, dass ich mich nicht allein auf mein gutes Gedächtnis verlassen hatte, um sie mir zu merken. Jetzt gab es nur noch eines, was ich tun konnte. Und ich tat es. Während der Polizist neben mir zum zweiten Mal meine Plakate zählte (um zu sehen, ob er sich nicht geirrt hatte) und während der Mann am Schreibtisch noch einmal mit dem "Herrn Oberinspektor" telefonierte, um ihn über meine Verhaftung zu informieren, ließ ich meine Hand in meine Tasche gleiten und holte vorsichtig das gefährliche Notizbuch heraus. Ich wusste, dass sich die wichtigsten Adressen auf den ersten beiden Seiten befanden. Ich riss sie so schnell wie möglich auf meinem Schoß unter dem Tisch heraus, zerriss sie, nahm mein Taschentuch und tat so, als ob ich husten müsste, steckte sie mir schnell in den Mund, hielt sie ein oder zwei Sekunden unter der Zunge, um sie aufzuweichen, und schluckte sie dann leise und mit einem Seufzer der Erleichterung hinunter.

Dann riss ich die anderen Seiten heraus, auf denen Adressen aller Art standen, einige von echten Freunden, andere von bloßen Bekannten — von Menschen, die nichts von irgendwelchen Überzeugungen wussten, geschweige denn von meiner Tätigkeit in Deutschland, wie ein Londoner Redakteur und eine englische Krankenschwester, die ich in einem Café in Paris kennengelernt hatte. Und ich fing an, sie leise zu zerreißen, so wie ich es mit den wenigen ersten getan hatte. "Diese umfassen mehr Papier; sie werden schwieriger zu schlucken sein", dachte ich; "aber ich werde sie um so vernünftiger schlucken, um der ein oder zwei Kameraden willen, deren Namen dort stehen, unter vielen gleichgültigen Namen."

Aber der Polizist (der mit dem Zählen der Plakate fertig war) erblickte mich. "Hula!", sagte er, "Gib uns, was du da auf deinem Schoß hast. "

Und bevor ich die Zeit hatte, die Zettel zu schlucken, war er aufgestanden und hatte sie mir entrissen. "Ja, gib das her! Das wird ein interessantes Puzzle für die Kriminalpolizei", fügte er hinzu und steckte die kleinen Stücke in einen leeren Umschlag, den er dem Mann am Schreibtisch übergab.

Dieser wandte sich noch einmal an mich. "Sie haben vorhin von Ihren "Idealen" gesprochen", sagte er, "aber Sie haben sicher nicht nur für Ideale gearbeitet. Wer hat Sie bezahlt?"

"Ich habe bezahlt!" Ich spürte, wie eine Welle der Empörung meine Brust anschwoll und mich fast erstickte. "Niemand hat mich je bezahlt", stieß ich hervor, wütend über den Gedanken, für einen gewöhnlichen Söldner gehalten zu werden. "Im Gegenteil, ich habe praktisch alles, was ich besaß, für die Sache, die ich liebe, gegeben und hätte das Wenige, das mir geblieben ist, auch gegeben, wenn ich in Deutschland frei geblieben wäre."

"Sie hatten keine Arbeit. Wovon haben Sie gelebt, und wo? "

"Ich lebte von irgendwelchen Juwelen, von denen ich ein ganzes Kästchen voll hatte und die ich nach und nach verkaufte, weil ich Geld brauchte, um zu reisen und zu tun, was ich tat. Und ich hatte keinen festen Wohnsitz. Die Nächte verbrachte ich in irgendeinem "Bunker-Hotel" oder in der "Bahnhofsmission" — oder in den Wartesälen der Bahnhöfe, wenn ich überhaupt kein Geld hatte."

Diese zweite Aussage war nicht ganz richtig. Zweifellos *hatte* ich in letzter Zeit, seit meiner letzten Rückkehr aus England, viel auf diese Weise gelebt (und trotzdem hatte ich oft ein oder zwei Nächte bei Freunden und Sympathisanten verbracht). Aber vorher hatte ich die Gastfreundschaft von Genossen genossen, denen ich so lange ich lebe dankbar sein werde — Menschen, die mich wochenlang beherbergt hatten, während sie selbst kaum genug Platz hatten; Menschen, die mich mit ihren eigenen spärlichen Rationen verpflegt hatten, während ich, der in keiner Weise mit der Besatzung verbunden war, keine reguläre Lebensmittelkarte erhalten durfte; Menschen, die mich auf eigene Gefahr versteckt hatten, weil sie wussten, dass ich mich ohne Genehmigung in ihrer "Zone" aufhielt, und zwar allein aufgrund unseres gemeinsamen nationalsozialistischen Glaubens, unseres gemeinsamen Ziels. Man hatte mir gesagt, ich solle nicht zu ihnen zurückkehren, weil sie in meiner Abwesenheit Schwierigkeiten mit der Militärregierung gehabt hätten. Aber ich habe sie trotzdem geliebt. Und ich war natürlich sehr darauf bedacht, die Polizei nicht in den Verdacht zu bringen, dass ich solche Verbindungen hatte.

Der Polizeibeamte am Schalter schaute mich ein wenig skeptisch an. "Wie sollen wir Ihnen glauben", sagte er. "Was Sie uns erzählen, ist seltsam."

"Ja, seltsam, aber wahr", antwortete ich. "Wer meinen Koffer untersucht, der sich jetzt in der Garderobe befindet, wird darin sieben

oder acht leere Schmuckschatullen finden. Darin befanden sich einst Halsketten und Armbänder, Ohrringe und Ringe sowie eine riesige Brosche, alles aus Gold und von indischer Handarbeit. Diese habe ich verkauft, nicht nur um zu leben, sondern auch um meine Auslandsreisen und den Druck meiner Propaganda zu finanzieren.

Der Polizist, der meine Sachen hereingebracht hatte, ergriff seinerseits das Wort: "Ein Deutscher hätte das tun können, was Sie allein für die Idee getan haben, aber Sie sind kein Deutscher."

"Und dennoch", sagte ich, "bestehe ich darauf, dass ich weder für Geld noch für irgendeinen persönlichen Vorteil gehandelt habe, sondern ausschließlich für die Prinzipien, zu denen ich mich immer bekannt habe. Es ist wahr, dass ich kein Deutscher bin. Dennoch habe ich mich mit der Sache des nationalsozialistischen Deutschlands identifiziert, weil es auch die Sache des Ariertums ist - der höheren Menschheit; die einzige Sache, für die es sich in unserer Zeit zu leben lohnt; zumindest die einzige, an der ich ausreichend interessiert bin, um ganz dafür zu leben."

Ich sagte die Wahrheit und drückte mich vehement aus. Ich kochte vor Empörung über den Gedanken, dass diese Männer *mich* für einen professionellen Verschwörer hielten. Die Polizisten glaubten mir schließlich — wie auch andere bei meinem anschließenden Prozess — weil sie nicht anders konnten. Meine Worte trugen den untrüglichen Stempel der Aufrichtigkeit.

"Vielleicht sind Sie echt", sagte der Mann, der meine Sachen gebracht hatte. "Aber es war schwierig, das sofort zuzugeben. So viele Leute handeln für Geld."

"Ich bin nicht 'viele Leute'", sagte ich stolz, fast hochmütig; "und ich habe nie aus denselben Motiven gehandelt wie die käufliche Herde von Männern und Frauen, — nicht ich."

"Wo haben Sie das Zeug gedruckt?", fragte der Polizist und zeigte auf meine hundertzwanzig Plakate, die vor seinem Vorgesetzten auf dem Schreibtisch lagen.

"Irgendwo, außerhalb Deutschlands", antwortete ich.

Ich hielt es für besser, dies klarzustellen, damit keine deutschen Drucker verdächtigt werden, auch wenn einige vielleicht an ähnlichen Aktivitäten beteiligt waren. Aber ich wollte um keinen Preis ein einziges Wort hinzufügen, das meine wahre Aussage noch präziser gemacht hätte.

"Wir fragen Sie, wo", beharrte der Polizist.

"Irgendwo, jenseits der Grenzen dieses unglücklichen Landes", wiederholte ich. "Vielleicht in Kamtschatka. Die Welt ist weit. Suche die Welt."

Der Mann am Schalter schaute mich mit offensichtlich gesteigerter Neugierde an. Der Polizist, den meine Antwort anscheinend irritiert hatte, sprach mich erneut an.

"Macht nichts", sagte er mit einem schiefen Lächeln, "sagen Sie es uns nicht jetzt, wenn Sie es nicht wollen. Du wirst es uns später sagen. Wir haben Methoden, um solche Leute wie Sie zum Reden zu bringen."

Ich erschauderte, denn ich wusste, was das bedeutete. Ich hatte nicht nur über die wenigen Fälle von durch Folter erpressten "Geständnissen" sogenannter "Kriegsverbrecher" gelesen, die der englischsprachigen Welt neben Tausenden anderen, von denen ich nie etwas veröffentlicht habe, seit 1945 in englischen und amerikanischen offiziellen Berichten hin und wieder zur Kenntnis gebracht wurden, sondern ich kannte viele weitere konkrete Fälle dieser Art von meinen eigenen Kameraden — Menschen, die selbst eine Kostprobe der oben genannten "Methoden" bekommen hatten oder die gesehen hatten, wie sie bei ihren engsten Freunden angewandt worden waren. Ich stand vor der Folterkammer in all ihrem Schrecken. Und für ein oder zwei Sekunden spürte ich, wie mir das Blut in den Adern gefror und mein Herz schwach wurde.

Aber das war nicht länger als ein oder zwei Sekunden. Und ich bezweifle, dass die beiden Männer in meiner Nähe — geschweige denn die beiden anderen in der Ecke — es bemerken konnten. Sofort riss ich mich zusammen.

"Offenbar bin ich jetzt an der Reihe", dachte ich. "Andere haben sich dem mutig gestellt. Warum nicht auch ich?"

Und ich erinnerte mich an die Tausenden von Nationalsozialisten, die den grausamen Prozess ohne ein Wort zu sagen durchgestanden hatten, — meine Kameraden, meine Väter, die Schar der unbeirrbar Treuen, in deren Mitte ich endlich — so hoffte ich — bei dieser Gelegenheit einen ehrenvollen Platz gewinnen würde.

Und ich dachte auch an die unsichtbare, immerwährende Macht, die Quelle aller Kraft und aller Größe, deren Herrlichkeit ich eine ganze Nacht lang mit meinen eigenen Augen in der Lava und den Flammen des ausbrechenden Berges Hekla gesehen hatte, weniger als zwei Jahre zuvor; der Eine, den die Hindus Shiva nennen, Herr des Tanzes von Leben und Tod.

"Lege Deine Kraft in mich. Du heller, unerschütterlicher Gott, der du in Strömen aus geschmolzenem Felsen schwimmst und in der Sonne glänzt und dessen Majestät die unverletzlichen Schneegipfel kleidet!" Ich habe in meinem Herzen gebetet. "Die Wahrheit, für die ich hier stehe, ist Deine Wahrheit — die ewige Wahrheit. Lege Deine Unbesiegbarkeit in mich! "

Und ich wurde von einer Welle ungeheurer, heiterer, überirdischer Freude erfüllt. Ich schaute die Männer vor mir mit einem glücklichen Gesicht an und sagte einfach: "Ich bin ein Nationalsozialist und hoffe, dass ich bis zum Ende treu und würdig bleibe. Ihr könnt mit mir machen, was ihr wollt. Aber nichts kann die Idee töten, die ich vertrete."

Ich erinnere mich an meine Worte, die ich in der Stille dieses weiß getünchten Raumes klar und deutlich auf Deutsch vor jenen Deutschen gesprochen habe, die aus Gründen, die sie selbst besser kennen, bereit waren, mit den Feinden Deutschlands zu kollaborieren — vielleicht, weil sie unsere Ideologie wirklich hassten; vielleicht auch nur, weil sie Familien zu ernähren hatten. In mir war keine Spur von Angst mehr, auch keine Spur von Eitelkeit. Ich kannte und akzeptierte meine persönliche Nichtigkeit, aber ich erhob mich über mich selbst in ruhiger, unendlicher Freude; Freude über die Vorstellung eines möglichen Martyriums — die größte Freude, die ich je erlebt hatte. Und die Freude machte mich wortgewandt. Mein ganzes Streben, mein ganzer Glaube, mein ganzer Stolz, meine ganze Liebe drückten sich in meiner einfachen Aussage aus: "Ich bin Nationalsozialist ... "Während mir aus der Tiefe meines Bewusstseins etwas sagte: "Das sagst du, in der einen oder anderen Form, seit sechstausend Jahren."

Und jenseits und vor der Schar meiner geliebten Kameraden, die jetzt, seit 1945, ebenso wie von 1919 bis 1933, während des ersten Kampfes, für Hitlers Sache gelitten haben, erkannte ich die Gegenwart der Millionen älterer Zeugen der Wahrheit, vom Beginn des Zeitalters der Finsternis — des "Kali Yuga" der Sanskrit-Schriften — in dem wir leben, und noch früher, vom Beginn des Verfalls des Menschen. Die nationalsozialistischen Märtyrer unserer Zeit bilden nur die letzten Reihen dieser breiten Legion der Ehre aller Zeiten. Hatte ich wirklich jahrhundertelang, von Leben zu Leben, die gleiche Wahrheit vor den aufeinanderfolgenden Vertretern der gleichen Kräfte des Zerfalls bezeugt? Und würde ich noch in dieser Nacht oder am nächsten oder übernächsten Tag eine weitere Chance erhalten, mir erneut einen Platz in der ewigen Legion zu erobern — oder eine Chance, meinen Platz in

ihr *zu behalten*? Ich lächelte in meinem Traum des Trotzes im Leiden, wie es viele der alten Menschen getan haben müssen.

Und, so dachte ich, es gab auch Menschen, die um der Lüge willen gelitten hatten — um der Ideale von Krankheit und Schwäche und Tod willen; um eben jener Prinzipien willen, in deren Namen die moderne entartete Welt uns, die lebenden arischen Heiden, verurteilt. Es gab Menschen, denen ich selbst die Folter auferlegen konnte, wenn ich die Macht hatte und es für den Triumph oder die Verteidigung der nationalsozialistischen Sache für zweckmäßig hielt — oder wenn meine Vorgesetzten es für zweckmäßig hielten. Unter solchen Menschen gab es einige, die nicht weniger aufrichtig waren als ich — und umso gefährlicher. Ich hatte sicherlich nie Liebe oder Sympathie für sie empfunden. Das tat ich auch jetzt nicht. Aber ich konnte nicht umhin, eine Art Parallele zwischen ihrer furchtlosen Treue bis zum Ende und der meiner Kameraden zu erkennen, die die Prüfung des Schmerzes und — wie ich hoffte — auch die meine überstanden hatten; die Parallele, die zwischen einer schönen Landschaft und ihrem auf den Kopf gestellten Bild in stillen, düsteren Gewässern besteht. Ich erinnerte mich an ein Bild, das ich Jahre zuvor auf einem Glasfenster in einer französischen Kirche gesehen hatte: das Bild eines frühchristlichen Märtyrers — ich konnte mich nicht erinnern, welcher es war, der mit seinem Blut auf den Boden schrieb, als er starb, die lateinischen Worte: "Christianus sum."

"Wahrlich, ich würde mich hassen", dachte ich, "wenn ich um meines Führers und meines arischen Glaubens willen nicht ertragen könnte, was so viele Anhänger einer jüdischen Religion oder einer modernen jüdischen Lehre in alten Zeiten oder noch vor wenigen Jahren — manche durch unsere eigene Hand — um ihres Aberglaubens und ihrer Irrtümer willen ertragen mussten!"

Und noch einmal freute ich mich auf die Aussicht, mit Hilfe aller Götter geprüft zu werden und die Prüfung zu bestehen und mein stolzes Glaubensbekenntnis vor härteren Männern als denen, denen ich bisher gegenübergestanden hatte, zu wiederholen: "*Ich bin Nationalsozialistin …* "

Der Polizist, der zuletzt mit mir gesprochen hatte, war inzwischen hinausgegangen, um den Koffer zu holen, den ich an der Garderobe zurückgelassen hatte. Der Plan am Schreibtisch war still. Ich saß immer noch an der gleichen Stelle. Dann wieder, aber zum letzten Mal, hatte ich einen Moment der Schwäche — denn die Aussage des Polizisten und die darin enthaltene Drohung und der Ausdruck,

mit dem er sie unterstrichen hatte, verfolgten mich; ein Moment, nicht der Angst vor dem Leid, sondern des Widerwillens bei dem Gedanken an die körperliche Entstellung. Ich betrachtete meine langen weißen Hände, die vor mir auf dem Tisch ruhten, und fand sie wunderschön. In der Überzeugung, dass sie wahrscheinlich bald aus der Form gerissen werden würden, hatte ich eine Sekunde lang Mitleid mit ihnen. Dann wurde mir bewusst, wie gemein es von mir war, mich unter diesen Umständen um mein Aussehen zu kümmern, und ich schämte mich. In Gedanken erinnerte ich mich an das strenge Gesicht, die großen, magnetischen blauen Augen des einzigen Mannes meiner Tage, den ich je verehrt hatte; an das freundliche Lächeln, mit dem er alle anzusprechen pflegte, die ihn liebten — und mit dem er zweifellos auch *mich* angesprochen hätte, wenn ich nur klug genug gewesen wäre, rechtzeitig nach Europa zurückzukehren. Und ich schob eine Hand unter meinen Mantel und drückte das kleine Glasporträt von ihm, das an einer Goldkette zwischen meinen Brüsten hing, durch meine Kleidung. Tränen traten mir in die Augen. "Nichts ist zu schön für dich, mein Führer! "dachte ich in einem Ausbruch von halb menschlicher, halb religiöser Liebe. Und wieder fühlte ich mich glücklich und unbesiegbar.

Ich wurde in der "schwarzen Maria", wie sie in London genannt wird, in das Hauptquartier der Kölner Kriminalabteilung gebracht. Der Gefangene, der während meines ersten Verhörs auf der Polizeiwache mit seinem Aufseher in der Ecke gesessen hatte, reiste mit mir, aber natürlich in einer anderen Kabine.

Die "schwarze Maria" hielt in einem Teil der Stadt, den ich noch nie gesehen hatte. Ich stieg aus, begleitet von dem Polizisten, der mein Gepäck in Empfang genommen hatte, und wurde in ein weiß getünchtes, sehr einfach eingerichtetes Zimmer geführt, in dem ein großer, kräftiger Mann mit rosigem Gesicht und glattem, dunkelbraunem Haar stand, und ein anderer, mittelgroß, dünn, gelblich, mit kleinen, scharfen Augen und schwarzem Haar in kurzen, regelmäßigen Wellen. "Sieht ausgesprochen jüdisch aus", dachte ich bei letzterem, als ich eintrat. Und diesen ersten Eindruck bestätigte der Mann nur durch die Art, wie er sprach.

Er forderte mich auf, mich auf eine Bank zu setzen, und warf, nachdem der Polizist, der mich hereingebracht hatte, weggegangen war, einen Blick auf eines meiner Plakate, deren ganzes Bündel auf dem Tisch lag.

"Sehen Sie sich diesen Unsinn an", sagte er zu dem großen Mann, dem er das Papier reichte. Dann wandte er sich an mich und fragte mich: "Was hat Sie dazu veranlasst, das aufzukleben?"

"Mein Gewissen und das Vergnügen, den Unterdrückern des Volkes meines Führers zu trotzen", antwortete ich mit absoluter Aufrichtigkeit.

Der Mann starrte mich an, zuerst mit Erstaunen, dann mit einem bösen Blick, und sagte nichts. Es ist der andere, der mit mir gesprochen hat.

"Und Sie wollen uns sagen, dass kein Geldangebot Ihr 'Gewissen' so beeinflusst hat?", rief er mit einem skeptischen Lächeln aus.

Erneut stieg die brennende Empörung in mir auf, die mich auf der Polizeiwache befallen hatte. Nichts macht mich so wild, als wenn ich höre, dass man an meiner Aufrichtigkeit zweifelt — meist unter Berufung auf "normale" Maßstäbe und "durchschnittliche" Psychologie (und wegen meiner Erziehung in einem eminent demokratischen Land), als ob "normale" und "durchschnittliche" Maßstäbe jemals auf mich anwendbar gewesen wären; und als ob meine liberale christliche Erziehung jemals etwas anderes bewirkt hätte, als mir immer wieder Gelegenheit zu geben, mir meiner Natur als geborener Heide und Hasser von Halbheiten bewusst zu werden, der ebenso frei von "menschlichen" Gefühlen, persönlichen Bindungen, konventionellen Skrupeln und durchschnittlichen Versuchungen ist. Ich vergaß völlig, wo ich mich befand, und sprach mit der gleichen aggressiven Freiheit, wie ich sie in einer Teegesellschaft hätte, die keine diplomatische war.

"Diese schmutzigen Andeutungen haben sie schon auf dem Polizeirevier gemacht, von wo ich komme", sagte ich mit unverhohlener Wut. "Das würden sie! Menschen mit mäßiger oder weniger als mäßiger Intelligenz beurteilen andere nach sich selbst. Folglich ist die ganze verfluchte demokratische Welt nicht in der Lage, unsere Ernsthaftigkeit und unsere Unbefangenheit anzuerkennen, geschweige denn zu verstehen. Und ihr haltet mich für das Äquivalent jener gut bezahlten Agenten Englands und der USA, die während des Krieges der französischen *Résistance* geholfen haben. Ihr solltet ein für alle Mal wissen, dass ich das nicht bin und niemals sein werde. Niemand hat mich bezahlt. Niemand wird es je tun. Hinter unseren Untergrundaktivitäten stehen keine Interessen ausländischer Großmächte, wie hinter denen der Anti-Nazis in den Tagen unseres Sieges. Deshalb haben wir kein Geld. Und die wenigen Nicht-

Deutschen, die jetzt, 1949, im Alleingang und auf eigenes Risiko aktiv zum zerstörten Deutschland stehen, tun dies allein um der Wahrheit willen, die das deutsche Volk in ihren Augen darstellt. Aber selbst wenn wir genug Reichtum hätten, um professionelle Agitatoren zu kaufen — selbst wenn wir so reich wären wie alle Juden der USA zusammen, wisse, dass ich immer noch aus dem bloßen Vergnügen heraus arbeiten würde, der nationalsozialistischen Sache zu helfen, weil sie die *meine* ist — weil ich sie liebe — und den Feinden meines Führers zu trotzen, weil ich sie hasse. Ich bin kein professioneller Agitator und werde es auch nie sein."

Der dünne gelbliche Mann, der meiner Tirade mit besonderer Aufmerksamkeit zugehört hatte, warf mir einen hasserfüllten Blick zu. Der andere, der nur etwas überrascht schien, fragte mich, wo ich während des Krieges gewesen sei.

"In Kalkutta", antwortete ich.

"Ich war an der russischen Front, ein weniger angenehmer Ort", sagte der Mann. "Das ist wahrscheinlich der Grund, warum ich weniger begeistert bin als Sie, obwohl ich ein reiner Deutscher bin. Wir haben wegen dieses verdammten Krieges gelitten. Sie nicht.

"Ich wünschte, ich hätte es getan", antwortete ich von ganzem Herzen, ja, mit jenem schmerzlichen Schuldgefühl, das mich seit der Kapitulation verfolgt. "Ich wünschte, ich wäre in der Lage gewesen, Indien rechtzeitig zu verlassen und wenigstens die Entbehrungen der Deutschen unter unaufhörlichem Bombardement zu teilen. Aber wie groß auch immer meine Fehler sein mögen, die ich hoffentlich wieder gutmachen kann, so bleibt doch die Tatsache bestehen, dass der Führer nicht für den Krieg und sein Elend verantwortlich ist. Er hat alles in seiner Macht Stehende getan, um ihn zu vermeiden — Sie sollten das wissen, denn Sie waren damals hier — und alles in seiner Macht Stehende, um ihn zu beenden, als er ihm und Deutschland aufgezwungen wurde. Geben Sie nicht ihm und nicht dem Nationalsozialismus die Schuld an Ihrem Leid. Schieben Sie die Schuld auf die Verräter, die Sie zu Hause hatten. Und gebt die Schuld den Juden und den Sklaven des Judentums, die in allen arischen Ländern die Oberhand hatten. Gebt die Schuld zuallererst diesen beiden übelsten aller selbstgefälligen Instrumente der internationalen jüdischen Geldmacht, diesen beiden Erzverbrechern: Churchill und Roosevelt! "

Zu meiner Überraschung war die einzige Reaktion des großen Mannes darauf die tiefe Traurigkeit, die ich auf seinem Gesicht lesen

konnte. Aber der dünne gelbliche Mann unterbrach mich heftig. "Deutschland ist schuld", rief er. "Es hätte sich nur vorher ergeben müssen. Warum hat es das nicht getan?"

Zögernd (denn ich mochte das Aussehen des Mannes nicht und wollte nicht mit ihm sprechen) antwortete ich: "Der Führer wollte dem deutschen Volk die Demütigung der 'bedingungslosen Kapitulation' und die damit verbundenen Leiden ersparen. Kein Deutscher — kein wahrer Arier — kann ihm das verübeln."

Der israelitisch aussehende Mann ließ mich nicht ausreden.

"Der Führer! ", wiederholte er ironisch und unterbrach mich noch einmal mit einem bösartigen Ausdruck in den Augen und einem hässlichen Geräusch — eine Imitation des Spuckens, um seine Verachtung zu zeigen. "Sie meinen wohl Meister Hitler. Nun ... Meister Hitler wollte die ganze Welt. Warum konnte er die Finger nicht von Polen lassen? Und warum hat er Russland angegriffen, um dort Millionen umsonst umbringen zu lassen? Wenn Ihnen die Deutschen so am Herzen liegen, wie Sie es vorgeben, dann sollten Sie der Erste sein, der das hasst ... " (und er benutzte, um den Retter der arischen Rasse zu bezeichnen, ein höchst abscheuliches Wort).

Ich spürte, wie mir das Blut in den Kopf schoss und die Beleidigung mir Tränen der Wut in die Augen trieb — weit mehr, als wenn sie gegen mich persönlich gerichtet gewesen wäre. Ich versuchte, mein Gleichgewicht zu halten, aber meine Stimme zitterte, als ich sprach.

"Ich bin nicht vom anderen Ende der Welt gekommen, um eine einzige Entscheidung meines Führers zu kritisieren", sagte ich. "Ich bedaure nur, dass es mir nicht gelungen ist, während des Krieges hierher zu kommen. Und noch mehr bedauere ich, dass ich nicht 1946 zusammen mit so vielen meiner Vorgesetzten getötet wurde."

Aber während ich so sprach, sagte mir etwas in mir: "Nein, sei nicht traurig! All das wird vorübergehen, wie ein Schatten auf dem Sand, der sich bewegt. Bedaure es nicht. Eines Tages wirst du Zeuge der unwiderstehlichen Rache, du wirst daran teilnehmen und die Feinde des Führers noch schlimmer behandeln, als sie deine Kameraden behandelt haben — denn du bist zielstrebiger und hast mehr Phantasie als sie."

Und ich lächelte bei der süßen Aussicht auf ein zukünftiges Nazi-Europa, in dem ich nichts von all dem vergessen würde, was ich seit dem Tag meiner Landung gegen unseren geliebten Hitler gehört hatte. "Vergiss nichts und vergib niemandem", träumte ich.

Der dünne, gelbliche Mann schaute mich teuflischer denn je an, als könnte er meine Gedanken lesen, und ging hinaus.

Der andere Mann drehte sich zu mir um und sagte: "Du hast Glück, dass du uns in die Hände gefallen bist, mutig wie du bist — glücklicher als diejenigen, die vor nicht allzu langer Zeit in die Fänge deiner Freunde fielen. Denn wir sind wenigstens menschlich. Den Feinden des von Ihnen gepriesenen Regimes erging es bei ihrer Verhaftung durch die Gestapo weitaus schlechter, als es Ihnen bei uns je ergehen wird. Wie wäre es Ihnen wohl an deren Stelle ergangen?"

"Was für eine komische Frage! " (Ich hätte fast gesagt: "Was für eine dumme Frage!") "Wie hätte *ich* jemals an ihrer Stelle sein können? Was hätte man der Gestapo gegen *mich* sagen können, ohne gleich als Lügner dazustehen? Meine Nazi-Orthodoxie ist — und war, wie ich hoffe, immer — über jeden Vorwurf erhaben."

"Ja", antwortet der Mann, der offenbar in diesen vier Jahren seine Lektion von den Demokraten gelernt hat. "Aber, ich wiederhole: Was ist mit den Leuten, die gegen das Regime waren?

"Was mit *denen* passiert ist, ist mir völlig egal", sagte ich, immer noch so spontan und locker, als wäre ich auf einer undiplomatischen Teeparty gewesen. "Sie waren die Feinde von allem, was ich liebe. Meiner Meinung nach war keine Behandlung zu hart, wenn sie dazu führte, ihren Aktivitäten wirksam ein Ende zu setzen."

"Und was wäre, wenn wir ... ich meine die Demokraten, die Besatzungsbehörden, die jetzt an der Macht sind ... *Sie* in einem ähnlichen Geist behandeln würden?"

Ich lächelte, — denn der Vorschlag war geradezu lustig. "Demokraten, die mit der gleichen Gründlichkeit und Konsequenz handeln wie wir ... da muss man schon über die Elbe, in die russische Zone und nach Russland selbst gehen, um das zu finden", dachte ich und sprach von der westlichen Variante der Demokraten — der milderen und heuchlerischen Sorte — ich sagte:

"Sie würden es tun, wenn sie an das glauben würden, wofür sie stehen. Aber das tun sie nicht. Sie wissen nicht, was sie wollen. Oder besser gesagt, sie wollen nur ihre jetzigen Jobs behalten, mit fetten Gehältern und wenig Arbeit. Ihre Duldung ist nur die Gleichgültigkeit der Faulen, der Gleichgültigen, der Alten. Wir wissen, was wir wollen. Und wir sind jung."

Der Mann schaute mich aufmerksam an, dann ging er und schloss die Tür, die der andere Kerl halb offen gelassen hatte. "Ich hätte nie geglaubt, dass es Ausländer wie Sie gibt", sagte er, als er zu seinem

Platz am Feuer zurückkehrte. "Du bist genau wie jeder unserer deutschen Nazis... . Wie jeder von uns, bevor viele den Glauben verloren haben", fügte er mit leiser Stimme hinzu, "denn auch ich hatte einmal Ihre Anschauung und Ihre Ideale. Wir alle hatten sie. Aber noch einmal: Wärst du derselbe, wenn du unter dem Krieg gelitten hättest wie wir?"

"Ich bin absolut sicher, dass ich es tun würde", antwortete ich mit Überzeugung. "Und noch mehr, ich bin sicher, *Sie* und alle anderen, die Sie erwähnen, würden es auch tun, wenn Sie die ewige Richtigkeit unserer Lehre erkannt hätten. Die Wahrheit steht über persönlichem Gewinn und Verlust und über den Schwankungen der Geschichte einer Nation. Und auf lange Sicht siegt die Wahrheit."

Als ich diese beiden letzten Worte aussprach, fiel mein Blick unwillkürlich auf das Siegel aus Hämatit auf dem Ring, den ich am Mittelfinger trug; das Wappen der alten Familie, der meine Mutter entstammte; unter dem Bild eines Wolfes das Motto: *Vincit veritas* — die Wahrheit siegt.

Und ich dachte an den furchtlosen Wikinger, der vor über tausend Jahren mit seinen Kriegern in England gelandet war, um der Gründer jener englischen Familie zu werden, die eines Tages dazu bestimmt war, mich, den Anhänger Adolf Hitlers, den "Missionar des arischen Heidentums" (wie mich der Konsul des erneuerten Italiens in Kalkutta einmal nannte), zu gebären — den unbedeutenden, aber kompromisslosen Kämpfer für die Wahrheit. Und ich betete in meinem Herzen, dass meine Prüfung beweisen möge, dass die alte nordische Familie in mir nicht verfallen sei. Und ich erinnerte mich auch an den Titel, den der arischste aller Pharaonen, Echnaton, Sohn der Sonne, gewählt hatte, um seinen Namen durch die Jahrhunderte hindurch zu tragen: *Ankh-em-Maat* — Leben in der Wahrheit. Und ich betete, dass auch ich es nie versäumen möge, bis zum Ende "in der Wahrheit zu leben", was immer auch geschehen möge.

In diesem Moment öffnete ein kleiner Mann in Zivil, der trotz seiner hellen Haut noch israelitischer aussah als der dünne gelbe Mann, der hinausgegangen war, die Tür und forderte mich grob auf, aufzustehen und ihm zu folgen. Er führte mich zu einer langen Treppe, die in den Untergrund führte, und rief mir zu, indem er auf sie zeigte: "Runter!"

"Der Yid hat sich in den letzten vier Jahren daran gewöhnt, uns zu verprügeln", dachte ich. "Aber das Spiel wird zu Ende gehen. Alles hat ein Ende. Und dann? Sind wir wieder dran, hoffe ich! Und dieses Mal ... "

Und ich starrte auf den kleinen dicken Mann, der kleiner war als ich selbst, und ging vor ihm vorbei, fast lächelnd bei dem Gedanken, was "dieses Mal" passieren könnte, wenn meine Freunde einmal an der Macht sind (wann auch immer das sein wird), und ich ging die Stufen hinunter, beide Hände in den Taschen.

Die Treppe führte zu einem langen, schwach beleuchteten Korridor mit einer Reihe schwerer Türen auf jeder Seite. Der Mann führte mich zu einer dieser Türen, schloss sie auf und führte mich in eine kleine, kalte und völlig dunkle Zelle, in der bereits eine Frau auf zwei oder drei Holzbrettern lag, die auf Eisenstützen ruhten. (Ich konnte ihre Gestalt auf diesem primitiven Bett vage erkennen, da ein wenig Licht vom Korridor in die Zelle fiel, als der Mann die Tür öffnete.)

Der Mann wies auf die Gestalt auf den Brettern und sagte zu mir: "Wenn Sie sich hinlegen wollen, bitten Sie diese Frau, Ihnen einen Platz zu machen. Du hast kein Bett für dich."

"Könnte ich nicht auf einem Teppich auf dem Boden liegen?", fragte ich.

"Wie Sie wollen", antwortete der kleine Mann. Und er führte mich in eine Ecke unter der Treppe, wo ein paar Teppiche lagen. Ich suchte mir einen aus — irgendeinen; sie waren alle so zerlumpt und schmutzig wie nur möglich — und kam zurück. Der Mann schloss die Tür der Zelle vor mir.

Es ist eine ungewöhnliche Erfahrung, sich in einer Zelle eingesperrt zu fühlen, mit einer Folterandrohung, über die man nachdenken muss, bis die Polizeibehörden den Befehl geben, die Tür wieder zu öffnen. Zum Glück hatte ich das erste Unbehagen, das die Drohung in mir ausgelöst hatte, längst überwunden. Ich empfand nur noch Freude über die Aussicht, bald würdiger zu sein als meine deutschen Kameraden, die für die nationalsozialistische Sache gelitten haben. "Ich bin ihnen jetzt schon ein wenig näher", dachte ich, während ich in dem kalten Raum fröstelte und meine Augen sich langsam an die Dunkelheit gewöhnten. Dann begann ich, den Ort zu inspizieren. Er enthielt nichts anderes als das primitive "Bett", auf dem die reglose Frau lag, die anscheinend schlief. Es war stockdunkel, bis auf den winzigen Schlitz oben an der Wand gegenüber der Tür. Und

die Kälte, weniger bitter als im Freien, war durchdringender — weniger erträglich; sie drang in die Knochen ein. Und die Wände waren feucht, und der Boden — aus nackter Erde — war schlammig.

Ich breitete den schmutzigen Teppich in einer Ecke aus und legte mich auf die Seite, die Knie bis zum Kinn, in der Position eines ungeborenen Babys, um mich so warm wie möglich zu halten. An Schlaf war nicht zu denken. Ich ließ meinen Geist treiben, wo er wollte.

Zuerst dachte ich an den Führer, von dem ich schon seit einigen Monaten wusste, dass er noch lebte. Ich erinnerte mich an die großen Massenversammlungen in den Tagen des Dritten Reiches und an den Titel eines Artikels in einem prächtigen Buch — einer Publikation jener großen Tage, den ich im Haus eines Kameraden gesehen hatte: *Unser Hitler*; die Worte, die die Gefühle der ersten wiederauferstandenen arischen Nation zusammenfassten. Diese Gefühle waren auch die meinen; oh, wie sehr die meinen! Ich hielt das kleine Glasporträt, das ich besaß, in meinen Händen. Es war warm, weil es in engem Kontakt mit meinem Körper war. In seiner Berührung lag ein Zauber, der ausreichen würde, um mich glücklich zu machen, wenn ich gezwungen wäre, wochenlang auf diesem übelriechenden Teppich zu bleiben. "Mein Führer", flüsterte ich mit Tränen in den Augen, als ich das kostbare Abbild andächtig küsste, "ich bin glücklich, so glücklich! "Hitlers Sprache fiel mir spontan ein, als natürlichstes Ausdrucksmittel, obwohl ich sie alles andere als perfekt beherrsche. Und ich stellte mir vor, wie er eines Tages zurückkam und in einer Atmosphäre nie dagewesener Begeisterung zu den Menschen in einem neuen, freien Deutschland sprach. Das Dritte Reich noch einmal, stärker und prächtiger als je zuvor. Und die Tränen, die meine Augen füllten, liefen langsam über meine Wangen. Niemals vielleicht hatte ich mir das inspirierte Gesicht lebhafter vorgestellt. Nie war mir mein geliebter Führer in seiner männlichen Schönheit faszinierender, liebenswerter, gottähnlicher erschienen. Würde er je erfahren, wie sehr ich ihn liebte? Würde sich irgendjemand in den zukünftigen freudigen Massen Deutschlands fünf Minuten lang an mich erinnern? Aber was spielte es für eine Rolle, ob sie es taten oder nicht? Und was machte es schon, wenn "er" — der eine Mann, für den (und für dessen Volk) ich alles tun würde — nie von meiner Existenz erfuhr? Der Einzelne zählte nicht. Ich zählte nicht. Verse aus der Bhagavad-Gita kamen mir wieder in den Sinn: "Handle nicht um der Früchte des Handelns willen"; "die Weisen handeln ohne Anhaftung, sie wünschen nichts anderes als das Wohlergehen der Welt." Nie war mir die alte

Zusammenfassung der arischen Philosophie so schön erschienen wie jetzt. Die heiligen Worte besänftigten mich, milderten die Erhabenheit meines Herzens mit himmlischer Gelassenheit. "Nein", dachte ich, "es kommt nicht darauf an, ob sich eines Tages jemand an mich erinnert oder nicht, nicht einmal 'er'. Alles, was zählt, ist 'das Wohl der Welt' — die Neue Ordnung — und meine Treue ohne Hoffnung oder Wunsch nach Anerkennung auf dieser Erde oder anderswo, einfach um der Liebe willen; Liebe zu meinem Führer, Liebe zur letzten Wirklichkeit (zu dem, was sie Gott nennen), das ist alles dasselbe, denn er ist das Sprachrohr der ewigen Wahrheit, die Verkörperung dessen, der in der Bhagavad-Gita gesprochen hat, in unserer Zeit, und ich habe ihn geliebt, Zeitalter um Zeitalter."

Und ich betete so inbrünstig wie vielleicht seit vielen Wochen nicht mehr: "Helft mir, mich von meiner unheilbaren Eitelkeit zu befreien, unsterbliche Götter! Helft mir, mich selbst völlig zu vergessen; nur ein nützliches Werkzeug in euren Händen zu sein, für den Triumph dessen, was ewig ist. Töte alle Kleinlichkeit in mir! "

Dann erinnerte ich mich an das ferne Zuhause, das ich vor über drei Jahren verlassen hatte. Es konnte etwa vier Uhr morgens sein — ja, ganze zwei Stunden seit meiner Verhaftung. "Vier und sechzehn. In Kalkutta muss es etwa zehn Uhr sein", dachte ich. Und ich erinnerte mich an meine alte Wohnung mit der Terrasse, die nach Süden ausgerichtet war, und an den schönen großen Baum voller Drachen- und Krähennester, den man von der Terrasse aus sehen konnte; und an meinen Mann in seinem makellosen weißen *Dhoti*, der las oder schrieb, während er seine Wasserpfeife rauchte. Ich erinnerte mich an meine schönen Katzen — zwei glänzende, schnurrende Fellmassen, eine schwarz, die andere gelb gestreift, die sich im Sonnenschein sonnten. Etwas in meinem Inneren sagte mir, dass ich sie nie wieder sehen würde, und dieser Gedanke ließ einen Schatten der Traurigkeit über mein Bewusstsein huschen. Aber es war nur ein vorübergehender Schatten, der schnell wieder verschwand. Ich hatte an andere Dinge zu denken. Ich erinnerte mich an meinen ersten Kontakt mit meinem Mann, dem ehemaligen Herausgeber und Besitzer des inzwischen längst verbotenen *Neuen Merkur* — der einzigen nationalsozialistischen Zeitschrift, die damals in Indien unter der Schirmherrschaft des deutschen Konsulats erschien. Ein in Kalkutta lebender Grieche hatte mich 1938 in sein Büro mitgenommen und mich ihm vorgestellt. Und die fast ersten Worte, die der brahmanische Verfechter unserer Neuen Ordnung in der Welt an mich gerichtet

hatte, sobald er wusste, wer ich war, klangen klarer denn je in meinem Gedächtnis: "Was haben Sie all die Jahre in Indien mit Ihren Ideen und Ihren Möglichkeiten gemacht? Du verschwendest deine Zeit und deine Energie. Geh zurück nach Europa, wo die Pflicht dich ruft! — Geh und hilf der Wiedergeburt des arischen Heidentums, wo es noch starke und hellwache Arier gibt; geh zu dem, der wirklich Leben und Auferstehung ist: dem Führer des Dritten Reiches. *Geh sofort, im nächsten Jahr wird es zu spät sein*."

"Ach, hätte ich doch nur auf ihn gehört! Hätte ich mir in meiner Eitelkeit nicht eingebildet, mich im Osten 'nützlich' zu machen, und wäre ich 1938 gekommen!", dachte ich zum millionsten Mal seit meiner Rückkehr. Und ich schluchzte bitterlich, ebenfalls zum millionsten Mal, über die Möglichkeiten des Dienstes auf meinem eigenen Kontinent, die ich so verpasst hatte.

"Es geschieht mir recht, hier zu sein, und es würde mir recht geschehen, wenn sie mich in Stücke rissen", schloss ich. "Ja, möge ich nun das Äußerste erleiden und wenigstens teilweise dafür büßen, dass ich nicht früher gekommen bin!" Und noch einmal begrüßte ich das ganze Grauen, das in der Anspielung des Polizisten auf die "Methoden" enthalten war, die man wahrscheinlich anwenden würde, um mich zum Sprechen zu bringen. Und dann stellte ich mir wieder meinen Mann vor, wie er in der asketischen Einfachheit unserer kaum möblierten Wohnung unter einem elektrischen Ventilator las oder schrieb, und dachte: "Wenn er von meinem Prozess erfährt, wird er wenigstens wissen, dass ich meine Energie nicht in Deutschland "vergeudet" habe! ... Oder wird er über mich sagen: 'Was für eine Närrin! Warum konnte sie es nicht schaffen, frei zu bleiben — und nützlich? Sicherlich hat sie etwas Kindisches und Spektakuläres gemacht, anstatt sich einer stillen, unbemerkten, soliden Arbeit zu widmen! '? " Und ich erinnerte mich daran, wie der weise, geschmeidige und gnadenlos praktische Idealist, der er ist, mich während des Krieges für meine "lärmende Hast", meinen "Mangel an Diplomatie", meinen "Frauenverstand" zu schelten pflegte. "

"Vielleicht hatte er Recht mit mir", dachte ich, "obwohl ich hoffe, mich jetzt weniger dumm zu zeigen, als ich scheine."

Die Kälte riss mich aus meinen Überlegungen. Die Feuchtigkeit des schlammigen Bodens war durch die Decke, auf der ich lag, in mich eingedrungen. Ich zitterte von Kopf bis Fuß, und meine Zähne klapperten. Ich schüttelte mich aus einem eiskalten Gefühl, das sich wie ein Hauch von Tod anfühlte. "Reiß dich zusammen, Savitri",

dachte ich, als ob ich zu mir selbst sprechen würde. "Du kannst es dir nicht leisten, krank zu werden — nicht in den Fängen dieser Leute. Du hast Besseres zu tun. Du bist die Gesundheit, der Widerstand, die unbesiegbare Jugend — der Nazigeist. Du brauchst deine Kraft, um ihnen zu zeigen, wer du bist, um ihnen zu trotzen."

Dieser Gedanke wirkte auf meinen Körper wie eine Tasse starker, heißer Kaffee. Obwohl ich seit acht Uhr morgens nichts mehr gegessen hatte, den ganzen Tag und einen Teil der Nacht unterwegs gewesen war und nicht geschlafen hatte, fühlte ich mich plötzlich leicht und aktiv, ja aggressiv — bereit, noch einmal zu kämpfen. Ich stand auf, setzte mich an die Wand, nahm einen kleinen Kamm aus der Tasche und begann, mir die Haare zu kämmen, wobei ich bedauerte, dass ich keinen Spiegel und auch keine Taschenlampe dabei hatte. Ich hätte mich gerne gewaschen, denn ich fühlte mich klebrig und schmutzig. Ich hätte auch gerne ein oder zwei andere Kleinigkeiten gehabt, denn ich merkte, dass es bei mir "wie bei den Frauen" war — die biblische Sprache ist wohl die eleganteste Art, solche heiklen Dinge auszudrücken. Aber es gab kein Wasser, und alle Gebrauchsgegenstände kamen nicht in Frage. Ich musste so lange ausharren, bis jemand die Zelle öffnen würde.

Habe ich ein Geräusch gemacht, als ich in der Dunkelheit versuchte, eine Sicherheitsnadel zu finden, die ich verloren hatte? Oder wachte die Frau, die auf dem "Bett" aus Brettern schlief, von selbst auf? Ich konnte es nicht sagen. Aber sie bewegte sich, streckte sich und fragte schließlich: "Eine neue, hier? "

"Ja, eine neue", antwortete ich. "Es tut mir leid, wenn ich Sie gestört habe."

"Sie haben mich nicht gestört", sagte sie — ob aus Höflichkeit oder nicht, werde ich nie erfahren. "Wie lange sind Sie schon da?"

"Ich habe keine Ahnung. Vielleicht eine Stunde, vielleicht mehr. Die Zeit kommt einem lang vor, wenn man nicht schläft, — auch wenn man viel zu denken hat", sagte ich.

"Ich muss viel geschlafen haben. Ich war müde."

Die Frau hielt eine Minute inne und fragte mich erneut: "Wo haben 'sie' dich her?"

"Am Bahnhof, als ich gerade aus dem Zug gestiegen war."

"Das ist Pech. Und darf ich fragen ... " — sie zögerte ein wenig, als sie sprach, aber die Neugierde überwand ihr Zögern — "darf ich Sie fragen, was Sie getan haben?"

"Nazi-Propaganda. Ich habe Traktate gegen die Besatzung verteilt und Plakate mit einem Hakenkreuz so groß wie 'das' oben drauf geklebt", sagte ich und freute mich, meine Heldentat einem Zuhörer zu erzählen, der vielleicht auch ein Sympathisant war. Und instinktiv, obwohl wir im Dunkeln saßen, machte ich eine Geste, um zu zeigen, wie groß das heilige Zeichen auf jedem meiner letzten Papiere war.

Die Frau stand sofort auf und setzte sich auf die Planken. Ihr Interesse an mir war mit einem Mal sehr groß. "Gut für Sie!", rief sie und gratulierte mir herzlich. "Ich bin ganz auf Ihrer Seite. Zu Hitlers Zeiten hatten wir genug zu essen; seit diese Schweine da sind, hungern wir. Ich bin hier, weil ich einem anderen die Lebensmittelkarte 'geklaut' habe."

"Die Treue dieser Frau zum Führer ist in ihrem Magen verwurzelt", dachte ich ein wenig amüsiert, und ich muss sagen, auch mit ein wenig Verachtung. Dennoch gefiel mir die vollkommene Unschuld, mit der sie dies zugab, als wäre es die natürlichste Form der Loyalität auf der Welt. Und ich war ihr dankbar für ihre Sympathie.

"Wie lange werden wir wohl hier bleiben?" fragte ich die Frau.

"Das kann ich nicht sagen. Sie werden kommen und uns anrufen, wann es ihnen passt. Heute ist Sonntag. Vielleicht lassen sie sich damit Zeit. Aber keine Angst: Sie werden uns nicht hier lassen. Dies ist kein Gefängnis. Sie werden uns verhören und uns an einen anderen Ort schicken — *dich* auf jeden Fall, denn ich hoffe, dass ich damit durchkomme. Ich weiß, welche Geschichte ich ihnen erzählen werde, und ich bin sicher, sie wird funktionieren."

"Ich habe ihnen keine Erklärung zu geben, was mich betrifft", sagte ich. "Ich würde keine erfinden, um mich zu retten, selbst wenn ich könnte: Ich bin viel zu stolz auf das Wenige, das ich getan habe. Aber es würde mir Spaß machen, sie über andere Menschen in die Irre zu führen und sie auf falsche Fährten zu locken, die sie nicht weiterbringen. Bei Gott, wie gerne würde ich das tun! Auf der Polizeiwache haben sie mir gesagt, dass sie alle Mittel einsetzen würden, um mich dazu zu bringen, zu sagen, wer meine Plakate gedruckt hat, aber ich bin entschlossen, nichts zu sagen, egal was sie tun."

"Prahlen Sie nicht, bevor Sie springen", erwiderte die Frau. "Du weißt nicht, wovon du sprichst. Die 'Mittel', die sie in Fällen wie dem deinen einsetzen, sind ziemlich übel, und ich kenne Leute mit deinen Idealen, die in ihren Fängen vor Schmerz gestorben sind. Stimmt, das war in den Jahren 1945' und 1946', kurz nachdem die verdammte

Okkupation eingesetzt hatte. Jetzt — so höre ich — werden sie milder, *d.h.* schwächer; sie werden müde, uns zu 'entnazifizieren'."

"Sie müssen herausgefunden haben, dass es nutzlos ist", sagte ich mit so viel Stolz, als ob ich im Namen aller Nationalsozialisten der Welt sprechen würde. "Ich werde ihnen zeigen, wie nutzlos es ist, zumindest in meinem Fall!"

"Möchten Sie mein 'Bett' mit mir teilen?", fragte die Frau nach einigen Sekunden des Schweigens. "Ich werde mich so weit wie möglich an die Wand drücken. Du musst müde sein."

"Danke", sagte ich. "Ich war es, aber jetzt bin ich es nicht mehr. Ich bin glücklich. Ich fühle mich meinen verfolgten Kameraden näher, seit ich hier bin. Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich ein wenig in der Zelle herumlaufe, um mich zu wärmen? "

"Sicherlich nicht. Ich werde jedenfalls nicht wieder schlafen. "

"In diesem Fall macht es Ihnen vielleicht nichts aus, wenn ich auch singe?"

"Warum sollte ich?"

"Richtig. Ich danke dir. Das wird mir gut tun."

Der Morgen rückte näher. Ich konnte es an dem Lichtstrahl sehen, der jetzt durch den Schlitz in der Wand hereinkam. Ich wandte mich diesem Lichtstrahl zu — dem Symbol der Hoffnung, dem Vorboten der aufgehenden Sonne — und sang das unsterbliche Lied, das einst den Vormarsch von Hitlers siegreichen Heerscharen begleitete und das eines Tages, so dachte ich, wieder ihren erneuten Angriff auf eine verfallende Zivilisation begleiten wird

"Standards hoch! Schließt die Reihen dicht!
Sturmtruppen, marschiert weiter, mit ruhigem, festem Schritt!
Genossinnen und Genossen, die von der Rotfront und der Reaktion erschossen wurden,
Marschiert im Geiste in unseren Reihen! ... "

Und während ich sang, erinnerte ich mich an den jungen Deutschen, der dieses Lied im Alter von zwanzig Jahren komponierte und im Alter von zweiundzwanzig Jahren den Märtyrertod starb: der Held Horst Wessel, der ewig lebt.

Ich sah zwei Fußpaare aus dem schmalen Schlitz auf der Höhe der Straße treten, aus dem das Licht kam. Und so wusste ich, dass zwei Deutsche dem lauschten, was ihnen als Deutschlands Stimme erschien, die sie aus der Tiefe einer Gefängnisgrube erreichte. Und unter diesen Umständen war die deutsche Stimme meine Stimme, die

Stimme eines fremden Ariers, die Huldigung der wiedergeborenen arischen Minderheit aus den vier Ecken der Erde an Hitlers Vaterland.

Und Freudentränen liefen mir über die Wangen, als ich die letzten beiden Zeilen sang, den rechten Arm in Richtung der unsichtbaren Morgenröte ausgestreckt:

"Bald werden Hitlers Fahnen auf allen Autobahnen wehen.
Die Sklaverei wird nur noch eine kurze Zeit andauern."

Die Zeit zog sich hin. Ich konnte mir vorstellen, dass auf der Straße die Sonne schien. Aber die Zelle war so kalt und praktisch so dunkel wie immer. Die Frau war, obwohl sie sagte, sie sei nicht mehr müde, wieder eingeschlafen — aus purer Langeweile. Ich schritt in dem schmalen Raum zwischen ihrem "Bett" und einer der Wände umher, die Hände in den Taschen, glücklich, obwohl mir kalt war und ich Hunger hatte.

Ich weigerte mich absichtlich, an meine Unannehmlichkeiten zu denken. Was waren sie schon im Vergleich zu den grausamen Bedingungen, unter denen so viele meiner deutschen Kameraden monatelang gelebt hatten? Ich erinnerte mich an die Tatsache, dass in Darmstadt — einem der Anti-Nazi-Vernichtungslager der Nachkriegszeit unter amerikanischer Leitung — das Thermometer im Winter 1946/47 *in den Zellen* 25 Grad unter Null erreicht hatte. Und ich dachte an den systematischen Hungertod, dem Nationalsozialisten in Schwarzenborn, in Diez, in Herstfeld, in Manheim, im Lager 2288 bei Brüssel und an hundert anderen Orten des Grauens ausgesetzt waren. Ich hatte sicherlich nichts zu beklagen. Aber selbst wenn es so wäre, dass ich das in Zukunft tun würde, dachte ich, würde ich es aus Augenmaß bewusst unterlassen. Und wenn unsere Tage zurückkehren würden, würde ich unsere Feinde auf jede erdenkliche Weise für die Leiden, die sie meinen Kameraden zugefügt haben, stigmatisieren, niemals aber mich; und selbst dann würde ich sie nicht für ihre Brutalität, sondern für ihre Heuchelei stigmatisieren. In der Zwischenzeit würde ich nie, nie etwas tun, um von ihnen auch nur die geringste Nachsicht zu erlangen.

Ich hörte, wie jemand die Treppe hinunterging, eine der Zellen neben meiner aufschloss und den Namen eines Gefangenen rief. Ich hörte, wie er die Zelle hinter sich abschloss, während er den Gefangenen wegbrachte. Und mehrmals informierten mich ähnliche

Geräusche in der gleichen Reihenfolge darüber, dass ein anderer Gefangener nach oben gebracht worden war. Ich würde an die Reihe kommen. Ich wartete.

Endlich, nach einer mir endlos erscheinenden Zeitspanne, wurde meine Zelle aufgeschlossen. Ich sah den kleinen, stämmigen Mann, der mich heruntergebracht hatte, auf dem Gang stehen, zusammen mit dem dünnen, gelblichen Mann, der in der Nacht vor mir so abscheulich gegen den Führer gesprochen hatte und den ich gerade deshalb verabscheute — und den ich noch mehr (und nicht weniger) verabscheut hätte, wenn er nicht so jüdisch ausgesehen hätte. Der kleine Mann rief den Namen meiner Begleiterin, Hildegard X., die ihm folgen sollte, während der gelbliche Mann einen Blick auf mich warf und sagte: "Du tust mir leid. Es war nicht nötig, dass Sie das alles durchmachen ... "

Ich brach in Wut aus. Ich verabscheue nichts so sehr wie die persönliche Sympathie von Anti-Nazis — selbst wenn sie aufrichtig ist, geschweige denn, wenn sie es nicht ist.

"Behalten Sie Ihr Mitleid für sich", sagte ich steif, fast hochmütig. "Ich bin glücklicher als du und als diejenigen, die mich verurteilen werden ... "

Die Tür wurde mir zugeschlagen, sonst hätte ich hinzugefügt: "Ich habe eine große Liebe und eine große Idee, für die es sich zu leben lohnt; ihr habt nichts als eure Taschen, ihr alle! "

Ich wartete, jetzt allein in der Zelle. Die Zeit schien lang, lang, unerträglich lang. Dann hörte ich wieder Schritte auf dem Korridor und das Geräusch eines Schlüssels, der sich im Schloss drehte, und ich sah, wie sich die Zellentür öffnete. Derselbe kleine dicke Mann rief mich: "Mukherji, folge mir!"

Er führte mich die Treppe hinauf, vorbei an dem Zimmer, in das man mich in der Nacht zuvor gebracht hatte, noch ein oder zwei Stockwerke höher und dann durch lange Gänge, an denen auf beiden Seiten Türen angebracht waren. An einigen dieser Türen konnte ich im Vorbeigehen die Worte lesen: Verbotener Eingang — d.h. kein Zutritt. Und da ich den Hinweis des Polizisten nicht vergessen konnte, "solche wie mich zum Sprechen zu zwingen", fragte ich mich: "Sind das die Kammern, in denen sie ihre 'Methoden' anwenden? "Hätte ich jemanden hinter einer der verbotenen Türen schreien hören, hätte mich das nicht im Geringsten erstaunt. Ich betete in meinem Herzen, während ich weiterging: "Herr des Tanzes von Leben und Tod, Mahadeva, erhalte mich würdig der großen Liebe, die Du in mich

gelegt hast! "Und ich erinnerte mich an eine Zeile aus dem glorreichen Lied der heiligen Männer: *"Wollt nimmer von uns weichen ..."* Und ich holte das kleine Glasbildnis des Führers hervor, das ich auf der Brust trug, und küsste es noch einmal, ohne dass mein Aufpasser etwas davon bemerkte.

Zuerst wurde ich in einen ziemlich großen Raum geführt, in dem zwei Frauen standen. Eine von ihnen schloss die Tür hinter mir und befahl mir, mich auszuziehen.

"Ganz?", fragte ich und fühlte mich ein wenig unwohl bei dem Gedanken, auch andere Frauen sehen zu lassen, in welchem Zustand ich war.

"Ganz und gar", antwortete die Wärterin.

Dann kam mir der Gedanke, dass sie vielleicht so schockiert sein könnte, dass sie das Porträt um meinen Hals nicht bemerkt. "Das ist vielleicht auch besser so", überlegte ich. Und ich zog mich aus, um mich zu entschuldigen. "Dies geschah", sagte ich, "kurz nach meiner Verhaftung, und ich hatte weder Wasser, noch irgendeine der notwendigen Utensilien, noch Kleidung zum Wechseln, da sich alle meine Sachen bereits in den Händen der Polizei befanden. Es tut mir leid."

"Oh, das ist schon in Ordnung", antwortete die Frau. Sie schien nicht im Geringsten schockiert zu sein.

Die andere Frau, die genauso jüdisch aussah wie einer der beiden Männer, die ich bereits erwähnt habe, starrte mich an, offenbar mit großer Neugierde. Sie schien jede meiner Bewegungen und jede Linie meines Körpers zu beobachten, während ich mich nach und nach meiner Kleidung entledigte. "Sie will wohl sehen, ob ich durch irgendeine Geste verrate, dass ich kompromittierende Papiere in meiner Wäsche versteckt habe", dachte ich. "Wenn das so ist, dann macht sie sich umsonst die Mühe. Die einzigen solchen Papiere, die ich hatte, habe ich schon vor Stunden verschluckt. Sie müssen inzwischen verdaut sein." Doch endlich sprach die Frau:

"Wie alt bist du?", fragte sie mich.

"Dreiundvierzig".

Sie gab keinen Kommentar ab. Ich wollte sie fragen, was mein Alter mit dieser Kontrolle zu tun hat. Aber ich sagte nichts.

"Wegen welchem Vergehen sind Sie hier?", fragte sie erneut.

"Für die Nazi-Propaganda", antwortete ich mit einem stolzen Lächeln.

Sie war offensichtlich viel jünger als ich, hatte aber ein abgenutztes Gesicht mit tiefen Falten unter den Augen. Und ich stellte mir vor — zugegebenermaßen grundlos und vielleicht böswillig, dass ihr Körper nicht weniger schlaff und kränklich — abgenutzt — ausgesehen hätte, wenn er nackt gewesen wäre. Meiner, das wusste ich, war alles andere als das. Und da ich die Frau, ob zu Recht oder zu Unrecht, für eine Jüdin hielt, war ich froh, einen so greifbaren Grund zu haben, sie zu verachten — oder besser gesagt, in ihr noch einmal das ganze Judentum in seiner schlimmsten Form zu verachten, und die ganze entartete Zivilisation, Produkt des Einflusses des Judentums auf die schwächeren Vertreter der arischen Rasse. Ich vergaß für eine Weile, wie sehr ich ein heißes Bad brauchte. Als ich nackt vor ihr im Sonnenschein stand, fühlte ich mich glücklich, dieser Frau den Anblick meiner festen und wohlgeformten Gestalt als ein lebendiges Beispiel arischer Überlegenheit zu bieten. Ich antwortete auf ihre Frage nur mit zwei Worten. Aber in dem Lächeln, das diese Worte begleitete, konnte sie vielleicht meine trotzigen Gedanken lesen.

"Und sehen Sie, wie schön wir Nazis aussehen, selbst mit dreiundvierzig", sagte das Lächeln, — "selbst nach einer schlaflosen Nacht auf einem schmutzigen Teppich im Schlamm. Das ist nur zu erwarten, wir sind die Jugend der Welt! "

Sie schürzte die Lippen, warf mir einen bösen Blick zu und sprach mit gezwungener Ironie: "Nazi-Propaganda", wiederholte sie, "Sie kommen leider etwas zu spät. "

Die Worte stachen bitter und bohrten sich tief in die rohe Wunde in meinem Herzen. Wer wüsste besser als ich, wie schön es gewesen wäre, meinen Bekehrungseifer im Europa des Dritten Reiches zu nutzen, statt ihn in einer gleichgültigen Umgebung zu vergeuden? Aber ich war mir meiner Kraft in der Gegenwart zu sehr bewusst, als dass mich der Gedanke an die Vergangenheit hätte deprimieren können. Und der helle Sonnenschein, der durch das Fenster fiel, lenkte meine Gedanken auf die Freude über eine unwiderstehliche Zukunft. Ich erinnerte mich daran, dass nichts eine große Nation daran hindern kann, ihre natürliche Aufgabe zu erfüllen, und dass ein paar Jahre im Auf- oder Abstieg auf lange Sicht nur einen sehr geringen Unterschied ausmachen. Ich lächelte noch trotziger und antwortete:

"Nein, im Gegenteil, ich bin ein wenig zu früh gekommen.

Die Frau, die wie eine Jüdin aussah, schwieg — vielleicht, weil sie wusste, dass ich aus ihrer Sicht nicht die richtige Person war. Ich hatte

nur zu recht. Die andere, die nun meine Strümpfe begutachtet hatte, sagte zu mir: "Sie können Ihre Kleider wieder anziehen. "

Keiner von beiden schien das unbezahlbare kleine Glasobjekt bemerkt zu haben, das an einer goldenen Kette um meinen Hals hing.

Ich wurde dann in einen anderen Raum desselben Gebäudes geführt, einen viel kleineren Raum, in dem mehrere Männer, einige in Polizeiuniform, andere in Zivil, standen oder saßen. Einer von ihnen, der in einer dunklen Ecke gegenüber der Tür saß, war der *Oberinspektor*, der bereits vor meiner Verhaftung telefonisch von der Polizeiwache aus über meinen Fall informiert worden war — ein gut aussehender, ziemlich stämmiger Mann mit den angenehmsten Umgangsformen. Er fragte mich, "ob es mir etwas ausmachen würde", einige Fragen zu beantworten. Nachdem er meinen Namen, mein Alter usw. notiert hatte, forderte er mich auf, ihm zu erzählen, "was ich in Deutschland von Anfang an getan hatte". Meine Aussage, so sagte er, würde als Beweismittel in meinem Prozess dienen. Natürlich war ich nicht gezwungen, eine Aussage zu machen. Wenn ich wollte, konnte ich mich weigern, bis zu dem Tag, an dem ich vor meinen Richtern erscheinen würde, irgendetwas von meiner Geschichte preiszugeben. Aber ich war nur zu gern bereit, über mich zu sprechen, vorausgesetzt, ich konnte dies tun, ohne Menschen zu verletzen, die auf unserer Seite standen. Es machte mir nichts aus, mir selbst zu schaden. Mehr als zwanzig Jahre lang war mein wahres Ich im Schatten geblieben: Alle außer einigen wenigen außergewöhnlich intelligenten Menschen hatten den Zusammenhang zwischen meiner lebenszentrierten Philosophie, meinem Hass auf die christlichen Werte, meiner Sonnenanbetung — meinem arischen Heidentum, zu dem ich mich offen bekannte — und der modernen politischen Ideologie, von der ich nur selten sprach, erahnt und verstanden, wie leidenschaftlich ich mich mit letzterer identifizierte. Es war zweckmäßig gewesen, die meisten Leute diese Tatsache ignorieren zu lassen, besonders während des Krieges. So geriet ich nie in Schwierigkeiten, ebenso wenig wie einige meiner engsten Mitarbeiter. Aber jetzt, wo man mich endlich erwischt hatte, machte es wenig aus, wenn ich den Behörden ein wenig mehr über mich erzählte, als sie ohnehin schon wussten oder vermuteten. "Man kann genauso gut für ein Schaf gehängt werden wie für ein Lamm", dachte ich: "Ich werde das Vergnügen haben, diesen Leuten mitzuteilen, dass die verfolgte Idee für mich, einen Nicht-Deutschen, mehr bedeutet, als all ihr 'humanitäres' Geschwätz jemals für irgendjemanden bedeuten wird, sie selbst eingeschlossen! " Und

ich sagte: "Das werde ich gerne tun und Ihnen die ganze Wahrheit sagen" — jedoch stets entschlossen, alles zu verschweigen, was direkt oder indirekt andere Nationalsozialisten in oder außerhalb Deutschlands belasten könnte.

"Ich kam zuerst von Schweden nach Deutschland", fuhr ich fort, "und verteilte vom 15. Juni 1948 gegen 18 Uhr bis zum 16. Juni 1948 gegen 9 Uhr morgens von den Fenstern des Nord-Express aus über fünfhundert Flugblätter, die ich selbst geschrieben hatte. Dann, nach einem kurzen Aufenthalt in England, kam ich über Frankreich zurück, überquerte diesmal die Grenze bei Saarhölzbach und verteilte vom 7. September bis zum 6. Dezember 1948 sowohl in den drei westlichen Besatzungszonen als auch im Saarland über sechstausend weitere Flugblätter, deren Text ich ebenfalls selbst geschrieben hatte."

Der *Oberinspektor* unterbricht mich. "Ihre ersten Flugblätter wurden in Schweden gedruckt?", fragte er mich.

"Ich habe sie mit meiner eigenen Handschrift geschrieben, vier oder fünf auf einmal, und habe die beiden Nächte vor meiner Abreise mit Kohlepapier verbracht.

Es gefiel mir, dieses Detail zu erwähnen — das vollkommen korrekt ist — und so den Umstehenden die doppelte Tatsache zu vermitteln, dass ich aus eigener Initiative gehandelt hatte und dass ich mich durch körperliche Entbehrungen nicht entmutigen lassen sollte.

"Und wo wurde Ihr zweiter Vorrat gedruckt?", fragte der *Oberinspektor*.

"Ich habe bereits auf dem Polizeirevier erklärt, dass ich diese Frage auf keinen Fall beantworten werde."

"Gut, fahren Sie fort, von Ihren Reisen nach und von zu erzählen. Dies ist nur eine freiwillige Aussage von Ihnen, bei der Sie sich so kurz fassen können, wie Sie wollen."

Ich setzte meine Erzählung fort und teilte der Polizei mit, dass ich im Dezember 1948 zum zweiten Mal nach England gereist war, "um Weihnachten mit alten Freunden zu verbringen", und dass ich nach meiner dritten Reise zurück nach Deutschland einen dritten Vorrat von etwa viertausend Papieren verteilt hatte — genau die, in deren Besitz ich verhaftet worden war, die sowohl als Flugblätter als auch als Plakate verwendet werden konnten. Wieder vermied ich es sorgfältig, auch nur ein einziges Detail zu erwähnen, das den Verdacht auf andere als mich lenken könnte. Mit beiden Händen in den Taschen sprach ich mit Leichtigkeit, versteckter Belustigung und einem heimlichen Gefühl der Überlegenheit. Ich wählte mühelos aus, was ich sagen wollte, wie

ein erwachsenes Mädchen, das denkt, wenn es vor einer Gruppe von Erstklässlern spricht: "*Das* kann ich ihnen sagen, das ist unwichtig — und wenn ich es ihnen nicht sage, tut es sowieso jemand anders. Aber *das* geht die Kinder nichts an." Ich erinnerte mich daran, mit welcher scheinbaren Einfachheit und mit welcher kalkulierten Harmlosigkeit mein kluger Mann während des Krieges mit den amerikanischen Offizieren sprach, die ich aus dem "East and West Club" mit nach Hause brachte. Und ich dachte, als ich mich umschaute und das halbe Dutzend Männer betrachtete, das den engen Raum fast ausfüllte: "Sicherlich sind diese genauso bereit, sich täuschen zu lassen, wie jene es waren." Und ich verachtete sie einmal mehr in meinem Herzen.

Ich erzählte die letzte Episode meines freien Lebens in Deutschland, um Herrn W. möglichst ahnungslos erscheinen zu lassen, was er tat, als er meine Plakate zum Aufkleben nahm.

"Aber Sie kannten seine politischen Ansichten?", bemerkte der *Oberinspektor*.

"Das habe ich nicht, und das tue ich auch heute noch nicht", antwortete ich und log mit größter Selbstverständlichkeit. "Ich hoffte nur, dass er nicht heftig gegen den Nationalsozialismus war. Aber auch da war ich mir nicht sicher, so sehr, dass ich mich unwohl fühlte, nachdem er mit meinen Plakaten weggegangen war. Man ist eben nie sicher."

"Wie konntest du dann glauben, dass er die Plakate aufkleben würde, wenn er sie gelesen hätte? — Sie haben uns doch gesagt, dass er sie nicht gelesen hat, bevor Sie ihn verlassen haben, und noch nicht genau wusste, worum es sich handelt."

"Die Wahrheit ist, dass ich ein Narr bin und aus einem Impuls heraus gehandelt habe", sagte ich. "Ich wusste, dass der junge Mann wie Tausende von anderen unter dem Krieg gelitten hatte. Und — ich stellte mir vor — ohne ihn zu fragen, dass er die Demokratien für all das verantwortlich machte, wie ich es tue, und dass er deshalb bereit sein könnte, mir in meinem einhändigen Kampf zu helfen. Vielleicht war das ein Fehler meinerseits. Ich weiß es nicht. Es war jedenfalls ein Risiko, das ich eingegangen bin."

"Und Sie haben dem jungen Mann Geld angeboten?"

"Nein — denn ich hatte keine. Aber ich sagte ihm, ich würde mich freuen, ihn wiederzusehen. Und wenn alles gut gegangen wäre, hätte ich sicherlich mein Bestes getan, um ihm zu helfen, denn ich wusste ja, dass er in Not war."

"Und Sie hatten keine Freunde in Deutschland, außer denen, die Sie gelegentlich auf Ihrem Weg trafen, wie Herrn W.? Sie hatten keine Briefe aus dem Ausland, in denen Sie jemandem empfohlen wurden?"

"Ich hatte einen Brief von Monsieur C., vom *Bureau des Affaires Allemandes*, 36 rue de la Pérouse, in Paris, in dem er mich der besonderen Fürsorge und dem Schutz der alliierten Besatzungsbehörden empfahl, und einen weiteren von derselben Person, der an mich gerichtet war und mir mitteilte, dass ich in seinem Namen Monsieur H. und Monsieur G. in Baden Baden und einige andere Herren in Saarbrücken und in Wien aufsuchen könne — denn ich beabsichtigte, auch nach Österreich zu gehen. Beide Briefe befinden sich in meiner Handtasche, glaube ich."

Ich hatte mich mit Monsieur C. und mit Monsieur G. und mit einem der Burschen in Saarbrücken unterhalten. Da ich wusste, dass sie alle notorische Anti-Nazis waren, war es mir völlig gleichgültig, ob sie wegen mir in Schwierigkeiten gerieten. Im Gegenteil: der Gedanke an eine solche Möglichkeit amüsierte mich sehr.

"Wollen Sie uns sagen, dass Sie keine Nazis in Deutschland kennen?" hörte ich eine Stimme aus einer Gruppe von Männern fragen, die, obwohl sie in der gegenüberliegenden Ecke in der Nähe des Fensters saßen, mein Kreuzverhör mit großem Interesse zu verfolgen schienen.

"Ich kenne nur zwei Nazis in der weiten Welt; der eine ist der Führer — die Götter seien mit ihm! — und der andere bin ich selbst", antwortete ich mit so viel unerschütterlichem Ernst wie ein komischer Schauspieler auf der Bühne.

Es herrschte Schweigen im Publikum — ich meine, unter meinen Vernehmern — und ein Lächeln (das die Lächelnden selbst gerne unterdrückt hätten) erschien auf dem einen oder anderen Gesicht. Ich spürte, dass meine seltsame Aussage ein oder zwei Worte der Erklärung bedurfte, und ich fügte hinzu: "Ja, Gott allein, 'der in die Herzen der Menschen eindringt', weiß, wer ein Nazi ist und wer nicht. Was weiß ich schon? Es ist nur zu leicht, mich zu täuschen. Ich wiederhole also: Ich bin mir des nationalsozialistischen Glaubens von niemandem sicher, außer natürlich von dem des Führers und von meinem eigenen."

Die Erklärung war unanfechtbar logisch. Es gab keine Antwort darauf — außer Folter. Aber die Männer in diesem kleinen Raum schienen ganz anders zu sein als die, mit denen ich zuerst in Kontakt gekommen war — Deutsche, zweifellos, die meisten von ihnen, aber

viel weniger an der Zukunft (und sogar an der Gegenwart) der Demokratie interessiert als die ersteren; mit anderen Worten, Männer, die der Demokratie in einem wahrhaft demokratischen Geist dienten, d.h. ohne echten Eifer. Oder vielleicht waren es auch nur Männer, die es eilig hatten, nach Hause zu gehen und zu Mittag zu essen — denn es muss schon fast halb eins oder zwei Uhr nachmittags gewesen sein. Keiner von ihnen erneuerte die Drohung. Und ich begann mich davon zu überzeugen, dass man sich über das gesamte System des politischen Zwangs im besetzten Deutschland praktisch ungestraft lustig machen konnte (zumindest *jetzt* und in den Westzonen), wenn man von Anfang an genügend Verachtung dafür aufbrachte und genügend Mut hatte.

Ein großer, schlanker, recht eleganter Mann, der noch nicht gesprochen hatte, fragte mich, ob ich sicher wüsste, dass Adolf Hitler lebt. "Sie sagen es auf Ihren Plakaten. Ist das nur ein Mittel, um seinem Volk Hoffnung und Mut zu geben, oder glauben Sie wirklich daran?", sagte er.

"Da bin ich mir sicher", antwortete ich.

"Und woher wissen Sie das? Einer seiner Anhänger muss es dir gesagt haben."

"Ganz und gar nicht. Ein indischer Astrologe hat mir das gesagt."

Die Zuhörer waren erneut überrascht. Sie hatten sich gefragt, was ich sagen würde, denn sie wussten inzwischen, dass ich keinen einzigen deutschen Namen nennen würde. Mit dieser Antwort hatten sie nicht gerechnet.

"Und Sie glauben an solche Prognosen?", fragte mich der große Mann.

"Ich schon — wenn sie von Leuten gemacht werden, die sich mit der Wissenschaft der Sterne auskennen. Ich nehme an, fünfundzwanzig Jahre im Nahen und Mittleren Osten haben meine natürliche Neigung zum Aberglauben nur noch verstärkt."

Auch hier war die Erklärung, wenn auch ein wenig ironisch, tadellos konsequent. Es gab nichts zu erwidern.

Aber der große Mann hat zu seinem Pech eine Diskussion mit mir aus rein ideologischen Gründen begonnen. Ein Fehler aus seiner Sicht, denn eine solche Diskussion zwischen einem Demokraten und einem Nationalsozialisten zeigt nur, wie schwach die Position des einen im Vergleich zu der des anderen ist. Ein Fehler, den er noch dadurch verschlimmert hat, dass er sich für eine Diskussion über den Geist der indischen Philosophie entschieden hat, mit dem er offenbar nicht vertraut ist.

"Ich verstehe nicht, wie Sie, der Sie sich für Indien zu interessieren scheinen (da Sie sich die Mühe gemacht haben, zwei indische Sprachen zu lernen), sich gleichzeitig so vollständig mit einer Ideologie des Mordes und der Gewalt wie dem Nationalsozialismus identifizieren können", sagte er, der selbst während des Krieges Indien besucht hatte.

"Und wie kommen Sie darauf, dass die Inder zu Mord und Gewalt unfähig sind?", fragte ich. "Die lange Geschichte Indiens, die ich einst an einem indischen College lehrte, lässt eher das Gegenteil vermuten."

"Vielleicht. Aber ... Gandhi, der Apostel der Gewaltlosigkeit... . Und die Meister der indischen Spiritualität ... die alle Pazifisten waren...".

"Alles Pazifisten!", dachte ich, "was für ein Scherz! Offensichtlich hat dieser Mann nie die Bhagavad-Gita gelesen." Aber ich war nicht erstaunt. Ich wusste, dass er so sprechen würde — und stellte den gewitzten Bania-Politiker des modernen Indiens auf eine Stufe mit den arischen Sehern der Vergangenheit. *[Er gehört zu einer der Kaufmannskasten, in Gandhis Fall zu den "Modh-Bania".]* Ich kannte die abgrundtiefe Ignoranz der meisten Europäer, die vorgeben, die "indische Philosophie" zu verstehen.

"Gandhi repräsentiert nicht Indien", antwortete ich. "Er hat selbst zugegeben, dass die beiden großen Einflüsse, die in seinem Leben zählen, die von Jesus Christus und die von Tolstoi sind — einer der christlichsten Figuren der Neuzeit. Die Tatsache, dass er, durch und durch getränkt von solch fremder Philosophie, großen Ruhm erlangt und eine beachtliche Rolle in Indien gespielt hat, ist nur ein weiteres eklatantes Zeichen für den Verfall Indiens von der hohen Stufe der Weisheit, die die alten Arier dort erreicht hatten, als sie den Grundstein für ihre kastengeprägte Zivilisation legten."

Das Thema war ungewöhnlich im Kölner Polizeipräsidium, und alle Anwesenden hörten aufmerksam zu, auch der *Oberinspektor* in seinem Sessel. Ich hoffte nur, dass die Deutschen genug Englisch konnten, um zu verstehen, was ich sagte, denn der große Mann hatte mich auf Englisch angesprochen, und ich hatte ihm in derselben Sprache geantwortet. Ich fuhr fort, als ob ich einen öffentlichen Vortrag halten würde: "Ich weiß nicht, inwieweit bedingungslose Gewaltlosigkeit von den zivilisierten Menschen des Indus-Tals praktiziert wurde, bevor die kriegerischen Arier aus dem Norden herbeiströmten. Wenn dies der Fall war, wie einige behaupten, dann habe ich umso mehr Recht, wenn ich erkläre, dass Indiens historische

Zivilisation — die Sanskrit-Zivilisation — kein Produkt der Tropen ist, sondern eine nordische Zivilisation, die auf ein tropisches Land geprägt wurde, was keineswegs dasselbe ist. Sie ist das Ergebnis des Genies alter Invasoren, deren Geist praktisch der gleiche war wie der unsere. Sie werden keine Spur dieses kühnen Geistes in Mr. Gandhis Pazifismus finden — auch nicht in den großen Philosophien der Lebensflucht, Produkte der Müdigkeit und Enttäuschung und Verzweiflung, die konsequenter sind als seine, die in der Antike dem Geist der Kshatriyas entsprangen, die den Pflichten und Privilegien der Macht entsagt hatten. Aber man findet sie in ihrer ganzen Reinheit in der Bhagavad-Gita, dem Buch, das verkündet, dass "es für einen Kshatriya nichts Willkommeneres gibt als einen gerechten Krieg", und das dem Krieger sagt: "Getötet wirst du den Himmel erlangen; siegreich wirst du die Erde genießen; steh also auf, oh Sohn von Kunti, voller Entschlossenheit, und kämpfe! "

"Aber ... Ich habe gehört, dass die Bhagavad-Gita auch Gewaltlosigkeit predigt", sagte der Mann.

"Nein", antwortete ich. "Das ist der Fehler derjenigen, die sie mit einer unheilbar christlichen Mentalität lesen. Die Bhagavad-Gita, die für Krieger geschrieben wurde, predigt Gewalt in einem losgelösten Geist — äußerste Gewalt (wenn nötig) mit vollkommener Losgelöstheit; die Handlung, die Pflicht ist, entsprechend der natürlichen Rolle eines jeden in der Welt, ausgeführt durch und durch, aber ohne Leidenschaft und niemals, niemals zu persönlichen Zwecken; dasselbe, was wir Nationalsozialisten heute predigen — und leben; und dass wir die einzigen sind, die *leben*, in dieser entarteten Welt."

Der große, elegante Mann hielt es für ratsam, das Thema fallen zu lassen. Vielleicht bedauerte er, es jemals angesprochen zu haben und damit den anwesenden Deutschen die Gelegenheit zu geben, zu erfahren — falls sie es nicht schon vorher geahnt hatten — wie alt, wie ewig der Geist Hitlers ist und wie untrennbar mit jedem Erwachen des arischen Bewusstseins verbunden.

Er stellte mir eine Frage, die offensichtlich weniger geeignet war, in den Herzen der Deutschen geheime Reaktionen hervorzurufen, die aus Sicht der Alliierten unerwünscht waren.

"Wie kommt es", fragte er mich, "dass eine vom griechischen Konsulat in Lyon (Frankreich) ausgestellte Bescheinigung über die griechische Staatsangehörigkeit mit dem Datum 1928 in Ihrer Tasche gefunden wurde?"

"Ich hatte die griechische Staatsbürgerschaft, bevor ich durch meine Heirat die britische Staatsbürgerschaft erhielt.

"Wie kommt es dann, dass in Ihrem Reisepass neben dem französischen Visum, das Sie zur Einreise in die französische Besatzungszone in Deutschland berechtigt, ausdrücklich vermerkt ist, dass Sie Franzose sind?"

"Oh, das bedeutet nur, dass ich den französischen Behörden absichtlich verschwiegen habe, dass ich mich mit einundzwanzig Jahren für Griechenland entschieden habe. Ich habe ihnen gesagt — weil ich dachte, das würde sie dazu bringen, mir die militärische Erlaubnis leichter zu erteilen, dass mein Vater französischer Staatsbürger war (was stimmt, unabhängig von seiner Herkunft) und dass ich "als Franzose geboren wurde" (was nicht weniger wahr ist, unabhängig von meiner Herkunft, denn jedes in Frankreich geborene Kind wird oder wurde zu meiner Zeit als Franzose angesehen). Alles, was mich in dieser Angelegenheit interessierte, war die Möglichkeit, nach Deutschland einzureisen. Und ich habe mich nicht geirrt: sie haben mir dieses Mittel gegeben."

"Und warum haben Sie nicht Ihre französische Staatsbürgerschaft behalten, als Sie einundzwanzig waren? Das war doch sicher vorteilhafter als eine griechische."

"Ich weiß, dass es so war. Die meisten Griechen, die sich in Frankreich niederlassen, sind aus diesem Grund 'französische Staatsbürger'. Das hat man mir auch in Griechenland gesagt, als ich meine hellenische Staatsbürgerschaft beantragte. Sie sagten mir, dass ich in Griechenland niemals die Stellung einnehmen würde, die mir meine Diplome in Frankreich verschafft hätten. Aber ich habe ihnen geantwortet, dass ich meinen Lebensunterhalt lieber als Tellerwäscher verdiene, als als Franzose bezeichnet zu werden."

"Und welche Diplome haben Sie? "

"Ich war 'licenciée ès lettres' — was man in England 'master of arts' nennt, glaube ich. Später erwarb ich auch den Grad eines 'master of sciences' — 'licenciée ès sciences' — und schließlich den eines 'doctor of literature' ('docteur ès lettres')."

"Und was hatten Sie gegen Frankreich zu beklagen?"

"Ich habe ihr nie verziehen, dass sie Griechenland an der Seite der Alliierten und mit der Komplizenschaft von Herrn Venizelos gegen den Willen der Griechen in den Ersten Weltkrieg gezwungen hat. Ich habe sie für die griechische Katastrophe in Kleinasien im Jahr 1922 verantwortlich gemacht. Und obwohl ich kein Deutscher bin, hat mich

ihr Verhalten an der Ruhr 1923 zutiefst angewidert — wie ich mich daran erinnere! Und ich betrachtete ihre Staatsbürgerschaft als eine Schande und wollte sie nicht haben, so vorteilhaft sie auch gewesen wäre. Von Notstand, wie 1948, war damals für mich keine Rede."

"Und familiäre Erwägungen haben Ihre Entscheidung beeinflusst, nehme ich an... "

"Nein, tausendmal nein. Selbst wenn meine Eltern beide Griechen gewesen wären, bezweifle ich, dass das meine Entschlossenheit gefördert hätte", sagte ich. "Was mich vor allem anzog, waren die ewigen griechischen Ideale der Vollkommenheit, die ich sehr bald arische Ideale nennen sollte. Griechenland — die älteste arische Nation in Europa, die diese Ideale in Leben und Kultur zum Ausdruck gebracht hat — war in meinen Augen ein Symbol. Und ich war nicht erstaunt, dass die französische Regierung, die die kleinasiatischen Griechen verraten hatte, sich ein Jahr später so schäbig gegenüber Deutschland verhielt — obwohl ich damals noch weit davon entfernt war, die volle Bedeutung des aufkommenden Nationalsozialismus und die Rolle, die er in meinem Leben spielen würde, zu erahnen."

"Und was bedeutet der Nationalsozialismus für Sie?", fragte der Mann. "Und was hätten Sie getan, wenn Sie die Bedeutung erkannt hätten, die er Ihrer Meinung nach hat?

"Für mich ist der Nationalsozialismus die einzige Anschauung, die der natürlichen Aristokratie der Menschheit, der besten Vertreter der arischen Rasse würdig ist. Er ist der Ausdruck des unsterblichen arischen Heidentums in unserer modernen Welt. Hätte ich *das* mit einundzwanzig Jahren erkannt, so hätte ich alles getan, um Bürger des Dritten Reiches zu werden und seinen Interessen in der Heimat mit all meiner Liebe, all meiner Energie und all meiner Intelligenz zu dienen. Aber ich erkannte es zwei Jahre später und tat mein Bestes für die arische Sache in den beiden alten, geheiligten Zentren der arischen Kultur: Griechenland und Indien."

Ich hatte ohne zu zögern geantwortet. Der Mann war der Meinung, dass es besser sei, mich vorerst nicht weiter zu befragen. Irgendwie war meine Antwort, egal was er mich gefragt hatte, am Ende immer ... *ad majorem Germaniae gloriam ausgefallen*. Das war zu viel für das Ansehen der Besatzung, — vor allem, wenn man bedenkt, dass ich kein Deutscher bin. Da außerdem kein Wort dieses Gesprächs schriftlich festgehalten worden war, wusste Gott allein, wie es von den anwesenden Deutschen wiederholt und interpretiert werden würde.

Das waren natürlich alles gute Demokraten — sonst wären sie ja nicht da gewesen. Aber konnte man im besetzten Deutschland jemals erkennen, wer ein guter Demokrat war und wer nur eine Show abzog? Der Herr ordnete an, dass man ihm am Nachmittag eine Stenotypistin ins Haus schickte, um meine Antworten schwarz auf weiß zu notieren, und bat mich, ihm in den unten wartenden Wagen zu folgen. Er war, zumindest äußerlich, sehr höflich, und ich würde sogar sagen, sehr freundlich.

Auf dem Weg nach draußen erzählte er mir, dass er dem britischen Militärgeheimdienst angehört. Ich dachte nach und kam zu dem Schluss, dass ich diskret gewesen war. Ich hatte zwar viel von meinen persönlichen Gefühlen preisgegeben. Aber das hatte keine Bedeutung; es betraf niemanden außer mir selbst. Ich hatte kein Wort gesagt, das den Feinden des Nationalsozialismus in der Gegenwart oder in der Zukunft von Nutzen sein könnte.

Der Wagen brachte mich zu dem Haus, in dem der Mann mit seiner Frau und seinen beiden Kindern wohnte.

In einer Ecke sitzend, mit dem Gesicht zum Fenster, genoss ich die Fahrt so ausgiebig, wie ich es an einem gewöhnlichen Sonntagnachmittag getan hätte, wenn der Herr nicht ein britischer 'M.I.' im besetzten Deutschland und ich kein Gefangener gewesen wäre. Das Wetter war kalt und hell — das Wetter, das ich mag — und die Straße angenehm. Ich hatte meinen Körper in der Ernsthaftigkeit oder Schlauheit meiner Antworten auf die verschiedenen Fragen, die mir im Polizeipräsidium gestellt worden waren, völlig vergessen, und ich spürte nun keine Hungergefühle mehr. Ich hätte leicht den ganzen Tag lang weiterreden können. Aber vorerst schaute ich nur aus dem Fenster auf die Bäume entlang der Straße, auf den wolkenlosen Himmel und auf die Passanten.

Ich war mir des unsichtbaren Bandes bewusst, das mich mit letzterem — wie mit ganz Deutschland — stärker denn je seit meiner Verhaftung verband. Eine Frau am Straßenrand zeigte auf das Auto, in dem ich saß, auf ihr zwei- oder dreijähriges Kind, das weinte. An dieser Geste war nichts Bemerkenswertes: Sie hätte genauso gut auf etwas anderes zeigen können, um den Jungen vergessen zu lassen, warum er weinte. Aber als ich sie dabei beobachtete, traten mir Tränen in die Augen, als wäre diese Frau das ewige Deutschland gewesen, um die Aufmerksamkeit ihrer verzweifelten Söhne von 1949 auf mich zu lenken und ihnen zu sagen: "Weint nicht über das Unglück: es wird gerächt werden. Und schon jetzt, trotz allem, seid ihr die Sieger — nicht

die, die euch schikanieren. Seht: Wo immer das arische Bewusstsein hellwach ist, ist es auf eurer Seite! " Spontan hatte ich der einfachen Geste eine geheime Bedeutung gegeben. Warum eigentlich nicht? Alles im Universum ist mit allem anderen und mit dem Unsichtbaren verbunden und *hat* eine geheime Bedeutung, die die Menschen nicht kennen. Ich war ein lebendiges Zentrum des arischen Bewusstseins. Und das blonde Baby, das jetzt in den Armen seiner Mutter weint, würde in ein paar Jahren auf demselben Weg marschieren, in den Reihen der wiederauferstandenen Hitlerjugend. In meiner bescheidenen Art und Weise existierte ich unter Tausenden von anderen, um dies zu ermöglichen.

Es muss kurz vor halb vier gewesen sein, als wir das Haus erreichten — das schöne, warme, gemütliche Haus, in dem ich, wie mir der Engländer sagte, den Rest des Tages und die folgende Nacht verbringen würde, bis man mich woanders hinbringen würde (ich wusste noch nicht, wohin).

"Ich danke Ihnen, dass Sie mich hier beherbergen", sagte ich, fügte aber sofort hinzu: "Aber würden Sie das auch tun, wenn ich Deutscher wäre?"

"Aber Sie sind doch Brite", antwortete mein Gastgeber.

"Jede Nationalität, die man mir zuschreibt (in dem Sinne, wie die Welt heute Nation und Nationalität versteht), wäre künstlich", sagte ich. "Ich bin einfach ein Arier." Und ich dachte an Herrn W. und fragte mich: "Wie behandeln sie *ihn*, der als SS-Offizier mehr wert ist als ich?" Es wäre vielleicht besser gewesen, mich in der kalten, dunklen Zelle zu lassen. Ich wollte keine persönliche Rücksicht von Deutschlands Unterdrückern — von den gewollten oder ungewollten Agenten der Feinde des Aryandoms.

Die Frau des Engländers kam, um mich nach oben zu bringen und ein Bad zu nehmen. Sie war eine junge, sehr attraktive Frau mit feuerrotem Haar — eine Schottin; ein feiner nordischer Typ. Und während ich sie ansah, dachte ich zum millionsten Mal: "Warum können nicht wenigstens die besten körperlichen Exemplare der Arier alle die eine Ideologie unterstützen, die der Rasse würdig ist — unsere? Warum lassen sie es zu — selbst in Deutschland, ganz zu schweigen von anderen Orten, dass die List des Juden sie im Namen völlig unarischer Prinzipien spaltet?" Aber ich sagte nichts. Und als ich ihr durch einen warmen Korridor folgte und dabei einen Blick auf die blauen Satinvorhänge warf, die eines der Schlafzimmer schmückten, wurde mir mit einer solchen Traurigkeit, dass ich hätte weinen können, klar,

dass einige Deutsche aus ihrem komfortablen Heim vertrieben worden waren, um Platz für diesen M. I. und seine Familie zu schaffen. "Wo waren sie jetzt? ", dachte ich. "Wie lebten sie? Ich sollte in dieser Nacht in einem *ihrer* Zimmer schlafen... . Aber vielleicht würde sie *meine* Anwesenheit in ihrem Haus nicht so sehr stören wie die des britischen Beamten, wenn sie mich nur kennen würden.

Als ich das Badezimmer erreichte, versuchte ich mir immer noch die rechtmäßigen Bewohner dieser schönen Umgebung vorzustellen.

"Sie können jede Seife benutzen, die Sie wollen", sagte die Frau des M.I. Sie haben hier in der Ecke ein Badesalz. Und hier ist ein sauberes Handtuch. Wenn Sie etwas brauchen, schämen Sie sich nicht, es mir zu sagen."

"Ich danke Ihnen", sagte ich, "und bitte Sie um Verzeihung für die Unannehmlichkeiten, die ich Ihnen bereite. Ich hätte nur gerne ... ein paar saubere Unterkleider. Ich glaube, ich habe welche in dem braunen Koffer, den sie mit mir hierher gebracht haben. Und die Pappschachtel, die in demselben Koffer ist, würde ich auch brauchen. Und nochmals Entschuldigung, dass ich Ihnen solche Unannehmlichkeiten bereitet habe."

"Das ist schon in Ordnung. Ich möchte, dass Sie sich wohlfühlen. Und du bekommst etwas zu essen, wenn du runterkommst."

Die Stimme der Dame war süß und freundlich, ihre Umgangsformen perfekt. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass ich bereit war, sie zu mögen, sofern sie nicht gegen uns war. Ich begann mich sogar zu fragen, ob sie nicht insgeheim auf unserer Seite war und mich gerade wegen meiner Überzeugungen nicht so gut behandelte. Aber wenn es so wäre, würde sie es mir nie sagen. Oder würde sie es tun? Ich versuchte es zu erfahren.

"Haben sie dir gesagt, warum ich verhaftet wurde?" fragte ich sie.

"Nein."

"Ich habe Zeitungen gegen die Besatzung geschrieben und verteilt. Ich bin ein Nazi — ein echter Nazi. Ich sage Ihnen das, weil ich nicht möchte, dass Sie nett zu mir sind, ohne zu wissen, wofür ich stehe."

"Aber das ist mir völlig gleichgültig", sagte die Frau des Gerichtsmediziners. "Sie haben jedes Recht, für Ihre Überzeugungen einzutreten, wie wir alle. Ich persönlich zerbreche mir nicht den Kopf über Politik: Ich habe mit meinem Haushalt und meinen beiden Kindern genug zu tun. Für mich sind Sie einfach eine Kollegin."

"Warum verhaften Sie mich dann? Und warum die Verfolgung Deutschlands? Und warum den Nationalsozialismus in der ganzen Welt verfolgen?" wollte ich sagen. Aber ich habe nichts gesagt. Es wäre sinnlos gewesen. Diese reizende Dame hatte kein Mitspracherecht bei den verhassten Entscheidungen der siegreichen Demokratien. Und, so dachte ich, ihre schönen arischen Kinder würden ohnehin unter der neuen Ordnung aufwachsen. Der nächste Weltkrieg und der darauf folgende Frieden — *unser* Frieden — würden kommen, bevor sie fünfzehn Jahre alt sein würden, hoffte ich.

Lächelnd über diese Möglichkeit badete ich in einer Wanne aus grünem Marmor und fühlte mich so frisch wie eine Rose. Ich ging in meinen sauberen Kleidern die Treppe hinunter und summte das alte Lied:

"Deutschland erwache aus deinem bösen Traum!
Gib fremden Juden in deinem Reich keinen Raum!
Wir wollen für dein Auferstehen kämpfen.
Arisches Blut darf nicht untergehen!"

Und ich konnte nicht umhin zu denken: "Was würden die rechtmäßigen Bewohner dieses Hauses sagen, wenn sie mich hören würden?" Ich war mir ziemlich sicher, dass sie sich insgeheim freuen würden. Und als ich vor der Küche vorbeiging, tat ich alles, damit die beiden jungen deutschen Diener, die dort arbeiteten, mich hörten. Haben sie es getan oder nicht? Und wenn ja, welche Gefühle weckte das alte "Kampflied" in ihnen? Ich werde es nie erfahren.

Ich betrat das Zimmer, das mir zugewiesen worden war: ein hübsches kleines Kellerzimmer mit rosa Blumen auf der Fensterbank. Ich legte mich auf das Bett — ein bequemes Bett — und schloss für eine Weile die Augen, um mich auszuruhen, denn ich wusste, dass ich bald wieder ins Kreuzverhör genommen werden würde. Es klopfte leise an der Tür. "Herein", sagte ich. Es war die Frau des Gerichtsmediziners selbst, die ein Tablett in der Hand hielt.

"Ich habe dir ein Omelett, ein paar Scheiben Kuchen, Brot und Butter und Marmelade mitgebracht", sagte sie.

"Oh, danke! ", antwortete ich in einem Anflug von Dankbarkeit, so freundlich war die Dame. Aber sogleich erinnerte ich mich an Herrn W., und ein schmerzliches Gefühl erfüllte mein Herz, und mein Gesicht wurde düster.

"Sie müssen hungrig sein", sagte meine Gastgeberin. "Seit wann haben Sie nichts mehr zu essen?"

"Seit gestern Morgen. Aber das ist nicht der Rede wert."

"Du hättest dir also vielleicht ein bisschen mehr gewünscht?"

"Nein, wirklich nicht. Ich habe mehr als genug von all dem und bin sehr dankbar. Ich habe nur gedacht ... "

"Was hast du dir dabei gedacht?"

"... ich denke ... wie glücklich wäre ich, wenn ich dies mit dem jungen Kameraden teilen könnte, der in Verbindung mit mir verhaftet wurde, einem Deutschen, der schon tausend Qualen und die bestialischste Behandlung durch die Franzosen erlitten hat. Armer Junge! Wenn ich ihm nicht diese Plakate zum Aufkleben gegeben hätte, wäre er noch frei."

"Die Franzosen waren vielleicht etwas grob, aber ich bin sicher, *wir* werden ihn freundlich behandeln", erklärte meine Gastgeberin.

"Glauben Sie das? *Ich* bin mir da nicht so sicher. Er ist treu und mutig und verdient jede Rücksichtnahme, auch von unseren Feinden. Aber er hat keinen britisch-indischen Pass", antwortete ich verbittert.

"Aber was können *Sie* jetzt tun?"

"Nichts, ich weiß. Ich denke nur an ihn — und an die Tausenden von anderen — und schäme mich ein wenig, wenn ich sehe, wie freundlich und rücksichtsvoll Sie zu mir sind."

"Das solltest du nicht. Du hast es nicht gewollt, ich weiß. Und auch du bist treu und mutig."

"Ich habe noch nicht gelitten, ich habe mich noch nicht bewährt", sagte ich und meinte jedes Wort, das ich sagte.

"Reden Sie nicht, Ihr Kaffee wird sonst kalt."

"Ja, dieser herrliche Kaffee! Ich habe ihn schon gerochen, als du hereinkamst", sagte ich und schenkte mir eine Tasse ein, während ich mich setzte. "Woher wusstest du, dass ich Kaffee lieber mag als Tee?"

"Das dachte ich mir, denn man sagte mir, Sie seien halb kontinental."

Ich war aufrichtig gerührt. "Setzen Sie sich und bleiben Sie eine Weile bei mir", bat ich die charmante Frau, die schließlich nicht für die unsinnige Unterscheidung verantwortlich war, die die alliierten Behörden zwischen meinen deutschen Kameraden und mir zu treffen schienen. "Darf ich Ihren Namen erfahren?"

"Mrs. Hatch."

"Ich bin Frau Mukherji — Savitri Devi Mukherji. Sagen Sie mir, Mrs. Hatch, warum sind Sie so freundlich zu mir?"

"Weil man zu jedem freundlich sein sollte; und auch, weil ich Sie mag. Mein Mann hat von Ihnen gesprochen."

"Hat er das? Und was hat er gesagt? Ich bin sicher, *er* mag mich nicht! "

"Wie kommst du darauf? Im Gegenteil, er findet dich seltsam interessant und ... lass mich dir sagen ... ungewöhnlich klug."

"I? Aber ich bin der eine — der einzige — verdammte Narr unter all denen, die meine Ideologie teilen! Wäre ich nicht so dumm gewesen, wäre ich nie erwischt worden."

Sie lachte herzhaft. Ich beendete mein Omelett und schenkte mir eine weitere Tasse Kaffee ein.

"Ihr Kaffee ist ausgezeichnet", sagte ich. Und ich konnte nicht umhin, hinzuzufügen: "Ja, ich wünschte, meine deutschen Kameraden hätten so einen Kaffee zu trinken..."

Selbst wer frei war, bekam nur selten etwas anderes als eine geschmacklose Abkochung von Zichorie — "mook-fook", wie sie es nannten, und das ohne Zucker und ohne Milch. Und wieder erinnerte ich mich an Herrn W. und fragte mich, wie er wohl behandelt wurde. Der Gedanke an ihn verfolgte mich. Und ich erinnerte mich an die Anti-Nazi-Hungerlager, die die Alliierten (ich wusste es von Kameraden, die in einigen von ihnen gelitten hatten) im besetzten Deutschland eingerichtet hatten. Aber mir war klar, dass es keinen Sinn hatte, diese Frau darauf anzusprechen, denn sie würde es vermeiden, mir zu antworten — egal, ob sie die Fakten kannte oder nicht — und würde das Thema höflich fallen lassen. Außerdem, was könnte sie *tun*, selbst wenn sie aufrichtig und mutig genug wäre, ihre Augen vor solch unbequemen Realitäten nicht zu verschließen? Andere Demokraten — andere "Menschenfreunde", verantwortungsbewusste Demokraten — würden für all diese Schrecken geradestehen, wenn der Tag der Abrechnung kommen würde: Ich dachte an diesen herrlichen Tag, während ich Brot und Butter und Himbeermarmelade mampfte — so wie andere Menschen an die lang ersehnten Ereignisse denken, die große Freude in ihr persönliches Leben bringen werden.

"Man hat mir gesagt, dass Sie aus Indien kommen und Bücher schreiben. Haben Sie etwas über Indien geschrieben?", fragte mich die Frau des M.I.

"Ja, ein Buch auf Französisch und zwei weitere auf Englisch, das ist lange her. Aber meine anderen Bücher sind über andere Themen."

"Zum Beispiel?"

"Zum Beispiel: die Religion der Scheibe — eine besonders schöne und reine Form der Sonnenanbetung, die von einem Pharao des frühen vierzehnten Jahrhunderts vor Christus, König Echnaton, einer der größten historischen Persönlichkeiten aller Zeiten, entwickelt wurde."

"Wie interessant! Und wie sind Sie dazu gekommen, ein solches Thema zu wählen?"

"Nur weil auch ich ein Anbeter der Sonne bin, der Quelle allen Lebens, aller Gesundheit und aller Kraft", sagte ich.

"Bist du das wirklich? Du glaubst also nicht an das Christentum?"

Ich lächelte. Die Frage kam mir fast absurd vor. Wie kann jemand tatsächlich an das Christentum glauben und unsere Ideale haben? Aber ich begnügte mich mit der Antwort: "Natürlich nicht", ohne weitere Erklärungen. Es klopfte erneut an der Tür, und der M. I. selbst erschien — Mr. Hatch, ich kannte jetzt seinen Namen. Ein junges Mädchen, eine Schreibkraft, war bei ihm.

"Sind Sie jetzt bereit, noch einmal ins Kreuzverhör genommen zu werden?", fragte er mich, als seine Frau mit dem halbleeren Tablett den Raum verließ.

"Sicherlich."

Er setzte sich, die Schreibkraft auch, und ich auch. Und wieder schaute der Herr zur Sicherheit der Demokratie in meine Vergangenheit — soweit *ich es* zuließ. Und wieder schienen ihm die Dinge, die ich sagte, seltsam, trotz seiner langen Erfahrung mit "politischen Fällen" — je wahrer, desto seltsamer.

"Wann haben Sie beschlossen, nach Indien zu gehen?", fragte er mich unter anderem.

"Im Jahr 1932".

"Und was hat Sie dort hingezogen?"

"Ich wollte mit eigenen Augen eine Zivilisation sehen und studieren, die seit Tausenden von Jahren viele getrennte Rassen unter einem sozialen System vereint, das auf der Idee einer natürlichen Rassenhierarchie beruht — unserer Idee. Es schien mir, dass der Anblick Indiens in gewisser Weise andeuten könnte, wie unsere Neue Ordnung, die sich auf die ganze Welt erstreckt, nach sechstausend Jahren des Bestehens aussehen würde."

"Und Sie wurden nicht ein wenig skeptisch, was den Wert Ihrer Prinzipien angeht, als Sie das echte Indien mit seinem Schmutz und Elend sahen?"

"Nein, im Gegenteil, nie war ich so sehr von der Notwendigkeit eines vernünftigen, weltweiten Kastensystems überzeugt — die reinsten Arier bilden die höchsten Kasten, wenn die Welt eines Tages lebenswert werden soll. Aber der Anblick von Indiens 'Schmutz und Elend', wie Sie so treffend sagen, hat mich gelehrt (oder besser gesagt, in mir die Überzeugung gestärkt), dass die 'Leben und leben lassen'-Haltung der Inder — und der meisten Westler — nichts taugt und dass *unsere* künftige weltweite Organisation das durchsetzen sollte, was das indische System nicht einmal zu betonen vermochte, nämlich die Beschränkung der Fortpflanzung unter den minderwertigen Rassen, zusammen mit unserer wohlbekannten Sterilisation der Untauglichen und der Ausmerzung des Abschaums *aller* Rassen."

"Sind Sie nicht aus einem anderen Grund nach Indien gegangen?"

"Ja, um dort in den religiösen Riten, Sitten und Gebräuchen so etwas wie eine lebendige Entsprechung der alten arischen Kulte Europas — sowohl Griechenlands als auch des Nordens; *meines* gesamten Europas — zu finden, die das Christentum abgeschafft hat. "

"Und was haben Sie in all den Jahren, die Sie dort waren, hauptsächlich gemacht?"

Ich bekämpfte das Christentum — und den Islam, die beiden gleichberechtigten Weltreligionen, deren Anhänger jeder Mensch, gleich welcher Rasse, werden kann; die beiden großen dauerhaften Wahnvorstellungen, die im Judentum wurzeln und die Juden in den Augen ungezählter Millionen im Osten und im Westen als "auserwähltes" Volk, als Kanal der göttlichen Offenbarung, hinstellen. Ich bekämpfte sie — beide — mit leidenschaftlicher Hartnäckigkeit, nutzte jede Plattform, die sich mir bot, sprach und schrieb manchmal im Namen der Traditionen Indiens, aber in Wirklichkeit im Namen meiner — *unserer* — lebenszentrierten Philosophie; der ewigen Philosophie des Hakenkreuzes, nicht weil sie in irgendeiner Weise "indisch" ist, sondern weil sie meine — unsere — ist. In der Tat, ich habe nichts anderes getan."

"Wie kommt es, dass du so lange dort geblieben bist?"

"Anfangs hatte ich das nicht vor. Ich hatte vor, nach ein paar Jahren nach Europa zurückzukehren. Dann begann ich mich für meinen Kampf dort zu interessieren — der in der Tat ein Aspekt unseres Kampfes war. Ich hielt mich für nützlich — und machte damit vielleicht einen Fehler. Ich hatte das Gefühl, dass ich im fernen Osten das Aufkommen unserer Neuen Weltordnung vorbereitete. Und wenn

wir diesen Krieg gewonnen hätten, dann wären meine bescheidenen Bemühungen vielleicht nicht ganz umsonst gewesen."

Die Schreibkraft schrieb nur diejenigen meiner Antworten auf, die im Zusammenhang mit meinem bevorstehenden Prozess von Interesse zu sein schienen. Ich hatte oft den Eindruck, dass Mr. Hatch mir aus reinem persönlichem Interesse an der Geschichte eines nichtdeutschen Nationalsozialisten — ein relativ seltenes Exemplar — eine Menge technisch nutzloser Fragen stellte.

"Zusammenfassend", sagte er nach ein oder zwei Stunden Gespräch mit mir, "ist es Ihre eigene Lebensphilosophie, Ihre im Wesentlichen ästhetische Einstellung zu religiösen und sozialen Problemen und Ihre Interpretation der Weltgeschichte, die Sie zu einem Nationalsozialisten gemacht hat?"

"Nichts hat mich zum Nationalsozialisten gemacht. Ich war schon immer einer, von Natur aus, aus Instinkt, und hätte auch nichts anderes sein können, bevor ich wusste, wie ich mich nennen sollte. Aber es ist wahr, dass die von Ihnen genannten Faktoren — und auch andere — mir geholfen haben, mir meiner Ideologie immer mehr bewusst zu werden."

"Welche 'anderen Faktoren' zum Beispiel?"

"Mein Bewusstsein für die jüdische Gefahr auf allen Ebenen, nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiet; mein starkes Gefühl für arische Solidarität; mein angeborener Hass auf gemäßigte Ansichten und halbe Maßnahmen."

Als die Schreibkraft gegangen war, kam Mr. Hatch mit einem anderen Mann, einem jüdisch aussehenden Kerl, zu mir zurück, vor dem ich einige der Dinge wiederholte, die ich über die historische Grundlage meiner Naziüberzeugungen gesagt hatte.

"Ich persönlich mag Ihre alten Griechen ja ganz gerne", sagte der andere Mann, "Ihre Spartaner, Ihre Olympischen Spiele und so weiter. Aber könnten wir das nicht auch ohne Nationalsozialismus haben?"

"Nein. Das ist unmöglich."

"Aber warum, unmöglich?"

"Wenn Sie selbst nicht sehen können, 'warum', bedeutet das nur, dass Sie nichts vom wirklichen hellenischen Geist oder nichts vom Nationalsozialismus begreifen — oder vielleicht nichts von beidem", antwortete ich.

Auf diese meine Bemerkung hin gingen sowohl dieser Mann als auch Herr Hatch hinaus. Ich sah ihnen hinterher. Der eine war grob, der andere kultiviert — englisch und gentlemanlike. Aber sie waren

beide Durchschnittsmenschen. Eine gewisse Beimischung von jüdischem Blut, wahrscheinlich im Falle des ersteren, und eine erfolgreiche jüdisch-christliche Erziehung, gepaart mit Eigeninteressen, im Falle der beiden, konnte ihnen niemals erlauben, die Dinge so zu sehen, wie sie sind. Und nie, vielleicht seit jenen schrecklichen Tagen des Jahres 1946, die meiner Landung in England folgten, hatte ich so sehr gespürt, dass wir *die* missverstandene Minderheit sind — die einzige, die die Fackel der ewigen Wahrheit in dieser hasserfüllten, verfallenden westlichen Welt trägt, wir Nationalsozialisten, wir, die modernen arischen Heiden. Und einmal mehr sehnte ich mich nach dem göttlich verordneten allgemeinen Zusammenbruch — dem Ende des "Kali Yuga" oder des "Dunklen Zeitalters", wenn diese Welt im Nichts versinken würde, während die Überlebenden unter uns auf ihren Ruinen die neue Erde, das Goldene Zeitalter des folgenden Zeitzyklus, die weltweite Neue Ordnung, errichten würden.

Ich stand auf einem Stuhl auf und blickte aus dem Fenster auf den hellen, mondbeschienenen Himmel. Ich erinnerte mich an die Nacht, die ich fast zwei Jahre zuvor an den Hängen der brennenden Hekla verbracht hatte — eine helle Nacht wie diese, in der aber das Gesicht des Vollmondes von einer Wolke vulkanischer Asche verdeckt war und in der lange Streifen grellgrünen Lichts, gesäumt von Purpur — Nordlichter — vom Zenit aus über den flammenden Kratern und den Lavaströmen und der glänzenden Schneelandschaft hingen. Oh, diese Nacht, diese göttliche, unvergessliche Nacht! Es war der 5. April 1947. Was sollte 1 am 5. April 1949 tun?

Und ich dachte an Lord Shiva, den Zerstörer, dessen Stirn die Mondsichel trägt, und ich betete: "Leg mir die richtigen Antworten in den Mund, oh Herr des Tanzes der Erscheinungen! Benutze meine Stimme, um der Welt in angemessenen Worten zu sagen, dass die Wahrheit, die uns beseelt, Deine ewige Wahrheit ist, und dass unser geliebter Führer der Auserwählte der Götter ist ... "

Und ich drückte mit zärtlicher Hingabe das kleine Porträt des Führers in meinen Händen, das ich um den Hals trug. Doch wieder hörte ich ein leises Klopfen an der Tür. Es war Mrs. Hatch.

"Fühlen Sie sich hier nicht unwohl?", fragte sie mich. Und bevor ich Zeit hatte zu antworten, fügte sie hinzu, als sie das Licht anmachte und mich sah: "Du siehst glücklich aus."

"Ich *bin* glücklich."

"Aber Sie müssen doch müde sein, nach all den Fragen, die Sie gestellt haben?"

"Nein", sagte ich, "ganz und gar nicht".

Und das stimmte. Ich war zu glücklich, um müde zu sein. Ich war mir bewusst, nützlich zu sein. Jedes Wort, das ich sagte, war in gewisser Weise *unsere* Antwort auf die Bemühungen der Demokraten, uns zu "entnazifizieren". Und unsere Antwort war unwiderlegbar, ich wusste es. Und was noch wichtiger ist: *Sie* wussten es auch.

"Ich bin gekommen", sagte Frau Hatch, "um Sie zu fragen, was Sie zum Abendessen essen möchten. Es ist fast neun Uhr, und Sie müssen etwas essen."

"Es ist nett, dass Sie mich fragen", antwortete ich. "Aber ich wäre mit einer weiteren Tasse Ihres herrlichen Kaffees sehr zufrieden. Ich bin nicht hungrig. Ich habe um halb fünf oder so zu Mittag gegessen."

"Sie werden sicher eine Tasse Kaffee trinken. Ich bin so froh, dass du ihn magst. Aber Sie müssen auch etwas essen, damit Sie wieder zu Kräften kommen. Du wirst morgen früh von hier weggehen und einen weiteren anstrengenden Tag haben. Sagen Sie mir also, was Sie gerne hätten."

"Oh, alles — außer Fleisch oder Dinge, die mit Fleisch oder in tierischen Fetten gekocht werden."

"Das ist ganz einfach. Ich bin in einer Minute zurück. "

Aber ich behielt sie. "Würden Sie mir bitte sagen — wenn ich es wissen darf, wohin sie mich morgen bringen werden?" fragte ich.

"Nach Düsseldorf."

"Düsseldorf! ", wiederholte ich. "Ich bin froh. Der Ort ist voll von Erinnerungen. Oh, ich bin froh, dort versucht zu werden! "

Frau Hatch verließ den Raum. Und ich folgte dem Faden meiner Gedanken. Ich erinnerte mich an die dunkelsten Tage nach dem Ersten Weltkrieg, als der nationalsozialistische Kampf in Deutschland begonnen hatte, an die Tage, als die Franzosen das Ruhrgebiet besetzten. Ich war damals in Frankreich, eine Studentin von siebzehn Jahren. Das Verhalten der Franzosen im Ruhrgebiet hatte mich, soweit ich es aus privaten Quellen erfahren hatte, maßlos empört. "Damals", so erinnerte ich mich, "stand der Name Düsseldorf praktisch jeden Tag in der Zeitung. Wer hätte mir gesagt, dass ich eines Tages dort vor ein Militärgericht gestellt werden würde, weil ich den Feinden Deutschlands die Stirn geboten hatte? Und ich dachte an die früheste Phase des Kampfes — als ich nur von seiner Existenz wusste. Und ich dachte an eine Rede, die der Führer drei Jahre nach der Ansiedlung

der Franzosen in Düsseldorf gehalten hatte — am 15. Juni 1926 — eine Rede, die mich beeindruckt hatte… . Und ich erinnerte mich an mich selbst, wie ich genau zweiundzwanzig Jahre später durch den Bahnhof derselben Stadt ging — als alles vorbei war, als alles verloren schien — und von einem Fenster des Nord-Express aus Flugblätter auf den Bahnsteig warf. Jetzt sollte ich dort wegen ähnlicher Aktivitäten verurteilt werden, nachdem so viele Deutsche gelitten und Widerstand geleistet hatten… . Ich fühlte mich geehrt. Und dann wurde mir klar — wie vielleicht noch nie zuvor in diesem Ausmaß, dass meine bescheidene Geschichte auch eine Minute in der Geschichte des Nationalsozialismus war; in der Geschichte des stolzen Deutschlands, des Verfechters der arischen Rechte. Natürlich war sie das. Und sie würde es bleiben, für immer. Bei diesem Gedanken fühlte ich mich über mich selbst erhaben.

Aber schon war Mrs. Hatch mit meinem Abendessen zurück.

"Setz dich doch und leiste mir beim Essen Gesellschaft", sagte ich. Sie setzte sich. Dann lächelte sie plötzlich: "Ich wollte Ihnen sagen", sagte sie, "dass ich Ihren schönen Indianerschmuck gesehen habe."

"Aber ich habe kaum noch welche. Was du gesehen hast, ist nichts! "

"Was auch immer es sein mag, ich mag es … einschließlich deiner Ohrringe in Form von Hakenkreuzen. Sie sind so schön!"

"Ein Hakenkreuz ist immer schön", antwortete ich. "Es ist das Rad der Sonne — und unser heiliges Zeichen."

"Aber die Indianer halten ihn auch für heilig, wie ich höre, nicht wahr?"

"Ja, denn sie verdanken die Grundzüge ihrer religiösen Ideen den alten Ariern, den Eroberern Indiens vor Tausenden von Jahren."

"Sagen Sie mir auch, ob Sie in Indien Vegetarier geworden sind?"

"Nein, ich war schon immer einer, von Kindheit an."

"Ist es aus gesundheitlichen Gründen oder ist es bei Ihnen eine Frage der Prinzipien?"

"Es ist eine Frage der Prinzipien. Ich weigere mich, unschuldigen Tieren Leid und Tod zuzufügen, vor allem, wenn ich gut ohne dies leben kann."

Die Frau sah mich ein wenig überrascht an. Und sie stellte mir die Frage, die mir schon Hunderte gestellt hatten und die mir noch Hunderte stellen sollten, bis zum heutigen Tag: *die* unvermeidliche

Frage: "Dann billigen Sie also nicht die Gewalt, die im Namen Ihrer Ideologie an Menschen verübt wird?"

"Natürlich will ich das! Warum sollte ich nicht? ", antwortete ich, wobei ich eine echte Irritation verbarg — denn *diese* Frage irritiert mich immer. "Ich tue es von ganzem Herzen, vorausgesetzt, dass diejenigen, die Gewalt anwenden, dies entweder tun, um Befehle zu befolgen (wenn es sich um Untergebene handelt) oder — wenn sie die Initiative ergreifen dürfen — einzig und allein, um die Ziele der Partei, den Sieg unserer Idee, die Umsetzung unseres Programms in seinem richtigen Geist voranzutreiben, *und niemals für irgendwelche persönlichen Zwecke*.

"Aber *Sie hätten* doch sicher nicht selbst einige der Dinge getan, die die Nazis getan haben", sagte die naive Frau.

"Ich hätte es zweifellos getan — und Schlimmeres, als Sie sich vorstellen können, wenn man mir nur die Gelegenheit dazu gegeben hätte", antwortete ich mit dem Feuer der Aufrichtigkeit, weil ich wusste, dass ich Recht hatte. "Und ich bin bereit, genauso zu handeln, wenn sich mir jemals die Gelegenheit bietet ... beim nächsten Mal. Aber natürlich, so weit wie möglich, immer in einem distanzierten Geist. Ich würde alle persönlichen Gefühle beiseite schieben, einschließlich meines Hasses auf jeden, der meinen Führer hasst, und allein die Zweckmäßigkeit der Maßnahmen, die ich anwenden würde, in Betracht ziehen — nichts anderes."

"Sie weigern sich, an der Ermordung unschuldiger Tiere mitzuwirken, sagen Sie, und doch würden Sie jede beliebige Anzahl von Menschen in den Tod schicken, wenn Sie oder Ihre Vorgesetzten es für 'zweckmäßig' halten, d.h. wenn es Ihren ideologischen Zielen dient!"

"Ganz sicher."

"Ich kann dich nicht verstehen. Du verwirrst mich. "

"Tiere sind keine Anti-Nazis", sagte ich so ruhig und spontan — so natürlich — dass die Frau trotz ihrer unergründlichen Naivität ein wenig zurückwich. Aber sie klammerte sich an ihre Illusionen, als ob ihr Vertrauen ins Leben davon abhängen würde. "Ich kann Ihnen nicht glauben!", sagte sie. "*Ich will Ihnen nicht glauben; Sie sehen so süß aus*!"

"Was Sie und ich und tausend andere Menschen glauben oder glauben wollen, ist völlig unwichtig. Allein die Fakten zählen", antwortete ich mit ruhiger Stimme und einem glücklichen Lächeln.

Ein unüberbrückbarer Abgrund klaffte zwischen der üblichen, auf den Menschen bezogenen Sichtweise dieser weichherzigen Frau, die in einer christlichen Atmosphäre aufgewachsen war, auf deren Einfluss sie reagiert hatte, und mir, und uns allen. Ich erinnerte mich an die Worte, mit denen Monsieur Grassot, der stellvertretende Direktor der französischen Informationsabteilung in Baden-Baden, unsere gnadenlose Konsequenz charakterisiert hatte: *cette logique effroyable* — diese entsetzliche Logik. Und wieder einmal, wie am 9. Oktober 1948, vor dem Schreibtisch dieses Beamten, dachte ich: "Die entartete Welt, die die christlichen Werte verherrlicht (mit welch entsetzlicher Heuchelei!), wird sich niemals für unseren Standpunkt gewinnen lassen. Sie wird ganz untergehen müssen, bevor wir unsere Welt aufbauen können. Lasst sie untergehen! Dann werden die überlebenden jungen Arier aller Länder uns folgen."

Nachdem Frau Hatch gegangen war und mir eine gute Nacht gewünscht hatte, schrieb ich meinem Mann einen Brief, der mehr oder weniger den folgenden Wortlaut hatte:

Sricharaneshu, die unsterblichen Götter haben mir die Ehre erwiesen: Ich stehe seit vorletzter Nacht unter Arrest, weil ich im besetzten Deutschland mehrere tausend nationalsozialistische Flugblätter verteilt habe, die ich selbst geschrieben hatte. *[Lotusfüßler"; eine Respektsformel, die in Indien verwendet wird, wenn man sich schriftlich an einen Vorgesetzten (Vater, Ehemann etc.) wendet.]* Ich habe praktisch alles, was ich besaß, für unsere heilige Sache gegeben. Die süße Freiheit war der letzte Schatz, den ich besaß. Nun habe ich auch das gegeben. Ich bin glücklich, außerordentlich glücklich. Ich fühle mich jetzt ein wenig würdiger als meine verfolgten deutschen Kameraden, die ich als die lebende Elite der Welt bewundere.

Ich hoffe, es geht Ihnen gut. Möge Mahadeva, der Herr des Lebens und des Todes, mit Ihnen sein.

Mit größter Liebe und Ehrfurcht.

Heil Hitler!

Ihr,

Savitri

Und ich blieb lange wach und fragte mich, ob ich jemals mein altes Zuhause in Kalkutta wiedersehen und ein Gespräch von Herz zu Herz mit dem einzigen Mann in Asien führen würde, der mich zu kennen schien und mich vollkommen verstand.

Dann schlief ich wie ein Murmeltier.

Am nächsten Morgen, nach dem Frühstück, wurde ich nach Düsseldorf gebracht. Frau Hatch, die dort etwas zu erledigen hatte, saß im Auto neben mir. Ihr Mann und ein weiterer Mann begleiteten uns.

Ich hatte mich ausgeruht und war bester Laune — ich fühlte mich stark und war in der Lage, bei der geringsten Gelegenheit eine trotzige Rede zu halten. Ich begann zu begreifen, dass die Engländer, in deren Händen ich mich jetzt befand, niemals die "Methoden" auf mich anwenden würden, an deren Existenz mich der deutsche Polizist in Köln wie selbstverständlich erinnert hatte. *Sie* waren zu zimperlich, oder zu christlich, oder zu ängstlich vor den Folgen — ängstlich vor dem immensen Vorteil, den ich aus einer persönlichen Foltererfahrung für meine antidemokratische Propaganda ziehen würde, sobald ich frei wäre — oder vielleicht (wer weiß?) zu gute Psychologen; zu sehr von der Nutzlosigkeit jeglicher "Methoden" der Einschüchterung bei solchen "Fanatikern" wie mir überzeugt. Ich verachtete sie dann ein wenig — statt sie zu bewundern — und fühlte mich umso aggressiver, statt umso weniger, wie *sie es* wahrscheinlich erwartet hätten. Und ich genoss die Fahrt auf der großen *Reichsautobahn*.

Die Sonne schien hell, die Luft war belebend. Das Auto rollte mit voller Geschwindigkeit über die gerade, glatte, glänzende Straße. Ich erinnerte mich daran, dass ich vor Gericht gestellt werden würde, und dass mein Prozess eine Tatsache sein würde, und dass er als Tatsache — vergangen und unauslöschlich — in den aufgezeichneten oder unaufgezeichneten Annalen der Verfolgung des Nationalsozialismus bleiben würde. Eines Tages würde ich als Gast des wiederauferstandenen Deutschlands, zusammen mit anderen Nazis — frei, stolz, mächtig, unbarmherzig und glücklich — darüber sprechen und sagen, was ich wollte, gegen die Sklaven der Juden und die Verräter (die inzwischen alle liquidiert waren) und die "Schweinebesetzung", die dann nur noch die Erinnerung an einen schlechten Traum war. Dieser Gedanke erregte mich schon vorher. Ich war schon jetzt — machtlos und gefangen — der glücklichste Mensch im Auto. Eine seltsame Erregung, eine Art innerer Rausch, veranlasste mich zu sprechen, etwas Unumstößliches zu sagen, das die anderen Insassen des Wagens daran erinnern würde, dass ihre Demokratie, — ihre Geldmacht — nicht die einzige Kraft auf der Welt ist.

"Diese schönen *Autobahnen* sind eine der bleibenden Errungenschaften des Dritten Reiches — und ein Symbol", sagte ich trotzig. "Jedes Mal, wenn ich mich auf einer dieser Autobahnen bewege, muss ich an die großen Tage denken."

Herr Hatch und der andere Mann sahen mich mit müden Gesichtern an — offensichtlich waren sie nicht in der Stimmung, auf einen Angriff zu reagieren. Mrs. Hatch sagte leise:

"Wir haben diese wirklich schönen Straßen erhalten, und wir tun, was wir können, um sie in gutem Zustand zu halten, solange wir hier sind.

"Richtig: weil ihr sie selbst benutzt, 'solange ihr hier seid'. Und wie lange, glauben Sie, wird das sein, wenn ich nicht indiskret bin?", fragte ich mit einem sarkastischen Lächeln.

"Ich weiß es nicht."

"Ich auch nicht. Aber so viel kann ich sagen: Es wird so lange dauern, wie die unsichtbaren Mächte es zulassen, nicht eine Minute länger. Eines Tages werden die alliierten Truppen — und die Zivilisten — auf diesen Straßen und auf den Straßen ihrer jeweiligen Länder um ihr Leben rennen, von allen Seiten beschossen, und nicht wissen, wohin sie gehen sollen. Das wird der Tag der unfehlbaren Nemesis sein; der Tag meiner Sehnsucht; der Tag, an dem ich mich freuen und freuen und freuen werde, wo immer ich bin. Sagt mir: Was werdet ihr tun, um mich von der Schadenfreude abzuhalten?"

"Oh, lassen Sie uns über etwas anderes reden", sagte die arme Frau Hatch, bedrängt, verzweifelt, vielleicht von einer plötzlichen Ahnung der schrecklichen Zukunft beim Anblick meines Gesichts erdrückt — denn wenn das, was sie dort las, der Geist eines völlig ohnmächtigen Nazis war, wie würde dann der wiederauferstandene Nationalsozialismus aussehen, noch einmal in seiner ganzen erobernden Macht? "Lassen Sie uns von der Politik wegkommen!"

Aber ich war erbarmungslos. "Ich spreche nicht von 'Politik'", sagte ich, "ich sage nur, wie ich mich eines Tages zu amüsieren gedenke, ganz gleich, wann. Der Gedanke daran ist das einzige Vergnügen, das mir noch bleibt, jetzt, wo ich gefangen bin und meiner Sache nicht mehr dienlich."

"Gibt es nichts und niemanden auf dieser Welt, den du liebst, außer deiner Sache und den Menschen, die mit ihr verbunden sind?"

"Nein", antwortete ich aus vollem Herzen.

Es herrschte Stille, und das Auto rollte weiter. Die Sonne stand jetzt höher am Himmel, die Luft war ein wenig wärmer — oder ein wenig weniger kalt.

Bevor wir Düsseldorf erreichten, unterhielten Frau Hatch und ich uns wieder — dieses Mal über Katzen, wenn ich mich recht erinnere. Es ist eines der wenigen ausgesprochen unumstrittenen Themen, über die ich mit Interesse, Verständnis und Wissen aus erster Hand sprechen kann.

In Düsseldorf wurde ich zunächst in eines der Polizeigebäude gebracht und dort — zusammen mit Frau Hatch — in einem Raum zurückgelassen, um zu warten, bis jemand, der in einem Nebenraum saß, bereit war, mich zu befragen. Mr. Hatch und der Mann, der ihn begleitete, verschwanden aus meinem Blickfeld.

An der Wand in dem Raum, in dem ich wartete, sah ich große Tafeln mit statistischen Skizzen in verschiedenen Farben, die den Fortschritt der "Entnazifizierung" in Deutschland dank der organisierten Bemühungen der Besatzungsmächte und der für die Sache der Demokratie gewonnenen Deutschen darstellen sollten.

Ich konnte nicht umhin, Frau Hatch auf diese Tafeln aufmerksam zu machen — denn der Anblick der farbigen Linien, die für Tausende von "entnazifizierten" Deutschen standen, machte mich rasend; und sie war zufällig die einzige Person im Raum außer mir.

"Hast du das ganze verdammte Geschwätz gesehen, das hier herumsteht?", fragte ich, obwohl ich versprochen hatte, nicht mehr über "Politik" zu reden. "Welches Recht haben die Schurken eigentlich, die Menschen zu 'entnazifizieren', nachdem sie all die Jahre so getan haben, als wären sie die Verfechter der 'freien' Selbstbestimmung? Und was ist, wenn manche Menschen ihre Freiheit nutzen, um sich freiwillig und freudig der Disziplin des Nationalsozialismus zu unterwerfen? Ich habe genau das getan — ich, der ich kein Deutscher bin; ich, der ich im demokratischsten aller Länder aufgewachsen bin, der Wiege der dümmsten Ideen über "Gleichheit" in der modernen Zeit. Sollen sie doch ihre blauen und gelben Linien ziehen und die Zahl der 'entnazifizierten' Deutschen mit zwanzig multiplizieren, um zu sehen, wie viele Tausende von Mark sie in die Tasche gesteckt haben! *[Jeder Deutsche, der Mitglied der N.S.D.A.P. war, musste eine Bescheinigung über die "Entnazifizierung" vorweisen können, um*

arbeiten zu dürfen. Und dafür musste er mindestens 20 Mark an die alliierten Behörden zahlen.] Ich bin ein ständiger Schlag, ein lebendiger Trotz gegen alle ihre 'Entnazifizierungs'-Programme — und so werden bei der ersten Gelegenheit, hoffe ich, ihre Zwangsbekehrungen zur Demokratie in ganz Deutschland sein!"

Die arme Mrs. Hatch antwortete auf meine Tirade mit sanfter Stimme:

"Ich habe nie an Statistiken geglaubt."

"Das habe ich auch nicht."

"Warum sind Sie dann so aufgebracht?"

"Sie glauben an sie", sagte ich. Und mein ganzer Hass auf die alliierte Besatzung seit 1945 und auf die Alliierten selbst seit 1939 war in der Art und Weise zu spüren, wie ich das Wort *sie* betonte.

"Nein, das tun sie nicht, so viel kann ich Ihnen sagen", antwortete Frau Hatch. "Aber selbst wenn es so wäre, was kümmert *Sie das*? Es ist doch in Ihrem Interesse, sie vorläufig zu täuschen, nicht wahr?"

"Ich verabscheue sie!" rief ich aus, ohne auf ihre letzten Worte zu achten, an die ich mich noch Monate später erinnern sollte. "Aber wenn Sie recht haben", fragte ich auf ihre erste Aussage hin, "warum dann all diese Zahlen, all diese farbigen Linien, all diese Lügen — und all der grimmige Apparat aus Bestechung und Angst, der dahinter steht?"

"Ich weiß es nicht. Vielleicht, um ein paar Tausend wertlose Angestellte zu beschäftigen, die sonst arbeitslos wären", gab die nette — und geduldige — Dame zu.

Ich wollte sagen: "Wenn es das ist, was Sie glauben, warum stehen Sie dann hier auf der Seite der deutschen Unterdrücker?", worauf Frau Hatch wahrscheinlich geantwortet hätte, dass sie keine militante Idealistin sei und zwei Kinder habe. Aber ich hatte keine Zeit zu sprechen. Die Tür wurde geöffnet und ich wurde in das Nebenzimmer gerufen. Ich verabschiedete mich von Mrs. Hatch und bat sie, mich zu entschuldigen, falls ich ihre Gefühle bei irgendeiner Gelegenheit, heute oder am Tag zuvor, verletzt haben sollte. Sie wünschte mir "viel Glück" für meinen kommenden Prozess und verließ den Raum.

In dem Raum, in den ich geführt wurde, befanden sich mehrere Männer. Einer von ihnen stellte mir erneut viele der Fragen, die mir bereits gestellt worden waren. Ich antwortete genau so wie beim ersten Mal. Dann wurde mir gesagt, dass ich wegen Verstoßes gegen Artikel 7 des Gesetzes 8 des Besatzungsstatuts in Deutschland belangt werden

würde, das jede Art von Propaganda verbietet, "die darauf abzielt, den militärischen oder nationalsozialistischen Geist am Leben zu erhalten."

Ein hochgewachsener Engländer mit angenehmen Umgangsformen, der eine Polizeiuniform trug, fragte mich, ob ich eine kurze Erklärung abgeben wolle — nur ein oder zwei Sätze, die den Zweck meiner "Straftat" auf den Punkt brächten. Diese Erklärung würde bei meiner Verhandlung öffentlich verlesen werden, sagte er; aber ich sei nicht gezwungen, sie abzugeben, wenn ich es nicht wolle. In einem Anflug von Phantasie stellte ich mir einen Saal voller Menschen vor — zumindest die meisten, wenn nicht sogar alle Deutschen — und meine Worte, die ich ihnen vorlas, eine Ermutigung für alle, die meinen Glauben teilten, eine Warnung für die anderen. Sicherlich wollte ich mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, dem gemarterten Volk zu sagen, warum ich gekommen war.

"Ich spreche nur zu gern", sagte ich mit einem strahlenden Lächeln. "Wisse also, daß es nicht nur der militärische Geist im engeren Sinne des Wortes ist, sondern das nationalsozialistische Bewußtsein in seiner Gesamtheit, um dessen Stärkung ich mich bemüht habe, — und um dessen Stärkung ich mich wieder bemühen werde, sobald ich die Gelegenheit dazu bekomme: — Denn in meinen Augen geht der Nationalsozialismus über Deutschland und über unsere Zeit hinaus."

Meine Worte wurden notiert. Keiner der anwesenden Männer hat einen Kommentar abgegeben.

Man teilte mir mit, dass ich noch am selben Nachmittag vor dem Gericht der Unteren Kontrollkommission erscheinen würde, dass aber meine endgültige Verhandlung wahrscheinlich erst in einigen Wochen stattfinden würde. Sie müssten erst die zahlreichen Bücher, Papiere, Briefe, Notizen usw. sortieren und lesen. die sich in meinem Gepäck befanden und von denen viele Beweise gegen mich darstellen würden. "Beweise zu meinen Gunsten", dachte ich, wobei ich die Dinge längerfristig betrachtete und auch wusste, dass die Polizeibehörden in all dem Schriftgut mehr als genug finden würden, um sie von meiner absoluten Aufrichtigkeit zu überzeugen. Ich erinnerte mich, dass sich in meiner Tasche zwei Briefe befanden, die während eines meiner kurzen Aufenthalte in London von Herrn B., einem sehr guten englischen Freund von mir, der während des Krieges in einem Anti-Nazi-Konzentrationslager in England inhaftiert war, an mich gerichtet worden waren. Beide endeten mit der heiligen Formel: "Heil Hitler!

"Die Polizei würde dem Herrn jedenfalls nichts anhaben können. Es gibt kein Gesetz, das es einem britischen Staatsbürger verbietet, seine Briefe an einen anderen britischen Staatsbürger in England oder im britischen Commonwealth mit diesen beiden Worten zu beenden. Außerdem war die Adresse in der Ecke des Blattes nicht mehr die seine. Er war jetzt weit weg, in Übersee — in Sicherheit. Doch niemand, zugegebenermaßen, außer einem hundertprozentigen Nationalsozialisten, würde 1948 Briefe erhalten, die mit "Heil Hitler! "1948. Und ich war froh bei dem Gedanken, dass unsere Feinde bei der Durchsicht meiner Sachen immer mehr zu der Überzeugung gelangen würden, dass ich kein bezahlter Agent irgendeiner Art war.

Aber warum von den Briefen des Herrn B. sprechen? In meinem Aktenkoffer befand sich der Anfang meines Buches *"Gold im Ofen"*, jenes feurige Bekenntnis zum nationalsozialistischen Glauben, das ich eigenhändig geschrieben und "den Märtyrern von Nürnberg" gewidmet hatte; und da war der erste Teil von *"Der Blitz und die Sonne"*, einem philosophischen Buch, das ich zusammen mit dem anderen langsam schrieb und das — vielleicht mehr noch als das andere, für diejenigen, die zwischen den Zeilen lesen können — der Ausdruck all dessen ist, wofür wir stehen, die Rechtfertigung all dessen, was wir getan haben.

Ich erinnerte mich an den letzten Absatz des dritten Kapitels des früheren Buches, das ich am 12. Februar 1949, wenige Tage vor meiner Verhaftung, in einem Bonner Café geschrieben hatte: "Heute leiden wir. Und morgen werden wir vielleicht noch mehr leiden müssen. Aber wir wissen, es ist nicht für immer, — vielleicht sogar nicht für lange. Eines Tages werden diejenigen von uns, denen es vergönnt sein wird, den kommenden Zusammenbruch zu erleben und zu überleben, in Flammen durch Europa marschieren und noch einmal das Horst-Wessel-Lied singen — die Rächer des Märtyrertodes ihrer Kameraden und aller Demütigungen und aller Grausamkeiten, die uns seit 1945 zugefügt wurden; und die Eroberer des Tages; die Erbauer des künftigen Aryandoms auf den Ruinen der Christenheit; die Herrscher des neuen Goldenen Zeitalters." Ich kannte die Worte auswendig; sie kamen nach einer glühenden Anklage sowohl gegen den Kommunismus, "den schlauesten aller Massenwahns", als auch gegen die Demokratie, "die Herrschaft des Abschaums". Ich war froh zu wissen, dass Deutschlands Unterdrücker *das* lesen würden (das philosophische Buch, das sie vielleicht nicht verstehen konnten) und erfahren würden, was wenigstens ein nicht-deutscher Nationalsozialist

von damals dachte. Aber gleichzeitig war ich überzeugt, dass sie das unvollendete Buch vernichten würden — ich hätte sicherlich jede ebenso beredte Anti-Nazi-Schrift vernichtet, die mir in die Hände gefallen wäre, wenn ich an der Macht gewesen wäre, und, was noch wichtiger ist, *ich hätte* den Autor mit vernichtet. Dieser Gedanke machte mich zutiefst traurig, denn ich liebte mein Buch, das jüngste und schönste Kind meines Gehirns. In keiner meiner früheren Schriften hatte ich mein ganzes Wesen so leidenschaftlich ausgeschüttet wie in dieser. Hätten sie mir geschworen, es unter der Bedingung zu verschonen, dass ich getötet oder gefoltert würde, ich hätte ohne zu zögern den Tod oder die Qualen gewählt — alles, um die aufrichtigsten Worte, die ich je geschrieben hatte, zu bewahren, damit eines Tages ein paar Leute aus dem Volk meines Führers sie lesen und von mir sagen könnten: "Sie hat uns geliebt und bewundert. "

Ich würde mein Bestes tun, um sie zu retten, dachte ich. Ich ging also zu dem Mann, der mir gerade von meinem Prozess erzählt hatte, und sprach mit ihm. "Meine eigenen Schriften werden als Beweismittel dienen", sagte ich, "aber darf ich fragen, ob sie mir nach dem Prozess zurückgegeben werden? Oder kann ich wegen einiger von ihnen, insbesondere wegen eines bestimmten Buches, das ich geschrieben habe, erneut vor Gericht gestellt werden?"

"In diesem Prozess werden Sie angeklagt, Traktate verteilt und Plakate geklebt zu haben, nicht aber, Bücher geschrieben zu haben. Ihre Flugblätter und Plakate sind die einzigen Dinge, mit denen wir uns beschäftigen."

"Dann werden meine unvollendeten Bücher nicht vernichtet?", fragte ich, kaum wagend, Hoffnung zu schöpfen.

"Das kann ich Ihnen nicht sagen. Das hängt alles vom Gericht ab. Wenn das Gericht Ihre Schriften als subversiv einstuft, wird es ihre Vernichtung anordnen, andernfalls nicht", antwortete der Mann etwas ungeduldig.

Ich, der ich wusste, wie "subversiv" die drei ersten Kapitel meines *Goldes im Ofen* waren, — sogar der erste Teil von *Der Blitz und die Sonne, dessen* Geist nicht weniger nietzscheanisch ist — fühlte, wie mich alle Hoffnung verließ.

Traurig blickte ich aus dem Fenster, auf den sonnigen Hof und den strahlend blauen Himmel. Ich stellte mir vor, wie jenseits der Mauer, die vor mir lag, die Hunderte von Kilometern an Ruinen lagen, die ich so gut kannte. "Wenn wir den Krieg verloren haben, wenn das Volk meines Führers verfolgt wird, wenn alles, was ich geliebt habe, im

Staub liegt, ist es gemein von mir, um mein Buch zu trauern", dachte ich. "Sie haben alle Arten von Nazi-Literatur verbrannt, die sie in die Hände bekommen konnten, angefangen mit Tausenden von Exemplaren von *Mein Kampf*; warum sollten sie nicht auch meine unbedeutende Prosa vernichten?" Aber ich war immer noch deprimiert. Dann tauchten aus der heiteren Tiefe vergangener Zeiten ewige Worte der Weisheit in meinem Bewusstsein auf — Worte der Bhagavad-Gita, deren überwältigende Schönheit ich noch nie so erlebt hatte wie jetzt: "Betrachte Freude und Schmerz, Gewinn und Verlust, Sieg und Niederlage als gleichwertig, gürte dich für den Kampf; so sollst du keine Sünde begehen" ... "In einem Geist des Opfers, frei von Anhaftung, führe deine pflichtbewusste Handlung aus, oh Sohn von Kunti."

Und Tränen traten mir in die Augen, als ich mich an die göttlichen Sätze erinnerte. Und ich betete inbrünstig, dass ich — auch jetzt — der nationalsozialistischen Sache mit Tüchtigkeit und vollkommener Losgelöstheit dienen möge — gleichgültig gegenüber jeder Form von persönlichem Ruhm oder persönlicher Befriedigung; gegenüber jedem und allem außer Gott — d.h. der Wahrheit — und dem Führer, dem lebendigen Sprachrohr Gottes, und der Pflicht.

Dann wurde ich zum "Stahlhaus" geschickt, dem heutigen Hauptquartier der britischen Zivilpolizei. Eine englische Polizistin, Miss Taylor, wurde mit meiner Betreuung betraut. Ich sagte ihr, warum ich verhaftet wurde, falls sie es nicht schon wusste. Ich wollte nicht, dass sie — oder irgendjemand — mich für einen gewöhnlichen "Kriminalfall" hielt. Nach einigen Minuten stellte sie mir die lästige alte Frage, die ich seit meiner Rückkehr nach Europa hunderttausendfach beantwortet habe: "Sie meinen doch nicht wirklich, dass Sie die schrecklichen Dinge, die die Nazis getan haben, gutheißen?"

"Welche 'schrecklichen Dinge'?", fragte ich mit unverhohlener Verachtung: Nie verabscheue ich die Heuchelei der Demokraten so sehr, wie wenn mir diese Frage gestellt wird.

"Nun ja, Gewalt jeder Art: Tausende von Menschen werden getötet", antwortete Miss Taylor.

"Und warum nicht", sagte ich, "wenn diese Leute Hindernisse für die Stabilität des Regimes und für die Schaffung einer schöneren Welt

sind? Ich glaube an die Beseitigung von Hindernissen. Außerdem" — fügte ich hinzu — "bin ich zutiefst angewidert von den Skrupeln der Menschen, die Schlachthäuser und Vivisektionskammern als selbstverständlich hinnehmen und es dennoch wagen, gegen unsere tatsächlichen oder vermeintlichen 'Grausamkeiten' an unliebsamen Menschen zu protestieren."

"Aber es waren Menschen, auch wenn man sie nicht mögen mag."

"Ich habe die abergläubische Wertschätzung unserer Gegner für das zweibeinige Säugetier nie geteilt", sagte ich mit einem Ausdruck der Verachtung. "Ich betrachte *alles* Leben als heilig — bis es zum Hindernis für den höheren Zweck der Schöpfung wird, den wir, die Nationalsozialisten, uns vorgenommen haben, zu fördern. Und nur der egoistische oder idiotische Mensch — das gefährlichste aller Tiere — kann sich *dem* in den Weg stellen."

"Aber es gibt kein höheres Ziel als das Glück aller Menschen", sagte die Polizistin, ob sie es ernst meinte oder nicht, weiß ich nicht.

"Meine feste Überzeugung — die ich wohl frei äußern kann, da ihr Demokraten für 'Freiheit' steht oder zu stehen vorgebt — ist, dass der höchste Zweck des Lebens darin besteht, das Wachstum einer überlegenen Menschheit zu fördern, deren Aufgabe es ist, eine gesunde Welt zu regieren. Kein Mittel ist zu rücksichtslos, um uns diesem Ziel näher zu bringen. "

Die Polizistin war nicht nur kultiviert, sondern auch intelligent. Sie verstand, dass meine Haltung in lebenslangen Reaktionen — in meiner Natur — wurzelte und dass sie deshalb unerschütterlich war. Weder an diesem Tag noch später — bei mehreren Gelegenheiten, bei denen sie mich zwischen meinem Gefängnis und Düsseldorf hin und her begleitete — sprach sie jemals wieder mit mir, als ob ich dazu gebracht werden könnte, die aktuelle Werteskala der, wie ich sie nenne, dekadenten Welt zu akzeptieren. Sie gab zu, dass ich "absolut konsequent" sei — und wenn sie meinte, "erschreckend konsequent", dann sagte sie das nicht. Und sie erklärte, dass sie selbst so reagieren würde wie ich, "wenn sie meine Überzeugungen hätte".

Ich aß mit ihr zu Mittag, wobei ich wie immer auf vegetarischem Essen für mich bestand, und wurde danach in das Gebäude zurückgebracht, in dem ich den Vormittag verbracht hatte, nein, in den Raum, in dem ich mit Frau Hatch darauf gewartet hatte, dass man mich zum Kreuzverhör rief — den Raum, dessen Wände mit farbigen

statistischen Berichten über den "Fortschritt der 'Entnazifizierung' in Deutschland" versehen waren.

Einer der Männer in Zivilpolizeiuniform, die ich am Morgen getroffen hatte — ich glaube, er hieß Manning, aber ich bin mir nicht ganz sicher — betrat mit mir den Raum und schloss die Tür. Ich witterte, dass etwas anderes als meine anderen Sitzungen stattfinden sollte, und bereitete mich mental auf das Schlimmste vor, indem ich zu den Göttern betete, mir zu helfen.

Mr. Manning — oder der Herr, den ich für Mr. Manning hielt — setzte sich und bat mich, ihm gegenüber Platz zu nehmen. "Nun", sagte er mit sanfter, leiser, anzüglicher Stimme, "Sie sehen, wir tun Ihnen nichts Böses. Sie können sich nicht über unser Verhalten beschweren, nicht wahr?"

"Bis jetzt kann ich das nicht", gebe ich zu.

"Würden Sie uns dann nicht ein wenig helfen, indem Sie uns sagen, wer diese Plakate von Ihnen gedruckt hat? Sie können sicher sein, dass niemand jemals erfahren wird, dass Sie uns diese Informationen gegeben haben. Außerdem versichern wir Ihnen, dass weder dem Drucker noch denjenigen, die mit ihm in Verbindung stehen, etwas zustoßen wird."

Ich fühlte eine Welle der Empörung in meinem Herzen aufsteigen, als ob der Mann mich in der schmutzigsten Sprache beleidigt hätte — und mehr noch. Ich hätte ihn vor Freude mit meinen eigenen Händen erwürgen können, nicht weil er wissen wollte, wer meine Propaganda gedruckt hatte (das war für ihn nur natürlich), sondern weil er die Frechheit besaß, sich einzubilden, ich könnte einen Kameraden verraten. Für wen hat mich der Kerl gehalten? Ich schaute ihm direkt ins Gesicht und antwortete mit Verachtung: "Ich bin kein Verräter!"

"Das wissen wir", sagte der Mann, seine Stimme wurde noch leiser, "das wissen wir. Aber kann man das Verrat nennen? Wir werden es auf jeden Fall herausfinden."

"Dann finden Sie es heraus, wenn Sie können", antwortete ich, "und fragen Sie nicht mich. Du wirst nie ein Wort von mir hören."

Dann erinnerte ich mich an die Drohung des deutschen Polizisten in Köln in der Nacht meiner Verhaftung und fuhr fort: "Wenn Sie mich wirklich zum Reden bringen wollen, warum probieren Sie dann nicht Ihre wundersamen demokratischen 'Methoden' an mir aus, die Sie an Tausenden meiner Vorgänger angewandt haben, Sie, der Sie uns als 'brutal' kritisieren, Sie, der Sie vorgeben, dafür

gekämpft zu haben, die Welt von unserer drohenden Tyrannei zu befreien? Kommt mit! Seid nicht zimperlich! Denkt daran, dass auch ich ein Nazi bin, — ein Monster per Definition — und dem konventionellen Typus des Nazis, den ihr hasst und fürchtet, weitaus näher als die meisten anderen. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre und Sie an meiner, würde ich keine kostbare Zeit mit Argumenten verschwenden. Ich würde tun, was alle Vertreter von gut organisierten Zwangsdiensten seit Anbeginn der Welt getan haben und bis zum Ende der Welt tun werden. Tun Sie dasselbe! — und lassen Sie mich eines Tages öffentliche Vorträge über diese Episode halten, zu meiner eigenen Freude und zur Freude aller Feinde der Demokratie! In der Zwischenzeit werde ich vielleicht nicht sprechen — ich hoffe aufrichtig, dass ich es nicht tun werde, obwohl es immer unvorsichtig ist, sich vorher zu rühmen. Aber Sie werden zumindest Ihr Bestes getan haben, um die verfallende Ordnung in Westeuropa zu verteidigen — wenn sie Ihnen wirklich so am Herzen liegt, wie die von den Alliierten kontrollierte Presse uns glauben machen will."

Der Mann — im Namen der demokratischen Welt — hörte sich diese beißend ironische Rede mit scheinbarem Gleichmut an. Und er antwortete, wieder mit seiner weichen, leisen, anzüglichen Stimme: "Nein, wir werden in *Ihrem* Fall keinerlei physischen Druck ausüben; das kommt nicht in Frage ... "

Sie ziehen es vor, ihn auf wehrlose Deutsche anzuwenden, die Ihre "humanitären" Lügen nicht vor der Weltöffentlichkeit entlarven und Ihr Ansehen in den Schmutz ziehen können, weil Sie ihnen nicht erlauben zu reisen", unterbrach ich ihn. Aber der Mann schien meinen Worten keine Beachtung zu schenken.

"Wir werden *Sie* keinem physischen Druck aussetzen", wiederholte er und ignorierte meine Anschuldigung, "aber wir geben Ihnen die vertrauliche Zusicherung, dass wir, wenn Sie uns sagen, wer Ihre Plakate gedruckt hat, Ihre Schriften verschonen werden — und zwar alle, egal wie subversiv sie sind."

Ich staunte innerlich über die psychologische Einsicht dieses Mannes. Er hatte geahnt, dass der unwiederbringliche Verlust meiner unveröffentlichten Bücher für mich eine größere Qual sein würde als jede körperliche Qual. Aber auch das hat nicht funktioniert. Ganz im Gegenteil. In mir fand eine seltsame Reaktion statt: Ich spürte, dass meine letzte Verbindung mit der Welt des Scheins gekappt worden war; dass ich von nun an frei war — freier als der tosende Ozean, den kein Mensch kontrollieren kann. In diesem Bruchteil einer Sekunde,

unter dem Druck der Not, hatte ich mich von meiner stärksten Bindung befreit: der Bindung an die Schöpfung meines Lebens.

"Dann verbrennt sie", sagte ich mit Begeisterung. "Verbrenne sie! — obwohl ich weiß, dass ich sie nie wieder so schreiben könnte, wie sie sind. Besser, es bleibt keine Spur von dem, was ich geschaffen habe, als dass ich meines Führers und meines Glaubens unwürdig werde — von allem, wofür ich gelebt habe, mein ganzes Leben lang!"

Meine Augen füllten sich mit Tränen. Aber ich bedauerte nichts, und ich meinte jedes Wort, das ich sagte. Ich besaß nichts, was meinem Herzen näher lag als meine eigenen aufrichtigen Schriften, die Kinder meiner Seele, meine einzigen Kinder. Und die herbe Freude, die ich jetzt empfand, glich — so vermute ich — der Freude einer Mutter, die ihre Söhne lieber in den pflichtgemäßen Tod schickt, als sich zu schämen.

Der Mann starrte mich an und schien überrascht. Vergeblich, er überredete mich noch lange Zeit. "Ich dachte, Sie seien sehr besorgt über das Schicksal Ihrer Schriften", sagte er.

"Das war ich", antwortete ich. "Ich würde jede Folter ertragen, wenn ich sie dadurch retten könnte! Aber ich werde sie nicht um den Preis der Ehre retten. Ich bin Nationalsozialistin und bete die Sonne an — nicht irgendeinen jüdischen Gott oder Propheten. Und ich bin die Enkelin von William Nash, einem englischen Gentleman."

Der Mann schaute mir wieder ins Gesicht und sagte mit einem Akzent der Aufrichtigkeit, wobei er seine Stimme noch ein wenig senkte: "Ich verstehe Sie."

Anschließend wurde ich vor dem Gericht der Unteren Kontrollkommission in einem anderen Gebäude vorgeladen. Es war keine richtige Sitzung des Gerichts, sondern nur ein langweiliges Verfahren, das aber schnell vorbei war, muss ich sagen.

Der Uniformierte, der mich ins Kreuzverhör genommen hatte, beantragte beim Gericht, dass ich zwei Wochen in Untersuchungshaft genommen und von britischen Ärzten körperlich und geistig untersucht werden sollte. Das Gericht stimmte zu. Und ich verließ den Saal, gefolgt von Miss Taylor, die mich nun zu meinem neuen Aufenthaltsort bringen sollte: dem Frauengefängnis in Werl bei Soest in Westfalen, etwa achtzig oder neunzig Meilen von Düsseldorf entfernt.

Als ich aus dem Korridor kam, sah ich meinen Kameraden und Kollaborateur, Herrn W. W. , der von einem harten deutschen Polizisten, der ihn am Ärmel festhielt, mitgeschleift wurde. Er sah

dünn, sehr blass und niedergeschlagen aus — ein Schatten seiner selbst. Er hatte geschwollene Augenlider und (zumindest schien es mir so) einen blauen Fleck — zweifellos die Spur eines Schlages — im Gesicht. Ich war weder gefesselt noch festgehalten worden, und dank meines britisch-indischen Passes war ich auch nicht misshandelt worden. Ich blickte ihn an — der mich glücklicherweise nicht sah — und erinnerte mich an die letzten Worte, die er im leeren Zug an mich gerichtet hatte: "Ich werde dich nie verraten… . Das Zeichen geht nicht ab… . Ich hatte das Kommando über die SS-Männer." Und Tränen füllten meine Augen. Ich *wusste, dass* er mich nicht verraten hatte.

Und ich fühlte mich klein vor ihm — und all den anderen, die seit 1945 unter Misshandlungen gelitten hatten. Was hatte ich nicht alles getan, um mir in der Kriegszeit meinen britisch-indischen Pass zu besorgen, damit ich unter einem Vorwand Indien verlassen konnte, um unserer Sache auf meinem eigenen Kontinent wirksamer zu dienen! Und nun schämte ich mich für die Vorteile, die mir dieses Dokument verschaffte. Ich bedauerte, dass ich nicht wie die anderen behandelt wurde — wie diejenigen, die meinen Naziglauben teilen; meine Gleichen und meine Höhergestellten; alle, die ich liebe.

KAPITEL 4

IN UNTERSUCHUNGSHAFT

An diesem Tag, dem 21. Februar, kam ich abends nach einer schönen Autofahrt vor den Toren des Gefängnisses in Werl an. Miss Taylor hatte sich während der Fahrt mit äußerster Höflichkeit und Herzlichkeit mit mir unterhalten — über Marcus Aurelius, den sie gut kannte und bewunderte; über das Christentum, dem sie verzieh, dass ich es verabscheute; über die Religion der Sonne, wie sie in den Hymnen des ägyptischen Königs Echnaton und in den uralten Hymnen des Rig-Veda, den ältesten Versen, die uns in arischer Sprache überliefert sind, erscheint. Wir sprachen auch ein wenig über modernere Themen. Und sie begann — vielleicht — zu begreifen, wie sehr der Nationalsozialismus meine ganze heidnische Lebensphilosophie ausdrückt und wie untrennbar diese ganze Philosophie mit meinem Wesen verbunden ist.

Ich stieg aus dem Auto aus und wartete. Es war bereits dunkel. Ein Wärter in graugrüner Uniform öffnete die Tür und ließ uns in einen Raum auf der linken Seite. Ein anderer Mann, ebenfalls in Uniform, der an einem Tisch in diesem Raum saß, unterschrieb ein Papier, das Miss Taylor ihm übergab, und bestätigte damit, dass ich tatsächlich in seine Obhut übergeben worden war, mit anderen Worten, dass sie nicht mehr für mich verantwortlich war. Er stellte mir auch ein paar Fragen. Dann kam eine junge Frau in khakifarbener Uniform, die gerufen worden war, herein und bat mich, ihr zu folgen. Ich verabschiedete mich von Miss Taylor und überquerte mit meiner neuen Betreuerin einen Hof, der auf allen Seiten von hohen Mauern umgeben war, die fast vollständig mit Schlingpflanzen bewachsen waren. Dann öffnete die Wärterin eine große Eisentür mit einem der beiden großen Schlüssel, die sie in der Hand hielt, und schloss sie hinter mir. Ich folgte ihr einen Weg entlang, der auf der einen Seite eine hohe Mauer aufwies — die Mauer, die das Gefängnisgelände von der Straße trennte, wie ich annahm — und auf der anderen Seite ein Gebäude, aus dem es nach Essen roch — die Küche des Gefängnisses. Dieser Weg führte uns in eine Gasse inmitten einer offenen,

grasbewachsenen Fläche, die von Gebäuden umgeben war — vierstöckige auf der linken Seite und in der Ferne; ein einstöckiges, langgestrecktes auf der rechten Seite. Insgesamt sah ich Hunderte von vergitterten Fenstern, von denen jetzt die meisten erleuchtet waren und von denen jedes — so vermutete ich — einer Gefangenenzelle entsprach. Dann öffnete die Wärterin wieder eine große Tür mit ihrem Schlüssel, und ich überquerte im Dunkeln eine Art überdachten Hof, einen gepflasterten Platz zwischen zwei Werkstätten. Eine weitere Tür wurde vor mir geöffnet — und wie immer sofort wieder geschlossen, nachdem ich sie passiert hatte — und ich trat in einen rechteckigen Hof, der von allen Seiten von den Mauern eines einstöckigen Gebäudes umgeben war. Das Erdgeschoss war dunkel. Aber die Fenster im ersten Stock — alle vergittert, wie die, die ich von dem viel breiteren offenen Raum aus gesehen hatte, den ich auf meinem Weg gerade durchquert hatte — waren erleuchtet. Von diesem Innenhof aus führten zwei Treppen, die jeweils durch ein Dach geschützt waren, in den ersten Stock. Wir gingen die linke hinauf. Die Tür oben war wieder verschlossen. Die Wärterin öffnete sie, ging hinein und wandte sich nach rechts. Ich befand mich in einem langen, schwach beleuchteten, ziemlich breiten und völlig geräuschlosen Korridor mit Reihen von Türen auf beiden Seiten. Die Wärterin ging mit mir bis zum Ende und führte mich in einen kleinen Raum, in dem eine ältere Dame in dunkelblauer Uniform, offensichtlich ein wichtiges Mitglied des Gefängnispersonals, und eine junge Frau an einem Tisch saßen, der mir wie ein Rechnungsbuch vorkam. An den Wänden des Raumes verliefen große Regale, auf denen sich Haufen von Kleidung und Wäsche ordentlich stapelten.

Die ältere Dame — die mit ihrem gewellten, jetzt weißen Haar, den blauen Augen und den ebenmäßigen Zügen in ihrer Jugend sehr hübsch gewesen sein muss — notierte sich meinen Namen, mein Alter usw. und fragte mich nach der Art meines "Vergehens" — woraufhin sich sowohl ihr Gesicht als auch das der Wärterin unmerklich aufhellte. Diese deutschen Frauen wagten es nicht, mir zu sagen: "Sie sind auf unserer Seite, gut für Sie! Aber ich spürte sofort, dass ich in ihren Augen unschuldig, wenn nicht gar lobenswert, so doch sicher dumm war — dumm genug, um mich erwischen zu lassen.

"Nun, das sind Ihre Überzeugungen", sagte die weißhaarige Dame. Sie machte keine weiteren Bemerkungen, sondern fragte mich — da dies routinemäßig aufgeschrieben werden musste — welche Religion ich hätte.

"Ich bin ein Sonnenanbeter", antwortete ich aufrichtig, nicht ohne ein wenig Verwunderung hervorzurufen; weit weniger jedoch, als es der Fall gewesen wäre, wenn ich nicht schon gesagt hätte, dass ich mit einem Indianer verheiratet sei.

"Haben Sie denn die Religion Ihres Mannes angenommen?", fragte mich die alte Matrone.

"Ganz und gar nicht — obwohl natürlich auch er täglich der feurigen Scheibe huldigt, wie es jeder wahre Brahmane in Indien tut. Ich habe meine heutige religiöse Einstellung von frühester Jugend an entwickelt und kann sagen, dass ich mein Leben damit verbracht habe, zu bedauern, dass mein Land — Griechenland — die Verehrung seiner alten Natur- und Nationalgötter (insbesondere Apollo, der Schönste von allen) aufgegeben hat, um sich einer aus Palästina importierten Doktrin zuzuwenden. Ich ging nach Indien auf der Suche nach einer Zivilisation, die so frei wie möglich von jeglichen jüdisch-christlichen Einflüssen ist."

"Aber du wurdest getauft?"

"Ich war."

"Sie haben also in Ihrer Jugend offiziell einer christlichen Kirche angehört?"

"An die griechische Kirche".

"Und welchen Gottesdienst möchten Sie hier im Gefängnis besuchen: den katholischen oder den evangelischen? Das sind die einzigen beiden, die wir haben."

"Ich möchte auch nicht teilnehmen", sagte ich, "ich hoffe nur, dass es nicht obligatorisch ist."

"Das ist es nicht. Aber du wirst sonntags in deiner Zelle viel Zeit finden."

"Ich bin bereit, ein wenig Unbehagen in Kauf zu nehmen, um der Konsequenz willen", antwortete ich. "Ich habe die christliche Mythologie nie geliebt — auch nicht die Lehre. Und die Zeiten, in denen ich die Gottesdienste allein deshalb besuchte, weil der christliche Prunk historisch gesehen einen Platz im Leben jedes arischen Volkes im Westen eingenommen hat — und weil die Musik manchmal schön ist — diese Zeiten, sage ich, sind weit, weit weg; unwiederbringlich vorbei."

Ich wurde im Katalog als "Dissident" eingestuft und in die Zelle Nummer 121 im C-Trakt des Gefängnisses gebracht, wo ich wohnen sollte, solange ich "in Untersuchungshaft" war. Da ich britischer Staatsbürger war, durfte ich die Zivilkleidung, die ich trug — einen

dunkelbraunen Maßanzug und einen Mantel, und meinen Aktenkoffer behalten, der bis auf ein paar leere Blätter Papier, ein Handtuch, ein Stück Seife, einen Spiegel und die englische Übersetzung der Bhagavad-Gita leer war. Ich schätzte die Geste der Personen zutiefst, die mir diese heilige Schrift zum Lesen und Meditieren in meiner Zelle überlassen hatten, wer auch immer das war.

Die Zelle enthielt ein eisernes Bett, das an der Wand befestigt war, einen Tisch, einen Schemel und einen Schrank. Licht kam aus einem hohen Fenster mit Eisenstäben an der Außenseite, von dem nur der oberste Teil geöffnet werden konnte, um ein wenig Luft hereinzulassen. Der Boden war mit erdfarbenen, quadratischen Ziegeln bedeckt. In der dicken, mit Eisen ausgekleideten Tür befand sich ein kleines rundes Loch, vor dem außen eine Metallklappe hing. Wenn man diese Klappe öffnete, konnte man nach Belieben vom Gang aus in die Zelle sehen, während der Gefangene niemals von der Zelle aus in den Gang sehen konnte. Die Wände waren weiß getüncht. Die Innenseite der Tür — die Eisenseite — war hellgrau gestrichen. Alles schien — und war — blitzsauber, wie es sich für eine Anstalt gehörte, in der zumindest die materielle Leitung ganz in deutscher Hand lag.

Lassen Sie Ihren Aktenkoffer hier und kommen Sie mit", sagte die Wärterin, die mich begleitete, "bevor ich Sie einsperre, müssen Sie zu "*Frau Oberin"*. "Frau Oberin, deren Namen ich erst viel später erfuhr, war die Leiterin der Frauenabteilung des Gefängnisses, des "Frauenhauses".

Ich wurde in ein ziemlich großes und sehr ordentliches Bürozimmer fast gegenüber meiner Zelle geführt, in dem eine junge Frau zwischen fünfundzwanzig und dreißig, schwarz gekleidet, an einem Schreibtisch saß. Sie hatte braunes Haar, blaue Augen und ein süßes Gesicht. An den Wänden des Zimmers entdeckte ich ein oder zwei Bilder — Fotos von klassischen Gemälden, die mit viel Geschmack ausgewählt worden waren — und auf dem Fensterbrett standen Blumen und auf dem Schreibtisch vor der jungen Frau Blumen in einer Vase. "Früher", dachte ich mit einer gewissen Traurigkeit, "hätte hier sicher auch ein schönes Porträt des Führers gestanden." Erst nach etwa einer Minute fiel mir ein, dass ich dann nicht da gewesen wäre.

Die Krankenschwester verließ das Zimmer. Die junge Frau am Schreibtisch, die meinen abendlichen Gruß erwidert hatte, warf einen Blick auf meine Akte, die ihr die Pflegerin übergeben hatte. "Darf ich Sie fragen, weshalb Sie hier sind?", wandte sie sich nach einem Moment an mich. "Sie müssen entschuldigen, aber ich kann mir

einfach nicht merken, was in jedem Artikel eines jeden Gesetzes verboten ist — und in Ihrem speziellen Fall in 'Artikel 7 des Gesetzes 8 des Besatzungsstatuts'. Außerdem bin ich an Gefangene gewöhnt und kann an Ihrem Gesicht erkennen, dass Sie kein gewöhnlicher Delinquent sind."

"Ich bin wegen der Nazi-Propaganda hier", sagte ich mit sichtlichem Stolz.

"Das! "rief *Frau Oberin* aus — und ein rätselhaftes Lächeln verlieh ihrem Gesicht einen neuen Ausdruck. "Wollen Sie sich nicht eine Weile hinsetzen und eine Tasse Kaffee trinken — einen *richtigen* Kaffee, meine ich, und keinen 'Muckefuck'? "

War das die spontane Reaktion der "entnazifizierten" deutschen Beamtenschaft auf die Nachricht von nationalsozialistischen Untergrundaktivitäten eines Ausländers? Ich wünschte es mir sehnlichst. Oder war es nur die persönliche Reaktion dieser einzelnen Frau, die zufälligerweise einen verantwortungsvollen Posten unter der Autorität der britischen Besatzer des Landes innehatte? Und wenn ja, inwieweit stand sie auf unserer Seite oder war sie — wie die gute Mrs. Hatch — mir nur als Person wohlwollend zugetan? War der "echte Kaffee" für die schuldlose Frau, die weder gestohlen noch gemordet hatte, oder für die Freundin Deutschlands, die sich auf ihre bescheidene Art bemüht hatte, den nationalsozialistischen Geist in den Herzen von Hitlers verfolgtem Volk lebendig zu halten? Mit anderen Worten, war diese junge Frau freundlich zu mir, obwohl ich ein Nationalsozialist war, oder *weil* ich ein Nationalsozialist war? Ich hoffte zwar, dass die zweite Möglichkeit den Tatsachen entsprach. Aber ich konnte nicht fragen — zumal *Frau Oberin sich in keiner* Weise zu meiner "Beleidigung" geäußert hatte.

Ich setzte mich in den bequemen Sessel, den sie mir angeboten hatte. Bald erfüllte ein herrlicher Kaffeeduft den Raum, denn die junge Frau bereitete das exotische Getränk auf einem kleinen Elektroherd zu, den sie aus einem Schrank geholt hatte. Sie schenkte eine Tasse für mich und eine weitere für sich selbst ein. Sie sprach freundlich mit mir, als wäre ich kein Gefangener und sie die Leiterin der Frauenabteilung des Gefängnisses.

"Wann sind Sie zum ersten Mal nach Deutschland gekommen?", fragte sie mich, nachdem ich ihr gesagt hatte, dass meine Heimat in Indien liegt.

"Am 15. Juni 1948", antwortete ich.

"Und Sie waren noch nie hier?"

"Nein, leider nicht. Ich war sechstausend Meilen entfernt, während der großen Tage", sagte ich mit unendlicher, aufrichtiger Traurigkeit.

"Das ist schade."

Das war es in der Tat. Aber *Frau Oberin legte* keinen Wert auf diesen Punkt. Sie fragte mich nach den Sitten und Gebräuchen Indiens und nach der Kleidung der Frauen, dem Sari, dessen Anmut ich ihr, so gut ich konnte, beschrieb.

"Eine Schar indischer Frauen an einem Festtag, in der Atmosphäre eines dieser alten Tempel, von denen du vorhin gesprochen hast", sagte sie, "muss ein schöner Anblick sein."

"Ja, das ist es", antwortete ich. Und ich erzählte ihr so anschaulich, wie es meine Deutschkenntnisse erlaubten, das "Vaishakha Purnima"-Fest, wie ich es am 17. Mai 1935 im großen Tempel von Rameshwaram, im äußersten Süden Indiens, bewundert hatte: Die Prozession, angeführt von hübschen halbnackten Fackelträgern und prächtig geschirrten heiligen Elefanten, durch die riesigen Säulenkorridore des Tempels, bei Nacht; die Menge — Männer in makellosem Weiß und Frauen in Seide aller Farben gehüllt, mit Jasminblüten in ihrem schwarzen, glänzenden Haar und Blumen in den Händen — versammelte sich um das heilige Becken, um die Vorbeifahrt des Wagens zu ehren, der die Statuen des inkarnierten Gottes trug. Rama und seine Gemahlin Sita, kaum sichtbar unter Blumenhaufen; und die Spiegelung des Vollmonds im heiligen Becken; und die unwirkliche Pracht der tief gemeißelten umliegenden Kolonnaden im Licht des Vollmonds; und über all dem die Herrlichkeit des tropischen Himmels — violett-blau, unglaublich leuchtend in seiner Tiefe — mit einer hohen Kokospalme, einer einzigen, die wie Silber in ihrer Mitte glänzt, hinter der komplizierten Architektur des Tempels.

Frau Oberin starrte mich verwundert an. "Was für ein Glück, dass Sie solche Erinnerungen haben! ", sagte sie. Und eine Weile schienen ihre blauen Augen jenseits von Zeit und Raum die stattlichen, fremdartigen Szenen zu verfolgen, die ich zu beschwören versucht hatte. Dann fügte sie hinzu: "Es erstaunt mich, dass Sie Indien, Ihren Mann und Ihren Haushalt verlassen konnten, um zu uns zu kommen und zu tun, was Sie getan haben, nachdem wir den Krieg verloren hatten."

Impulsiv wollte ich antworten: "Halten Sie mich für einen jener Verräter, die, nachdem sie fünfzehn oder zwanzig Jahre lang alles

gelobt hatten, was der Führer tat, ihre Meinung zu ändern begannen, als die Angloamerikaner in der Normandie landeten, und die nach der Kapitulation zu dem Schluss kamen, dass die Demokratie entschieden die einzige Rettung für die Menschheit sei?" Aber ich sagte nichts in dieser Richtung. Ich wusste in meinem Herzen, dass Frau Oberin nie an meiner Aufrichtigkeit gezweifelt hatte und dass sie es nicht böse meinte. Ich erinnerte mich an das uralte Fest, das ich gerade beschrieben hatte, und sagte einfach: "Indien bedeutet mir mehr, als die meisten Menschen denken, und nicht weniger; und Deutschland auch. Rama, der tugendhafte Krieger, den die Menschen im fernen Süden bis heute im großen Tempel am Meer verehren, *ist* der halb historische, halb legendäre arische Eroberer des üppigen Südens. In ihm verneigen sich die von Kasten beherrschten Massen Indiens vor der geheiligten Rasse, die Indien einst die Veden, den Kult der männlichen Götter und kriegerische Ideale sowie das immerwährende Prinzip der natürlichen Hierarchie der Rassen brachte. Mein Kontakt mit dem Hinduismus hat mir nur weitere Gründe gegeben, stolz darauf zu sein, ein Arier zu sein. Er hat mich, wenn überhaupt, zu einem besseren Nationalsozialisten gemacht. Nur wenige Menschen wissen, dass seit den Tagen der arischen Eroberung Indiens — dem Beginn der Sanskrit-Zivilisation — nie und nirgendwo in der Welt ein ernsthafter Versuch unternommen wurde, die natürliche, die göttliche Ordnung in der lebendigen Gesellschaft zu verwirklichen, außer hier in Deutschland, unter der inspirierten Herrschaft des Führers. Es war meine Pflicht, trotzdem herüberzukommen — um so mehr, als der Krieg verloren war, als die ganze arische Welt sich gegen ihren Erlöser gewendet hatte. Was meinen Mann betrifft, so habe ich ihm keinen Grund gegeben, mir Vorwürfe zu machen — außer, dass ich einmal so töricht war, der Polizei zu erlauben, mich in meinem Tun zu entdecken. Aber das wird ihn nicht überraschen: er weiß, was für einen Esel ich in praktischen Dingen aus mir machen kann."

Frau Oberin lachte. Wir unterhielten uns noch eine ganze Weile, — vor allem über Indien. Die junge Frau hatte die Bhagavad-Gita in einer deutschen Übersetzung gelesen, mit dem aufrichtigen Bemühen, sie zu verstehen. Und obwohl sie freimütig zugab, dass ihr vieles davon unverständlich blieb — wie ich zugeben muss, dass auch mir vieles unverständlich bleibt, war sie empfänglich für die Schönheit der wesentlichen Lehre vom Handeln mit Gelassenheit. Ich zitierte ihr ein oder zwei der klassischen Passagen, die ich zufällig auswendig kannte.

"Jetzt beginne ich zu verstehen, warum man uns in der Hitlerzeit so viel über das alte Indien erzählt hat", sagte sie schließlich.

Ich öffnete den Mund, um zu sprechen, aber ich sagte nichts. Ich war mir nicht ganz sicher, ob ich dem, was ich bereits gesagt hatte, noch etwas hinzufügen sollte. Ein paar Worte, dachte ich, hinterlassen oft einen tieferen Eindruck als viele. Aber Frau Oberin sprach wieder. "Ich beginne auch einen der Gründe zu verstehen, warum es unter uns so wenige wirklich echte Nationalsozialisten gibt und gab — auch im Dritten Reich", sagte sie.

"Und warum?", fragte ich.

"Weil der Einfluss des Christentums auf uns immer noch sehr stark ist, stärker als es auf den ersten Blick scheint, selbst auf diejenigen von uns, die die Knechtschaft der Kirche ablehnen."

"Ich bedaure, dass die römischen Kaiser nicht im Keim erstickt haben, was sie damals den 'neuen Aberglauben' nannten", sagte ich und wiederholte, was ich 1945 in einer indischen Zeitung geschrieben hatte. "Sie hätten der arischen Rasse einen Dienst erwiesen."

Aber die Zeit verging. "Ich werde manchmal nach Ihnen schicken und weitere Gespräche mit Ihnen führen", sagte die junge Frau, als ich das Zimmer verließ. Und sie sagte mir auch, dass sie mir die paar goldenen Armreifen, Ketten und Ringe, die ich trug, nicht wegnehmen würde. "Sie stehen Ihnen; solange Sie in Untersuchungshaft sind, können Sie sie behalten", versicherte sie mir. Ich dankte ihr, denn nun wusste ich, dass ich — zumindest vorläufig — nicht von dem kostbaren kleinen Glasporträt, das um meinen Hals hing, getrennt werden würde.

Die diensthabende Wärterin brachte mir das Abendessen in meine Zelle — einige Makkaroni, Brot und Marmelade; denn ich hatte dem Mann, der mich unten an der Tür empfangen hatte, gesagt, dass ich kein Fleisch esse.

Mir wurde gesagt, dass das Licht in meiner Zelle die ganze Nacht brennen müsse, "es sei denn, der englische Gouverneur des Gefängnisses erlaube das Gegenteil." Ich — der nicht bei Licht schlafen kann — hängte meine Kleider über die Glühbirne, um den Raum so dunkel wie möglich zu machen, und zog mir zusätzlich das Bettzeug über den Kopf.

Andächtig hielt ich das Bildnis des Führers, das ich an meiner Goldkette trug, an meine Brust. Ich fühlte mich glücklich bei dem Gedanken, dass ich nun aus Liebe zu ihm in dieser Zelle eingesperrt war. Auch dort, zwischen vier Wänden, ja vor allem dort, würde ich Zeugnis ablegen von seiner Größe, von der Unvergänglichkeit seiner Idee, von der Mission des Volkes, das er so sehr liebte. Und mein Zeugnis würde um so überzeugender sein, als ich nicht zu diesem Volk gehörte. Dann erinnerte ich mich an die Frau, die mir das Porträt geschenkt hatte — nicht lange zuvor, seit meiner letzten Rückkehr aus England. Ich erinnerte mich an ihr schönes, etwas trauriges Gesicht, das einen inspirierten Ausdruck annahm, wenn sie die Freude und den Ruhm der Hitlerzeit beschwor. Sie war eine der liebenswertesten Nationalsozialistinnen, die ich persönlich kannte. Ich hatte ein paar Tage unter ihrem Dach irgendwo in der französischen Zone verbracht. Und sie hatte mir dieses unschätzbare kleine Bildnis geschenkt, als Erinnerung an das Großdeutschland, das ich nicht gesehen hatte, als Zeichen ihrer Freundschaft und als Ersatz für das goldene Hakenkreuz, das mir im November 1947 in London von der Kette gefallen war und das ich nie wiedergefunden hatte. Und als ich etwas gezögert hatte, es zu nehmen, — weil sie wusste, dass es das einzige seiner Art war, das sie besaß — hatte sie mir gesagt: "Das macht nichts. Ich schenke es dir von ganzem Herzen, weil du es wert bist. *Du bist eine von uns*." Ich habe ihr mit Tränen in den Augen gedankt. Nichts berührt mich mehr und bereitet mir größere Freude als die Liebe und das Vertrauen anderer Nazis, vor allem derer, die so viel Leid ertragen haben wie diese Frau.

Und nun fragte ich mich, wie ich sie — und einige andere — von meiner Gefangenschaft in Kenntnis setzen konnte, ohne dass die Behörden eine Verbindung zwischen meinen Freunden und mir vermuteten. Zumindest die Menschen in der französischen Zone würden es nicht aus den Zeitungen erfahren: Ich erinnerte mich daran, dass Monsieur P., ein französischer Beamter in Baden-Baden, mir einmal gesagt hatte, dass "Widerstandshandlungen nie in den Zeitungen mit französischer Genehmigung veröffentlicht" würden, "um nicht zu weiteren Unruhen zu ermutigen." Ich dachte an die dreitausend Plakate, die sich in meinem Kofferraum in der Obhut von Freunden befanden. Wie sollte ich nun — heimlich — an diese Leute schreiben und sie bitten, die Propaganda selbst zu verteilen, da ich dies nicht mehr tun konnte? Und ich hoffte und betete, dass keiner von denen, mit denen ich in Kontakt gekommen war, wegen meiner

Verhaftung leiden würde. Wenn es bei meinem Prozess wirklich "nur um die Plakate" ging, wie mir der Engländer in Düsseldorf versichert hatte, dann gab es keinen Grund dafür, denn ich hatte in dieser Angelegenheit tatsächlich ganz aus eigenem Antrieb gehandelt; ja, gegen den Rat von ein oder zwei anderen Nationalsozialisten — weitaus intelligenter als ich selbst, die mich gewarnt hatten, dass Aktivitäten solch spektakulärer Art "noch verfrüht" seien. Aber man konnte sich nie sicher sein. Misstrauen und Angst und nicht kühl durchdachte Gründe legen den Besatzern eines besiegten Landes nahe, wie sie gegen jede Art von Widerstand im Untergrund vorgehen. Ich wusste das und fühlte mich deshalb unwohl. Der Gedanke beunruhigte mich lange, bevor ich einschlafen konnte, in dieser und in den folgenden Nächten. Er beunruhigte mich während meiner gesamten Haftzeit — und noch einige Monate nach meiner Entlassung.

Ich wurde früh am Morgen geweckt, als die diensthabende Wärterin meine Zelle öffnete. Eine blau gekleidete Gefangene, die eine braune Jacke und eine hellgraue Schürze trug — wie die, die ich am Abend zuvor im Zimmer der alten Oberin gesehen hatte — kam herein, um den Hygieneeimer zu entfernen, und brachte ihn nach einer Weile gut gereinigt und nach Phenol riechend zurück. Sie brachte mir auch einen Krug mit Wasser. Ich erwiderte ihr "Guten Morgen! "und stieg aus dem Bett.

"Ach, Sie brauchen nicht gleich aufzustehen", sagte sie, "Sie sind ja nur in Untersuchungshaft." Sie hatte ein grobes, aber mitfühlendes Gesicht. Ich wollte mit ihr sprechen.

"Ich werde sowieso nicht mehr schlafen, also kann ich genauso gut aufstehen", sagte ich.

"Wenn Sie mehr Wasser oder etwas anderes wollen", fuhr sie fort, "müssen Sie nur auf diesen elektrischen Schalter drücken. Dann leuchtet eine Glühbirne über Ihrer Tür im Korridor. Die diensthabende Wärterin wird es sehen und Sie fragen, was Sie brauchen, und mich (oder einen anderen von uns) schicken, um es Ihnen zu geben."

"Ich weiß; die andere Wärterin, die gestern Abend hier war, hat mir das erklärt. Trotzdem danke ich Ihnen, dass Sie es mir gesagt haben. Ich *hätte* gerne etwas mehr Wasser, wenn es möglich ist."

"Ich bringe dir welche."

Die Tür der Zelle wurde wieder verschlossen, nachdem sie hinausgegangen war.

Dann kam mein Frühstück, das von einer anderen Gefangenen gebracht wurde — einer kräftig gebauten jungen Frau mit einem roten, runden Gesicht, dunklem Haar und grauen Augen.

"Das alles! ", rief ich aus, als ich die Menge an Essen sah, die sie auf den Tisch gestellt hatte. Es gab eine Kanne heißen Tee mit Milch und Zucker, eine große Dose Haferbrei, sechs Scheiben schönes Weißbrot, wie ich es nicht einmal im Nachkriegs-England, geschweige denn im hungernden Deutschland gegessen hatte, ein Stück Butter und einen großen Löffel Orangenmarmelade. "Ist das alles für mich?" fragte ich die Pflegerin, eine sehr nette, freundlich aussehende, blauäugige Blondine.

"Ja, natürlich", sagte sie.

"Aber so ein Brot habe ich noch nie gegessen, auch nicht, als ich frei war. Und ich könnte sowieso nicht so viel essen. Geben sie mir eine besondere Diät, weil ich ein 'politischer Fall' bin?"

"Nein. Die 'politischen Fälle' hier werden genauso behandelt wie die gewöhnlichen Kriminellen — sie bekommen morgens eine einzige Scheibe trockenes Schwarzbrot und eine Dose 'mook-fook' (Zichorie) ohne Zucker und Milch. Sie bekommen eine spezielle Diät, weil sie britische Untertanen sind."

"Aber ich hasse die Besatzung so sehr, wie es nur ein Deutscher kann. "

"Das macht keinen Unterschied. In ihren Augen haben Sie einen britischen Pass, das reicht."

"Darf ich dieser Frau ein Stück von meinem Weißbrot geben?", fragte ich, als ich sah, mit welch sehnsüchtigem Blick die Gefangene die Menge an Essen betrachtete, die sie mir gebracht hatte.

"Du darfst", flüsterte die Wärterin, "aber du darfst dich von niemandem sehen lassen, das ist gegen die Vorschrift."

"Ich bin es gewohnt, Dinge gegen die Regeln dieser Leute zu tun", sagte ich und meinte damit die heutigen Herren in Deutschland. Ich bestrich ein Stück Brot mit ein wenig Butter und Marmelade und gab es der Frau. "Danke!", rief diese aus. "Oh, ich danke Ihnen!" Sie faltete das Brot in zwei Hälften, steckte es in ihre Tasche und verschwand, als eine andere Wärterin sie aus dem Korridor rief, um bei der Verteilung von Schwarzbrot und Zichorie an die Masse der Gefangenen zu helfen. Sie würde die "Delikatesse" in ihrer Zelle essen, sobald sie nicht mehr im Dienst war. Es war wahrscheinlich die erste Scheibe Weißbrot und

die erste Butter, die sie seit der Kapitulation gegessen hatte. Zum millionsten Mal erinnerte ich mich an die Ruinen und die Verwüstung, die ich gesehen hatte, und an den entsetzlichen Hunger, der nach 1945 auf den Schrecken der Phosphor-Luftangriffe gefolgt war. "Armes, liebes Deutschland — das Land meines Führers! "dachte ich, während sich meine Augen mit Tränen füllten.

Ich wandte mich an die Wärterin, die immer noch in meiner Zelle stand, und fragte sie: "Könnten Sie es nicht fertig bringen, meinen Brei und meinen Tee und vier Scheiben Brot einigen von denen zu geben, die wegen der gleichen Idee hier sind wie ich, — meinen Kameraden, den sogenannten 'Kriegsverbrechern'? Da es nicht für alle reicht, könntest du es ... den Besten geben; du verstehst, was ich meine ... den Aufrichtigsten; denen ... "

"Ich verstehe", antwortete sie, "und ich werde gerne tun, was Sie sagen. Aber nicht jetzt sofort. Später, wenn so gut wie niemand auf den Gängen ist... . Sie dürfen es nämlich nicht wissen, sonst gibt es Ärger."

"Ich danke Ihnen! ", sagte ich, "ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin. Es ist nicht viel, ich weiß. Aber es ist alles, was ich jetzt für die Menschen tun kann, die für dieselben Ideale gekämpft haben wie ich; die Menschen, die ich liebe und bewundere."

"Seien Sie sicher, dass ich Ihnen helfen werde, so gut ich kann", sagte die Frau mit sehr leiser Stimme. "Ich war selbst in der Partei ... und einige andere von uns auch. Wir verstehen Sie — und lieben Sie — obwohl wir nicht sprechen können. Stellen Sie das Essen in eine Ecke. Ich werde es später abholen kommen. *Auf Wiedersehen*!"

Von meiner Zelle aus konnte ich den Himmel nicht sehen, denn die Fensterscheiben waren aus undurchsichtigem Glas. Trotzdem war ich glücklich.

Da ich keine Feder und keine Tinte hatte — nicht einmal einen Bleistift — konnte ich nicht schreiben. Ich schritt im Zimmer umher, von der Wand unter dem Fenster zur Tür und wieder zurück, immer und immer wieder, wie eine gefangene Tigerin in ihrem Käfig. Ich war beeindruckt von der Ähnlichkeit jeder Position mit der eines wilden Tieres in einem "Zoo". "Aber ich habe meine große Liebe, meine großen Ideale und meinen Stolz, der mich aufrichtet und trägt", dachte ich. "Was haben die armen gefangenen Löwen und Tiger, Panther und Leoparden, um den Verlust an Freiheit und Abenteuer auszugleichen? Ich bin tausendmal glücklicher als sie." Nie hatte ich mir so klar gemacht, was für eine langwierige Qual das Leben eines wilden Tieres in einem Käfig sein muss — was für eine Prüfung *mein* Leben hinter

Gittern *gewesen wäre*, wenn ich nicht so stolz und so froh gewesen wäre, mich in diesen Zeiten der Verfolgung zu meinem nationalsozialistischen Glauben zu bekennen. Und ich betete, dass ich eines Tages in unserer neuen Welt meine Stimme mit ausreichender Beredsamkeit erheben möge, damit alle Tiere der Zirkusse und "Zoos" in ihre heimischen Dschungel zurückgebracht werden.

Dann dachte ich an meine Freunde in nah und fern, vor allem an alle Deutschen, mit denen ich gerade jetzt oder früher direkt oder indirekt in Verbindung gestanden hatte. Noch einmal ging ich sorgfältig alles durch, was ich während meiner zweitägigen Kreuzverhöre in Köln und Düsseldorf gesagt hatte — ich erinnerte mich mit außerordentlicher Klarheit und hatte das Gefühl, mich für immer daran zu erinnern. Und ich beschloss, dass ich kein Wort gesagt, keine Geste gemacht, keinen Gesichtsausdruck gezeigt hatte, der irgendeinen anderen Nationalsozialisten hätte belasten können. Nein, das hatte ich wirklich nicht. Dessen war ich mir ganz sicher. Und doch, kann man jemals wissen, was die Polizei herausfinden kann? Ich war glücklich, denn ich hatte mir nichts vorzuwerfen — nicht einmal meine Verhaftung, die ja die Folge der Verhaftung eines anderen war. Wenn "sie" Dinge herausfanden, von denen ich hoffte und betete, dass sie niemals entdeckt würden, dann wäre das nicht meine Schuld. Aber dann würden meine Freunde trotzdem leiden — leiden und (wer weiß?) vielleicht glauben oder von unseren Feinden dazu gebracht werden, zu glauben, dass *ich* etwas gesagt hätte, was ich in Wirklichkeit nicht getan habe. Ich hätte mich vollkommen glücklich gefühlt, wäre da nicht diese immer wiederkehrende Sorge gewesen, dieses Gefühl der drohenden Gefahr für andere, trotz all meiner Bemühungen, sie davor zu schützen.

Ich setzte mich hin und begann, die Bhagavad-Gita zu lesen — das einzige Buch, das ich in meiner Zelle hatte und das ich in meiner momentanen Stimmung sowieso gelesen hätte, selbst wenn ich eine ganze Bibliothek zur Verfügung gehabt hätte. Ich las die ersten Zeilen, die meine Aufmerksamkeit erregten, als ich das Buch aufschlug — die folgenden Worte des menschgewordenen Gottes an den Krieger auf der Suche nach Weisheit:

"Sogar die Verehrer anderer Leuchtender, die voller Glauben verehren, verehren auch Mich, oh Sohn von Kunti, wenn auch entgegen der alten Regel.

"Denn Ich bin in der Tat der Genießer und Herr aller Opfer. *Aber sie kennen Mich nicht in ihrem Wesen, und deshalb fallen sie*.

"Diejenigen, die die Strahlenden verehren, gehen zu den Strahlenden; die, die die Ahnen verehren, gehen zu den Ahnen; zu den Elementaren gehen diejenigen, die den Elementaren opfern; aber meine Anbeter kommen zu mir. "

Ich wandte meinen Blick für eine Weile von dem Buch ab und dachte nach: "Auch heute gibt es Tausende, die in der Tiefe ihres Herzens nach der Wahrheit streben und doch Führern huldigen, die sie nicht zu ihr führen; es gibt Tausende, die uns, die Zeugen der Wahrheit, wütend bekämpfen, ohne zu wissen, was sie tun. Sie lassen sich von Äußerlichkeiten leiten und ignorieren das Ewige, den Kern der Weisheit, den wahren Weg des Lebens und der Erneuerung — die Essenz — und deshalb werden sie fallen." Ich dachte an die vielen, die sich auf unsere Seite hätten stellen können und es nicht taten; die damit begonnen hatten, aber auf dem Weg stehen geblieben waren; die Halbwahrheiten vorgezogen hatten, weil sie Angst hatten, sich den göttlichen Gesetzen des Lebens — der göttlichen Wahrheit *im* Leben — zu stellen.

Ich lese ein wenig weiter: "Was auch immer du tust, was auch immer du isst, was auch immer du opferst oder gibst, was auch immer du an Entbehrung tust, oh Sohn von Kunti, tue das als Opfer für mich. "Und ich betete, dass ich dieser ewigen Lehre immer gerecht werden möge. Ich identifizierte, wie ich es von Anfang an getan habe, unsere Sache mit der Sache des Lebens, mit der Sache Gottes.

Aber die Krankenschwester, die für die Krankenstation zuständig war, schloss meine Zelle auf und trat ein, um meine Bekanntschaft zu machen. Sie war eine kleine, schlanke, ältere Frau von angenehmer Erscheinung und in Weiß gekleidet.

"Nun, mein liebes Kind, das, was du getan hast, ist schrecklich", sagte sie, nachdem sie sich nach meinem Befinden erkundigt hatte. Aber ich erkannte am Tonfall ihrer Stimme, dass sie nicht wirklich entrüstet war. Und ihre Augen lächelten, während sie sprach.

"Warum, 'schrecklich'?", fragte ich und erwiderte ihr Lächeln.

"Aber Sie sind Engländer — und Sie haben gegen die Besatzung gearbeitet, hier in der britischen Zone! Also sind Sie ein Verräter an Ihrem Land. "

"I? Zunächst einmal habe ich wirklich kein Land. Ich meine, ich bin nur zur Hälfte Engländerin. Was kann ich dagegen tun? Aber über England und über Griechenland — dessen Bürger ich vor meiner Heirat war — und über jeden einzelnen Staat mit mehr oder weniger künstlichen Grenzen und über jeden mehr oder weniger reinen Teil der

arischen Rasse stelle ich die arische Rasse selbst. Wenigstens weiß ich, dass ich zu ihr gehöre. Ihr — und denen, die dafür gekämpft haben, sie zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzuführen und ihr die von Gott verordnete Herrschaft über die Welt zurückzugeben — habe ich meine uneingeschränkte Treue geschenkt. Die Verräter sind nicht solche wie ich; nein! Es sind im Gegenteil die Menschen arischen Blutes, die die wirklichen, die höchsten Interessen der Rasse dem scheinbaren unmittelbaren Interesse irgendeines selbstsüchtigen Staates — sei es der britische Staat oder irgendein anderer — und dem Wohl einer Handvoll selbstsüchtiger Kapitalisten, meist Juden, geopfert haben. Der größte Verräter von allen ist dieses selbstgefällige Instrument der internationalen jüdischen Finanzwelt, das England während dieses Krieges regierte: Mr. Winston Churchill."

"Meine Güte, sie hat recht! "rief die Wärterin, die während meiner Rede hereingekommen war und darauf gewartet hatte, dass ich meine Tirade beendete, um mir zu sagen, ich solle ihr in das Büro des Gouverneurs folgen.

Ich ging aus meiner Zelle. Die Krankenschwester schenkte mir ein mitfühlendes Lächeln, als sie die Tür hinter mir schloss.

Ich überquerte, diesmal im Sonnenschein, den Innenhof, den ich am Vortag im Dunkeln gesehen hatte. Ich ging wieder zwischen den beiden Werkstätten hindurch und kam auf eine weite Freifläche, die von Gebäuden mit fünf endlosen Reihen vergitterter Fenster (vier Stockwerke und ein Erdgeschoss) umgeben war. Um eine mehr oder weniger dreieckige Rasenfläche herum gingen die männlichen Häftlinge unter der Aufsicht ihrer Wärter in graugrünen Uniformen schweigend und zu zweit ihren Morgenspaziergang. Sie selbst trugen braune Hosen mit einem gelben Streifen an der Seite. Man hatte mir gesagt, dass es in der Männerabteilung über eintausendachthundert Gefangene gab, von denen mindestens ein Drittel politische Gefangene waren (so genannte "Kriegsverbrecher") und mehr als ein weiteres Drittel ... Polen, die sich größtenteils solcher Delikte wie Schwarzhandel und Raub mit oder ohne Gewalt schuldig gemacht hatten. Und während ich mit der Wärterin vorbeiging, schaute ich mir die Männer an, die auf dem taufrischen, sonnenbeschienenen Rasen herumliefen. Und jedes Mal, wenn ich unter ihnen einen Menschen mit einem schönen Gesicht und einer edlen Haltung entdeckte, fragte ich

mich, ob er nicht einer der so genannten "Kriegsverbrecher" war, und wünschte, ich könnte mit ihm sprechen.

Wie schon am Abend zuvor folgte ich meinem Aufseher durch die Küchen des Gefängnisses und erreichte schließlich den Hof, von dem aus ich einen ersten Blick auf das Gelände meines neuen Aufenthaltsortes geworfen hatte. Jetzt sah ich im hellen Tageslicht das Gewächs, das die hohen Mauern der Gebäude zu meiner Rechten und des Hauptgebäudes zu meiner Linken vollständig bedeckte. "Wie grün und schön muss es im Frühling sein! "dachte ich. Ich bemerkte auch die Uhr an der Spitze des Hauptgebäudes. Sie zeigte zwanzig nach neun.

Die Tür wurde geöffnet und ich wurde in ein Büro auf der rechten Seite eines ziemlich breiten Korridors geführt. Ich stand vor dem Schreibtisch von Colonel Edward Vickers, dem britischen Gouverneur des Gefängnisses — seinen Namen hatte ich an der Tür gelesen, als ich eingetreten war.

"Sie haben ein sehr schweres Vergehen begangen — ein Vergehen gegen unser Ansehen in diesem Land", sagte der Gouverneur zu mir. "Aber es ist Sache des Gerichts, über Sie zu urteilen, nicht meine. Ich wollte Ihnen nur sagen, dass Sie sich hier in einem Gefängnis befinden und dass es Regeln gibt, die Sie wie jeder andere Gefangene zu befolgen haben. Sie werden fair behandelt, ja, Sie genießen sogar die Privilegien eines britischen Untertanen, denn Sie sind einer. Aber ich kann Ihnen keine zusätzlichen Privilegien gewähren. Insbesondere kann ich Ihnen kein speziell für Sie gekochtes Essen zukommen lassen, da Sie streng vegetarisch leben. Sie sollen alles bekommen, was weder Fleisch noch Fleischsuppe ist, wie es die tägliche Nahrung für britische Gefangene ist.

"Ich bin dankbar dafür und habe nie unangemessene Privilegien erwartet", sagte ich.

Eigentlich wollte ich als Gefallen darum bitten, dass zwischen den Deutschen und mir keinerlei Unterschiede gemacht werden. (Ich wusste jetzt, dass *sie* ohnehin kein Fleisch bekamen, so dass meine einzigen bestehenden Skrupel in Sachen Essen nicht im Wege standen). Aber ich überlegte, dass ich, wenn ich die spezielle britische Diät akzeptierte — die unvergleichlich besser war als die ihre, leicht in der Lage sein würde, ihnen alle Annehmlichkeiten zu überlassen, die man mir geben würde. Ich wusste bereits, dass von den etwa siebzig Insassen des "Frauen Hauses" sechsundzwanzig so genannte "Kriegsverbrecher" waren — ehemalige Angehörige des Personals

deutscher Konzentrationslager und so weiter während der großen Tage; Menschen, gegen die unsere Feinde die Wut einer ganzen Welt hatten entfachen können. Ich freute mich ungeduldig darauf, ihre Bekanntschaft zu machen und ihnen alle Zeichen der Kameradschaft zu zeigen, die mir möglich waren. Natürlich würde mein bestes Essen für sie sein — für diejenigen von ihnen, die "*in Ordnung*" waren, d.h. echte Nationalsozialisten, denn zu meinem Erstaunen hatte man mir bereits gesagt, dass die Hälfte von ihnen keine waren. Deshalb habe ich nichts gesagt.

"Ein britischer Arzt wird Sie heute Nachmittag untersuchen, ein anderer in ein oder zwei Tagen", fuhr der Gouverneur fort. "Haben Sie außer dem Essen noch etwas zu sagen, was Sie brauchen?

"Ich wäre dankbar, wenn das Licht in meiner Zelle nachts ausgeschaltet werden könnte", sagte ich. "Ich kann nicht schlafen, wenn es an ist."

"Wir lassen sie in der Regel an, damit die diensthabenden Wärterinnen nachts in die Zellen schauen können, um zu sehen, was die Untersuchungshäftlinge treiben. Wir tun das für den Fall, dass einige versuchen könnten, Selbstmord zu begehen", betonte Oberst Vickers. "Aber in Ihrem Fall habe ich solche Befürchtungen nicht — um Himmels willen, nein! Und wenn der Arzt keine Einwände hat, bin ich durchaus bereit, Ihnen zu erlauben, das Licht zu löschen. Sonst noch etwas?"

"Ich hätte auch gerne ein paar Blatt Papier und einen Kugelschreiber und etwas Tinte oder sogar einen gewöhnlichen Bleistift — wenn das möglich ist — um ein paar Briefe zu schreiben.

In Wirklichkeit wollte ich versuchen, mich an den Plan und zumindest an bestimmte Passagen der ersten drei Kapitel von *Gold im Ofen zu* erinnern und diese so gut wie möglich umzuschreiben. Und wenn ich damit fertig wäre, würde ich das Buch heimlich weiterschreiben. Die Engländer würden nicht den ganzen Tag im "Frauen Haus" sein. Und ich begann zu spüren, dass die Mitglieder des deutschen Personals, wenn auch nicht alle *in Ordnung*, so doch zumindest alle feindselig genug gegenüber der Besatzung waren — alle deutsch genug, um mir zu erlauben, in Ruhe zu schreiben, solange *sie* dadurch nicht in Schwierigkeiten gerieten.

Der Gouverneur sah mich misstrauisch an, als ob er meine Absichten erraten hätte. "Ich werde Ihnen ganz sicher kein Papier geben, damit Sie Ihre Propaganda in diesem Gefängnis fortsetzen können", sagte er mit strenger Miene.

"Ich habe nicht die geringste Absicht, irgendeine Art von Propaganda zu betreiben oder etwas zu tun, was gegen die Regeln verstößt", antwortete ich mit größter Selbstverständlichkeit. "Ich hätte nur gerne ein paar Briefe geschrieben. Aber wenn ich das nicht kann, ist das natürlich nicht schlimm.

Offenbar war meine Natürlichkeit einigermaßen überzeugend, denn der Gouverneur war so freundlich, mir einen Schreibblock und einen Bleistift zu geben. "Ich hoffe, Sie verstehen", betonte er jedoch, "dass jedes Wort, das Sie schreiben, zensiert werden wird".

"Ganz sicher", sagte ich. Aber in der Tiefe meines Herzens dachte ich: "Das werden wir ja sehen! "Und nachdem ich mich bei dem Mann bedankt hatte, verließ ich den Raum mit dem Gefühl, einen Sieg errungen zu haben.

Aber je mehr ich mich an sein unfreundliches Gesicht, seine schroffe Sprache und seine patriotische Empörung über die Vorstellung, dass ich das britische Ansehen im besetzten Deutschland verletzen würde, erinnerte, desto mehr wusste ich, dass das Beste, was ich tun konnte, darin bestand, jeden direkten Kontakt mit ihm so weit wie möglich zu vermeiden und — wenn das nicht möglich war — so wenig wie möglich zu sprechen und so dumm, ja, so dumm und damit so harmlos zu erscheinen, wie es meine begrenzte Handlungsfähigkeit zuließ. Denn von allen Vertretern der alliierten Mächte, denen ich bisher in dem unglücklichen Land begegnet war, war er derjenige, der mich aus irgendeinem geheimnisvollen Grund — ohne mich ins Kreuzverhör genommen zu haben — am wenigsten "harmlos" zu finden schien.

Zurück in meiner Zelle notierte ich sofort schwarz auf weiß, was mir von den drei ersten Kapiteln von *Gold im Ofen* einfiel — und vom Anfang des vierten Kapitels, das ich einen Tag vor meiner letzten Reise nach Köln und meiner Verhaftung in einem Café in Hannover zu schreiben begonnen hatte. Ich schrieb auch die Titel der geplanten folgenden Kapitel auf. Davon würde es nun eines weniger geben, denn das, das ich über meinen geplanten Besuch der "Wallfahrtsorte" — Braunau am Inn, Linz, Wien, München, Nürnberg — geplant hatte, konnte nicht geschrieben werden. Denn selbst wenn ich schneller als erwartet freigelassen würde, dürfte ich sicher nicht in Deutschland — und vielleicht auch nicht in Europa — bleiben, es sei denn, man

behielte mich lange genug, um mich durch den kommenden Absturz zu befreien. "Macht nichts", dachte ich, "ich werde sowieso eines Tages zu den Wallfahrtsorten gehen."

Dann machte ich mich daran, das vierte Kapitel meines verlorenen Buches fortzusetzen — die Geschichte der unvergesslichen Nacht, in der ich meine ersten fünfhundert Flugblätter verteilt hatte. "Übrigens", überlegte ich, "warum sollte ich hier nicht versuchen, einige Exemplare meiner letzten Flugblätter an die Mitarbeiter zu verteilen, die mit mir zu sympathisieren scheinen, und, wenn möglich, auch an die so genannten 'Kriegsverbrecher'?" (Ich schrieb also mehrmals den Text, den ich auswendig kannte, und zwar nicht auf den Block, den mir Oberst Vickers gegeben hatte (den ich eigentlich für Briefe benutzen würde, um ihn davon zu überzeugen, dass ich ein "braves Mädchen" sei), sondern auf das Papier, das ich schon hatte und das ich auch für mein Buch benutzte. Ich versteckte die Kopien sorgfältig unter einem losen Ziegelstein auf dem Boden, zwischen der Rückseite meines Schranks und der Wand. Dann kehrte ich zu meinem Kapitel 4 zurück.

Der Tag verging schnell. Mit der ganzen Aufrichtigkeit, der ganzen Liebe meines Herzens projizierte ich auf diese langen, rauen Blätter in fester Schrift das lebendige Bild dessen, was ich bis zu meiner Verhaftung für die schönste Nacht meines Lebens gehalten hatte — ja, noch schöner als meine Wache an den Hängen der brüllenden und brennenden Hekla, unter dem Nordlicht; noch schöner als die Nacht, in der ich die Mitternachtssonne am Strand von Rif Stangir, gegenüber dem Eismeer, angebetet hatte. Ich war glücklich, überglücklich. Selbst wenn der Anfang meines Buches zerstört würde, würde ich ihn neu erschaffen. Ich erinnerte mich bereits an immer mehr Passagen, die ich jedes Mal sofort auf separaten Blättern niederschrieb. Es würde nie so sein wie meine erste Schrift, aber es wäre doch das Produkt desselben Geistes. Was den ersten Teil von *"Der Blitz und die Sonne" anbelangt*, so hatte ich eine gewisse Hoffnung, dass sie ihn vielleicht doch nicht zerstören würden: Sie würden nicht scharfsinnig genug sein, um zu sehen, dass besonders das zweite Kapitel über "Zeit und Gewalt" die krasseste Rechtfertigung für alles war, was wir getan haben und wieder zu tun bereit sind — eine systematische, philosophische Rechtfertigung, jenseits der Leidenschaften von gestern und heute.

Am Nachmittag wurde ich in die Krankenstation gebracht, wo mich der britische Arzt im Beisein der Oberin des Gefängnisses, der

zuständigen Krankenschwester und eines Häftlings, der dort unter deren Aufsicht arbeitete, untersuchte.

Ich konnte meine Augen nicht von der Gefangenen lassen. Sie konnte etwa fünfunddreißig oder vierzig sein. In der schäbigen blauen Uniform, die sie trug, zeigte sie — wie alle anderen — die klassische Schönheit einer Häuptlingsfrau im alten Deutschland: ein kräftiger, gut gebauter Körper, geschaffen, um einen Krieger zu trösten und heldenhafte Söhne zu gebären; eine königliche Haltung; ein ebenmäßiges Gesicht, in dem man heitere Stärke und Stolz erkannte — und auch erhabene Träume; Autorität und Inspiration. Ihr blassblondes Haar, glänzend wie Seide, glänzte in der Abendsonne. Ihre großen, leuchtend blauen Augen, deren Blick gelegentlich, wie ich wusste, hart wie Stein sein konnte, lächelten mich nun an. "Du bist die 'Neue', die, die hier ist, weil sie sich unseren Unterdrückern widersetzt hat; ich habe von dir gehört", schienen sie mir zu sagen. Und während der Arzt mein Herz, meine Leber und meine Lunge untersuchte, antworteten meine schwarzen Augen voller bewundernder Freundlichkeit: "Ja, das bin ich. Und Sie sind sicher einer meiner Kameraden. Du bist zu schön, um nicht auch eine seiner treuen Gefolgsleute zu sein, meine Führerin!" Und ich stellte mir vor, wie sie inmitten der jubelnden Menge der glorreichen Tage stand und ihn im Vorbeigehen mit dem rituellen Nazi-Gruß und dem triumphalen "Heil Hitler!" begrüßte. Und mir stiegen Tränen in die Augen.

Bevor er mir sagte, dass ich mich jetzt anziehen könne, betrachtete der Arzt das Glasporträt, das an einer Goldkette um meinen Hals hing. Aber er sagte kein Wort. Die alte Matrone brachte mich zurück in meine Zelle.

Am nächsten Tag — es war der 23. Februar, der neunzehnte Todestag von Horst Wessel — erlebte ich einen der großen Momente meines Gefängnislebens. Ich sah die Gefangene, von der ich soeben gesprochen habe, mit der Krankenschwester, die sie begleitete, in meine Zelle kommen. Sie hielt ein Tablett in den Händen, auf dem verschiedene Gegenstände lagen — ein Teller, eine Flasche, ein Becher mit Tabletten, denn es war ihre Aufgabe, zweimal am Tag mit Medikamenten in alle Zellen zu gehen, in denen die Insassen welche benötigten. Ich brauchte jedoch keine.

"Wir sind gekommen, um Ihnen einen Besuch abzustatten — um zu sehen, wie es Ihnen geht", sagte die Krankenschwester mit Herzlichkeit. "Diese Frau, die eine unserer 'Kriegsverbrecherinnen' ist, ist sehr daran interessiert, Ihre Bekanntschaft zu machen".

Ich spürte, wie mein Herz vor Freude schlug und mein Gesicht sich aufhellte. Die Krankenschwester zog die Tür zu und sagte der Gefangenen, sie könne ihr Tablett für eine Minute auf dem Tisch abstellen. Die Gefangene tat dies und wandte sich dann an mich:

"Ja", sagte sie, "ich bin ein 'Kriegsverbrecher'. Mein Name ist H. E. Ich bin eine von denen aus dem Belsen-Prozess — dem Prozess, in dessen Folge die arme Irma Grese zum Tode verurteilt wurde; Sie müssen doch wissen, dass ich zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt wurde."

H. E. vom Belsen-Prozess! Natürlich wusste ich das. Ich erinnerte mich sogar an ihren Namen, weil ich ihn in der Zeitung gesehen hatte. Und mit unwiderstehlicher Lebendigkeit drängte sich die grausame Vergangenheit plötzlich wieder in mein Bewusstsein. Ich hörte noch einmal den Rundfunk jener Tage, der mich von allen Seiten anbellte, wohin ich auch ging, die Nachrichten von diesen abscheulichen Prozessen — dem in Belsen und den anderen — zusammen mit seinen täglichen Beleidigungen gegen alles, was ich liebte, und (was vielleicht noch schlimmer war) seinen täglichen schleimigen Predigten über die "Umerziehung" Deutschlands im Hinblick auf seine "Wiedereingliederung in eine menschlichere und bessere Welt!" Das waren die Tage, in denen ich, zutiefst zermalmt, alle Menschen außer der verfolgten Nazi-Minderheit gehasst hatte; in denen ich nichts anderes als die völlige Vernichtung der gesamten Menschheit angestrebt hatte — einschließlich uns, der fortan machtlosen Handvoll; einschließlich mir selbst; die Tage, in denen ich, wenn ich nicht tatsächlich Selbstmord begangen hatte, so doch nur deshalb, weil ich, bevor ich diese Erde verließ, dieses vulgäre, idiotische, undankbare Europa, das damals damit beschäftigt war, seine eigene Elite zu quälen — dieses Europa, das unseren Hitler, seinen Erlöser, gequält hätte, wenn es die Möglichkeit dazu gehabt hätte, sich winden und stöhnen und verbluten sehen wollte, eines Tages, ganz gleich unter wessen Peitsche, zu meinem Vergnügen.

Noch einmal fühlte ich für eine Minute die ganze Bitterkeit, die ganze Leidenschaft, die ganze Verzweiflung jener Wochen und Monate, als ich diesen lebenden alten Deutschen, diesen ewigen Deutschen, vor mir stehen sah, ruhig, würdevoll und freundlich, die Verkörperung und das Symbol der wiedergeborenen Herrenrasse, die vorläufig von ihren Untergebenen besiegt und verfolgt wird.

Ich legte meine Arme um ihren Hals und mein Gesicht an ihres und küsste sie.

"In meinen Augen gibt es keine 'Kriegsverbrecher'", sagte ich, "es gibt nur Opfer der Sklaven des Judentums. Du bist mein Kamerad — und mein Vorgesetzter, denn du hast gelitten. Ich bin stolz, Sie kennenzulernen, und stolz, Ihre Gefangenschaft zu teilen, da ich nichts anderes für unsere Ideale tun kann."

Während ich sprach, kullerte eine Träne über einen meiner Schecks. Die himmelblauen Augen mit den goldenen Wimpern starrten mich aufmerksam an, und auch in ihnen waren Tränen. H. E. umarmte mich wie einen alten Freund. "Es ist das erste Mal seit diesen schrecklichen Tagen, dass ich das Gefühl habe, dass uns jemand wirklich liebt", sagte sie mit tiefer Rührung.

"Ich habe Land und Meer — die halbe Welt — durchquert, um Ihnen und allen treuen Deutschen zu sagen, dass ich Sie liebe und bewundere, vielleicht jetzt, in den dunklen Stunden der Trübsal, noch mehr als damals, als Sie die Erde von der Wolga bis zum Atlantik und vom Eismeer bis zur libyschen Wüste beherrschten. Ich bin froh, dass ich endlich gekommen bin. Ich habe deinen unbesiegbaren Geist gesehen (ich bin neun Monate in Deutschland). Und ich will, dass er triumphiert. Und er *wird siegen*, früher oder später. Die Welt gehört — auf lange Sicht — den reinblütigen Kriegern, die dafür kämpfen, dass Gesundheit und Ordnung und Wahrheit siegen."

"Es tut gut, Sie zu hören, nach allem, was wir erlitten haben", antwortete H. E. "Es gibt einem das Gefühl, dass wir, selbst wenn wir besiegt wurden, nicht völlig vergeblich gekämpft haben."

"Vergeblich! Natürlich nicht", sagte ich. "Schon Adolf Hitler hat Deutschland in den Augen jedes würdigen Ariers der Welt in den Rang eines heiligen Landes erhoben. Sonst wäre ich nicht hier."

H. E. schenkte mir ein stolzes und glückliches Lächeln. "Sag mir", sagte sie, "was genau hast du gemacht?"

"Ich habe Flugblätter verteilt und Plakate aufgeklebt, auf denen unter einem großen schwarzen Hakenkreuz die folgenden Worte standen, die ich selbst geschrieben habe", antwortete ich.

"Was, 1949?", rief sie aus, nachdem sie aufmerksam zugehört hatte.

"Ja, und auch im Jahr 1948."

"Wunderbar! Und wie recht du mit dem Hunger und der Demütigung hast! Und über die Ausplünderung unseres Landes durch diese Heuchler!" sagte sie. "Aber sind Sie sicher, dass 'er' lebt — wirklich?"

"Ja."

"Ach, wenn du nur recht hättest!"

"Ich vertraue auf die, die es wissen."

"Aber sag mir noch einmal: *Wir*, die wir hier und in hundert anderen Gefängnissen sind, weil wir unsere Pflicht mit ganzem Herzen getan haben, wie lange müssen wir noch leiden? Es ist schon fast vier Jahre her, dass ich verhaftet wurde."

"Keiner wird länger als ein oder zwei Jahre hier bleiben", sagte ich. "Die unerbittliche Nemesis, die auf diese Menschen wartet, wird kommen. Nichts kann sie verhindern. Und vielleicht werden unsere Feinde uns befreien, bevor sie kommt. Sie sind zu allem fähig, wenn sie Angst haben. Vielleicht werden du und ich diesen Ort gemeinsam verlassen, wer weiß? Und ich sage dir ganz ehrlich: Ich wäre dann über deine Freilassung noch glücklicher als über meine eigene. Ich meine es ernst. Denn du hast genug gelitten."

"Ach, *jetzt* ist es nichts! Du solltest wissen, was wir 1945 durchgemacht haben!"

"Eines Tages wirst du es mir sagen."

"Das werde ich. Denn wir müssen uns wiedersehen — und zwar so oft wie möglich."

"Gewiss. Aber hören Sie, ich wollte vergessen, Ihnen etwas sehr Wichtiges zu sagen: Ich habe haufenweise Weißbrot, hier, Haferbrei, Tee mit Milch und Zucker und so weiter. Wie Sie sich vorstellen können, habe ich die britische Diät nur akzeptiert, damit Sie, meine Kameraden, davon profitieren können. Heute Morgen kam eine der Wärterinnen zu mir und fragte mich, ob ich ihr nicht eine Scheibe Weißbrot für einen Gefangenen geben könnte, der krank ist und das andere nicht verdauen kann. Ich habe es gerne gegeben. Aber ich habe noch viel mehr, nicht nur von heute morgen, sondern auch von gestern. Nimm es — und auch den Tee und den Brei und alles, was ich zur Verfügung stellen kann — für dich und für diejenigen, die unseren Glauben teilen."

"Ich danke Ihnen!", rief H. E. "Ich liebe Tee! — und die anderen auch. Ich werde H.B. den Brei geben — eine andere aus dem Belsen-Prozess. Sie arbeitet hart und ist immer hungrig."

"Was isst du denn morgens?"

"Eine einzige Scheibe Schwarzbrot und eine Dose Zichorie, ohne Zucker und Milch", sagte mein neuer Freund und bestätigte damit, was ich zwei Tage zuvor gehört hatte.

"Aber man darf euch nicht auf dem Gang sehen, wenn ihr so viel esst und trinkt, sonst gibt es Ärger", sagte die Krankenschwester, die bereit zu sein schien, uns zu helfen, sofern es unauffällig ablief.

"Ich werde alles unter meiner Schürze verstecken", sagte H. E., "sehen Sie, genau so. Niemand wird es herausfinden."

"Kommen Sie wieder, wenn Sie können! Ich lege für dich zurück, was ich entbehren kann. Ich esse nicht viel."

"Aber du musst essen, damit du bei Kräften bleibst."

"Allein das Wissen, dass ich bald in meinem Prozess eine neue Gelegenheit erhalten werde, unseren Feinden zu trotzen, macht mich stark und glücklich. Jedes Mal, wenn ich daran denke ... ist es, als hätte ich Flügel ... "

Meine neue Freundin drückte meine Hand in ihrer. "Ich muss jetzt gehen. Ich komme wieder", sagte sie. "*Auf Wiedersehen*!"

Ich schaute sie an und lächelte, dann warf ich einen Blick auf die Krankenschwester. "Sie mag nicht auf unserer Seite sein, aber sie würde uns nicht schaden", dachte ich. Ich wandte mich an H. E. und hob meinen rechten Arm und sagte: "Heil Hitler!"

"Heil Hitler", wiederholte sie, als sie meinen Gruß erwiderte.

"Das sollten Sie nicht tun", flüsterte die Krankenschwester auf der Schwelle meiner Zelle. "Man weiß nie, wer durch den Spion hereinschauen könnte."

Ein oder zwei Tage später wurde ich erneut in die Krankenstation gebracht. Ein anderer Arzt — ein kleiner, dünner Mann mit rötlichem Haar — kam gerade herein, als ich eintrat. "Der Arzt für Geisteskrankheiten", dachte ich.

Die zuständige Krankenschwester und H. E. durften dieses Mal nicht im Zimmer bleiben.

Der Arzt forderte mich auf, einen Stuhl zu nehmen, setzte sich mir gegenüber und begann mit mir zu sprechen, scheinbar freundlich, in Wirklichkeit mit studierter Zielstrebigkeit — um herauszufinden, ob die Arbeit meines Geistes etwas "Pathologisches" aufwies, in welchem Fall er mich als "prozessunfähig" melden würde.

Man hört von Häftlingen, die absichtlich alles tun, um als "pathologische Fälle" zu erscheinen. Diesen Weg wollte ich auf keinen Fall gehen. Ich war viel zu sehr darauf bedacht, vor Gericht gestellt zu werden. Selbst wenn das bedeutete, dass ich nur eine halbe Stunde vor

dem Gericht — also vor der deutschen Öffentlichkeit — sprechen würde, wollte ich mir diese Gelegenheit nicht entgehen lassen. Ich war also ganz natürlich — so wie ich es vor den Männern war, die mich in Köln und in Düsseldorf ins Kreuzverhör genommen hatten; so wie ich es von Kindheit an bei jedem dieser unzähligen Vorträge gewesen war, bei denen ich ganz selbstverständlich durchschnittliche Menschen schockiert hatte, ohne mir überhaupt die Mühe zu machen, dies zu tun; ohne mich darum zu kümmern, ob ich es tat oder nicht.

Der Arzt notierte sich ein paar Einzelheiten über meine Familie, meine Ausbildung und mein Leben.

"Halb Grieche, halb Engländer, mit ein wenig italienischem Blut väterlicherseits, geboren und aufgewachsen in Frankreich und verheiratet mit einer Inderin... . Wenn jemals jemand das Recht hatte, ein Internationalist zu sein, dann sind es zweifellos Sie!"

"Nein", sagte ich: "Ich bin ein Nationalist jedes arischen Landes. Das ist nicht dasselbe."

So erstaunt er auch über die eklatante Genauigkeit dieser völlig unerwarteten, zusammenfassenden Beschreibung meiner Person war, so verblüfft war der Arzt vielleicht noch mehr über die Spontaneität, mit der ich sie seiner beiläufigen Aussage entgegengesetzt hatte. Ich wusste ganz genau, wer ich war und was ich wollte.

Ich verfolgte — weniger, um den professionellen Psychiater aufzuklären, als vielmehr aus dem Vergnügen heraus, dem mutmaßlichen Demokraten die makellose Konsequenz meiner Position vor Augen zu führen

"Was ist ein 'Internationalist'? Ein Mann, der alle Nationen wie seine eigene liebt? Nein, sondern ein Mensch, der nur sich selbst liebt — und zwar sein geringeres, sein niedrigeres, sein am wenigsten wertvolles Selbst; seine langweiligen Vergnügungen, seine albernen kleinen Hobbys — und der in der leeren Phraseologie unserer dekadenten Epoche eine wunderbare Entschuldigung dafür entdeckt hat, für nichts zu leben und für niemanden zu sterben. Ich bin nicht — ich war nie — *so etwas*! Ich mag die Tochter von Menschen verschiedener Nationalitäten im engeren Sinne des Wortes sein, aber ich gehöre (Gott sei Dank!) einer einzigen Rasse an, der arischen, und ich stelle meine Rasse über mich selbst — und über andere; und die immerwährenden Ideale, die die besten Männer meiner Rasse seit undenklichen Zeiten verkörpert haben, sind das Einzige, wofür ich jemals wirklich gelebt habe. Jedes Land, das kühn für sie eintritt, ist mein Land.

"Ich habe Griechenland leidenschaftlich geliebt, nicht nur wegen der Faszination seiner weit zurückliegenden Vergangenheit, sondern weil es außerhalb einer abstoßenden, levantinisierten, französisch sprechenden, affenartigen Minderheit von Griechen, einem Produkt des Verfalls, auch heute noch — nach Jahrhunderten nicht-arischer Einflüsse — Tausende von gesunden Bauern und Seeleuten gibt, die ehrenhaft und in Schönheit als Hellenen leben; weil es in der echten modernen griechischen Literatur, die dem Volk entsprungen ist, überaus schöne Werke gibt, in denen der uralte Kult der starken, gesunden, allseitigen Vollkommenheit meisterhaft zum Ausdruck kommt. Ich habe die Engländer geliebt, weil sie als Ganzes eine feine Nation sind, ausgestattet mit vielen soliden nordischen Eigenschaften — unvergleichlich besser als ihre Führer. Ich habe Indien geliebt, weil es als Land mit vielen Rassen jahrhundertelang an dem einzigen Gesellschaftssystem festgehalten hat, das für ein solches Land geeignet ist — ein System, das *wir* auf die ganze Welt ausdehnen würden, wenn wir sie regieren würden. Und ich liebe Deutschland als das lebendige Symbol der arischen Erneuerung in unserer Zeit: die Wiege des Nationalsozialismus; das geheiligte Vaterland des Führers. Ich würde nicht weniger für Deutschland tun, als ich als Heranwachsender für Griechenland getan hätte. Durch das Dekret eines seltsamen Schicksals habe ich nicht nur einen, sondern mehrere Nationalismen erlebt — gelebt, so ungewöhnlich das auch sein mag. Alle sind sich ähnlich — erstaunlich ähnlich. Und hinter allen steht — und stand immer, von Anfang an — diese unstillbare Sehnsucht nach der idealen Schönheit meiner eigenen Rasse, auf der physischen und auf allen anderen Ebenen; diese Anbetung der ewigen Vollkommenheit in einer vollkommenen menschlichen Elite, einer Elite 'wie die Götter', um einen bei Homer gebräuchlichen Ausdruck zu verwenden."

"Und sind Ihnen Männer und Frauen begegnet, die in Ihren Augen eine solche Elite darstellen?", fragte der Psychiater.

"Wenige in der weiten Welt, in meinem ganzen Leben; viele — im Verhältnis — in diesem gemarterten Land, in dem ich nur neun Monate gelebt habe", sagte ich.

"Und du wärst bereit, für Deutschland zu sterben?"

"Gerne", antwortete ich mit der unerschütterlichen Direktheit der Überzeugung. "Deutschland selbst ist — materiell — für die arische Rasse gestorben. Es tut mir leid, dass ich nicht mit ihr gestorben bin, 1945." Ich hielt inne. Im Geiste erinnerte ich mich an den unvergesslichen Anblick, der sich mir auf meiner ersten Reise geboten

hatte: vor dem goldenen Hintergrund eines sommerlichen Sonnenuntergangs die endlose Abfolge von zerrissenen und verkohlten Mauern, die einst Hamburg bildeten; und die anderen Städte, durch die ich gekommen war — Trümmerhaufen; und alles, was ich seitdem gesehen hatte. "Aber", fügte ich nach ein paar Sekunden hinzu, "eines Tages wird sie in Macht und Herrlichkeit von den Toten auferstehen."

Dann stellte ich mir vor, wie Tausende von kleinen Männern wie der Psychiater — "Kreuzritter für Europa" und Kämpfer "für Frieden und Demokratie" (und die Interessen der Großunternehmer) — vor den dicht gedrängten Formationen unwiderstehlicher Panzer wegliefen oder zu wegrennen versuchten; und ich lächelte in Erwartung. Zum Glück — für ihn — fragte mich der Psychiater nicht, warum ich lächelte.

"Würden Sie niemals einem Volk helfen, das nicht arischer Abstammung ist?", fragte er stattdessen.

Ich dachte nach: "Warum nicht?" In der Tat hatte ich das bereits während dieses Krieges getan, wenn auch auf sehr bescheidene, unspektakuläre Weise... . Und ich erinnerte mich an meine Freude über die Nachricht vom Fall von Singapur, von Rangun, von Mandalay, — von Akyab an der Grenze zu Bengalen — eine nach der anderen; und auch ... über die Nachricht von bestimmten abgesetzten Teilen der demokratischen Kräfte in Burma, die von Zeit zu Zeit plötzlich und auf mysteriöse Weise von den Japanern eingekreist und getötet wurden, als sie versuchten, aus dem in Brand gesteckten Dschungel zu entkommen, Nachrichten, die die Zeitungen in der Regel nicht berichteten. Oh, diese glorreichen Tage!

"Ich würde es sicher tun, wenn ein solches Volk unser Verbündeter wäre", antwortete ich mit vollkommener Wahrhaftigkeit auf die Frage des Doktors, "oder" — ich fuhr fort, um dem Gespräch eine möglichst philosophische Richtung zu geben — "wenn es gegen eine Nation mehr oder weniger arischer Abstammung kämpfte, die ihm einen der großen internationalen gleichmacherischen Aberglauben, wie das Christentum, aufzwingen wollte. Im Jahr 1780 zum Beispiel hätte ich Tupac Amaru gerne bei seinem Aufstand gegen die Spanier und die katholische Kirche in Peru geholfen, im Namen der Rechte der Inka, der Kinder der Sonne, von denen er abstammte. Erstens gab es damals in Europa nichts Besseres zu tun, soweit ich mich erinnere. Und dann ist mir ein gesunder, naturverbundener Stamm roter Indianer auf jeden Fall lieber als die so genannten Arier, die unter den christlichen Konvertiten aller Rassen das Evangelium

der legalisierten Kreuzung predigen — und praktizieren — und deren Lebensanschauung zum Wachstum einer bastardisierten Menschheit führt. Außerdem haben die Spanier ... "

Ich wollte gerade eine historische Abhandlung über die Bedeutung des karthagischen und später des maurischen Blutes in der spanischen Bevölkerung beginnen, aber der Psychiater unterbrach mich.

"Warum sind Sie so gnadenlos gegen jede Rassenmischung?", fragte er mich. "Sie müssen zugeben, dass einige außergewöhnliche Individuen sowohl das, was Sie als arisches Blut bezeichnen, als auch anderes Blut hatten."

"Jeder, der ein wenig Ahnung von Geschichte hat, gibt das zu", sagte ich. Und um deutlich zu machen, dass ich — dass *wir* — keine Angst haben, den Tatsachen ins Auge zu sehen, wurde ich explizit. "Da ist zum Beispiel der Dichter Puschkin", fügte ich hinzu. "Und der größte Philosophenkönig der Antike, Echnaton von Ägypten ... "

"Nun, dann ... ?"

"Solche Fälle sind krasse Ausnahmen. Sie ändern nichts an der Tatsache, dass "alle großen Kulturen der Vergangenheit im Nichts versunken sind, weil die ursprüngliche, schöpferische Rasse" (die jede einzelne von ihnen hervorgebracht hatte) "durch Verunreinigung des Blutes ausgestorben ist", antwortete ich und zitierte einen bekannten Satz aus dem 11. "Große Persönlichkeiten, die zufällig von gemischtem Blut sind — und die trotzdem, nicht deswegen, groß sind, können diese Wahrheit nur selbst erkennen, wenn sie aufrichtig sind. Echnaton zum Beispiel akzeptierte das Prinzip der Trennung der Rassen als die natürliche und wünschenswerte Ordnung der Dinge, die von der Sonne verordnet wurde." Und ich zitierte die Verse der "Längeren Hymne an die Sonne", die der junge Pharao vor dreitausenddreihundert Jahren geschrieben hatte: "Leben in Wahrheit":

> "Du hast jeden Menschen an seinen Platz gestellt,
> Du hast sie verschieden gemacht in Gestalt und in
> In der Sprache und in der Farbe ihrer Häute;
> Als Spalter hast du das fremde Volk gespalten".

"Vielleicht haben die Ägypter seine großartige Sonnenphilosophie gerade deshalb abgelehnt, weil sie im Geiste so durch und durch arisch war,[2] ", fügte ich hinzu. *[Moderne Gelehrte*

haben auf ihre Ähnlichkeit mit der im Rig-Veda ausgedrückten Philosophie hingewiesen.]

Und ich war bereit, Sir Wallis Budge und Pendlebury zu zitieren. "Diese 'Umerzieher' in Deutschland haben die unangenehme Angewohnheit, uns Nazis für ignorante Fanatiker zu halten. Ich werde diesem Mann zeigen, dass wir alles andere als das sind", dachte ich mit boshafter Genugtuung. Aber wieder gab er mir keine Gelegenheit, meinen Vortrag fortzusetzen. Offensichtlich war er mehr an meiner Einstellung zu persönlichen Problemen interessiert als an meinen Ansichten zur Archäologie.

"Was machen Sie mit dem Recht des Einzelnen, sich den Partner seiner Wahl auszusuchen?", fragte er mich.

"Ich lehne ein solches 'Recht' entschieden ab", antwortete ich aufrichtig. "Zumindest spreche ich es allen Individuen ab, außer denen, die aus eigenem Antrieb das Interesse der höheren Menschheit über alles andere stellen — die einzigen, die es wert sind, frei zu sein, denn sie werden ihre Freiheit niemals missbrauchen." Ich hatte einige der allerersten Fragen des Arztes so offen beantwortet, dass er bereits wusste, dass *ich* meine Freiheit nie "missbraucht" hatte.

"Und Sie sind für die Sterilisation von Untauglichen genauso wie von Mischlingen, wie es die Nazis alle tun?"

"Absolut. Ich mag — leider — weniger intelligent, weniger effizient und vor allem weniger geschmeidig sein als viele meiner Kameraden und Vorgesetzten (sonst wäre ich nicht hier)," sagte ich "aber ich bin nicht weniger Nazi als irgendeiner von ihnen." Diese letzten Worte sprach ich mit unverhohlenem Stolz aus, froh, der Letzte in der Weltelite zu sein und nicht der Erste unter den populären Anbetern der Mittelmäßigkeit.

"Würden Sie so weit gehen, die Beseitigung der Untauglichen zu befürworten?", fragte der Psychiater.

"Wenn Sie damit die Eliminierung von Idioten, Geisteskranken und all jenen meinen, die von schmerzhaften oder abstoßenden unheilbaren Krankheiten befallen sind, dann ja, ganz sicher. Aber ich wäre bereit, einen Menschen zu behalten, der zwar aus unserer Sicht ungeeignet ist, Kinder zu zeugen, aber in anderer Hinsicht aktiv, fähig und arbeitswillig ist; vor allem, wenn er oder sie unsere Ideale von ganzem Herzen teilt und daher genauso nützlich sein kann wie viele derjenigen, die Familien gründen."

"Mit anderen Worten: Sie akzeptieren nicht den Wert und die Würde eines jeden Menschen.

"Ganz sicher nicht!"

"Und auch nicht das Recht eines jeden Menschen auf Leben?"

"Gewiss nicht. Der Abschaum der Menschheit hat kein Recht zu leben — und kein Recht, die Energien gesunder Menschen in ihrem Dienst zu lähmen. Soll ich Ihnen von einer Erfahrung erzählen, die ich gemacht habe?"

"Tun."

"Vor langer Zeit — es war, wenn ich mich nicht irre, im Februar oder März 1922 — besuchte ich die berühmte Anstalt von Laforce im Südwesten Frankreichs. Ich war sechzehn (in Wirklichkeit musste ich angeben, achtzehn zu sein, um eingelassen zu werden). Eine solch abstoßende Ansammlung von Monstern hatte ich mir nie vorstellen können, als man mir von "Idioten" erzählt hatte! Der Anblick hat mich jahrelang gequält. Ich empfand kein Mitleid, sondern körperliche Abscheu, als stünde ich vor etwas Unreinem. Aber was mich regelrecht empörte, war, zu sehen, wie die zahlreichen jungen, kerngesunden und manchmal hübschen Krankenschwestern zwischen den Idioten hin- und herliefen — emsig, liebevoll, mütterlich, um einem hängenden Kiefer die Spucke abzuwischen oder eine Bettpfanne unter einem trägen, sprachlosen, hirnlosen, entstellten Körper wegzuziehen. Es schockierte mich. Es hat mich angewidert — so wie der Anblick eines Mannes, der sein ganzes Leben einem Schimpansen widmet, alle vernünftigen Menschen schockieren würde; eigentlich sogar noch mehr, denn ein normaler Schimpanse ist auf jeden Fall besser als diese Freaks; ein gesunder Fisch ist es; jedes gesunde Lebewesen ist es. Der Gedanke an die Zeit und die Hingabe, die an die Monster verschwendet werden, nur weil sie angeblich eine "menschliche Seele" haben, und die Erkenntnis, dass eine solche "Entsagung" in den meisten christlichen Ländern *bewundert* wird, anstatt als etwas Absurdes und Entwürdigendes verachtet zu werden, wäre mehr als genug gewesen, um mich dazu zu bringen, die christliche Lebenseinstellung zu hassen, wenn ich es nicht schon getan hätte. Es genügte, dass ich einige Jahre später die viel kritisierte Anwendung moralischer Normen in Hitlers neuem Deutschland, die einer starken und vernünftigen Nation arischen Blutes würdig sind, mit Jubel begrüßte. Der unerbittliche Kult der Gesundheit, der Vernunft, — der Schönheit — ist sicherlich eines der Merkmale des Nationalsozialismus, die mich am stärksten angezogen haben."

"Sehen Sie denn keine Schönheit in den Gefühlen, die Ihr System erbarmungslos auslöscht?

"Welche Gefühle? Die kränkliche Zuneigung, die eine potentielle Mutter gesunder Kinder an einen Idioten oder einen Taugenichts mit verfaulten Lungen oder verfaulten Genitalien verschwendet?", antwortete ich entrüstet. Nein, in der Tat, ich kann darin keine "Schönheit" sehen. Ich verachte solche Gefühle. Ich würde ihnen nicht nur keine Möglichkeit der Befriedigung gewähren, wenn ich in der Verwaltung eines Landes ein Wörtchen mitzureden hätte, sondern ich würde jeden Menschen, der sie in sich selbst oder in anderen fördert, aus dem Lande jagen (oder einfach liquidieren). Solche Menschen sind degeneriert und daher unerwünscht. Denn es gibt, ich wiederhole, keine Schönheit in der Entartung."

"Aber was ist mit den Gefühlen eines gesunden Mannes oder einer gesunden Frau für eine andere gesunde Person des anderen Geschlechts, die Sie und Ihre Freunde als 'minderwertige Rasse' bezeichnen?"

"Auch dort", sagte ich, "gibt es nichts als eine Beleidigung der göttlichen Gesetze der Ordnung und des Anstands; keine Schönheit, sondern nur Schande."

"Aber denken Sie an all das Leid, das Ihr System in die Welt bringen würde — und das es in der kurzen Zeit, in der es in Kraft war, tatsächlich gebracht hat! Ihr nehmt keinerlei Rücksicht auf das individuelle Glück.

"In der Tat nicht um das individuelle Glück von kränklichen Menschen! Es ist uns völlig gleichgültig, welche 'menschlichen Tragödien' unser Bemühen, eine schöne Welt zu schaffen, in *ihrem* Leben hervorrufen könnte. Wenn Einzelne inmitten einer gut organisierten, gesunden arischen Gesellschaft krankhafte Gefühle entwickeln, die einer überlegenen Rasse nicht würdig sind, dann müssen sie leiden. Das ist nichts, worüber man sich aufregen sollte. Es ist nur ein uninteressantes — und überdies vorübergehendes — Detail in unserer großen neuen Zivilisation. Und was jetzt passiert, ist viel schlimmer. Jetzt sind *wir es*, die gesunden und männlichen Menschen, die inmitten einer Gesellschaft leiden müssen, die für das Überleben und den Erfolg der Schwachen, Hässlichen, Morbiden und Mittelmäßigen organisiert ist; einer Gesellschaft, die die wenige Inspiration, die sie vorgibt zu haben, aus den Idealen der Krankheit und des Zerfalls und des Todes bezieht."

Der Psychiater starrte mich an. *Ich wusste* ganz genau, was ich wollte. Es würde nichts nützen, *mich* zu einer "humanitären" und demokratischen Lebensauffassung bekehren zu wollen. Und ich war

gewiss nicht verrückt. Ich *wirkte* nur vielleicht manchmal ein wenig abnormal, aber gerade deshalb, weil mir diese kleine Dosis Instabilität und Inkonsequenz, diese menschlichen Widersprüche, die alle "normalen" Menschen — außer uns — besitzen, anscheinend völlig fehlten. Es war interessant zu versuchen, zu messen, wie vollständig dieser Mangel war. Der Psychiater fragte mich: "Wie lange haben Sie diese Ansichten schon?"

"Ich habe sie schon immer gehabt", antwortete ich. Und das war absolut wahr — zu wahr, als dass der Arzt es sofort glauben konnte. "Wie, 'immer'?", fragte er.

"Ja, immer", antwortete ich. "Einmal, als ich zehn Jahre alt war, saß ich in der Ecke eines Straßenbahnwagens in meiner Heimatstadt, mit einem Buch in der Hand — *Poèmes Barbares* von Leconte de Lisle, das ich nach Hause brachte — und ich schluchzte. Die Worte, die ich gerade gelesen hatte, waren die, die der französische Dichter einem alten Barden in den Mund gelegt hatte, der das Ende der heidnischen Welt und das Kommen des Christentums, der Religion der Sanftmütigen, beklagte:

"... die Axt hat die Wälder verstümmelt;
Der Sklave kriecht und betet, wo einst die Schwerter klapperten,
Und alle Götter von Erinn sind fortgegangen...".

Und ich, — der zukünftige Nazi — schluchzte, weil die alte heidnische Welt der Starken, der Stolzen, der Schönen, — das alte Aryandom — ausgelöscht worden war, und weil ich dachte, ich könnte nichts tun, um sie wiederherzustellen."

Der Arzt stellte mir noch viele Fragen zu meiner Kindheit. Ich antwortete mit Leichtigkeit, denn ich erinnere mich mit großer Klarheit an mein ganzes Leben.

"Zugegeben, Sie haben keine Bindungen mehr", sagte der Praktiker schließlich. "Du liebst niemanden auf der Welt außer denen, die deine Ansichten teilen und deiner Sache dienen, und es ist dir völlig egal, was mit den anderen passiert, seien sie auch deine nächsten Verwandten."

"Vollkommen richtig! Und deshalb bin ich frei — auch jetzt. Denn was kann man einem Menschen ohne Bindungen antun?"

"Ja; aber versuchen Sie sich zu erinnern und sagen Sie mir: Hatten Sie keine Bindungen ganz am Anfang, in Ihrer frühesten Kindheit, vor langer, langer Zeit, — bevor Sie auf so seltsame Weise die

Verlockung der alten Barbarei spürten? Bevor Sie ein potentieller Nationalsozialist waren?"

"Ich war schon immer ein potentieller Nationalsozialist", antwortete ich zur Überraschung des Psychiaters. "Ich meine, ich hatte immer den unerschütterlichen Glauben und die rücksichtslose Entschlossenheit eines solchen im Blut. So weit ich in meine Vergangenheit zurückgehen kann, waren mir Zweifel, Kompromisse und 'Probleme' fremd. Als ich noch keine zwei Jahre alt war, saß ich in meinem Kinderwagen und riss die Quasten meines blau-weißen Wollteppichs ab, eine nach der anderen, und rief: "Du kommst"! (Ich erinnere mich an diese und andere Einzelheiten, als wäre es gestern gewesen), schon damals teilte ich die Menschen in drei Gruppen ein — so wie ich es heute tue — die nützlichen, die gleichgültigen und harmlosen und die gefährlichen. Aber natürlich war ich damals noch egozentrisch oder begann gerade erst, aus meiner Egozentrik herauszuwachsen, und "nützlich" waren diejenigen, die sofort und ohne Protest taten, was ich wollte; die mir ein Spielzeug gaben, das ich begehrte, oder mich gehen ließen, wenn ich gehen wollte, und stehen blieben, wenn ich stehen bleiben wollte. Gefährlich waren all jene, die *mich* behinderten, und ich muss sagen, noch mehr diejenigen, die irgendeinem Tier schadeten oder eine Pflanze verdarben — denn ich liebte die Lebewesen, wie ich es immer noch tue; ich fand sie schön, und durch sie löste ich mich spontan von mir selbst. Kaum älter geworden, konnte ich, wenn man mich ließe, jedem, der einen Hund getreten oder einen lebenden Schmetterling an ein Stück Pappe geheftet hatte, unendliches, einstudiertes Leid zufügen, um ihn zu rächen. Und ich habe solche Taten nie vergessen. Und ich habe nie einem Mann oder einem Kind verziehen, das sie begangen hatte.

Bald wurde das Ideal einer gerechten und gesunden Welt — einer Welt, in der alle, die die Schönheit des Lebens verletzen, drastisch eliminiert würden; in der man mir nicht mehr sagen würde, ich solle ihnen um des kleinen Jesus willen "verzeihen" — in meinem Bewusstsein zum Mittelpunkt und Maß aller Dinge, anstelle meines unbedeutenden Ichs. Und ich betrachtete mich als Verfechter eines solchen Ideals. Und die "nützlichen" Menschen wurden in meinen Augen die einzigen, die es zu fördern schienen — *nicht* diejenigen, die mir als Person Gutes taten, sondern diejenigen, die so fühlten und dachten wie ich, genau wie jetzt; und die gefährlichen waren diejenigen, die versuchten, mich davon zu überzeugen, dass es Dinge gab, die liebenswerter waren als mein Traum von Schönheit, Dinge wie

zum Beispiel die "kranke und leidende Menschheit", der gesunde, schöne und unschuldige Tiere geopfert werden konnten. Wie habe ich diese Leute und ihre Manie gehasst, das zu retten, was ich nicht liebte und nicht für rettenswert hielt! Aber was ich sagen will, ist, dass ich, ob im Alter von zwei, zwölf oder vierzig Jahren, nie einen Menschen wirklich geliebt oder gehasst habe, außer für das, was er oder sie in meinen Augen darstellte; nicht für seine oder ihre Liebe oder seinen Hass gegen *mich*, sondern für seine oder ihre Liebe oder seinen Hass gegen das Ideal, das ich liebte. Nur die gleichgültige Natur habe ich immer nur wegen ihrer Schönheit geliebt."

"Und die Probleme so vieler Jugendlicher haben Sie nie beunruhigt?", fragte der Psychiater.

"Probleme?" wiederholte ich mit einer gewissen Verachtung, "nein, ich habe nie erfahren, dass es welche gibt — außer ... wirtschaftlichen, im späteren Leben. Die anderen, die psychologischen, die sexuellen usw., die so viele Menschen zu beunruhigen scheinen, betrachtete ich als Dinge, die mir völlig fremd waren, die ich nicht erreichen konnte, über die es aber gut war, mir ein paar rein buchhalterische Kenntnisse anzueignen, um in meinen Universitätsprüfungen darüber schreiben zu können. Vor allem das ganze Getue um Freud und seine "Verdrängungen", das zu meiner Studienzeit sehr in Mode war, habe ich mit Verachtung verfolgt. Dekadentes Zeug", dachte ich, und nichts weiter. Und ich war sehr amüsiert, als ich von der etwas groben Art hörte, mit der wir den alten Juden behandelten, bevor wir ihn aus dem Dritten Reich hinauswarfen. Ich wünschte, all jene, die ihre Zeit damit verbringen, "Komplexe" in sich selbst zu entdecken, anstatt etwas Nützlicheres zu tun, würden auch so behandelt", sagte ich oft. Ich habe sicher nie über solche Dinge nachgedacht ... "

"Aber", sagte der Arzt, "es gibt noch andere psychologische Probleme, zum Beispiel Loyalitätskonflikte ... "

"Nicht für mich! Ich habe nur eine Loyalität!"

"Aber angenommen, Sie würden erfahren, dass jemand, den Sie lieben, gegen Ihre Sache gearbeitet hat, wäre das nicht schmerzhaft für Sie?"

"Es wäre schmerzhaft für mich, daran zu denken, dass ich es nicht vorher wusste, dass er oder sie rechtzeitig liquidiert wurde, ja. Aber wo ist der 'moralische Konflikt' in einem solchen Gefühl?"

"Aber wenn du die Person liebst?"

"Sobald ich von einem Verrat wüsste, könnte ich ihn oder sie nicht mehr lieben. Im Gegenteil, ich könnte für eine solche Person nur Abscheu empfinden."

Der Psychiater vergaß, wie treffend er selbst kurz zuvor meine Mentalität auf den Punkt gebracht hatte, und stellte mir eine dumme Frage. "Aber", sagte er, "nehmen wir an, es wäre jemand, der von Anfang an nie Ihre Ansichten gehabt hätte ... ?

"In diesem Fall hätte ich ihn oder sie von Anfang an nicht geliebt. Zwischen uns hätte es höchstens Höflichkeitsbeziehungen geben können, sogar herzliche Beziehungen — wenn ich es für notwendig oder zweckmäßig gehalten hätte, aber tiefere Gefühle (zumindest auf meiner Seite) wären nicht in Frage gekommen. Nein. Denken Sie bitte daran, dass Menschen wie ich — wie wir — Menschen mit einer einzigen Loyalität, frei von 'moralischen Konflikten' sind. Das ist unsere Stärke."

"Das macht dich monströs."

"Menschen, die nach Übermenschlichkeit streben, müssen den Menschen einer verfallenden Zivilisation ungeheuerlich erscheinen", sagte ich, als ob ich im Namen aller Nationalsozialisten zu allen Demokraten sprechen würde.

"Es gibt kein Übermenschentum, und es wird auch nie eine Übermenschlichkeit geben", antwortete der Psychiater. "Es gibt nur unsere arme, unvollkommene, aber liebe Menschheit, die trotz all ihrer Schwächen lieb ist; unsere lebendige Menschheit, voller Widersprüche, voller Ungereimtheiten, beunruhigt durch immer wiederkehrende Probleme, die kämpft und leidet ... "

"Meine Güte, was der langwierige Einfluss einer jüdischen Religion manche Menschen zu Werten bringen kann!" rief ich aus, mit dem Gefühl, dass alle unsere Gegner tatsächlich durch diesen rothaarigen Mann, der vor mir saß, gesprochen hatten. "Nun, ich weiß, dass nichts absolut ist und daher nichts innerhalb der Zeit vollkommen sein kann, besonders am Ende einer Periode des Verfalls, wie es unsere Zeit ist. Aber wenn Sie die heutige Menschheit so lieben, wie sie ist, dann sage ich Ihnen, dass ich es nicht tue. Und werde es nie tun. Ich liebe die lebenden Götter — meine Kameraden, in meinen Augen die Vorläufer eines regenerierten Zeitalters. Und wenn *sie* nicht dazu bestimmt sind, die Welt zu regieren, nun, dann weg mit einer solchen Welt! Schnell ein Regen von Atombomben auf sie und anstelle ihres sinnlosen Geschwätzes über 'Liebe' und 'Frieden' die Stimme des heulenden Windes über ihre Ruinen — und unsere!"

Der Psychiater stand auf. Ich auch. Das Gespräch war lang gewesen, sehr lang. Ich bedauerte nur, dass es nicht öffentlich gewesen war.

Ich wurde in meine Zelle zurückgebracht. Dort aß ich mit bestem Appetit zwei Scheiben Weißbrot mit Orangenmarmelade und war Mutter Natur dankbar, dass sie mich zu einem der lebenden Beispiele für das gemacht hatte, was Herr Grassot von der französischen Informationsabteilung in Baden-Baden am 9. Oktober 1949 unsere "entsetzliche Logik" genannt hatte. Dann schmierte ich eine dritte und eine vierte Scheibe und legte sie meinem neuen Freund H. E. für den nächsten Morgen hin. Dann setzte ich mich an meinen Tisch und setzte Kapitel 4 meines *Goldes im Brennofen* fort.

Meine neue Freundin kam nun jeden Morgen mit der Schwester, die für sie zuständig war. Sie blieb zwei oder drei Minuten, nahm das Essen und Trinken, das ich für sie bereithielt, wechselte ein paar nette Worte mit mir und ging wieder.

Eines Tages kam sie nicht mit der Krankenschwester, sondern mit einer der Pflegerinnen und setzte sich ausnahmsweise auf den Hocker, den ich ihr anbot. "Ich bin heute mit Frau So-und-so gekommen, damit wir uns ein wenig frei unterhalten können", sagte sie, als die Pflegerin sich auf mein Bett setzte. "Frau So-und-so ist 'in Ordnung'."

Die Wärterin lächelte zustimmend, und H. E. fuhr fort: "Seit sie uns verhaftet haben, versuchen diese Leute, uns einzureden, dass wir wegen der Dinge, die wir getan haben, insbesondere wegen der Vergasung der Juden, Monster sind. Die Priester, die sie uns geschickt haben, um uns wieder zu christlichen Gefühlen zu bringen, haben uns dreieinhalb Jahre lang das Gleiche gesagt, nämlich, dass ausgerechnet *das* etwas Entsetzliches war. Sie sind kein Deutscher, obwohl Sie zu uns gehören. Sie haben in diesen Dingen eine Unvoreingenommenheit, die keiner der Feinde Deutschlands vorgeben kann zu haben. Sagen Sie mir ganz offen: Was halten *Sie* von dieser Eigenschaft unseres Regimes?"

"Es war notwendig", antwortete ich ohne zu zögern. "Schade ist nur, dass erstens so viele gefährliche Juden nie vergast, ja nicht einmal verhaftet wurden; und zweitens, dass die Sklaven des Judentums nicht mit ihren Herren vergast wurden — um ihnen im Jenseits weiter zu

dienen, falls es so etwas gibt, so wie in der fernen Antike die Sklaven der toten Häuptlinge ihnen folgen sollten. Ich gebe zu, es wäre eine große Ehre für die Juden gewesen, ihnen eine Eskorte von reinen Ariern an die Pforten des Hades zu geben; aber es hätte das Dritte Reich — und die Welt — von einer beträchtlichen Anzahl von Verrätern gereinigt."

Sowohl die Krankenschwester als auch H. E. lächelten.

"Wie schön du das sagst!", rief mein neuer Freund aus. "Aber, — ich sage Ihnen nur, um zu reden, was 'sie' auf der anderen Seite sagen — es scheint, dass 'es falsch ist'; dass es ein 'Verbrechen gegen die Menschlichkeit' ist."

"Menschlichkeit! Lass mich lachen!" brach ich aus. "Wie lange wollen Sie und andere sich noch ihr christliches Geschwätz anhören? Was würden Sie tun, wenn Sie Wanzen in Ihrem Bett hätten, die Ihnen das Blut aussaugen? Was würden 'sie' tun — unsere Gegner, die wunderbaren 'humanitären' Demokraten (die aufhören, 'humanitär' zu sein, wenn es darum geht, Millionen von Phosphorbomben über Deutschland abzuwerfen, wie Sie sicher besser wissen als ich); was würden die Geistlichen, die sie Ihnen schicken, unter ähnlichen Umständen tun? Natürlich die Wanzen abtöten. Und ihre Eier mit ihnen. Und es wäre ihnen egal, *wie* sie es tun würden, solange es schnell ginge. Doch Wanzen sind von Natur aus so beschaffen, dass sie unmöglich etwas anderes sein können als Parasiten, während Juden mit ihren Händen arbeiten könnten, wie es bessere Rassen tun, es aber *nicht tun*. Sie haben sich seit Anbeginn der Zeit dafür entschieden, die Parasiten jeder anderen Nation zu sein, die freundlich genug war, sie leben zu lassen, sei es das alte Ägypten, sei es das moderne Deutschland. Und wenn endlich das ausgebeutete Volk, bis zur Verzweiflung getrieben, sich ihres unsichtbaren Witzes bewusst wird und aufwacht und beginnt, sie als Parasiten zu behandeln, dann geben sie sich als Märtyrer aus, decken den "Antisemitismus" auf, finanzieren Gräuelkampagnen in der ganzen Welt und schaffen es — *leider,* alle unkritischen, zimperlichen "Menschenfreunde", alle "anständigen Menschen" der Welt gegen dieses Volk, die schlauen Schurken, zu vereinen! Aber es ist nicht ihre Schuld, das gebe ich gerne zu. Sie waren schon immer so, wie sie sind. Es ist erstens die Schuld jener Idioten arischen Blutes, die sie so lange geduldet haben — die sogar mehr als einmal von ihnen Gebrauch gemacht haben (wie die Fürsten und Herzöge von einst), um Geld aus anderen Ariern (ihren Untertanen, aber, ich sage, ihren Brüdern) herauszupressen. Es ist die Schuld all

derer, die in der Vergangenheit und in der Gegenwart die Rassenunterschiede auf die leichte Schulter genommen haben und die gepredigt haben, dass ein Jude, der Christ wird, so gut ist wie jeder Christ arischen Blutes, oder dass ein Jude mit Wohnsitz in Deutschland ein Deutscher ist und ein Jude mit Wohnsitz in England ein Engländer und so weiter... . So ein Blödsinn! Es ist die Schuld all derer, die auf dieses unsinnige Gerede hereingefallen sind und noch hereinfallen, als hätten sie keinen Verstand, um besser zu denken, und keine Augen, um die grelle Wahrheit um sie herum zu sehen. Es ist nie die Schuld der Wanzen, wenn ein Haus von ihnen überschwemmt wird; es ist die Schuld der Hausfrau ... "

"Mein Gott! Sie haben Recht!" rief H. E. "Es gibt keinen Unterschied zwischen dem, was Sie sagen, und dem, was man uns während unserer Ausbildung in der Hitlerzeit gesagt hat."

"Ich glaube nicht", sagte ich. "Nicht weil ich in den großen Tagen nicht hier war, bin ich mir der Wahrheit weniger bewusst als die, die hier waren. Und nicht, weil ich in einem der Länder aufgewachsen bin, die am meisten Aufhebens von der Demokratie machen, nämlich in Frankreich, stehe ich weniger für Ordnung und Autorität und für drastische Schritte, wo immer es um die Zukunft der arischen Rasse geht, als Sie; oder dass ich im Geringsten weniger unserem Führer ergeben bin."

H. E. lächelte und drückte mir herzlich die Hand. "Meine Liebe, ich habe nie daran gezweifelt", sagte sie. "Wenn ich an dich denke, bedaure ich nur, dass du in *unseren Tagen* nicht hier warst. Du wärst glücklich gewesen. Und du hättest unter uns einen Platz bekommen, der deinem Eifer und deinen Fähigkeiten angemessen gewesen wäre."

"Ich bedaure nur, dass ich während des Krieges in Europa etwas nützlicher hätte sein können, als ich so weit weg im Osten war ... und auch, dass ... "

"Und was noch?"

"Und auch", sagte ich, "dass ich den Führer nie gesehen habe — auch keinen seiner großen Mitarbeiter. Sie haben ihn doch sicher gesehen?"

"Ja, viele Male. Ich habe ihn auf den Straßen Berlins gegrüßt, wie Tausende von anderen auch. Aber ich habe nie mit ihm gesprochen."

Die Wärterin stand auf und sagte mir, dass sie mir zwar sehr gerne eine Freude machen würde, aber unmöglich länger mit H. E. in meiner Zelle bleiben könne. "Aber", fügte sie hinzu, "wenn ich am Sonntagnachmittag Dienst habe, werde ich sie wieder mitbringen."

"Ja, bitte! Ich werde Ihnen so dankbar sein", sagte ich. "Und ist es nicht möglich, dass ich mit einem oder zwei weiteren meiner Kameraden in Kontakt komme?"

"Ich werde sehen", sagte die Pflegerin, "ich werde sehen, was ich tun kann."

H. E. grüßte mich: "Heil Hitler!" "Schwester Maria — die zuständige Krankenschwester — will nicht, dass wir *das* sagen", erklärte sie, "aber Frau So-und-so ist eine von uns." Frau So-und-so lächelte mitfühlend.

"Heil Hitler", sagte ich und hob die Hand.

Das Leben ging für mich weiter, glücklich, in der Erwartung meines baldigen Prozesses. Ich beendete Kapitel 4 meines *"Gold im Ofen"* und begann mit dem Schreiben von Kapitel 5 über die "Entnazifizierung". Ich steckte die ganze Inbrunst meines Herzens in meine Arbeit, und die Worte, die ich schrieb, waren Worte des Glaubens an die Zukunft. "Was für ein Unterschied zwischen 1946' und '47'!" dachte ich oft bei mir. "Damals war ich frei — und verzweifelt. Jetzt bin ich gefangen, aber ich weiß, dass wir eines Tages wieder auferstehen werden. Solange *das* wahr ist, ist der Rest egal."

Und ich erinnerte mich an ein Stück, das ich in jenen schrecklichen Tagen geschrieben hatte — ein Stück mit dem Titel *Echnaton*, das die Verfolgung der schönsten Form der Sonnenanbetung in der Antike unter dem Pharao Horemheb darstellte. Niemand hatte die Bedeutung dieses Stücks auch nur erahnt — außer einer Handvoll englischsprachiger deutscher Freunde von mir. Nun habe ich oben auf der Seite unter dem Titel meines Kapitels 5 — "Entnazifizierung" — die Worte der alten Hymne des Hasses zitiert, die von den Priestern des Amon angestimmt wurde, als sie König Echnaton nach seinem Tod verfluchten:

> "Wehe deinen Feinden, o Amon!
> Deine Stadt hat Bestand,
> ... Aber der, der dich angegriffen hat, fällt ... "

"Und ein kaltes Gefühl lief mir über den Rücken, als ich erkannte, vielleicht besser als je zuvor, dass im Reich der Zeit die Wut unserer Feinde so beständig ist wie unsere göttliche Philosophie; dass es immer

Interessen gab, die sich unserer Wahrheit widersetzten; dass es immer welche geben würde, solange die Zeit andauert. Aber dennoch kann uns nichts zerstören. Und unter den alten Worten des siegreichen Hasses habe ich einen der unsterblichen Sätze unseres Führers zitiert: "Jeder Versuch, eine 'Weltanschauung' mit Gewalt zu bekämpfen, scheitert am Ende, solange er nicht die Form eines Angriffs zugunsten einer neuen geistigen Auffassung annimmt."

Und eine Zeit lang dachte ich an die Ermutigung, die in diesen wahren Worten enthalten ist: Welche "neue geistige Auffassung" könnte denn an die Stelle der unseren treten, derjenigen, die, wie der Führer selbst sagt, "in voller Übereinstimmung mit dem ursprünglichen Sinn der Dinge" ist?

Ohne Kontakt zu meinen freien Kameraden, ohne Kontakt zu Herrn W. — der jetzt sicher, wie ich, in irgendeinem Gefängnis "in Untersuchungshaft" saß, ohne Kontakt zu meinem Mann und zu meinen Freunden im Ausland, fühlte ich mich dennoch mit ganz Deutschland und der ganzen Welt verbunden, mehr noch als zu der Zeit, als ich frei war. Und obwohl ich von meiner Zelle aus weder den Himmel noch die Sonne sehen konnte, fühlte ich mich mit ihnen über die Welt hinaus verbunden. Wenn ich den roten Schein des Abends hinter meinen undurchsichtigen Fensterscheiben erahnte, stellte ich meinen Schemel auf den Tisch, stellte mich darauf und blickte durch die schmale Öffnung am oberen Ende des Fensters auf die feurige Scheibe und betete: "Lege Deine Kraft in mich, Quelle aller Kraft! Und inspiriere mich immer wieder, damit mein Leben immer ein schöner Hymnus auf Deine Herrlichkeit und ein Zeugnis für die Wahrheit ist!" Und als ich mich danach wieder zum Schreiben hinsetzte, spürte ich, dass die Kraft und der Glanz der Sonne tatsächlich mein ganzes Wesen erfüllte und das Siegel der Dauer — das Siegel der Wahrheit — auf das setzte, was ich schrieb.

Einmal am Tag durfte ich eine Viertelstunde im Hof spazieren gehen, allein, unter Aufsicht der Wärterin, die gerade Dienst hatte. Denn ich war immer noch "in Untersuchungshaft" und hatte nicht das Recht, mit den anderen Häftlingen ihre "Freistunde" zu verbringen, die meistens auch eine freie halbe oder eine freie Viertelstunde war.

Abends kamen oft die diensthabenden Wärterinnen zu mir in die Zelle und unterhielten sich ein paar Minuten mit mir. Es waren meist junge Frauen, die neugierig waren, etwas über die weite Welt zu erfahren, und vielleicht noch mehr, die eine ausländische Nationalsozialistin, die ihre Aufrichtigkeit bewiesen hatte, ausfragen

wollten. Ich lernte sie bald beim Namen kennen und mochte einige von ihnen mehr als andere. H. E. — die nun regelmäßig jeden Morgen kam — hatte mir von vier erzählt, die ihres Wissens "ganz in Ordnung" waren, *d.h.* die unseren Glauben von ganzem Herzen teilten, ob offiziell "entnazifiziert" oder nicht. Die habe ich natürlich geliebt. Ich wusste, dass ich mich auf sie verlassen konnte. Aber ich muss sagen, dass auch die anderen sich mir gegenüber freundlich verhielten. *Keiner* schien in mir etwas anderes zu sehen als einen echten Freund Deutschlands — einen lobenswerten Menschen. Sie meinten jedoch (und wie zu Recht!), dass ich vielleicht nützlicher hätte sein können, wenn ich etwas weniger vertrauensselig und geschmeidiger gewesen wäre.

Sie fragten mich oft nach den Dingen, die ich auf meinen Reisen im Nahen und Mittleren Osten gesehen hatte. Und ich erinnerte sie an die Tempelruinen in Oberägypten, an das Tal der Königsgräber, an den Nil zwischen Assuan und Wadi-Alfa, an die herbe Pracht der irakischen Wüste bei Mondschein, an die Schönheit der Küste von Malabar oder der bengalischen Landschaft kurz nach dem Regen. Und sie fragten mich über mein Leben in Indien und über Indien während des Krieges aus.

Ich sprach ausführlich über die entsetzliche Hungersnot in Bengalen im Jahr 1943 — das Ergebnis der allgemeinen Requirierung der Reisernte durch die Briten, für die britischen und amerikanischen Truppen in Birma und für das Personal der "unentbehrlichen Dienste" im Notfall. Ich erinnerte so eindringlich und lebendig wie möglich an die endlosen Reihen hungernder Männer, Frauen und Kinder — lebende Skelette, die vom Lande kamen, um auf den belebten Straßen Kalkuttas auf den Tod zu warten; und an diejenigen, denen man begegnete, als sie in den stinkenden Staubhaufen nach etwas Essbarem suchten, während man die Kämpfer für die Demokratie, vollgestopft mit Lebensmitteln — und Whisky für achtzig Rupien pro Flasche — aus dem "Firpo's" — dem modischen, ultramodernen Restaurant — taumeln und sich auf dem Bürgersteig übergeben sah. "Ein Drittel der Bevölkerung Bengalens soll verhungert oder an den Folgen langwieriger Unterernährung gestorben sein", fügte ich hinzu. "Und die Leute, die daran schuld sind, sind diejenigen, die 1945 die Frechheit besaßen, sich als Verteidiger der 'Humanität' aufzuspielen und die Besiegten der 'Kriegsverbrechen' zu bezichtigen."

Die Reaktion meiner Zuhörer war die gleiche, die ich in ganz Deutschland erhalten hatte, wo immer ich von dem berichtet hatte, was ich von März bis Dezember 1943 in Kalkutta erlebt hatte. "Ja, wie

können sie es wagen, über uns zu sprechen?", waren sie sich alle einig. Und ich dachte: "Diese Frauen hatten vielleicht noch nie etwas von der Hungersnot in Bengalen gehört. Jetzt werden sie nach Hause gehen und sich in Gegenwart anderer Deutscher darüber äußern. Und das wird dazu beitragen, die allgemeine Abneigung gegen die Heuchler zu verstärken, die jetzt im Namen des Friedens die deutschen Fabriken demontieren und im Namen der Freiheit den Nationalsozialismus niederhalten wollen. Ich bin also nicht ganz nutzlos, selbst hier ... "

Eine der Krankenschwestern fragte mich, ob während des Krieges viele Menschen in Indien auf unserer Seite waren.

"Das hängt vom *Zeitpunkt* ab", antwortete ich. "1940 waren alle auf unserer Seite — außer den britischen Siedlern, den Anglo-Indianern, die es ihnen gleichtaten, und natürlich den Juden. Du hättest die Begeisterung sehen sollen, als die Nachricht vom Fall Frankreichs kam; als man den Fall Englands erwartete! Das dauerte bis 1942. Im Jahr 1943 begann sie bereits zu erlahmen. Im Jahr 1944 war sie verschwunden. 1945 drehten viele von denen, die noch vor dem Krieg am lautesten von den "unverbrüchlichen Banden der arischen Solidarität" und so weiter gesprochen hatten, den Spieß um und begrüßten das "Zeitalter des Friedens, der Gerechtigkeit und der wahren Demokratie", das die Vereinten Nationen angeblich einleiten sollten. Leider muss ich sagen, dass dieses Phänomen nicht nur in Indien zu beobachten ist. Genau den gleichen Weg der Entwicklung haben viele Isländer eingeschlagen — reine Nordländer ... "

"Und auch von einigen Deutschen ... leider", fügte eine der Pflegerinnen hinzu, von der ich wusste, dass sie selbst "eine von uns" war.

Eines Nachmittags wurde ich von der diensthabenden Wärterin in einen Raum gegenüber den Büros des britischen Gouverneurs und des Oberwärters geführt. Dort gesellten sich zu mir der Herr mit der anzüglichen Stimme — ich glaube, Mr. Manning, der in Düsseldorf vergeblich versucht hatte, mich dazu zu bringen, zu sagen, wer meine Propaganda gedruckt hatte, und eine junge Engländerin.

"Wir sind gekommen, um Ihnen noch ein paar Fragen zu stellen", sagte der Mann, als er sich setzte. Und er forderte mich auf, mich zu setzen. "Erstens haben wir Ihre Plakate und die beiden Flugblätter, die Sie in Ihrer Tasche gefunden haben, sehr genau untersucht", fuhr er

fort, "und wir sind praktisch zu dem Schluss gekommen, wo sie wahrscheinlich gedruckt wurden. Möchten Sie unsere Schlussfolgerung erfahren?"

"Warum nicht?"

"Und würden Sie uns sagen, ob wir richtig oder falsch liegen — nur das?"

"Nein", antwortete ich. "Ich habe mir geschworen, weder Ihnen noch sonst jemandem ein Wort über den Druck dieser Papiere zu sagen, und ich werde mich an meinen Entschluss halten."

"Sie wollten uns nicht einmal sagen, ob wir ja oder nein sagen sollen?"

"Nicht einmal 'Ja' oder 'Nein'. Sie sind nicht gezwungen, mir mitzuteilen, was Sie aus Ihrer Prüfung meiner Flugblätter geschlossen haben. Ich habe Sie nicht darum gebeten."

Ich sprach so, um meine echte Angst zu verbergen. Denn ich wusste, dass die Polizei schlau war — oder ich dachte, sie wäre es.

"Es kann nicht schaden, Ihnen das zu sagen", sagte der Mann. "Wir vermuten stark, dass Ihre Papiere in Frankreich gedruckt wurden".

Er beobachtete mich weiterhin aufmerksam, in der Erwartung, auf meinem Gesicht ein Zeichen von Angst oder Erleichterung zu erkennen. Er hatte es mir in Wirklichkeit nur gesagt, um eine Reaktion meinerseits zu provozieren. Und soweit ich weiß, könnte seine Aussage sogar eine komplette Lüge gewesen sein.

Es könnte aber auch eine echte Meinung gewesen sein. Und irgendwie, irgendwo in der Tiefe meines Bewusstseins, fühlte ich den nächsten Ansatz zu einem Seufzer der Erleichterung — und zu einer plötzlichen Neigung zu lachen; denn meine Papiere waren alle im Herzen Londons gedruckt worden. Aber mein Gesicht blieb — mit Hilfe der Götter — so ausdruckslos, als ob der Mann auf Chinesisch zu mir gesprochen hätte. Und ich gab keine Antwort. Ein "Ja" hätte sofort Verdacht erregt — "Wie kommt es, dass meine Skrupel so schnell verschwunden sind?", hätte sich der Mann gefragt. Und er hätte vielleicht herausgefunden, dass ich versuchte, ihn auf eine falsche Fährte zu führen. Andererseits hätte ich nicht "nein" sagen können. Das hätte ihn vielleicht an London denken lassen.

"Sie wollen uns also nichts sagen?", fragte Mr. Manning (oder wie auch immer sein Name lautete) schließlich.

"Wie kommen Sie darauf, dass meine Papiere in Frankreich gedruckt wurden?", fragte ich zurück.

"Nun ... gewisse Besonderheiten im Druck", antwortete mein Vernehmer. "Wir sind uns da praktisch sicher", fügte er hinzu.

"Ich habe nichts zu sagen", erklärte ich und tat so, als ob die Zeitungen wirklich in Frankreich gedruckt worden wären und als ob ich befürchtete, dass es bald von wem entdeckt werden würde.

Der Mann hat nicht darauf bestanden. Aber ich glaube, er war mehr und mehr davon überzeugt (wenn er überhaupt jemals davon überzeugt war), dass die Propaganda schwarz auf weiß in irgendeinem Pariser Hinterhofgeschäft erschienen war. Er nahm ein Papier und einen Federhalter und notierte etwas. Dann fragte er mich, ob es mir etwas ausmache, ihn über ein paar weitere Punkte bezüglich "meiner Vergangenheit" aufzuklären.

"Es scheint, dass Sie während des Krieges in Indien waren", sagte er, "wie kommt es, dass Sie nicht in Europa für Ihre Sache tätig waren?"

"Nur weil ich materiell nicht rechtzeitig kommen konnte", antwortete ich. "Ich habe alles getan, absolut alles, was ich konnte, um zu kommen. Aber ich habe monatelang auf meinen Pass gewartet. Und das letzte italienische Schiff, das ich zu nehmen hoffte, lief nie aus. Italien ist vierzehn Tage zu früh in den Krieg eingetreten".

"Und du hattest ... feste Pläne, was du in Europa machen wolltest?"

Ich überlegte: Sollte ich die Wahrheit sagen oder nicht? Was spielte das noch für eine Rolle, jetzt, wo ich sowieso erwischt wurde? Es interessierte mich nicht mehr, ob "sie" es wussten.

"Ich hatte die Absicht, Kriegspropaganda für die Achsenmächte zu senden, auf Griechisch, Französisch und Bengalisch", sagte ich. Aber mein Gesprächspartner sah mich mit fast ebenso viel Interesse an, als hätte ich es getan. "... mit der bewussten Absicht, im Namen der Achse zu senden ... ", notierte er auf seinem Papier. Dann wandte er sich an mich und fragte: "Wusste die Partei von Ihrer Absicht?"

"Ich hoffe, dass zumindest einige Mitglieder der Partei dies getan haben", antwortete ich.

"Und was haben Sie eigentlich in Indien gemacht, nachdem Ihr Plan gescheitert war?", lautete die nächste Frage.

Meine Antwort — die der Wahrheit, wenn auch nicht der *ganzen* Wahrheit entsprach — klang wie ein Scherz, der den Mann aus den erhabenen Sphären dessen, was ihm als vorsätzlicher Hochverrat erschien, als Clown in die völlige Trivialität stoßen sollte: "Ich habe streunende Katzen gefüttert", sagte ich schlicht.

"Katzen!", rief der Mann, der mich ausfragte.

"Ja, Katzen", wiederholte ich, "während der bengalischen Hungersnot waren es etwa hundertfünfzig am Tag, und auch einige Hunde. Zweimal am Tag ging ich mit Reis, Fisch und Milch zu ihnen hinunter und fütterte sie abwechselnd in zwei oder drei Höfen, wo sie sich versammelten. Jeden Abend standen etwa fünfzig von ihnen mitsamt ihren Kätzchen auf der gewundenen Eisentreppe, die zu meiner Terrasse führte, Schlange. Und ich hatte allein fünfunddreißig in meinem Haus. Sie können sich jederzeit erkundigen, ob ich die Wahrheit sage oder nicht. Der ganze Ort kannte mich während des Krieges als "die Katze 'mem-sahib'!"

"Wie schön!", sagte die junge Frau, die mir gegenüber saß und zuhörte, lächelnd. "Auch ich liebe Katzen einfach!"

Mein Vernehmungsbeamter war so klug, mich nicht zu fragen, warum ich nicht meine ganze Energie den Menschen gewidmet hatte. Er wollte unnötige Diskussionen vermeiden. Aber er sagte: "Sie haben doch sicher nicht nur das getan?"

"In der Tat nicht", antwortete ich mit äußerster Leichtigkeit. "Ich habe auch eine Broschüre mit dem Titel *Non-Hindu Indians and Indian Unity (Nicht-Hindu-Indianer und die indische Einheit*) über das hinduistisch-muslimische Problem geschrieben; und ein Buch mit dem Titel *Joy of the Sun (Freude an der Sonne*) — das Leben des ägyptischen Königs Echnaton, erzählt für junge Leute; und ein weiteres Buch, *A Son of God (Ein Sohn Gottes)* über denselben dreitausenddreihundert Jahre alten Pharao. All dies war vollkommen korrekt. Aber es schien die Neugier meines Fragestellers nicht zu befriedigen.

"Sie haben auch Angehörige der alliierten Streitkräfte in Ihrer Wohnung empfangen", bemerkte dieser schließlich. "Oder irre ich mich da?"

Er hat sich nicht geirrt. Das wusste ich. Es war fast zwei Wochen her, dass ich verhaftet worden war, und offensichtlich, so dachte ich, hatte man in Indien irgendeine Art von Untersuchung über mich angestellt. Es hatte keinen Sinn, bekannte Tatsachen zu leugnen. Aber, ... es gab eine Möglichkeit, sie zu präsentieren ...

"Mein Mann war immer dabei, wenn diese Männer geschnitzt haben", sagte ich, ohne zunächst zu wissen, was ich sagen sollte — denn die Bemerkung hatte mich etwas überrascht — und tat so, als wollte ich meine Unschuld in moralischer Hinsicht beteuern.

"Daran hatten wir nie den geringsten Zweifel", antwortete der Mann. "Aber wie haben diese Leute Sie kennengelernt?"

"Ich habe sie jeden Mittwochabend vom 'East and West Club', der sich damals in der Chowringhee Terrace befand, nach Hause gebracht", sagte ich beiläufig.

"Und warum wolltest du sie unbedingt mit nach Hause nehmen?"

"Um sie mit meinem Mann in Verbindung zu bringen." Meine Worte müssen den Akzent der Aufrichtigkeit gehabt haben, denn was ich sagte, hätte nicht wahrer sein können.

"Ah, ah!" ... murmelte der Polizeibeamte.

"Gewiss", fuhr ich mit unerschütterlicher Gewissheit fort, "mein Mann ist Inder, und zwar ein altmodischer, ein echter Inder, der sich in der Sanskrit-Lehre, der Astrologie usw. und in allen Themen, die Indien betreffen, auskennt. Der eigentliche Zweck, die *raison d'être* des "East and West Club" — die lobenswerte Absicht von Rev. Charles Milford und seiner Frau Mary Milford, den Gründern des Clubs — war es, Angehörige der alliierten Streitkräfte, sowohl Briten als auch Amerikaner, mit interessanten Indern in Kontakt zu bringen, ihnen einen Eindruck vom indischen Heimleben zu vermitteln und ihnen angenehme Erinnerungen an ihren Aufenthalt im Osten zu vermitteln. Ich habe nur den Zweck des Clubs nach besten Kräften erfüllt".

Ohne mir schmeicheln zu wollen, war dies logisch, plausibel und tadellos formuliert.

"Und worüber hat Ihr Mann mit unseren Männern gesprochen?", fragte mein Vernehmungsbeamter, Mr. Manning, oder wie auch immer er hieß.

"Das kann ich nicht sagen", antwortete ich. "Vielleicht über indische Geschichte oder über Astrologie, wenn sie daran interessiert waren. Im Allgemeinen war ich bei ihren Gesprächen nicht anwesend."

"Warum waren Sie es nicht?"

"Weil es nicht die Gewohnheit indischer Ehefrauen ist, in der Gesellschaft fremder Männer zu sitzen. Im Club war das natürlich anders. Dort waren wir alle modern. Aber zu Hause hielt ich mich an die alte Sitte. Höchstens, wenn ich den Männern den Kaffee serviert hatte, zeigte ich ihnen meine Katzen ... "

"Und worüber haben Sie gesprochen, als Sie mit ihnen allein im Club oder auf dem Heimweg waren?", fragte mein Vernehmer.

"Über die Hitze; oder über indisches Essen; oder so etwas in der Art. Ich habe nie ein Wort über den Krieg oder über die Politik verloren."

"Haben sie dich nie gefragt, welche Ansichten du hast?"

"Ja", antwortete ich, "das haben sie. Aber ich habe ihnen immer gesagt, dass ich keine habe und dass ich mich nur für die Antike interessiere. Das vermied alle möglichen Unannehmlichkeiten ... "

Der Mann begann, mich über meinen Mann auszufragen. "Vertritt er dieselben Ansichten wie Sie?", fragte er mich.

"Das hoffe ich", antwortete ich. "Ich habe natürlich immer geglaubt, dass er es tut. Aber wie ich schon in Düsseldorf sagte, weiß ich nichts über die Ansichten anderer Leute — obwohl ich mich des Eindrucks nicht erwehren kann, dass jeder hochkastige Inder, der stolz auf seine eigene Tradition ist, zwangsläufig unsere Ansichten vertritt, wissentlich oder unwissentlich."

"Ihr Mann scheint Ihnen sehr wohl zugetan zu sein, wenn man ihn nach seinen Briefen beurteilt", erklärte der Mann. "Wie lange haben Sie ihn schon nicht mehr gesehen?"

"Über drei Jahre".

"Und er fühlt sich nicht einsam, ohne dich?"

"Ich hoffe nicht. Ich glaube, er ist geistig reich genug, um sich nie 'einsam' zu fühlen. Das tue ich nie, der ich ihm geistig — und intellektuell — unterlegen bin."

"Ich kann nicht verstehen, warum er dich geheiratet hat."

"Es wäre vielleicht besser, ihn zu fragen", antwortete ich mit einer Prise Ironie.

Die junge Frau, die anwesend war, rief aus: "Eine sehr gute Antwort!"

Schließlich fragte mich Mr. Manning — oder wer auch immer er war, wie ich es geschafft hatte, meine Zeitungen so lange an öffentlichen Orten in ganz Deutschland zu verteilen, ohne in Schwierigkeiten zu geraten.

"Ich nehme an, ich habe sie nur den richtigen Leuten gegeben", sagte ich.

"Ich bin mir sicher, dass Sie das getan haben — sonst wären Sie schon vor Monaten im Gefängnis gewesen. Aber wie haben Sie diejenigen erkannt, die Ihre Ideologie teilen? Das würde ich gerne wissen."

"Ich weiß es selbst nicht. Früher habe ich sie irgendwie gespürt, noch bevor sie gesprochen haben", antwortete ich.

"Ich wette, sie hat sich nur die Hübschen ausgesucht", sagte die Frau und fasste zusammen, was sie von meiner Art hielt, auf den ersten Blick zu erkennen, wer ein Nationalsozialist war und wer nicht.

"Nun, das sollte wohl ein Scherz sein, aber es ist etwas Wahres daran", sagte ich zur Überraschung meiner beiden Gesprächspartner. "Wenn ich in einem Gesicht nicht nur regelmäßige Züge und äußere Zeichen der Gesundheit sah, sondern jenen undefinierbaren Stempel von vereinter Intelligenz, Willenskraft und Eifer, von gelassener und geduldiger Stärke, von Mut und Liebe — von rundum gesundem Verstand, der wahre Schönheit ausmacht, dann sagte ich mir: 'Der sieht aus wie einer von uns; lass mich mit ihm reden — und vielleicht gebe ich ihm ein paar Flugblätter'. Und ich habe mich nie geirrt, obwohl ich kein Experte im Gedankenlesen bin. Das allein würde schon beweisen, dass jeder Nationalsozialist zu einer echten menschlichen Elite gehört, zu einer Bruderschaft höherer Wesen."

"Wir sehen uns am 7. in Düsseldorf wieder", sagte der Mann schließlich und beendete unser Gespräch. Dann hatte ich einen Moment der Schwäche; ich erinnerte mich an den Anfang meines Buches, das sich in den Händen der Polizei befand. Ich konnte nicht umhin, Herrn Manning (oder wie auch immer er heißen mochte) zu fragen, ob er es gelesen habe und was er davon halte.

"Nun", antwortete er, "ich kann nicht gerade sagen, dass es mir gefällt. Es mag gut geschrieben sein; ich bin kein Literaturkritiker. Aber ich weiß nicht, woher Sie Ihre Informationen über Dünkirchen haben. Es ist alles falsch ... "

"Was ist zum Beispiel falsch?"

"Es ist falsch, so zu tun, als hätten unsere Truppen Angst vor den Deutschen; auch zu sagen, dass Hitler aufrichtig Frieden wollte ... "

"Ach, das ist schon in Ordnung", dachte ich herablassend. "Wer will schon zugeben, dass die Armee seines Landes jemals vor irgendjemandem Angst hatte? Und wer ist bereit zuzugeben, dass der 'Feind' in gutem Glauben gehandelt hat?" Ich wandte mich an den Polizeibeamten: "Halten Sie es für möglich, dass mein Manuskript verschont wird?", fragte ich, unfähig, nicht wenigstens einmal für es zu plädieren. "Wenn die Aussagen, die ich darin mache, so offensichtlich und so schockierend falsch sind, wie Sie zu glauben scheinen, dann ist es sicher nicht gefährlich; niemand würde es ernst nehmen. Ich habe ohnehin nicht die Absicht, ihn zu veröffentlichen. Das geht aus seinem Inhalt hervor."

"Ich kann weder mit 'Ja' noch mit 'Nein' antworten", sagte der Mann. "Die Entscheidung liegt nicht bei mir."

"Könnten Sie nicht wenigstens, wenn man Sie konsultiert, darauf hinweisen, dass die Schrift nicht gefährlich ist. Sie ist ohnehin zu durch und durch nationalsozialistisch, als dass sich jemand die Mühe machen würde, sie zu lesen, außer einer Handvoll Enthusiasten ... "

"Da bin ich nicht ganz Ihrer Meinung", sagte der Mann. "Ich persönlich hätte ohne die Widmung nicht herausgefunden, dass es sich um Nazi-Material handelt, bevor ich zum zweiten Kapitel kam. Was Ihr anderes Manuskript betrifft", fügte er hinzu und sprach vom ersten Teil von *Der Blitz und die Sonne*, "so ist es überhaupt nicht politisch ... "

Ich war verblüfft — verblüfft. "Entweder hat dieser Mann nicht die erste Zeile meines Schreibens gelesen", dachte ich, "oder ... er muss ein vollkommener Idiot sein, oder er versucht, mich zu täuschen." Aber ich sagte nichts. Ich betete zu den unsichtbaren Mächten, dass alle meine Leser unter diesen Umständen blind für die Bedeutung meiner Schriften bleiben und sie *nicht* zerstören mögen. Ein kleiner, sehr kleiner Hoffnungsschimmer — den ich nicht zu ermutigen wagte — dämmerte an diesem Tag in meinem Bewusstsein auf, zum ersten Mal seit meiner Verhaftung: "*Vielleicht* werden sie meine Manuskripte trotzdem verschonen ... "Meine Vernunft verwarf sie als etwas völlig Absurdes. Mein Herz klammerte sich an sie.

Am darauffolgenden Sonntagnachmittag, als die Häftlinge des D-Trakts — die sogenannten "Kriegsverbrecher" — aus dem Erholungsraum in ihre Zellen zurückkehrten, wurde die Tür meiner Zelle geöffnet und ... zwei von ihnen traten ein; mein Freund H. E. und eine große, schlanke, ebenfalls blonde jüngere Frau. Die diensthabende Wärterin — eine von denen, die, wie H. E. sagte, "völlig in Ordnung" waren — schloss die Tür hinter ihnen. "Wunderbar!" rief H. E. aus; "*jetzt* sind wir eine Weile frei."

Und spontan — als wäre ein Wunder geschehen und die Besatzungszeit mit all ihren Spuren von Schande und Elend im Handumdrehen weggewischt worden und die großen Tage zurückgekehrt — hoben wir drei in der rituellen Geste den rechten Arm und stießen aus der Tiefe unseres Herzens die magischen Silben aus — den Schrei der Befreiung, den Kriegsschrei, den Schrei der Liebe, den

nichts zu ersticken vermag, den Schrei der Freude Deutschlands über die lang ersehnte Wiedereroberung seines wahren freien Selbst: "Heil Hitler!"

Den linken Arm um die Taille von H. E. gelegt, die Flamme des Trotzes und das Licht der Inbrunst in den Augen, stand ich zwischen den beiden blonden Töchtern des auferstandenen Deutschlands, ich, die dunkeläugige Tochter des Mittelmeers, die Botin der treuen Arier des fernen Südens und der ganzen Welt. Und es gab keinen Unterschied zwischen ihnen und mir.

"Einst", dachte ich, nachdem die göttliche Minute verstrichen war und ich wieder denken konnte, "war der Gruß obligatorisch, und die beiden Worte auch. Man ging in ein Lebensmittelgeschäft und sagte sie wie selbstverständlich, die Hälfte der Zeit ohne darüber nachzudenken, was man sagte — so wie man 'Guten Morgen! ' — und dann, zum Ladenbesitzer gewandt, fügte man sofort hinzu: "Geben Sie mir bitte ein Pfund *Sauerkraut*." ... . Jetzt ... sind die beiden Worte, die schon vier Jahre verboten waren, wirklich zu heiligen Worten geworden; jetzt sprechen sie nur noch die aus, die sie mit ganzem Herzen und ganzer Seele meinen, — die dann sterben würden, wenn sie sie aussprächen; und die, die sie gemeinsam kichern — wie wir drei — fühlen sich für immer aneinander gebunden. Jetzt haben sie ihre Bedeutung und ihre Macht zurückerobert; die zauberhafte Macht, die sie unter den Sturmjägern von vor 1933 hatten."

H. E. stellte mir den anderen Häftling vor, H. B., ebenfalls ein Opfer des Belsen-Prozesses. Beide setzten sich auf mein Bett, und zwei Stunden lang — bis die Essenszeit kam — unterhielten wir uns angeregt. "Meine Lieben", sagte ich, "wie unvorhersehbar ist das sich langsam entfaltende Muster des Lebens! Wer hätte mir vor dreieinhalb Jahren, als ich in den Zeitungen von diesen abscheulichen Prozessen las und eure Namen neben vielen anderen im Druck sah und glaubte, alles sei verloren, sagen können, dass ich euch eines Tages im Gefängnis treffen und die Freude haben würde, euch zu sagen: 'Nichts ist verloren, solange wir unseren Geist bewahren. — Hoffe und warte! ' Und wer kann uns heute sagen, ob wir nicht in einigen Jahren gemeinsam die Rückkehr unseres Führers inmitten der wahnsinnigen Begeisterung eines ganzen Kontinents begrüßen werden? Zum Glück wird die Welt vom Unsichtbaren regiert. Und das Unsichtbare lacht über die UNO, über den Besatzungsstatus, über die Kontrollkommission und über all die flüchtigen Erfindungen dummer politischer Dilettanten."

Die beiden Frauen erzählten mir etwas über die grausame Art und Weise, wie sie und das übrige deutsche Personal, das für das Lager Belsen verantwortlich war, im April 1945 behandelt wurden, als die britische Militärpolizei den Ort in Besitz nahm. Sie sprachen von den Lastwagen voller rasender Juden, die eigens dorthin geschickt wurden, um ihnen — und insbesondere den SS-Männern, den Aufsehern des Lagers — alle möglichen Misshandlungen zuzufügen. Sie schilderten mir, wie sie nach vier Tagen entsetzlicher Gefangenschaft, ohne Essen und Wasser, in ihrem eigenen Dreck, unter Androhung britischer Bajonette die Leichen sowohl der toten Internierten als auch der getöteten Aufseher mit ihren eigenen Händen begraben mussten und nicht einmal Wasser bekamen, um sich von dem Gestank zu waschen, sondern gezwungen waren — lieber als gar nichts, ihren eigenen Urin zu diesem Zweck zu benutzen. Sie erzählten mir von den Schreien der unglücklichen SS-Männer, die *sie sahen, wie sie* bei lebendigem Leibe von Kreaturen in britischer Militärpolizeiuniform ausgeweidet wurden (hoffen wir für die Ehre der arischen Rasse, dass diese alle einen gewissen Anteil jüdischen Blutes hatten) und von den dünnen, langgezogenen, hohen Schreien der Gefolterten.

Ich hörte aufmerksam zu. Mit meiner von Natur aus lebhaften Vorstellungskraft malte ich mir die grausigen Szenen aus. Und ich spürte, wie sich jedes einzelne Haar auf meiner Haut aufrichtete und ein eiskaltes Gefühl meine Nerven durchdrang und mich durch und durch erfüllte. Es war sicher nicht das erste Mal, dass ich von solchen Leistungen der Friedenskämpfer und Reformer der Menschheit hörte. Ich wusste von vielen Gräueltaten, die die "Maquisards" — die "Helden" der französischen "Résistance" — besonders ab August 1944 begangen hatten; Franzosen hatten mir 1946 selbst davon erzählt. Und ich erinnerte mich an viele ähnliche Fakten, von denen ich in Deutschland gehört hatte. Aber nur wenige Fälle von antinazistischer Barbarei, die so abstoßend waren wie die, die ich gerade gehört hatte, waren mir von den Menschen berichtet worden, die sie Stunde um Stunde, tagelang, miterlebt hatten. Sie übertrafen, wenn möglich, sogar die Schrecken von Schwarzenborn und Darmstadt ...

Ich starrte die beiden Frauen an. In meinen Gedanken erinnerte ich mich an andere Folterungen, abwegige, ebenso grausame, aber langwierigere, methodischere, wissenschaftlichere, kunstvollere, unerhörte, die im kaiserlichen China, in Korea, im alten Japan stattfanden und die ich kannte. Und so etwas wie Begeisterung ergriff mich. Ich lächelte über die Vision der weiten Welt, die sich vor mir

ausbreitete, und über die endlosen unbekannten Möglichkeiten, die sich mir im Laufe der nächsten dreißig Jahre, wer weiß wie und wann, bieten würden. "Meine gemarterten Kameraden, meine Lieben", sagte ich mit klarer, fast beseelter Stimme, "sie haben euch den Juden vorgeworfen. Möge mir eines Tages die Macht und die Gelegenheit gegeben werden, *sie* den Folterern mongolischen Blutes zu übergeben! — an gelbe Männer, mit leeren Gesichtern und aufgeschlitzten Augen. An diesem Tag werde ich dich rächen! Ich schwöre es bei den unsichtbaren Mächten, den himmlischen, irdischen und unterirdischen, die alle Dinge regieren!" Und während ich das sagte, spürte ich, wie ein Strom der Macht meine Wirbelsäule hinaufstieg und aus meinem Kopf aufstieg; und tödliche, zerstörerische Wellen strömten aus meinem Körper, unwiderstehlich. Im unsichtbaren Raum, wo nichts verloren geht, arbeitet diese Energie, die in einem Impuls gerechter Empörung freigesetzt wurde, noch immer daran, den Untergang unserer Feinde herbeizuführen. Wer kann sie aufhalten?

Am 7. März wurde ich wieder nach Düsseldorf gebracht. Seit einigen Tagen hatte es geschneit, und unter dem grauen Himmel war die Landschaft traumhaft geworden. Ich betrachtete sie von den Fenstern des Wagens aus mit leidenschaftlicher Bewunderung — in dem Bewusstsein, dass die Zeit näher rückte, in der ich Tag für Tag nichts anderes als den Gefängnishof sehen würde — und ich unterhielt mich mit Miss Taylor, der englischen Polizistin, die gekommen war, um mich abzuholen, und die an meiner Seite saß.

"Bist du nicht unglücklich im Gefängnis?", fragte sie mich.

"I? Ganz und gar nicht. Ich bin im Gegenteil sehr glücklich", antwortete ich. Aber ich sagte ihr nicht, dass ich mein Glück vor allem der Tatsache verdankte, dass das deutsche Personal die Gelegenheit nutzte, sich über die Besatzungsbehörden lustig zu machen, und mich praktisch machen ließ, was ich wollte.

"Sie würden überall glücklich sein", bemerkte Miss Taylor.

"Vielleicht", sagte ich.

In Düsseldorf wurde die Verhandlung meines Falles um eine Woche verschoben. Und am Nachmittag wurde ich wieder nach Werl gebracht. "Ich wünschte, sie könnten meinen Prozess immer wieder verschieben", sagte ich scherzhaft, "und mir so alle acht Tage das Vergnügen einer Autofahrt gönnen!"

Am 14. März wartete Miss Taylor wieder einmal um 7 Uhr morgens auf mich. Wieder beobachtete ich aus den Fenstern des Wagens die Landschaft und die Passanten, während wir durch Dortmund, Duisburg, Essen usw. rollten. Jedes Mal, wenn ich Ruinen sah, betete ich innerlich um baldige Rache und sehnte den Tag herbei, an dem ich Fahnen mit dem Hakenkreuz aus den Fenstern der wiederaufgebauten Häuser hängen sehen würde.

In Essen bat ich darum, für fünf Minuten aussteigen zu dürfen, unter dem Vorwand einer "sehr dringenden Notwendigkeit". Miss Taylor stieg mit mir aus, folgte mir aber nicht, wie ich erwartet hatte, hinter die zerstörte Mauer, die ich als Schutz vor möglichen Schaulustigen gewählt hatte. Ich nahm ein Stück Kreide aus meiner Tasche und schrieb auf die glatte Oberfläche, die einst ein Teil eines deutschen Hauses gewesen war, die süßen, triumphalen — und nun trotzigen — Worte, die mein ganzes Gefühlsleben enthalten: "Heil Hitler!" Früher oder später würde jemand von der Straße, an deren Rand das Auto auf mich wartete, oder von einer anderen Seite — irgendein deutscher Arbeiter, der arbeitslos war und die verdammte Besatzung für sein heutiges Elend verfluchte; irgendeine Hausfrau, die sich daran erinnerte, wie schön das Leben unter der Herrschaft des Führers war, verglichen mit jetzt — an diesen einsamen Ort kommen und sie lesen. Und eine Minute lang würde sein oder ihr Herz im Einklang mit dem meinen schlagen, dachte ich.

In Düsseldorf sah ich mich vor Gericht mit meinem unglücklichen Mitarbeiter — Herrn W. — konfrontiert, ich auf der Bank des Angeklagten, er, obwohl selbst noch Untersuchungshäftling, im Zeugenstand. Er sah niedergeschlagen aus — wenn auch nicht ganz so sehr wie zwei Tage nach meiner Verhaftung, als ich einen Blick auf ihn geworfen hatte. Zweifellos hatte er im Gefängnis gelitten.

Er erzählte sehr geschickt, wie wir in der "Katholischen Mission" des Kölner Bahnhofs ins Gespräch gekommen waren. Wir hatten uns in Anwesenheit der Frau unterhalten, die an diesem Abend in der Mission Dienst hatte. Und nach einer Weile — damit sie das Gespräch nicht verfolgte (denn wer wusste schon, welche Ansichten sie vertrat?) — hatten wir uns auf Französisch unterhalten. Herr W. hatte mir die schreckliche Geschichte seiner dreijährigen Gefangenschaft im Herzen Afrikas erzählt, und ich, praktisch sicher, dass er einer von der "richtigen Sorte" war, hatte ihm aus dem englischen Original Passagen aus dem dritten Kapitel meines *Gold in the Furnace* übersetzt. Nun sagte Herr W. vor Gericht nichts, was darauf schließen ließe, dass ihm

als Nationalsozialist oder auch nur als Deutscher der Geist meiner Schrift gefallen hätte.

"Sie las mir auf Französisch einige Passagen aus irgendeinem Buch vor", sagte er — er sagte nicht, dass es sich um *dieses* Buch handelte — "aber es war für mich viel zu schwierig zu verstehen, da mein Französisch nicht gut ist. Ich nickte nur aus Höflichkeit zustimmend mit dem Kopf, ohne zu begreifen, worum es ging."

In Wirklichkeit hatte er mit Begeisterung allem zugestimmt, was ich ihm vorgelesen hatte. Aber ich war froh, dass er es nicht sagte, um seinetwillen und um meinetwillen. "Je weniger Aufmerksamkeit auf mein Buch gelenkt wird, desto besser", dachte ich. Herr W. fuhr fort: "Was die Ansichten der Dame angeht ... " Er wollte wohl sagen, dass er sie nicht einmal vermutete. Aber ich war nur zu gerne bereit, sie zu verkünden.

"Habt keine Angst zu sagen, dass ich ein Nationalsozialist bin", rief ich aus meiner Ecke. "Jetzt, wo es mich erwischt hat, soll es die ganze Welt wissen! Ich bin stolz darauf."

Es gab Anzeichen für ein gesteigertes Interesse der deutschen Öffentlichkeit, die gekommen war, um den Fall zu hören. Miss Taylor, die an meiner Seite saß, forderte mich jedoch auf, nicht zu sprechen, bis ich befragt wurde. Der Richter bat mich, "nicht zu unterbrechen", und Herr W. fuhr mit seinem Bericht fort. Er gab vor, dass er seit Kriegsende keinerlei politische Überzeugung mehr habe — er könne kaum sagen, dass er vorher keine gehabt habe, da er seit 1939 ein freiwilliger SS-Mann sei — und er erklärte, dass er meine Plakate nur deshalb zum Aufkleben genommen habe, weil er erwartet habe, dass ich ihn dafür bezahlt hätte! Er fügte hinzu, dass er arbeitslos sei und dringend Geld brauche — was zweifellos stimmte.

Ich hörte von meiner Bank aus zu und verglich das, was ich hörte, mit dem, was Herr W. mir einen Monat zuvor im leeren Zug erzählt hatte. Ich erinnerte mich an seine begeisterte Bereitschaft, meine Plakate aufzukleben, sobald er eines davon gesehen hatte. Ich erinnerte mich an die Hingabe, mit der er über den Führer gesprochen hatte: "Unser geliebter Hitler! Aus Liebe zu ihm sind Sie also zu uns gekommen, vom anderen Ende der Welt!" Seine Worte und die Wärme, mit der er sie ausgesprochen hatte, konnte ich nie vergessen. Und nun ... verleugnete er öffentlich den gemeinsamen heiligen Glauben, der uns verband! ... Und warum? Zweifellos, um einer schweren Strafe für sich selbst in seinem eigenen kommenden Prozess zu entgehen. "Das würde ich nie tun — ich, der ich nicht einmal

Mitglied der N.S.D.A.P. war, geschweige denn der SS-Elite", dachte ich.

Ja, aber dann dachte ich daran, dass *ich* nicht drei Jahre lang in einem Sklavenarbeitslager im Kongo unter der Peitsche von Negern geschuftet hatte, mit kaum etwas zu essen. Und ich war nicht fünfzehnmal im Dienste des Führers verwundet worden. Und ich war auch nicht unter denselben grausamen Bedingungen einem Kreuzverhör unterzogen worden, wie es dieser junge Mann wahrscheinlich erlebt hatte, und ich hatte auch nicht im Gefängnis dieselben Entbehrungen ertragen müssen. Was hatte ich, zumindest bis 1942, gemacht, während er auf den Schlachtfeldern Europas kämpfte? Unter meinem bunten Sonnenschirm die Chowringhee Avenue entlang spaziert und mich glücklich gefühlt; auf indischen Teepartys mit Deutschlands blitzschnellen Siegen geprahlt und von der kommenden neuen Weltordnung gesprochen! Und selbst danach hatte ich mich nicht in Gefahr begeben. *Jetzt* konnte ich es mir natürlich leisten, trotzig zu sein.

Ich schämte mich zutiefst für meine erste Reaktion der Selbstgerechtigkeit und Strenge. "Armer Junge", dachte ich, "er hat das Recht zu versuchen, weiteres sinnloses Leiden zu vermeiden. Er hat bewiesen, wer er ist, in zehn langen Jahren des Handelns. Und niemand glaubt ihm, wenn er sagt, dass er "keiner Ideologie mehr anhängt".

Der Richter fragte mich, ob ich Herrn W. eine Frage stellen oder seinen Ausführungen etwas hinzufügen wolle. Ich erklärte, dass ich "nichts hinzuzufügen" habe.

Während unseres Mittagsessens. Miss Taylor kommentierte die Haltung meines Mitarbeiters und sprach von seinem "Mangel an Zivilcourage". "Das muss Sie nicht überraschen", schloss sie, "die sind alle so. Sie hätten sehen sollen, wie die 'Oberen' in Nürnberg vor Gericht standen und sich gegenseitig die Verantwortung zuschoben — jeder versuchte nur, seine eigene Haut zu retten ... "

"Ich weigere mich, auch nur ein Wort der Kritik, geschweige denn des Vorwurfs gegen die Märtyrer von Nürnberg zu hören", sagte ich. "Selbst wenn das, was Sie sagen, wahr wäre — was ich keine Sekunde glaube, so sind sie doch meine Vorgesetzten, und ich habe nicht das Recht, sie zu tadeln; und schon gar nicht darf ich zulassen, dass Anti-Nazis sie in meiner Gegenwart tadeln. Wenn Sie überhaupt mit mir reden wollen, reden Sie über etwas anderes."

"Sie sind wirklich die Grenze!", rief die Polizistin. "Aber denken Sie daran, dass Sie kein Deutscher sind ... "

"Vielleicht."

"... und dass Sie Deutschland nicht vertreten."

"Das habe ich nie behauptet. Dennoch", sagte ich — und ein trotziges Lächeln erhellte mein Gesicht — "lassen Sie mich Ihnen sagen, dass Sie 'das nächste Mal', wenn die Demokratien zermalmt sind und im Staub liegen, zwanzigmal mehr verwüstet, als Deutschland jetzt ist, dann werden Sie auf der ganzen Welt keinen einzigen Nicht-Engländer finden, der Ihnen in bewundernder Loyalität zur Seite steht, wie ich es heute bei den Deutschen tue. Sie werden nicht einmal Söldnerfreunde finden, wie beim letzten Mal, denn Sie werden kein Geld mehr haben. Deutschland hat heute kein Geld, keine Macht, keinen internationalen Status. Aber es hat den Zauber von Hitlers Namen und seiner ewigen Idee. Was werden *Sie* haben, um die Ergebenheit eines Ausländers zu bewahren, wenn Ihre materielle Macht weg sein wird?"

Miss Taylor gab keine Antwort. Es gab auch keine zu geben.

Am Nachmittag wurden nacheinander weitere Zeugen vernommen: Wilhelm Kripfel, der Polizist, der mich zuerst behandelt hatte, und sein Vorgesetzter, der Leiter der Polizeidienststelle im Kölner Bahnhof; Gertrud Romboy, die diensthabende Frau in der katholischen Mission desselben Bahnhofs, in der Nacht, in der ich dort Herrn W. kennengelernt hatte; der *Oberinspektor* Herr Heller und der Mann, der in Düsseldorf meine Aussage darüber notiert hatte, "warum" ich dazu beigetragen hatte, den Nazigeist am Leben zu erhalten.

Gertrud Romboys Bericht über die enthusiastische Art und Weise, in der Herr W. von mir gesprochen hatte, war vom Standpunkt des Gerichts aus gesehen äußerst schädlich für den jungen Mann. Sie zeigte so deutlich wie nur möglich, dass er zwar hungrig war, aber nichts anderes als ein aufrichtiger nationalsozialistischer Glaube ihn veranlasst hatte, mir zu helfen. Und während ich Herrn W. bewundert hätte, wenn er dies selbst mutig gesagt hätte, war ich entrüstet, als ich hörte, wie Gertrud Romboy dies so offensichtlich andeutete, als würde sie alles tun, um das Urteil gegen ihn so schwer wie möglich zu machen. Tatsächlich hat sie vor dem Gericht der Unteren Kontrollkommission die Wahrheit gesagt*, und zwar die ganze Wahrheit*, wie sie es geschworen hatte. Sie war niemand von uns — sonst hätte sie unter diesen Umständen gelogen oder Unwissenheit vorgetäuscht. Aber

noch mehr als ihr offensichtlicher Wunsch, Herrn W. (und auch mich) zu bestrafen, verwunderte mich das eilige Vertrauen, mit dem Herr W. mit ihr gesprochen und ihr bei seiner Rückkehr vom Bahnsteig ein Flugblatt von mir gegeben hatte. Hätte er sich nicht zuerst die Mühe machen können, herauszufinden, ob die Frau in Sicherheit war oder nicht? Ich erinnerte mich daran, dass Herr W., wenn er überhaupt verhaftet worden war, dann deshalb, weil er, nachdem er die ganze Nacht so viele meiner Plakate geklebt hatte, wie er konnte, nicht damit aufhörte, als der Tag anbrach; dass er in der Tat, in dem Glauben, allein inmitten eines zerstörten Teils von Köln zu sein, fünfzehn von ihnen in einer Reihe an die glatte Oberfläche dessen geklebt hatte, was einmal die Wand einer Bank gewesen war, um 8:30 Uhr oder so — am helllichten Tag. Ich hatte diese Details in einer Zusammenfassung seiner Verhaftung und der ersten Zeugenaussagen gelesen, die mir im Gefängnis ausgehändigt worden war. Jetzt dachte ich zum zweiten Mal — bei allem Respekt für die Aufrichtigkeit und den Eifer des jungen Mannes und für die aufrichtigen Bemühungen, die er unternommen hatte, um *mich* vor der Verhaftung zu retten: "Ich hätte nie geglaubt, dass ein SS-Mann ein so ungeschickter Narr sein könnte!"

Schließlich wurde entschieden, dass "angesichts der sehr schwerwiegenden Art der gegen mich erhobenen Vorwürfe" mein Fall die Zuständigkeit des Gerichts der Unteren Kontrollkommission übersteigt und daher in der nächsten Sitzung des Obersten Gerichts mit ähnlichem Charakter verhandelt werden würde. Mir wurde mitgeteilt, dass die endgültige Anhörung nicht weiter verschoben würde. (Im Bericht des Psychiaters, der vom Richter verlesen wurde, hieß es in der Tat, ich sei "überdurchschnittlich intelligent", "voll zurechnungsfähig" und "verhandlungsfähig".) Ich wurde gefragt, ob ich verteidigt werden wolle. Ich antwortete, dass ich durchaus in der Lage sei, mich selbst zu verteidigen — oder besser gesagt, selbst die Gründe darzulegen, die mich zu meinem Handeln veranlasst hatten. "Ich bin stolz auf das, was ich getan habe". Ich fügte hinzu: "Und ich würde wieder anfangen, wenn ich könnte, allerdings — so hoffe ich — diesmal weniger ungeschickt und unter voller Ausnutzung der bitter erworbenen Erfahrung."

Der Richter nahm einen Bleistift und ein Blatt Papier. "Würden Sie das bitte wiederholen?", sagte er.

"Sehr gerne!", antwortete ich. Und ich wiederholte den Satz und lächelte dem deutschen Publikum zu. Und der Richter schrieb ihn auf.

"Sie wollen also keinen Anwalt, der Sie verteidigt?", fragte er mich, als er geendet hatte.

"Oh", sagte ich, "wenn es so üblich ist und *ich* ihn nicht bezahlen muss, habe ich nichts dagegen, einen zu haben. Aber ich frage mich, was er wohl zu meinen Gunsten sagen wird. Jedenfalls möchte auch ich persönlich sprechen. Ich hoffe, dass man mir das erlaubt."

"Das werden Sie", antwortete der Richter, "vorausgesetzt, Sie haben nicht die Absicht, eine lange politische Rede zu halten."

"Ich will nur eine kurze Rede halten", sagte ich. Das Publikum lachte. "Außerdem", fügte ich hinzu, "weiß ich nicht, inwieweit es 'politisch' sein wird, denn in meinen Augen ist der Nationalsozialismus weit mehr als bloße 'Politik'."

Als ich an der Seite von Miss Taylor die große Treppe hinunterging, kam eine Frau — die inmitten des Publikums zugehört hatte — auf mich zu und sagte: "Ich würde mich sehr gerne mit Ihnen unterhalten."

"Das würde ich auch gerne", antwortete ich, "aber ich darf es nicht."

Miss Taylor mischte sich ein. "Komm mit", sagte sie, "du darfst nicht mit der Öffentlichkeit in Kontakt treten".

Aber ich wandte mich an die Frau, die zu mir gesprochen hatte — und an alle, die mich hören konnten — und sagte: "Wisst selbst und sagt ganz Deutschland, dass weder Drohungen noch Bestechung, weder Strenge noch Freundlichkeit *mich* jemals 'entnazifizieren' werden; dass in meinen Augen das Interesse des nationalsozialistischen Deutschlands das Interesse der arischen Rasse insgesamt ist; und dass ich auf den Tag der Rache und der Auferstehung warte. Wartet darauf, auch ihr, in demselben Geist. Heil Hitler!"

Miss Taylor — die nicht alles verstanden hatte, was ich gesagt hatte, aber mehr oder weniger erraten hatte, was es sein könnte — hielt meine rechte Hand fest, um mich daran zu hindern, den rituellen Gruß zu machen. Ich sah sie an und sagte: "Das ist einfach. Aber die ganze Macht der vereinigten Demokratien kann meinen Geist nicht niederhalten".

Sie antwortete nicht.

Sie führte mich in ein anderes Gebäude und gab mir eine Tasse Tee. Ein Inder, den ich während der Zeugenvernehmung an der Seite der Vertreter der britischen Justiz bemerkt hatte, kam herein und stellte sich als Gesandter des indischen Konsulats in Berlin vor, der eigens zu meinem Prozess und zu meiner Befragung geschickt worden war. Er sah aus wie ein Südinder und sagte mir, er heiße Francis. "Ein Christ von der Südwestküste", dachte ich. Und ich hatte Recht, denn der Herr sagte mir eine Minute später, dass er aus Travancore stamme. Ich hatte diesen Ort 1945 besucht. Wir sprachen eine Weile darüber. Dann fragte er mich, "wie ich mit dem Nationalsozialismus in Berührung gekommen sei", und ich musste zum hunderttausendsten Mal so knapp wie möglich den logischen Zusammenhang zwischen meiner lebenslangen Sehnsucht nach den Idealen des arischen Heidentums — die die unseren sind — und meiner Abreise ins kastengeprägte Indien darlegen. "das Land, das die arischen Götter nie verleugnet hat", im Jahr 1932. Die Dinge, die ich sagte, waren am wenigsten geeignet, den Gefühlen eines indischen Konvertiten zum Christentum zu schmeicheln, der höchstwahrscheinlich in einer Atmosphäre des demokratischen "Liberalismus" — mit anderen Worten: der Lüge — aufgewachsen war. Aber ich konnte nicht anders. Ich habe die Wahrheit gesagt.

"Möchten Sie, dass wir versuchen, Sie nach Indien zurückzuschicken?", fragte der Beamte.

"Es gibt einige Dinge, die ich meinen Mann gerne fragen würde, wenn ich ihn wieder sehe. Aber ich möchte auf keinen Fall Gefahr laufen, dort hängen zu bleiben — wie 1939 — wo im Westen wieder interessante Entwicklungen beginnen." Ich bedankte mich jedoch bei dem Herrn für sein Interesse an mir.

Danach brachte mich Miss Taylor zurück nach Werl. In dem Auto, das mit mir fuhr, war diesmal mein Gepäck, das mir die Polizei zurückgegeben hatte.

"Ich frage mich, was sie mit meinen Manuskripten gemacht haben", konnte ich nicht anders sagen.

"Sie sagten mir, dass sie alles behalten, was politischer Natur ist, und Ihnen den Rest zurückgeben", antwortete die Polizistin.

Ich spürte, wie mein Herz in meiner Brust sank, weil ich glaubte, dass meine kostbaren Schriften nun für mich und für diejenigen, für die sie geschrieben worden waren, verloren waren. Während der Fahrt sprach ich wenig. Immer wieder las ich die Liste der Dinge, die mir die Polizei zurückgegeben hatte, und war Miss Taylor dankbar, dass ich sie

vorher sehen durfte. Mehrere große und kleine "Copybooks" waren in der Liste aufgeführt. Aber ich wusste nicht mehr, wie viele Hefte ich besaß. Es gab einen Hoffnungsschimmer: Das *Programm der N.S.D.A.P.* war auf dem Papier definitiv erwähnt. Ich erinnerte mich an das Heft, auf dessen leuchtend gelbem Umschlag die rot-weiß-schwarze Hakenkreuzfahne abgebildet war — und dachte: "Wenn sie mir das zurückgeben können, können sie mir alles zurückgeben!" Aber ich wagte nicht, es zu glauben.

Als wir in Werl ankamen, übergab Miss Taylor, die die wenigen Juwelen, die ich noch besaß, in ihre Obhut genommen hatte, sie den Gefängnisbehörden. Meine indischen Ohrringe in Form von Hakenkreuzen befanden sich dort mit dem Rest. Sie wurden auf der Liste erwähnt. Mein Gepäck wurde ins "Frauen Haus" gebracht und auf Bitten von Miss Taylor — die so freundlich war, meinen Wunsch zu verstehen, es in Ruhe zu inspizieren — in meiner Zelle unter meinem Bett deponiert.

Sobald ich allein war, öffnete ich es. Und mein Herz machte einen Sprung: vor mir lag das dicke hellbraune Heft mit rotem Einband, in dem in meiner eigenen Handschrift die drei ersten Kapitel meines *Goldes im Ofen* und einige Seiten des vierten Kapitels geschrieben waren! Und darunter lag das dunkelrote Heft, das den ersten Teil von *Der Blitz und die Sonne* enthielt, und das gesamte getippte Manuskript meiner 1946 fertiggestellten, unveröffentlichten *Anklage gegen den Menschen*, mit einem Zitat von Dr. Goebbels, einem Auszug aus den berühmten *Tagebüchern*, das Anfang 1948 auf der äußeren Seite hinzugefügt wurde ... ! Ich konnte meinen Augen kaum trauen. Ich warf einen Blick auf die kostbaren Seiten, um zu sehen, ob irgendetwas herausgerissen worden war oder ob irgendwelche Zeilen ausgelöscht worden waren. Nein, alles war in Ordnung — so wie ich es am Tag meiner Verhaftung hinterlassen hatte. Tränen füllten meine Augen. Und eine überwältigende Dankbarkeit stieg aus der Tiefe meines Herzens auf, nicht gegenüber der Polizei oder den britischen Behörden, den Feinden all dessen, wofür ich stehe, die meine Schriften verschont hatten, ohne zu wissen, was sie taten, sondern gegenüber dem Herrn der unsichtbaren Mächte, der sie gezwungen hatte, sie zu verschonen, wohl wissend, warum. Jetzt war ich mir mehr denn je sicher, dass der Nationalsozialismus früher oder später triumphieren würde. Ich lächelte und wiederholte in einem Ausbruch von fast ekstatischer Freude die Worte von Leonardo da Vinci, die ich vor langer Zeit gelesen hatte: "*O mirabile giustizzia di Te,*

Primo Motore!" Ich fühlte mich so leicht, so überglücklich, dass ich es nicht seltsam gefunden hätte, wenn mein Körper vom Boden abgehoben worden wäre.

Ich untersuchte weiter meine Sachen. Die Polizei hatte das Foto eines jungen Deutschen aufbewahrt, den ich irgendwo in der französischen Zone getroffen hatte. Da er wusste, wer ich war und was ich tat (denn ich hatte ihm auch ein Bündel Flugblätter gegeben), hatte der Junge den Mut gehabt, seinen Namen unter die wenigen Worte zu schreiben, die er hinter das Foto geschrieben hatte: "Erinnerung eines SS-Soldaten". Ich machte mir nun Sorgen um ihn und betete von ganzem Herzen, dass "sie" ihn nie finden würden. Die Briefe von Herrn B., die mit "Heil Hitler!" endeten, hatten sie auch aufbewahrt, ebenso wie zwei Ausgaben einer bestimmten englischen Zeitschrift, die mehrere schöne Porträts des Führers enthielten. Aber das andere Porträt, das ich von ihm besaß — eines der besten und eines, das mich seit wer weiß wie langer Zeit auf all meinen Reisen begleitet hatte — hatten sie mir gelassen. Auch das konnte ich kaum glauben. Und doch war es wahr! Da war das anbetungswürdige Gesicht, das mich einst unschuldig anblickte, jetzt wie immer; das Gesicht, das ich noch nie leibhaftig gesehen habe, dessen Licht mich aber im Kampf um den Triumph der Wahrheit trägt. "*Mein geliebter Führer*!" flüsterte ich andächtig und drückte das unschätzbare Foto an meine Brust. Dann legte ich es auf den Tisch an der Wand, der meinem Bett zugewandt war. Und ich fuhr mit meiner Inspektion fort.

Die Polizei hatte auch ein Heft mit Militärliedern und ein weiteres mit *Kampfliedern der Bewegung* in meinem Besitz gelassen, und ... je ein Exemplar meiner Flugblätter, als Erinnerung! Dem längeren Flugblatt, das ich im Mai 1948 in Schweden verfasst hatte, war ein kleines Quadrat mit Schreibmaschine beigefügt, auf dem ich methodisch die vier Fehler in deutscher Sprache aufzählte, die im gedruckten Text gefunden worden waren. Ich konnte nicht umhin, mich über die ironische Eile zu amüsieren, mit der sie diese Fehler korrigiert hatten, als wollten sie mir sagen: "Sieh mal, bevor du dich der Nazi-Propaganda hingibst, solltest du lieber dein Deutsch ein wenig verbessern!"

"Das werde ich auf jeden Fall tun", dachte ich, als ob ich damit auf die Herausforderung in meinem Kopf antworten würde. Und ich schämte mich dafür, dass ich Hitlers Sprache nicht gründlicher studiert hatte, Jahre und Jahre zuvor.

Endlich setzte ich mich hin und begann, in das dicke hellbraune Heft mit rotem Einband die Kapitel 4 und 5 meines *Goldes im Ofen* abzuschreiben, die ich in den letzten Tagen auf lose Blätter geschrieben hatte. Dann schrieb ich den Titel von Kapitel 6, "Kammern der Hölle", und legte den Plan dafür fest.

Das Leben ging für mich weiter, wie bisher — oder fast wie bisher. Die Wärterinnen kamen und unterhielten sich mit mir in meiner Zelle, wie früher. Frau Oberin kam oft selbst, obwohl sie es in der Regel vorzog, mich in ihr Büro zu rufen. Einmal sagte sie mir, wie "orientalisch" ich ihr in meiner Lebensauffassung erscheine.

"'Orientalisch' in welcher Hinsicht?", fragte ich.

"Nun, es gibt bestimmte Werte", sagte sie, "die wir stillschweigend akzeptieren. Sie mögen christlich sein, oder wie immer man sie nennen mag, und sind, wie Sie sagen, letztlich auf fremde Einflüsse zurückzuführen. Aber sie sind ein Teil unseres Unterbewusstseins geworden. Ich habe selbst unter denjenigen, die Ihre Ansichten in Deutschland teilen, noch nie jemanden getroffen, der diese Werte so zynisch ablehnt wie Sie es tun. Aus dem Wenigen, was Sie mir über die hinduistische Einstellung zur Moral erzählt haben — lebenszentriert, im Gegensatz zu menschenzentriert — schließe ich, dass Ihr langer Aufenthalt in Indien Ihre Philosophie stark beeinflusst hat."

"Niemals!", sagte ich vehement. "Ich hasste die auf den Menschen ausgerichteten Glaubensbekenntnisse — alle, die alten und die modernen, die religiösen und die politischen, und die, die beides sind — mit bitterem Hass, Jahre bevor ich überhaupt daran dachte, nach Indien zu gehen. Ich kann mich nur als Rebell gegen christliche Ideen wie "die Würde *aller* Menschen" (nur weil sie "menschlich" sind) und den "Wert *aller* menschlichen Seelen" usw. erinnern. Dennoch wurde mir in Indien oft gesagt, ich sei zutiefst "westlich", weil ich nichts von dem andersartigen Mystizismus und nichts von der resignierten Akzeptanz der Dinge, wie wir sie vorfinden, habe, die angeblich den "Osten" kennzeichnen; auch weil ich zu sagen pflegte, dass ich, selbst wenn ich könnte, nicht aus dem endlosen Kreislauf von Geburten und Wiedergeburten ausbrechen wollte, sondern *es vorzöge,* immer wieder auf die Erde zurückzukehren, denn das Leben ist schön, zumindest in den höheren Formen seiner höchsten

Erscheinungsformen. Die Indianer hatten Recht. Ich bin durch und durch Europäer — aber ein Europäer des alten Europas, der in unsere Zeit verbannt wurde; ein Arier, undurchlässig für jene christlichen Werte, die die Seele dieses Kontinents fast getötet haben, und daher den meisten unserer Zeitgenossen so fremd, wie es eine wiederauferstandene Tochter des heidnischen Nordens oder des heidnischen Griechenlands sein würde."

"Sie haben vielleicht Recht", sagte Frau Oberin.

"Ich weiß, dass ich Recht habe. Deshalb wirke ich auf Sie trotz meines Nationalsozialismus so 'östlich' und auf viele Inder trotz meiner lebenszentrierten Einstellung so 'westlich'. Aber ich bin nicht allein. Ich kenne eine ganze Reihe von Menschen — hier in Deutschland, die genauso 'zynisch', *d.h.* genauso radikal wie ich sind, was die moralischen Werte angeht, die uns die jüdische *Weltanschauung* gebracht hat, um uns zu schwächen und zu zerstören. Auf sie — die wahren Jünger Nietzsches — setze ich meine Hoffnung. Sie sind es, die 'noch weiter marschieren werden, wenn alles zerfällt', wie es in dem alten *Kampflied* heißt, dem eine mehr als materielle Bedeutung gegeben werden kann", schloss ich.

"Vielleicht", sagte Frau Oberin. "Ich bezweifle allerdings, dass Sie in diesem Gefängnis jemanden finden, der Sie versteht."

"Ich habe zumindest schon einen gefunden." "Wen?"

"Einer der sogenannten 'Kriegsverbrecher'".

"Ihr Freund H. E.? Ja, das kann sein. Sie spricht in der Tat sehr gut von Ihnen. Sie scheint Sie zu mögen."

"Ich bin froh, wenn sie es tut. Ich bewundere sie."

"Was würden Sie sagen, wenn Sie einige der Männer kennen würden, die hier wegen sogenannter 'Kriegsverbrechen' inhaftiert sind? Es gibt einige perfekte Idealisten unter *ihnen* — Menschen, die Ihrem Herzen entsprechen."

"Oh, ich wünschte, ich könnte mit ihnen in Kontakt kommen!"

"Das ist leider nicht möglich", sagte Frau Oberin. Und sie fügte hinzu: "Sagen Sie niemandem, dass ich mit Ihnen über sie gesprochen habe. Als Leiterin des 'Frauen Hauses' muss ich sehr, sehr vorsichtig sein mit dem, was ich sage".

"Seien Sie versichert, dass ich nicht sprechen werde", antwortete ich; "aber sagen Sie mir: *Sie* akzeptieren im Grunde Ihres Herzens keine anderen Werte als die unseren, nicht wahr?"

Frau F. Oberin sah mich traurig an und antwortete nur: "Ich wiederhole: Ich muss sehr, sehr vorsichtig sein." Und sie wechselte das

Thema. Sie erzählte mir von ihrem Bruder, der auf dem Schlachtfeld in Russland gefallen war, und zeigte mir ein Bild von ihm — ein energischer und gut aussehender junger Mann mit hellem, gewelltem Haar.

"Ich habe ihn sehr geliebt", sagte sie.

"Sie hat für die Sache, die ich liebe, mehr geopfert, als ich es je könnte", dachte ich. Und ich dachte an die Tausenden von deutschen Frauen, die auf den Schlachtfeldern in Russland und anderswo einen oder mehrere ihrer Lieben verloren haben. Ich war allein. Ich hatte nichts zu verlieren, außer meinen Manuskripten, und die hatte man mir zurückgegeben. Ich blickte in das süße und würdevolle Gesicht von Frau Oberin und fühlte mich demütig.

Während der "freien Zeit" war ich nicht mehr allein. Zwei neue Häftlinge — eine Tschechin, die wegen Spionage für Russland angeklagt war, und eine Belgierin, die bereits zu sechs Jahren Haft wegen "Kollaboration mit Deutschland während des Krieges" verurteilt worden war und in Werl (mit ihrer zweijährigen Tochter) auf die Übernahme durch die belgische Polizei wartete — begleiteten mich nun ein paar Minuten morgens und nachmittags über den Hof.

Mit letzterer sprach ich seit dem Tag, an dem sie mir sagte, warum sie verurteilt worden war, frei. Sie erklärte, dass sie alles bewundere, wofür ich stehe, obwohl sie — wie sie selbst zugab — ihrem deutschen Ehemann (einem von der richtigen Sorte, der während des Krieges in Belgien stationiert war) "nicht wegen seines nationalsozialistischen Glaubens, sondern weil sie ihn liebte" gefolgt war.

"*Ich* könnte nicht einmal mit einem Mann flirten, der nicht von ganzem Herzen unseren Glauben teilt, geschweige denn ihn lieben", hatte ich darauf spontan geantwortet. "Aber natürlich", fügte ich hinzu, "sollte ich vielleicht besser schweigen. Denn ich habe keinerlei Erfahrung auf diesem Gebiet. Ich hatte keine Zeit dafür — auch nicht, als ich jung war."

Mit der anderen Gefangenen, die "in Untersuchungshaft" war, habe ich kaum gesprochen. Es war Miss Taylor, die mir gesagt hatte, wer sie war. Und die Art der gegen sie erhobenen Anklage machte sie mir nicht gerade sympathisch. Einmal jedoch hatte ich keine andere Wahl, als an ihrer Seite über den Hof zu gehen, da wir allein waren.

"Die kleine Kareen und ihre Mutter haben heute Besuch", sagte die Frau: "Den Vater des Kindes, glaube ich." Und sie fügte hinzu: "Auch ich habe ein Kind — einen Jungen, doppelt so alt wie Kareen. Und auch mein Mann ist ein Deutscher."

"Ja, ein verdammter Kommunist, wahrscheinlich", dachte ich mir. Ich war nicht interessiert.

"Im Allgemeinen, wenn ich mich nicht irre", sagte ich — nur um etwas zu sagen — "gibt es nicht viel Liebe zwischen Deutschen und Tschechen."

"Das ist leider wahr", antwortete die Frau. Und sie erzählte mir von den grausamen Ereignissen, die sich in ihrem Land nach dem Krieg ereignet hatten. "Die Tschechen waren besonders grausam zu den SS-Männern", sagte sie. "An mehreren Orten hängten sie so viele von ihnen in einer Reihe auf, wie sie in die Hände bekamen, nicht am Hals, wie man meinen könnte, sondern an den Armen, und dann zündeten sie Feuer unter ihnen an und ließen sie so langsam wie möglich den grausamsten Tod sterben."

Ich hatte nicht den geringsten Zweifel daran, dass die junge Frau die Wahrheit sagte. Sie hatte kein Interesse daran, mich zu belügen und ihr Land in meinen Augen schlecht zu machen. Außerdem entsprach das Bild, das sie gezeichnet hatte, genau dem, was ich bereits über die Gräueltaten der Nazis wusste. Und vielleicht habe ich mich nie in größerer Übereinstimmung mit einem deutschen Kameraden gefühlt, der mir 1948 gesagt hatte, dass, "wenn der Tag der Abrechnung kommt", kein einziger Tscheche am Leben gelassen werden dürfe. Doch ich beherrschte meine Gefühle. "Zum Glück", sagte ich, so ruhig ich konnte, "gibt es eine göttliche Gerechtigkeit, die dieser Welt immanent ist. Ihre Maschinerie mahlt langsam, aber sie mahlt gut — und sie ist taub für verspätete Reuebekundungen. Ich warte darauf, zu sehen, welcher blutige Brei "das nächste Mal" aus ihren gnadenlosen Eisenzähnen fallen wird. Ich warte darauf, alle Märtyrer unserer Sache hunderttausendfach gerächt zu sehen und mich an diesem Anblick zu erfreuen."

Die junge Frau sagte kein einziges Wort. Vielleicht wurde ihr plötzlich klar, dass ich mich mit dem nationalsozialistischen Deutschland weit mehr identifiziert hatte, als es ihrer Meinung nach ein Ausländer könnte, und sie bedauerte, zu viel gesagt zu haben.

Ein britischer Bediensteter des Gefängnisses namens Stocks — ein großer, dicker Mann mit einem fröhlichen, roten, runden Gesicht und neunundzwanzig Jahren Zwangsdienst an so rauen und interessanten Orten wie den Vertragshäfen des Vorkriegschinas — pflegte (wann immer er konnte) einen Vorwand zu erfinden, um mich in das Gebäude zu rufen, in dem sich das Büro des Gouverneurs befand, und sich mit mir zu unterhalten (natürlich in einem anderen Raum). Eine Wärterin begleitete mich immer und saß bei unseren Gesprächen dabei. Der Mann war ein wenig grob, aber freundlich. In den meisten wichtigen Fragen war er radikal anderer Meinung als ich — er würde zum Beispiel nie zugeben, dass Herr Churchill, der, ob er will oder nicht, als Agent des internationalen Judentums handelt, die Verantwortung für diesen Krieg trägt. Aber er stimmte mit mir darin überein, dass ein gesundes Baby von gutem arischen Blut niemals "in Sünde gezeugt" werden kann, und tat die Lehre der christlichen Priester in diesem Punkt in seiner eindringlichen und malerischen Sprache als "eine Menge B ... ls" ab. Außerdem pflegte er mir einige nützliche Informationen über einige Mitglieder des Gefängnispersonals zu geben — er erzählte mir zum Beispiel, dass der Dolmetscher, der den Gouverneur bei seinen Besuchen in unserem "Frauen Haus" am Freitagmorgen begleitete, selbst ein politischer Gefangener in Werl unter dem nationalsozialistischen Regime gewesen war; oder dass der andere Deutsche, den die Briten zum Leiter der Männerabteilung des Gefängnisses ernannt hatten, "ein Mann war, der zu Hitlers Zeiten gelitten hatte" (was ich in meinem Kopf sofort mit "ein verdammter Anti-Nazi" übersetzt hatte). Und ich wusste, dass ich ihm praktisch alles sagen konnte, ohne befürchten zu müssen, dass er es dem Gouverneur gegenüber wiederholen würde.

"Warum setzt ihr diese Leute in euren Diensten ein?", fragte ich einmal und meinte damit all jene deutschen Feinde des Nationalsozialismus, die im Rahmen der Besatzung gut bezahlte Posten bekleiden. "Begreifen Sie nicht, dass sie der Abschaum der Menschheit sind?

"Die meisten von ihnen sind es", gab Stocks zu. " Aber ... wir müssen auch auf diejenigen Rücksicht nehmen, die uns geholfen haben."

"Hm", dachte ich, "nicht nur Antinazis, sondern aktive Verräter, hm! Kein Wunder: Jeder Anti-Nazi arischen Blutes ist ein Verräter an seiner eigenen Rasse — *erst recht an* der deutschen." Und ich erinnerte mich an einige Informationen, die ich 1946 in London aus einer sehr

zuverlässigen Quelle erhalten hatte, und zwar — zu meinem Entsetzen — über Verräter in Deutschland während des Krieges. Aber ich sagte nichts.

"Begreifst du nicht", fragte ich ein anderes Mal, "dass du die Deutschen genauso wenig 'entnazifizieren' kannst wie mich?"

"Das wissen wir alle", antwortete Stocks.

"Warum tust du dann so, als würdest du es versuchen? Warum halten Sie diese Farce aufrecht? Ihr sät nur Hass."

"Vielleicht, aber es ist Teil unserer Politik. Wir müssen es tun, ob wir daran glauben oder nicht."

"Aber warum noch einmal?", fragte ich. "Um die Russen zu täuschen? Oder um Ihr eigenes Volk weiterhin zu täuschen?"

"Ich wiederhole nur: Das ist ein Teil unserer Politik", antwortete der Mann. "Und ich wünschte, ich könnte Sie in freier Umgebung treffen, wenn Sie selbst frei sind.

"Aber", sagte ich, "wenn der Westen genug Angst vor dem Kommunismus hat, um die Notwendigkeit zu erkennen, sich geschlossen gegen ihn zu stellen, dann wird er einfach den Nationalsozialismus als die einzige Rettung akzeptieren müssen. Es gibt keine andere Politik. Nur eine totalitäre Organisation, die von einem so radikalen und kompromisslosen Ideal wie dem des Marxismus beseelt ist, kann den totalitären Marxismus besiegen; die vereinigten Demokratien können sich niemals gegen einen totalitären Block durchsetzen."

"Aber diesmal haben sie es getan", antwortete Stocks — etwas hastig. "*Wir haben euch* in diesem Krieg geschlagen."

"Nein", sagte ich mit einem bitteren Lächeln, "glauben Sie es nicht. Eure damaligen 'galanten Verbündeten', die Russen, waren es, nicht ihr. Und das nächste Mal werdet ihr die Wahl haben, ob ihr von ihnen oder von uns verprügelt werdet — es sei denn, von beiden ... wer weiß das schon?"

"Aber Sie und Ihre Freunde würden sich niemals mit den Kommunisten verbünden?"

"Ich weiß es nicht. Es wäre jedenfalls nicht schlimmer, als sich mit euch Heimlichtuern zu verbünden. Persönlich verabscheue ich euch beide. Sie stehen für eine Ideologie der Zersetzung, die im Geiste das Gegenteil der unseren ist. Sie haben überhaupt keine Ideologie und kämpfen — oder besser gesagt, stacheln andere Menschen zum Kampf an — für die Taschen Ihrer Großunternehmer, was in unseren Augen noch abstoßender ist. Ein aufrichtiger Kommunist kann manchmal

dazu gebracht werden, seine Täuschung einzugestehen und sich uns anzuschließen. *Es gibt keine aufrichtigen Demokraten*, abgesehen von absoluten Schwachköpfen. Euch kann man nie dazu bringen, sich etwas Großem anzuschließen. Ihr habt zu viel Angst vor dem Exzess, habt keine starken unpersönlichen Gefühle, seid zu hoffnungslos mittelmäßig.

"Das nächste Mal", fuhr ich fort. "Ich werde tun, was man mir sagt; was wir alle tun werden. Ich weiß nicht — und es ist mir auch egal — was das sein wird. Ich habe absolutes Vertrauen in diejenigen, die unendlich viel intelligenter sind als ich, die nur für den Triumph der ewigen arischen Werte leben, so wie ich, die aber die Feinheiten der '*Realpolitik*' voll verstehen, was ich nicht tue. Ich werde tun, was sie mir sagen — ich werde sogar (eine Zeit lang) Ihr Verbündeter sein, wenn sie es so wollen. Aber ich werde trotzdem meine Meinung über Sie und Ihren Parlamentarismus nicht ändern — Ihre Anbetung der *Quantität* im Gegensatz zur Qualität; Ihre falschen "menschlichen" Werte, Ihre verlogene "individuelle Freiheit". Ich weiß, wie wertlos das alles ist — und Sie auch."

Der Mann betrachtete mich mit Interesse. Er bot mir eine Zigarette an, die ich höflich ablehnte, denn ich rauche nicht. Schließlich sagte er zu mir "Sie sehen", sagte er, "Sie nehmen die Dinge todernst. Wir sind es nicht. Warum sind Sie so ernst? Warum leben Sie nicht einfach, haben eine schöne Zeit und lassen den Dingen ihren Lauf?"

"Aber ich lebe", antwortete ich. "Mein Leben ist viel interessanter, viel intensiver als das der meisten von euch Demokraten."

"Aber du genießt es nicht!"

"Das habe ich — vor ein paar Jahren. Und ich werde es wieder tun", sagte ich und dachte an "Vergnügungen" ganz anderer Art als die, die der ehemalige britische "Bob" von Shanghai im Sinn hatte.

"Aber wann?", rief er, "du wirst bald zu alt sein."

"Ich werde mich *jetzt* amüsieren — nächste oder übernächste Woche, wenn ich vor euch Mächtigen des Tages bei meinem Prozess spreche", antwortete ich. "Und in ein paar Jahren, wenn wir an der Reihe sind, rachsüchtig und arrogant zu sein, hart und mit beißender Ironie. Ich werde nicht zu alt sein, um mich zu freuen, wenn ich nicht in der Lage bin, etwas Besseres zu tun."

"Aber *wir* sind nicht nachtragend", sagte der Mann.

"Glauben Sie das? Ich glaube es nicht."

"Nun, zumindest ich nicht. Wenn ich der Richter wäre, würde ich Sie freilassen."

"Würden Sie das wirklich tun?", antwortete ich. "Warum sind Sie dann hier im besetzten Deutschland im Einsatz, wenn Ihnen die Zukunft der Demokratie so egal ist?"

"Ich bin hier, um mein Geld zu verdienen", erklärte Stocks. "Und ich bin natürlich denen gegenüber loyal, die mich bezahlen.

"Ich bin hier für den Triumph der Ordnung und der Wahrheit. Und ich bin meinem Führer und seinem treuen Volk, das ich liebe und bewundere, treu ergeben. Alle Reichtümer der Welt könnten mich nicht von ihnen trennen."

Der Mann lachte. "Das ist alles schön und gut", sagte er: "Aber wissen Sie, *ich* liebe und bewundere nichts anderes als schöne Frauen. Und alles, was mich interessiert, ist, mich zu amüsieren." Und er begann in lockerer Art und Weise darüber zu sprechen, was für ihn eine "gute Zeit" bedeutet.

Die Pflegerin, die mich hereingebracht hatte, saß mir gegenüber auf ihrem Stuhl und schaute aus dem Fenster. Ich dachte: "Wie schade, dass diese deutsche Frau kein Englisch kann! Denn das Gerede dieser Vertreterin der demokratischen Kräfte in Uniform würde dem fadenscheinigen Ansehen der Besatzungsmächte vermutlich fast so viel Schaden zufügen wie ein Dutzend meiner Plakate, die an den Wänden hängen. Ich muss Frau Oberin und den anderen davon erzählen!" Und in der Tat, ich habe es ihnen erzählt. Aber in der Praxis zog ich Stocks dem Gouverneur vor. Ich hatte — zu Recht oder zu Unrecht — den Eindruck, dass er sich, selbst wenn er in der Position des Gouverneurs gewesen wäre, niemals in meine Aktivitäten im Gefängnis eingemischt hätte. Er schien viel zu sehr in seine eigenen Angelegenheiten vertieft zu sein.

H. E. verbrachte einen weiteren Sonntagnachmittag in meiner Zelle — dieses Mal allein. Sie wiederholte mir ausführlich den Bericht über die Gräueltaten der Alliierten, die sie 1945 miterlebt hatte, und die Geschichte des ungerechten Belsen-Prozesses, dessen Hauptopfer sie war.

"Die Zeugen gegen uns, die meisten, wenn nicht alle Jüdinnen, wurden von den Alliierten sofort nach der Aufnahme ihrer Aussagen nach England, Amerika oder wer weiß wohin ausgeflogen. *Sie*

erschienen nicht zu unserem Prozess, der nur auf der Grundlage ihrer Aussagen geführt wurde. Außerdem konnten unsere Richter kein Wort Deutsch und wir kein Wort Englisch; und die Dolmetscher, die übersetzten, was wir sagten (und was unsere Ankläger diktiert hatten, bevor sie abgereist waren), *waren alle Juden*."

Ich habe jedes Wort, das sie sagte, aufgeschrieben — für Kapitel 6 meines Buches *Gold im Ofen*.

"Das solltest du nicht *schreiben*", sagte H. E., "wenn sie jemals deine Zelle durchsuchen und herausfinden, dass ich dir das alles erzählt habe ... dann müsste ich schrecklich darunter leiden."

"Seien Sie versichert, dass sie es nie herausfinden werden, auch wenn ich alles aufschreibe", sagte ich. "Sehen Sie sich das an!" Und ich reichte ihr das grobe Papier, auf dem ihr Bericht schwarz auf weiß stand.

"Was ist das für eine Sprache?", fragte sie beim Anblick der unbekannten Zeichen.

"Bengalisch", antwortete ich, "die Sprache meines Mannes".

"Und du schreibst es von links nach rechts, wie im Deutschen?"

"Natürlich. Es ist auch eine arische Sprache — abgeleitet von Sanskrit. Alle arischen Sprachen werden von links nach rechts geschrieben."

"Aber würden sie nicht jemanden finden, der sie entziffert?"

"Sollen sie doch", sagte ich. "Niemand könnte ihnen je übersetzen, was das für *mich* bedeutet. Sehen Sie hier zum Beispiel diese fünf Wörter in einer Reihe — alles ganz harmlose, gängige bengalische Wörter, die in keinem Zusammenhang stehen. Nun, sie beginnen jeweils mit demselben Buchstaben wie die Namen der Lager, in denen Sie ab 1935 gearbeitet haben. Ich werde es verstehen, wenn ich diese Notizen benutze. Niemand sonst könnte das."

"Du bist einfallsreicher, als ich dachte", bemerkte H. E.

"Das muss man sein."

"Aber sag mir: Du wirst alles, was ich dir über die Gräueltaten unserer Feinde erzählt habe, in dem Buch, das du schreibst, wiederholen, nicht wahr?"

"Natürlich. Oder besser gesagt, ich werde *einige* von ihnen wiederholen, damit mein Kapitel 6 nicht länger wird als der Rest des ganzen Buches."

"Aber das ist doch auf Englisch!"

"Habt keine Angst. Das Buch wird sowieso nicht veröffentlicht, bevor ich frei bin. Und das wird nicht morgen sein. Wenn sie es in der

Zwischenzeit entdecken, werden sie nicht verstehen, dass die Informationen zum Teil von dir stammen."

"Sei sehr vorsichtig", wiederholte mein neuer Freund.

"Seien Sie versichert, dass ich das tun werde", sagte ich. "Sie müssen mir nur versprechen, dass Sie, wenn unser Tag wiederkommt, die Schrecken dieser Leute öffentlich bloßstellen und das Gewicht Ihres unschätzbaren Zeugnisses zu meiner Anklage gegen ihre Heuchelei hinzufügen werden."

"Natürlich werde ich das!"

"Wenn ich verurteilt werde, hoffe ich, dass sie mich in den D-Trakt stecken, zu dir und den anderen", sagte ich. "Du wirst mich denen vorstellen, die 'in Ordnung' sind und die gelitten haben. Und in unseren Erholungsstunden werde ich mehr über das grauenhafte Verhalten dieser 'Verteidiger der Menschlichkeit' erfahren, und wenn ich frei bin, werde ich in der Lage sein, allein ein Buch über ihre Verbrechen — und ihre Lügen — zu schreiben, um sie vor der ganzen Welt zu entehren. Oh, wie gerne werde ich das tun! In gewisser Weise hatte ich sogar Glück, dass ich verhaftet wurde und dadurch mit Ihnen in Kontakt kam. Was für schädliche Beweise gegen 'sie' wären mir entgangen, wenn ich frei geblieben wäre! Und dich hätte ich auch nicht gekannt. Ich hoffe nur, dass sie sich nicht weigern werden, mich in den D-Trakt zu stecken."

"Warum sollten sie?"

"Genau, aus Angst, ich könnte zu viel hören."

"Da ist natürlich etwas dran. Aber wo sollte man Sie sonst unterbringen? Du bist ein 'Politischer', wenn nicht gar ein 'Kriegsverbrecher' wie wir."

"Kriegsverbrecher' zu werden — leider", antwortete ich. "Doch wenn sie ein wenig mehr über mich wüssten, würden sie mich vielleicht als einen solchen betrachten. Es gibt viele Arten von 'Kriegsverbrechen', wie Sie wissen. Übrigens — ich habe dich nie gefragt — was hat *dich in* ihren Augen zu einem 'Kriegsverbrecher' gemacht, abgesehen von deinem nationalsozialistischen Glauben? Ich meine: Wofür wurden Sie angeklagt? Und was haben Sie tatsächlich getan? Das können Sie *mir* ruhig sagen. Mir persönlich ist es völlig egal, was einer von uns den Juden und Verrätern, die der Neuen Ordnung im Wege standen, angetan hat. Was auch immer Sie getan haben, ich kann es Ihnen nicht verübeln. Ich hätte wahrscheinlich selbst Schlimmeres getan, wenn man mir die Möglichkeit dazu gegeben hätte. Aber wenn es etwas ist, das den Wert meines Kapitels

unter dem Gesichtspunkt der Propaganda mindern könnte, werde ich es einfach nicht erwähnen."

H. E. lächelte und klopfte mir liebevoll auf die Schulter: "Ich weiß, dass du sicher und loyal bist", sagte sie. "Aber du kannst es ruhig erwähnen: Ich habe nur dem einen oder anderen Internierten ein paar Ohrfeigen gegeben — natürlich nicht zum Vergnügen, sondern weil ich sie beim Stehlen erwischt hatte. Ich habe nie einen von ihnen ausgepeitscht oder misshandelt, weder in Belsen noch in meinen anderen Lagern, wie mir die Jüdinnen vorwerfen. Auch H. B., der neulich mit mir hierher gekommen ist, hat das nicht getan."

"Großer Gott!", rief ich aus. "Und *dafür* hast du fünfzehn Jahre bekommen! *Ich* habe mehr als das getan! "

Und mit leiser, sehr leiser Stimme begann ich zu sprechen: "Ja, sicher, wenn ich es geschafft hätte, nach Europa zu kommen, wäre es tausendmal besser gewesen. Aber Sie wissen ja, wo ein Wille ist, ist auch ein Weg ... Also, während des Krieges ... "

H. E. hörte aufmerksam zu. Als ich fertig war, fragte sie mich im Flüsterton: "Haben Sie das jemandem in Deutschland erzählt?"

"Nur einem Kameraden gegenüber, einem absolut zuverlässigen Mann, der versprochen hatte, nie ein Wort zu sagen. Aber ich dachte, ich könnte es, zu ihm ... und zu dir."

Mein Freund drückte meine Hand. "Oh, mit mir ist es in Ordnung! *Wir* verstehen uns gegenseitig. Aber versichern Sie mir, dass Sie während Ihres Prozesses mit niemandem in diesem Gefängnis darüber sprechen und kein Wort verlieren werden, das 'diese Leute' auf die Spur bringen könnte."

Jetzt war ich an der Reihe zu lächeln. "Meine Liebe! Wenn du nur gehört hättest, wie ich mit 'diesen Leuten' — unseren Verfolgern — gesprochen habe. Ich habe sie rechts und links zum Narren gehalten ... und dabei den Eindruck erweckt, ich sei der größte Narr auf dieser Welt. Spätestens als neulich dieser große Polizeibeamte aus Düsseldorf kam, um mich zu verhören — Sie wissen schon? Der Mann, den ich Ihnen am nächsten Morgen erwähnte — Sie hätten mich hören sollen! Und wohlgemerkt: Ich habe nie ein Wort gegen unsere Ideologie gesagt. Ich habe nie gesagt, dass ich nicht fest an sie glaube, oder dass ich bereue, was ich getan habe — im Gegenteil! Was meine Gefühle und meine Philosophie anbelangt, bin ich immer ganz ehrlich. Das gilt auch für die Tatsachen, die "diese Leute" bereits kennen oder die sie zwangsläufig entdecken werden ... Was die anderen angeht, was die

Beiträge von mir angeht, von denen es keine Spur gibt ... das ist eine andere Sache ... !"

Aber H. E. sagte: "Seien Sie jedoch vorsichtig, denn wir leben in grausamen Zeiten. Besonnenheit wird uns helfen, zu überleben, bis unser Tag gekommen ist."

Die diensthabende Krankenschwester — eine von denen, die "in Ordnung" waren — öffnete die Tür, um uns mitzuteilen, dass die Zeit um sei. "Dann auf Wiedersehen", sagte ich zu meinem Freund. "Und kommen Sie wieder. Wir haben uns noch viel Interessantes zu erzählen. Heil Hitler!"

"Heil Hitler!", antwortete H. E., als sie aus meiner Zelle herausging. Die Wärterin lächelte uns zu und schloss die Tür hinter sich.

Eines Morgens — ich hatte das sechste Kapitel meines Buches beendet und war gerade dabei, das siebte Kapitel zu schreiben — wurde die Tür meiner Zelle geöffnet und Fräulein S., die Assistentin von Frau Oberin, kam herein. "Diesmal halte ich nicht an", sagte sie herzlich, "ich bin nur hereingestürmt, um Ihnen mitzuteilen, dass der Termin für Ihre Verhandlung feststeht. Er wird am 5. April stattfinden." Sie überreichte mir eine Kopie meiner Anklageschrift in deutscher und englischer Sprache und eine Vorladung zum Gericht am genannten Tag. Und dann ging sie.

Sofort erfüllte eine mehr als irdische Freude mein Herz, und Tränen traten mir in die Augen. "Der 5. April!" wiederholte ich mit einem verzückten Lächeln, "der 5. April! ... Es sind also genau zwei Jahre nach *jener* Nacht, zwei Jahre nach meiner unvergesslichen Feuerwache ... !"

Und so lebhaft, als wäre es erst einen Tag her, erinnerte ich mich an die traumhafte Landschaft Islands: der helle Nachthimmel, durchzogen von durchsichtigen, sich bewegenden Behängen in grellem Grün und Purpur; der honigfarbene Mond, verdeckt von einer langen schwarzen Wolke aus Vulkanasche; die glänzenden Schneeberge um mich herum, die die phosphoreszierenden Lichter des Himmels verbreitern; und vor mir der Lavastrom mit den klaffenden Feuermäulern, die sich in seiner dunklen, aufgewühlten Kruste abzeichneten, und darüber hinaus die sieben Krater des ausbrechenden Vulkans, zwei große und fünf kleine, die flammten und

rauchten und weiße, heiße Gesteinsviertel in rosafarbenem Licht hervorbrachten. Ich erinnerte mich an die glühenden Felsbrocken, die sich von der Kruste des Lavastroms lösten und vor meinen Augen die steile schwarz-rote Oberfläche hinunterrollten (einer hätte mich fast überrollt). Und ich erinnerte mich an das unaufhörliche Beben der Erde unter meinen Füßen und an das feierliche, ehrfurchtgebietende Tosen des brennenden Berges, das in regelmäßigen Abständen den heiligen urzeitlichen Klang widerhallen ließ: "Aum!" Und ich erinnerte mich daran, wie ich jubelnd und in religiöser Verzückung zum Lavastrom hinaufgelaufen war — so nah wie möglich — und eine Hymne an Shiva, den Herrn des Tanzes von Leben und Tod, in der Sprache des fernen Bengalen gesungen hatte. Dann hatte ich meine ganze Nachtwache am Feuerfluss begonnen, in einem Geist der Anbetung, von etwa 11 Uhr bis zum Sonnenaufgang.

Und wie in jener Nacht beim Anblick der Flammen, des Rauchs und der Nordlichter — und beim Klang des regelmäßigen, unterirdischen Getöses — kullerten Tränen über meine Wangen; diesmal Tränen der Freude angesichts der Schönheit der unsichtbaren Entsprechungen in Zeit und Raum; und Tränen der Dankbarkeit gegenüber meinem Schicksal. "*O mirabile giustizzia di Te, Primo Motore*!", dachte ich noch einmal. "Hast Du verfügt, dass ich genau zwei Jahre nach *jenem* unvergesslichen Erlebnis die Größe des Nationalsozialismus vor der deutschen Öffentlichkeit verkünden soll? Hast Du beschlossen, diesen Tag in der Geschichte meines Lebens zweimal heilig zu machen?"

Wie auch immer das Urteil gegen mich ausfallen würde, ich wusste jetzt, dass der Tag meines Prozesses mein größter Tag sein würde. "Erst wenn ich den Führer bei seiner Rückkehr mit eigenen Augen sehe, werde ich so glücklich sein", dachte ich. Und ich wußte nun, daß er eines Tages zurückkehren würde; daß sein Volk ihm eines Tages wieder in wahnsinnigen Mengen zujubeln würde. Und in meinem Geist mischte sich, als zwei parallele Manifestationen des Göttlichen, das Brüllen des brennenden Berges in regelmäßigen Abständen: "Aum! Aum!" und das ebenso unwiderstehliche Gebrüll von Deutschlands Millionen, vor ein paar Jahren und in ein paar Jahren danach: "Sieg! Heil! ... Heil Hitler!"

Mein bescheidenes Zeugnis, das ich an jenem geheiligten 5. April ablegen werde, wird eine der ersten Erschütterungen in der Tiefe sein, die dem neuen großen Ausbruch unbezwingbarer Kraft und elementarer Freude vorausgeht.

Ich erzählte allen von diesem wundersamen Zusammentreffen von Daten: Frau Oberin, ihrer Assistentin, meinem Freund H. E., den Pflegerinnen, die "in Ordnung" waren, und auch denen, die es nicht waren (oder besser gesagt, von denen ich nicht wusste, ob sie es waren oder nicht). Eines Tages wurde ich zu dem Anwalt gerufen, der mit meiner Verteidigung beauftragt worden war. Ich traf ihn in dem Zimmer, in dem mich Mr. Manning (oder wie auch immer er hieß) drei Wochen zuvor über "meine Vergangenheit" befragt hatte und in dem ich seither einige Gespräche mit Mr. Stocks geführt hatte.

Der Anwalt war ein kleiner Mann, jung, von angenehmer Erscheinung, in Militäruniform wie alle anderen.

"Beabsichtigen Sie, sich schuldig oder unschuldig zu bekennen", fragte er mich.

"Schuldig", sagte ich, was die Hauptanklage gegen mich betrifft. "Ich meine 'schuldig' im technischen Sinne, denn in meinen Augen habe ich, weit davon entfernt, schuldig zu sein, nur meine Pflicht getan. Was die beiden geringeren Anklagen betrifft, so plädiere ich auf unschuldig.

Die beiden geringfügigen Anschuldigungen lauteten, dass ich die Grenze zwischen der französischen und der britischen Zone überschritten hatte, ohne eine militärische Genehmigung für letztere zu besitzen, und dass ich im Besitz einer Fünf-Pfund-Banknote und einiger tausend französischer Francs angetroffen worden war.

"Sie haben recht", sagte der Anwalt, "heutzutage reist jeder ohne Erlaubnis von einer Zone Westdeutschlands in eine andere, und alle Ausländer bewahren etwas Devisen für den Tag auf, an dem sie das Land verlassen, da sie genau wissen, dass man an der Grenze keine Mark umtauschen kann. Ich selbst habe einige französische Francs — sonst könnte ich nicht einmal hoffen, auf dem Rückweg nach England in einem französischen Bahnhof eine Tasse Kaffee zu trinken. Aber mit Ihrem Hauptvorwurf kommen Sie nicht durch: die Beweise gegen Sie sind erdrückend."

"Ich würde nicht leugnen, was ich getan habe, selbst wenn ich es könnte", antwortete ich, "ich bin viel zu zufrieden damit. Es ist eines der besten Dinge, die ich in meinem Leben getan habe."

"Wollen Sie sprechen?"

"Das tue ich."

"Wenn ich Sie wäre", sagte der Anwalt, "würde ich so wenig wie möglich sprechen. Sie könnten nur die Fragen beantworten, die Ihnen der Richter stellen wird."

"Aber", rief ich aus, "ich werde mir diese einmalige Gelegenheit nicht entgehen lassen, einige Dinge zu sagen, die ich der deutschen Öffentlichkeit mitteilen möchte! Ich habe nichts zu leugnen. Aber ich möchte darlegen, *warum* ich so gehandelt habe, wie ich es getan habe. Es ist ein öffentliches Glaubensbekenntnis, das ich ablegen möchte. Meine Güte, es ist schon lange her, dass ich keins mehr abgeben konnte!"

"Ich nehme an, Sie sind sich bewusst", antwortete der Anwalt, "dass das Urteil gegen Sie umso härter ausfallen wird, je mehr Sie sich in dieser Richtung äußern, d.h. je leidenschaftlicher Sie als Nazi auftreten."

"Wie schwer zum Beispiel?", fragte ich aus Neugierde.

"Nun", sagte der Mann, "normalerweise, wenn Sie, ohne Ihren Glauben zu verleugnen, nicht zu viel reden, sollten Sie höchstens mit einem Jahr Gefängnis davonkommen. Im Jahr 1945 oder 1946 hätte man Sie wahrscheinlich erschossen. Aber wir haben jetzt '49. Wenn Sie jedoch Dinge sagen, die den Richter zur Weißglut bringen, können Sie von ein paar Jahren Haft bis hin zum Todesurteil alles bekommen. Allerdings glaube ich keine Minute, dass wir *heute* jemals zu solchen Extremen der Strenge greifen würden. Denken Sie jedoch daran, dass wir, ob zu Recht oder zu Unrecht — in Ihren Augen zu Unrecht, in unseren zu Recht — hier sind, um den Nationalsozialismus zu Fall zu bringen, und dass es für Sie umso schlimmer sein wird, je eifriger Sie für ihn eintreten. Denken Sie daran, daß Sie vor einem Militärgericht stehen und daß das Gericht, ob es sich nun dafür entscheidet oder nicht, die Macht hat, Sie zum Tode zu verurteilen."

Ich sah den Mann an, lächelte und sagte aus tiefstem Herzen: "Oh, ich wünschte, sie würde diese Macht in meinem Fall einsetzen!"

In meiner Stimme lag der unverkennbare Akzent der Aufrichtigkeit, die Sehnsucht der Jahre, das brennende Bedauern der vergeudeten Jahre, der Durst des erlösenden Martyriums. So überrascht er auch schien, der Anwalt muss überzeugt gewesen sein, dass ich meinen wahren Gefühlen entsprechend gesprochen hatte. "Warum so eilig?", fragte er, "sind Sie des Lebens müde?"

"Nein", sagte ich. "Ich bin alles andere als müde. Aber ich glaube, dass meine Verurteilung zum Tode, selbst wenn man sie nur in zwei oder drei Zeilen in der Zeitung erwähnen würde, vielleicht mehr dazu

beitragen würde, den nationalsozialistischen Geist in Deutschland zu entfachen, als die zehntausend Flugblätter, die ich verteilt habe, und als alle Bücher, die ich schreiben könnte. Und das ist noch nicht alles. Da wäre auch die Freude über den letzten Sonnenaufgang auf meinem Gesicht, die Freude über die Vorbereitung der größten Tat meines Lebens, die Freude über die Tat selbst ... . In meinen besten "Sari" gehüllt — in Scharlach und Gold, wie an meinem Hochzeitstag im glorreichen Jahr 40 (ich hoffe, man würde mir diesen Gefallen nicht verweigern) — würde ich zur Hinrichtungsstätte schreiten und das Horst-Wessel-Lied singen. Ich, Savitri Devi, die Botschafterin des südlichsten und östlichsten Aryandoms sowie eine Tochter des nördlichen und südlichen Europas. Und meinen rechten Arm ausstreckend, fest und weiß im Sonnenschein, würde ich glücklich in einem Schrei der Liebe und der Freude sterben und zum letzten Mal, als Trotz gegen alle antinazistischen Kräfte, die heiligen Worte rufen, die meinen lebenslangen Glauben zusammenfassen: "Heil Hitler! ' Ein schöneres Ende könnte ich mir nicht vorstellen.

"Ich sehe, Sie sind eindeutig ein 'Echter'", sagte der Anwalt. "Und ich weiß nicht, was man erfinden kann, um Sie unter diesen Umständen zu verteidigen. Dennoch hoffe ich, dass Ihr Traum vom Märtyrertum nicht in Erfüllung gehen wird."

"Wenn die unsterblichen Götter meinen, dass ich lebendig nützlicher sein kann, dann, und nur dann, bin ich froh, zu leben", antwortete ich; "Zu leben, — damit eines Tages, — so hoffe ich, — alle unsere Feinde bitter bereuen, dass das Militärgericht von Düsseldorf mich nicht zum Tode verurteilt hat, als es am 5. April 1949 die Gelegenheit dazu hatte."

Ich wurde in meine Zelle zurückgebracht. Ein seltsames Hochgefühl erfasste mich. Lange Zeit lief ich im Zimmer hin und her, ich sang — obwohl es verboten war zu singen. Dann starrte ich auf das Porträt des Führers, das auf meinem Tisch an der Wand stand. Ich erinnerte mich an die Worte des Anwalts: "Das Gericht hat die Macht, Sie zum Tode zu verurteilen." Und nun antwortete mein Herz, wie schon vor einiger Zeit: "Ich wünschte, es wäre so!"

Ein Sonnenstrahl fiel direkt auf das strenge und schöne Gesicht und ließ es außerordentlich lebendig aussehen. "Ja", dachte ich, "ich wünschte, sie würden mich töten. Es wäre schön, für dich zu sterben,

mein Führer!" Aber nach einer Weile dachte ich wieder nach: "Es wäre auch schön, für dich weiterzuleben und dich eines Tages bei deiner Rückkehr zu begrüßen!"

Und ich betete inständig, mit der ganzen Inbrunst meines Wesens, zu der Macht im Feuer, im Ozean, im Sturm, in der Sonne; der Macht, deren Majestät ich zwei Jahre zuvor im brennenden und tosenden Berg erlebt hatte: "Entscheide Du mein Schicksal, Herr des Schicksals! Denn Du allein weißt, wie Du mich für den Triumph der Wahrheit gebrauchen kannst. Ich werde nichts tun, um die schwerste Strafe unserer Feinde zu vermeiden. Ich werde ihnen trotzen, was auch immer geschehen mag — und die Folgen mit einem Lächeln ertragen, was auch immer sie sein mögen. Ich fühle, ich weiß, dass es meine Aufgabe ist, ihnen und ihren "Entnazifizierungs"-Plänen zu trotzen. Wenn sie mich töten, werde ich froh sein. Wenn sie mich aber trotz meines Widerstandes verschonen, werde ich es als ein Zeichen von Dir ansehen, dass der Nationalsozialismus wieder auferstehen und herrschen wird.

"Herr des Lebens, Du hast die ewige Lehre in ihrer modernen Form auferweckt; Du hast das auserwählte Volk zu ihrem Verfechter bestimmt. Herr des Todes. Du hast den Mächten des Todes erlaubt, für eine Weile die Oberhand zu gewinnen. Herr der Ordnung und der Harmonie, Herr des Tanzes der Erscheinungen, Herr des Rhythmus, der den Frühling nach dem Winter zurückbringt, den Tag nach der Nacht, die Geburt nach dem Tod und das nächste Zeitalter der Wahrheit und der Vollkommenheit nach jedem Ende eines Zeitalters der Finsternis, Du wirst meinen geliebten Kameraden und Vorgesetzten eines Tages die Herrschaft über die Erde geben. Wenn ich diese Prüfung überlebe, werde ich es als ein Zeichen von Dir nehmen, dass dies zu meinen Lebzeiten geschehen wird und dass Du mich dazu bestimmt hast, etwas in unserem kommenden neuen Kampf zu tun."

Ich fühlte mich glücklich, nachdem ich so gebetet hatte. Dann setzte ich mich hin und schrieb mir schwarz auf weiß die wenigen Punkte auf, die ich in meiner Rede vor meinen Richtern hervorheben wollte.

Danach habe ich einen Abschnitt aus der Bhagavad-Gita gelesen.

KAPITEL 5

DER GLORREICHE TAG

Es war ein schöner Frühlingstag. Ich saß im Auto an der Seite von Miss Taylor und schaute aus dem Fenster auf die neue Landschaft: zartes grünes Gras und zartes grünes Laub; und Blumen, Unmengen von Blumen; Flieder und Obstblüten, weiß, rosa, gelb, rot und blassviolett, im Sonnenschein. Und ich blickte in den reinen, hellen Himmel. Ich wusste, dass dies mein letzter Tag in relativer Freiheit war. Ich würde nun wirklich vor Gericht gestellt — und verurteilt werden. Danach — wie auch immer das Urteil lauten würde — würde ich nicht mehr jede Woche oder alle zwei Wochen nach Düsseldorf gebracht werden; ich würde keinen Blick mehr auf die Außenwelt werfen können. Und ich atmete tief durch, als wollte ich die ganze Frische und die ganze Lebenskraft der unbesiegbaren lebendigen Erde in meinen Körper aufnehmen. Noch nie in meinem Leben hatte ich den Duft des Frühlings als so berauschend empfunden, noch nie waren mir die Dinge so schön erschienen. Bei Melodien — wenn das Auto an einer besonders faszinierenden Stelle vorbeifuhr — ergriff mich ein intensives Gefühl, und mir stiegen die Tränen in die Augen. Ich hatte das Gefühl, als würde mir Hitlers geliebtes Vaterland durch die Pracht seiner sonnenbeschienenen Felder und seiner blühenden Bäume zulächeln und mich auf meiner letzten Reise zu dem Ort begrüßen, an dem ich seinen Unterdrückern trotzen sollte.

Mein Gepäck wurde hinten im Auto mitgenommen. Das ist anscheinend so üblich: Es besteht immer die Hoffnung, *dass* ein Untersuchungshäftling freigesprochen wird; in diesem Fall wird er sofort freigelassen, ohne dass er sich die Mühe machen muss, ins Gefängnis zurückzukehren, um das dort zurückgelassene Gepäck zu holen. Ich wusste jedoch nichts von der Existenz dieses Brauchs, bis mich Mr. Harris, der britische Chief Warder in Werl, an jenem Morgen darüber informierte, während ich in seinem Büro auf den Wagen wartete. Als mir die Oberin des Gefängnisses am Vorabend gesagt hatte, ich solle *alle* meine Sachen mitnehmen, hatte ich nicht verstanden, warum. Und ich hatte befürchtet, dass meine wertvollen

Manuskripte, die ich noch nicht kannte, vielleicht als Beweismittel gegen mich verwendet und dann vernichtet werden sollten. Die ganze Nacht hatte ich nicht geschlafen und mich gefragt, wie ich sie in diesem Fall wohl retten könnte. Und am frühen Morgen, als meine liebe Genossin H. E. wie immer kam, um Tee, Haferbrei und Weißbrot zu holen — und mir diesmal "viel Glück" in meinem Prozess zu wünschen, hatte ich ihr gesagt: "Ich fürchte, sie bereuen es, dass sie mich ausgeliefert haben: "Ich fürchte, sie bedauern, dass sie mir meine Schriften zurückgegeben haben. Es sieht jetzt so aus, als ob sie sie haben wollen, denn mir wurde befohlen, alle meine Sachen nach Düsseldorf zu bringen. Aber ich werde meine Manuskripte hier hinter dem Schrank lassen, zusammengerollt in meinem wasserdichten Tuch. Sagen Sie Frau So-und-so Bescheid; sie hat Dienst, glaube ich. Und bitten Sie sie, sie für mich zu verstecken, bis ich zurückkomme. Oder verstecken Sie sie selbst, irgendwo im Krankenzimmer. Dort wird niemand nachsehen. Rette sie! — nicht um meinetwillen, sondern um der Wahrheit willen, die ich auf diesen Seiten geschrieben habe."

"Ich verspreche es", hatte H. E. geantwortet: "Und denken Sie bei Ihrem Prozess daran, dass wir alle an Sie denken und Sie lieben", fügte sie hinzu und meinte damit diejenigen meiner Kameraden, die so genannten "Kriegsverbrecher", die echte Nationalsozialisten waren, und vielleicht auch alle Mitglieder des Gefängnispersonals — Frau So-und-so und andere, die es ebenfalls waren.

"Ich hoffe, dass ich deiner Liebe würdig sein werde", hatte ich geantwortet. "Dies ist mein größter und glücklichster Tag. Heil Hitler!"

"Heil Hitler!", hatte H. E. gesagt und ihrerseits die Hand gehoben.

Jetzt, im Auto, dachte ich an diesen letzten Gruß und betrachtete die Landschaft. Plötzlich wurde mir die tragische Tatsache bewusst, dass H. E. und H. B. und Frau M. und Frau S. und Frau H. und all meine anderen treuen Kameraden, deren Namen ich nun zu kennen begann, und Tausende von anderen in ganz Deutschland seit 1945 die Schönheit des Frühlings nicht mehr gesehen hatten. Ich kannte sie schon vorher, ohne Zweifel. Aber ich hatte es noch nie so schmerzlich empfunden. "Die Armen!" dachte ich. "Bis wann?" Und manche waren sogar noch länger gefangen: Rudolf Heß zum Beispiel, seit 1941. "Ja; bis wann?"

Das lebhafte Bild von ihnen allen, die nach dem intensiven Leben während des ersten Kampfes und den glorreichen Jahren danach so lange von der Welt des Handelns abgeschnitten waren, hat mich

zutiefst betrübt. Und ich erinnerte mich auch an all diejenigen, die von unseren Feinden als "Kriegsverbrecher" umgebracht worden waren. "Oh, dachte ich," wenn es so etwas wie ein Bewusstsein nach dem Tod gibt, mögen sie mich heute hören! Ich werde so sprechen, als ob sie anwesend wären."

Das Auto rollte weiter. Zwischen weiten, lieblichen Landschaften durchquerten wir die Ruinenstädte: Dortmund, Duissburg, Essen, ... Als wir vor dem Skelett der riesigen Krupp-Fabriken vorbeifuhren, sagte Miss Taylor zu dem Polizisten, der auf der anderen Seite von ihr saß: "Ein Teil von ihnen wird gerade repariert und wird bald wieder arbeiten — für uns. Der Krieg ist wirklich ein dummes Geschäft! Wir haben diese Fabriken zerstört und morgen werden wir wieder bei ihnen einkaufen."

Ich konnte nicht umhin, mein Wort zu geben — obwohl ich ein Gefangener war und die Polizistin mich nicht angesprochen hatte. Tatsache ist, dass ich die Vertreter der alliierten Besatzung von Anfang an verachtet hatte und dass all ihre äußere Höflichkeit mir gegenüber nur dazu diente, diese Verachtung in mir zu verstärken. Es war mir gleichgültig, ob ich durch die Art und Weise, wie ich meine Abneigung gegen sie als Ganzes zum Ausdruck brachte, einen einzelnen von ihnen verletzte.

"Und was ist mit den Hunderten von Fabriken, die ihr demontiert habt und immer noch demontiert?", fragte ich verbittert.

"Das war — und ist — ein großer Fehler unsererseits, vom Standpunkt unserer Interessen aus betrachtet", antwortete Miss Taylor. "Früher oder später werden wir mithelfen müssen, sie aufzubauen und neu auszurüsten, um unsere eigene Verteidigung gegen den Bolschewismus zu gewährleisten. Letztendlich ist es der britische Steuerzahler, der für den Schaden, den wir anrichten, leiden wird." Es sah genau so aus, als ob die Vertreterin der alliierten Besatzung ihr Bestes versuchte, um mich zu besänftigen — den Verteidiger des Nationalsozialismus; den Freund Deutschlands ... Stellte ich auch die Zukunft dar — die kommende Rache der zerstückelten Nation, dass die Polizistin so sehr das Bedürfnis verspürte, dies zu tun? Wenn das der Fall war, dann hatte ihr Versuch nur den gegenteiligen Effekt.

"Es wird Ihnen recht sein; oh, wie recht es Ihnen sein wird!" brach ich aus. "Warum habt ihr 1939 den einzigen Mann und das einzige Volk bekämpft, das den Bolschewismus hätte zurückhalten können? Warum habt ihr euch mit den Russen verbündet, um den

Nationalsozialismus zu zerschlagen? Ihr verdient es nur, unterzugehen, und ich wünsche es euch von Herzen! Ich wünschte, ich hätte das Vergnügen, Sie eines Tages nicht ganz ausgerottet zu sehen — das wäre ein zu glorreiches und zu barmherziges Ende, sondern auf das Niveau einer Nation des zwanzigsten Jahrhunderts herabgestuft zu sehen, die eine oder zwei Generationen lang um Ihre vergangene Pracht trauert und dann selbst diese vergisst; eine Nation, die mit den Erbauern des historischen britischen Reiches weniger gemeinsam hat als die unglücklichen Griechen von heute mit denen des perikleischen Zeitalters. Ich wünschte, ich könnte von Jahrhundert zu Jahrhundert zurückkehren und Ihnen mit gnadenloser Freude immer und immer wieder sagen, bis Sie in die Bewusstlosigkeit der Toten versinken: "Dieser nagende Verfall ist der Lohn für Englands Verbrechen im Jahre 1939". Und ich wünsche mir, dass dieselbe langsame Lähmung, derselbe Alptraum des schwindenden Lebens im Tod, die Nachkommen *all jener* Arier quält, die sich von 1939 bis 1945 — und nach 1945 — gegen Hitlers große neue Menschheit gestellt haben. Möge es nur diejenigen verschonen, die den Verrat ihrer unwürdigen Väter erkennen, auf ihr Andenken spucken und sich mutig der wiedererstandenen Neuen Ordnung anschließen."

Zu meiner eigenen Überraschung veranlasste diese Schimpftirade Miss Taylor offenbar dazu, mich umso mehr zu besänftigen. Sie begann, für das britische Volk zu plädieren und räumte gleichzeitig die "Fehler" der britischen Politik ein. (Das Verbrechen von 1939 nannte sie euphemistisch einen "Fehler".) "Viele von uns kommen immer mehr zu der Überzeugung, dass es für uns vielleicht besser gewesen wäre, uns mit Deutschland zu verbünden", sagte sie.

Fangen Sie damit an, die von Ihnen zerstörten Fabriken wieder aufzubauen und Ihren "Entnazifizierungs"-Schwachsinn zu beenden", sagte ich im Namen der deutschen Nationalsozialisten, "und dann werden wir uns vielleicht herablassen, darüber nachzudenken, was wir tun *könnten*. Aber selbst dann", fügte ich nach einer Pause hinzu, "was ist mit den herrlichen Wäldern, dem Stolz Deutschlands, die ihr niedergemetzelt habt? Ich wünsche mir, dass im nächsten Krieg für jeden Baum, den ihr hier draußen gefällt habt, mindestens drei eurer Leute getötet werden — abgesehen von denen, die sterben werden, damit meine Kameraden und Vorgesetzten gerächt werden."

"Und doch sind wir nicht so schlecht, wie du denkst", sagte Miss Taylor, entschlossen, meinen Geist von blutrünstigen Gedanken

abzulenken — wenn sie könnte. "Seien Sie unvoreingenommen und schauen Sie, wie wir Ihre Freunde hier behandeln: Wir entlassen die politischen Gefangenen nach und nach; und sie arbeiten nicht im Gefängnis, wie die anderen ... "

Mein erster Impuls war, sie zu unterbrechen und zu sagen: "So ein Quatsch! Meine Kameraden, die sogenannten 'Kriegsverbrecher' in Werl, arbeiten alle. Mehr noch, ich weiß, dass zumindest eine von ihnen — H. B., eines der Opfer des Belsen-Prozesses — gezwungen wird, die Abfalleimer aus den Zellen zu leeren, zusammen mit den Dieben und Mörderinnen, die für diese Arbeit eingesetzt werden. Ich habe gesehen, wie sie es tat. Ich habe gesehen, wie sie meinen Eimer geleert hat. Erzählen Sie mir keine Märchen!" Aber um das sagen zu können, hätte ich zugeben müssen, dass ich mit einigen der so genannten "Kriegsverbrecher" in Kontakt stand. Miss Taylor würde es vielleicht Oberst Vickers erzählen... Und dann? Nein, es war besser für mich, nichts zu sagen, den Lügen der demokratischen Propaganda weiter zuzuhören ...

"Sie funktionieren nicht?", fragte ich und tat so, als ob ich nichts wüsste und erstaunt wäre. "Ist das wirklich so? Was machen sie dann den ganzen Tag?"

Miss Taylor schien erfreut zu sein, dass ich ihr glaubte. "Ich weiß es nicht", antwortete sie. "Wer will, kann seine Memoiren schreiben. Manche tun es. General Kesselring schreibt gerade seine. Ich weiß. Wir erlauben es ihm. Was General Rundstedt betrifft, so haben wir ihn sogar auf *Bewährung* freigelassen — frei, durch Deutschland zu reisen, seine Familie zu besuchen und bis zu seinem nächsten Urlaub in ein bequemes Gefängnis zurückzukehren! Ich sage Ihnen, das würden die Franzosen niemals tun! Und die Deutschen selbst auch nicht, wenn sie uns jemals hätten. Was die Russen betrifft ... "

"Hm", dachte ich, "ich wünschte, ich könnte ihrer Aussage über Rundstedt nachgehen. Wenn sie wahr ist, muss etwas faul sein. Diese Leute tun nichts für nichts."

Und können die politischen Gefangenen nach 20 Uhr Licht in ihren Zellen haben? fragte ich — wohl wissend, daß mein Freund H. E. nach 20 Uhr ebenso wenig Licht hatte wie die anderen, ob "Kriegsverbrecher" oder gewöhnliche Delinquenten.

"Gewiss", sagte Miss Taylor.

Dann begann sie über die englischen Männer und Frauen zu sprechen, die während des Krieges in England unter dem Gesetz 18B verhaftet wurden. "Die 'Internierungslager', in denen sie

untergebracht waren," sagte sie, "hatten nichts mit den 'Konzentrationslagern' gemein, in denen die Feinde des nationalsozialistischen Regimes in Deutschland litten."

"Sie sollten sich besser nicht zu diesem Thema äußern", bemerkte ich: "Ich kenne zu viele 18Bs."

"Ich kenne auch ein paar", antwortete die Polizistin.

"Und um ihr zu zeigen, wie unmöglich es war, auch nur einen halbwegs gut informierten Nazi davon zu überzeugen, dass *es* so etwas wie "Menschlichkeit" bei unseren Gegnern *gibt*, fügte ich mit einem ironischen Lächeln hinzu: "Wissen Sie vielleicht etwas über die Folterkammer in Ham Common?"

"Ich habe noch nie davon gehört und glaube auch nicht, dass es jemals existiert hat", sagte Miss Taylor. "Du glaubst natürlich alles, wenn es einer aus deinen eigenen Reihen sagt!"

"Aber ich kenne zufällig einen Mann — auch einen Engländer, der während des Krieges genau an dem von mir genannten Ort gefoltert wurde, und zwar aus keinem anderen Grund als dem, dass er einer von uns war und dass er zu viel wusste oder zu viel wissen sollte. Und ihr hattet noch andere solche Orte, obwohl ihr vorgabt — und immer noch vorgebt, über unsere "Barbarei" entsetzt zu sein. Erzählen Sie mir jetzt nicht das Gegenteil, denn das wäre reine Zeitverschwendung."

Miss Taylor hielt es für sinnlos, ihr Plädoyer fortzusetzen. Sie unternahm jedoch einen letzten Versuch, mich zu beschwichtigen, — und schließlich sprach sie von etwas, das wahr *war*: "Wir haben Ihre Schriften verschont", sagte sie.

Sie hatte Recht — ausnahmsweise. Sie hatten es in der Tat getan. Und ich fragte mich, ob die Franzosen oder die Amerikaner — geschweige denn die Russen — es getan hätten. (Ich hätte es sicher *nicht* getan, wenn mir ein Anti-Nazi-Manuskript in die Hände gefallen wäre, wenn ich die Macht gehabt hätte.) Ich war den Göttern dankbar für das, was ich für ein Wunder hielt. Aber ich war nicht in der Stimmung, unseren Verfolgern Anerkennung zu zollen, unabhängig von ihrer Nationalität.

"Oh", antwortete ich, "ich nehme an, Sie haben sie nur verschont, weil sie in Ihren Augen mit zu viel Eifer geschrieben wurden, um gefährlich zu sein ... vorläufig ... "

Aber im Grunde meines Herzens, ich wiederhole es, dankte ich den himmlischen Mächten dafür, dass die kostbaren Seiten irgendwo in Werl in Sicherheit lagen und dass ich sie wiederfinden — und

weiterschreiben — würde, nachdem mein Prozess vorbei sein würde, wenn ich leben dürfte.

Wir erreichten Düsseldorf. Wir warteten ein wenig, bevor wir den Saal betraten, in dem ich beurteilt werden sollte. Zusammen mit meinen anderen Sachen hatte man mir auch meine wenigen Schmuckstücke zurückgegeben. Ich hatte sie in dem Aktenkoffer, den ich wie am Tag meiner Verhaftung in der Hand hielt. Darunter befanden sich meine indischen Ohrringe in Form von Hakenkreuzen. "Ich hätte fast Lust, die zu tragen", sagte ich zu Miss Taylor, "Was können 'die' schon tun? Mir sechs Monate oder ein Jahr extra für 'Missachtung des Gerichts' geben? Sollen sie doch! Das Vergnügen, das Zeichen der Sonne und des Nationalsozialismus vor aller Augen zu tragen, ist es allemal wert!"

Miss Taylor schaute mich an, um sich zu vergewissern, dass ich es ernst meinte. Zu ihrem Erstaunen tat ich das. "Für eine Frau von dreiundvierzig Jahren sind Sie ein Baby", sagte sie schließlich. "Ich verstehe wirklich nicht, was das bringen soll, nicht für Sie (ich weiß, dass es Ihnen egal ist), sondern für Ihre wertvolle Sache. Die Leute, die gekommen sind, um dich zu hören, werden dich nicht mehr ernst nehmen, wenn sie sehen, dass du versuchst, uns durch eine solche Zurschaustellung zu trotzen. Machen Sie natürlich, was Sie wollen. Für mich ist das alles dasselbe. Aber an Ihrer Stelle ... von *Ihrem* Standpunkt aus gesehen ... "

Ich dachte nach. Vielleicht war an dem, was sie sagte, etwas dran. "Schließlich", dachte ich, "ist es nicht so wichtig. Sie werden schnell genug sehen, was ich bin, wenn ich den Mund aufmache ... "

Die Zeugen, die ich am 14. März gesehen hatte, waren alle da: Gertrud Romboy — die so tat, als ob sie mich nicht bemerkte, der Polizist Wilhelm Kripfel, der *Oberinspektor* Heller und die anderen. Ein mir unbekannter Mann in Anwaltsrobe trat an mich heran und teilte mir mit, er sei zu meinem Verteidiger bestellt worden, da mein Anwalt im letzten Moment verhindert gewesen sei. (Es kam mir in den Sinn, dass er in Wirklichkeit wohl beschlossen hatte, dass es ihm unmöglich war, jemanden, der so leidensfreudig war wie ich, für ihre geliebte Sache zu verteidigen, und dass er die Aufgabe einfach einem Kollegen übertragen hatte.) Ich wiederholte diesem Mann gegenüber, was ich bereits dem ersten Anwalt gesagt hatte, nämlich dass ich unter

keinen Umständen weniger verantwortungsbewusst oder weniger nationalsozialistisch erscheinen wollte, als ich war, und dass ich selbst dafür sorgen würde, dass dies nicht der Fall war.

Als der Anwalt gegangen war, kam ein Mann in Militäruniform auf mich zu und stellte mir die unerwartetste Frage von allen: "Nun, Frau Mukherji", sagte er, "wie geht es mit Ihrem Buch voran? Sie haben doch sicher Kapitel 4 beendet. Wie viele neue Kapitel haben Sie in der Untersuchungshaft geschrieben?"

Ich war verblüfft. "Ist dieser Mann geschickt worden, um herauszufinden, was ich im Gefängnis geschrieben habe, damit 'sie' es kontrollieren und, wenn sie wollen, vernichten können?", dachte ich. "Was soll ich ihm sagen? So zu tun, als ob ich das Buch völlig vergessen hätte, reicht nicht aus; das würde Verdacht erregen — denn er würde es nicht glauben."

"Mein Buch?", sagte ich, wandte mich an den Mann und sprach so natürlich wie möglich, "ich habe es nicht angerührt. Ich hatte viele Briefe zu schreiben und wollte sie zu Ende bringen, bevor ich etwas anderes tue. Und außerdem war ich nicht in der Stimmung. Ich werde später weiterschreiben — wenn es erlaubt ist. Ansonsten werde ich warten, bis ich frei bin. Es hat keinen Sinn, sich mit den Gefängnisbehörden anzulegen.

Ich hoffte, dass der Mann mir glaubte. Aber ich war mir nicht sicher, ob er es tat. Er öffnete einen Pappumschlag, den er in der Hand hielt, und zeigte mir eine getippte Kopie der ersten Seiten meines Buches bis zum Anfang von Kapitel 3. Ich hatte diese Kopie völlig vergessen — eine der drei, die ich auf meiner letzten Reise in London abgetippt hatte, um so viel wie möglich von dem Buch aufzubewahren, falls es bei meiner Rückkehr nach Deutschland in die Hände der Polizei fallen sollte. (Ein Exemplar hatte ich in England bei einem Freund gelassen, das andere hatte ich nach Indien geschickt.) Aber alles, was ich seit meiner Rückkehr geschrieben hatte, war natürlich nicht in diesen Kopien enthalten. Diesem Exemplar hatte ich gerade noch Zeit gehabt, kurz vor meiner Verhaftung ein oder zwei Seiten meines Kapitels 3 handschriftlich hinzuzufügen. Ich las noch einmal die letzten Worte, die ich kopiert hatte — meinen persönlichen Kommentar zu einer wahren Begebenheit, die Deutschlands Geist inmitten grausamer Bedingungen im Mai 1945 illustrierte: "Es lebe das unbesiegbare Deutschland! Sei gegrüßt, unsterbliche arische Jugend, Elite der Welt, die die Agenten der dunklen Mächte aushungern und foltern, aber niemals bezwingen können! Dieses unauffällige

Glaubensbekenntnis zweier unbekannter, aber echter Nazis im Jahr 1945 ist an sich schon ein Sieg. Und es ist nicht der einzige."

"Das haben Sie geschrieben, nicht wahr?", fragte mich der Mann.

"Ja, das habe ich", antwortete ich, und ich konnte einen gewissen Stolz im Ton meiner Stimme nicht verbergen. Denn ich war mir bewusst, dass meine glühende Bewunderung für Deutschland, jetzt, wo es materiell am Boden lag, auch ein Sieg des nationalsozialistischen Geistes über die Macht des Geldes, über die Macht der Lüge und sogar über die Macht der Waffen war — und das umso mehr, als ich kein Deutscher bin. Aber mehr habe ich nicht gesagt.

Der Mann ging weg, nachdem er mir "viel Glück" für mein Verfahren gewünscht hatte.

Endlich war der Zeitpunkt gekommen, an dem ich vor Gericht erscheinen musste.

"Ihr Kamerad hat sechs Monate bekommen", sagte Miss Taylor — sie hatte gerade von jemandem gehört, welches Urteil gegen Herrn W. ausgesprochen worden war — "ich nehme an, Sie werden ein Jahr oder so bekommen."

"Du vergisst, dass ich nicht lügen und sagen werde, dass ich es in der Hoffnung auf Geld getan habe", antwortete ich. "Mich interessiert viel mehr, was die Partei 1955 von mir denken wird, als was 'diese' Leute jetzt mit mir machen könnten. Ich denke auch an die Tatsache, die ich für immer in der unwiderruflichen Vergangenheit zurücklassen werde."

Ein oder zwei Sekunden lang hielt ich das kleine Porträt von Adolf Hitler, das um meinen Hals hing, liebevoll in der Hand. "Darf ich so sprechen, als wärst du hier anwesend und würdest mir zuhören, mein Führer", dachte ich, als ich die Schwelle des Saales überschritt und langsam zu meinem Platz auf der Anklagebank schritt, den Kopf aufgerichtet, die Augen strahlend vor Freude.

Der Saal war voll mit Menschen — Vertretern der Presse und der deutschen Öffentlichkeit. "Seit 1945 hat es bei einem Prozess noch nie so viele Schaulustige gegeben", sagte Miss Taylor.

In dem Enthusiasmus, der mich erfasste, fühlte ich mich äußerst ruhig — glückselig; das Wort ist nicht zu stark. Ich fühlte mich unbesiegbar. Ich *wusste, dass* ich unbesiegbar war. Ich verkörperte den nationalsozialistischen Geist, die immerwährende Seele des

arischen Heidentums, in seiner ursprünglichen Stärke, seinem Stolz und seiner Schönheit. Mein Gesicht muss gestrahlt haben, und ich muss schön ausgesehen haben — wie man es immer tut, wenn man über sich selbst erhaben ist. Ich hatte das Gefühl, als ob aus all den Gefängnissen und Konzentrationslagern, in denen unsere Feinde sie immer noch festhalten, aus ihren armseligen Häusern, aus ihren Betten des Leidens — und von jenseits der Grenzen der sichtbaren Welt — meine gemarterten Kameraden und Vorgesetzten ihre Augen auf mich gerichtet hätten und zu mir riefen: "Sprich für uns, die wir nicht sprechen können! Widersetze dich in unserem Namen den Kräften, die unsere Körper gebrochen und unsere Stimmen zum Schweigen gebracht haben, Savitri, Tochter der Sonne,[1] Arische Frau aller Zeiten!"
[Mein indischer Name, Savitri, bedeutet in Sanskrit "Sonnenenergie".]

Links, an der Wand hinter dem Richterstuhl, war die Unionsweste ausgebreitet — an der Stelle, wo früher die Hakenkreuzfahne über dem Porträt des Führers zu sehen gewesen wäre. Aber ihr Anblick — als Erinnerung an die Tatsache, dass Deutschland besetzt war — beunruhigte mich nicht (ebenso wenig wie der der beiden Juden, die ich bemerkte, die ganz vorne, auf der ersten Bank, im Publikum saßen). Nichts zählte, nichts existierte für mich, außer dem lebendigen Geist, den ich vertrat, und der lebendigen Nation — der Nation, die Hitler so sehr liebte, von der ich spürte, dass sie jenseits der engen Grenzen des Saales auf mich blickte und auf die wenigen Worte wartete, die sie nie vergessen würde.

Ein überwältigendes Bewusstsein der Feierlichkeit — eine Art religiöse Ehrfurcht — ergriff mich, wie genau zwei Jahre zuvor an den Hängen des göttlichen Vulkans. Ein kalter, wohliger Schauer lief mir über den Rücken und durch den Körper. In einem Blitz halluzinierender Erinnerung erinnerte ich mich an das Brüllen des brennenden Berges und das Beben der Erde — wie ein Pochen unterirdischer Trommeln, die den Tanz der Zerstörung begleiteten. Ich konnte nicht singen, wie damals, als ich zum Lavastrom hinaufgegangen war. Aber irgendwie identifizierte ich in meinem Geist die immer lebendige Erinnerung an den Ausbruch mit einer vorweggenommenen inneren Vision des kommenden Zusammenbruchs der westlichen Welt, im Donner und in den Flammen des nächsten Krieges. Und zusammen mit diesem ohrenbetäubenden, erdrückenden, alles durchdringenden Lärm — der ihn beantwortete, überdeckte und beherrschte — hörte ich in meinem

Herzen die Musik des siegreichen Liedes, des Liedes der Auferstehung — das Lied meiner unerschrockenen Kameraden, die allein lebendig unter den Toten waren; allein stehend und marschierend inmitten des allgemeinen Absturzes; allein würdig, zu gedeihen und zu herrschen auf der Asche derer, die den Weg des Zerfalls und des Todes wählten — *unser* Lied, im Kampf, im Sieg, in den dunklen Jahren der Verfolgung, in der bedingungslosen Beherrschung der Zukunft für immer und ewig: "*Die Fahne hoch*! ... "

Niemals zuvor hatte ich seine siegreiche Melodie so stark in meinen Nerven, in meinem Blut gespürt, als wäre sie der mystische Rhythmus meines Lebens. Tränen füllten meine Augen. Ich erinnerte mich an die Hunderte von Kilometern an Trümmern, die sich jenseits der Stelle, wo ich stand, in alle Richtungen erstreckten — der zerrissene und niedergeworfene Körper des heiligen Deutschlands. All das würde eines Tages in einem vulkanischen Aufruhr gerächt werden. Und über dem Lärm der zerbröckelnden christlichen Zivilisation würde das Lied des jungen Helden Horst Wessel erklingen und das endgültige neue Zeitalter ankündigen. Und über den Flammen und dem Rauch würde die triumphale Hakenkreuzfahne im Sturm flattern, vor dem grellen Hintergrund unerhörter Explosionen ... "... *Bald flattern Hitlerfahnen über allen Straßen* ... "

Oh, wie glücklich, wie unbesiegbar glücklich war ich!

Ich schaute auf den Richter, den Staatsanwalt, den Rechtsanwalt, die anderen Vertreter der langjährigen Besatzungsmacht in Militäruniformen und die beiden "Juden", die auf der vorderen Bank saßen und grinsten, weil sie sich über die Idee freuten, einem Prozess gegen einen Nazi beizuwohnen. Und ich dachte: "Wo werden die alle in zehn Jahren sein? Während *wir* ... wir werden überleben, weil wir es verdient haben; weil die Götter es so bestimmt haben. Möge meine Haltung heute zeigen, wie sehr wir es verdienen zu herrschen, wir, die Aufrichtigen, wir die Furchtlosen, wir die Reinen, die Stolzen, die Starken, die Freien, die Losgelösten — die Schönen; wir Nationalsozialisten! Denn wenn ich, der Geringste unter uns, würdig bin, wie viel mehr dann die anderen!"

Der Richter gab ein Zeichen, und alle setzten sich.

Dann fragte er mich der Formalität halber nach meinem Namen, meinem Alter usw., und das Verfahren begann. Nach der Anhörung mehrerer Zeugen wurde ich von dem geringfügigen Vorwurf freigesprochen, im Besitz einer Fünf-Pfund-Note der Bank of England gefunden worden zu sein. Ich glaube sagen zu können, dass die

Antwort eines der Zeugen namens Mr. Severs letztendlich über meinen Freispruch entschied. Als ihm eine Fünf-Pfund-Banknote gezeigt wurde, erklärte er, er könne darin nicht diejenige erkennen, die am Tag meiner Verhaftung in meiner Handtasche gefunden wurde. Und der nächste Vorwurf wurde erhoben, nämlich dass ich, obwohl ich kein Deutscher war, die britische Kontrollzone ohne die erforderliche militärische Genehmigung betreten hatte — denn, wie ich bereits gesagt habe, galt meine Genehmigung nur für die französische Zone.

Wieder wurden Zeugen vernommen, wie schon bei meiner ersten Anklage. Ich begann mich ein wenig zu langweilen — denn meine Hauptanklage war die einzige, die mich wirklich interessierte, als ich zu meiner Überraschung in den Händen des Anwalts, der vor mir saß, einen Brief bemerkte, der in der mir so bekannten kühnen und eleganten Handschrift meines Mannes geschrieben war. Oder hatte ich mich geirrt? Ich spähte über die Schulter des Mannes und las unten auf der letzten Seite die Unterschrift: Asit Krishna Mukherji. Es war tatsächlich ein Brief von meinem Mann. Neugierde — gemischt mit einem gewissen Gefühl der Beunruhigung — erregte mich. Und als schließlich die Verhandlung meines Falles auf den Nachmittag verschoben wurde, bat ich den Anwalt, mir die Nachricht zukommen zu lassen. Er stimmte bereitwillig zu. Ich las sie, während ich auf mein Mittagsmahl wartete.

Es trug in großen Buchstaben in der linken oberen Ecke der ersten Seite das Wort "vertraulich" und war "an den Vorsitzenden des Militärgerichts, Düsseldorf" gerichtet. Es war ein äußerst geschicktes und schamloses Gnadengesuch zu meinen Gunsten. Auf vier Seiten unterwürfiger Prosa enthielt es neben einigen zutreffenden Aussagen — wie einer Passage über meine lebenslange Sehnsucht nach den altnordischen Göttern, die denen des antiken Griechenlands in nichts nachstanden — einige kunstvoll aufgetischte Halbwahrheiten und ein paar unverfrorene Lügen. Die richtigen Aussagen wurden so beiläufig gemacht, dass es sehr schwierig, wenn nicht gar unmöglich wurde, aus ihnen die logischen Schlussfolgerungen zu ziehen, *d.h.* die Ernsthaftigkeit, die Festigkeit — die Rechtgläubigkeit — meines nationalsozialistischen Glaubens. Die Halbwahrheiten wurden mit geübter Leichtigkeit zu regelrechten Lügen verdreht. So wurde z.B. die Tatsache, dass ich nach drei schrecklichen Jahren der Verzweiflung vor allem durch ein Gespräch mit einem weltbekannten Nationalsozialisten dieses Landes, dem Forscher Sven Hedin, im Jahre 1948 wieder Vertrauen in die Zukunft meiner Rasse in Schweden

gewonnen hatte, so dargestellt, als ob ich selbst 1948 Nationalsozialist geworden wäre! Dabei liefen meine gesellschaftspolitischen Überzeugungen laut diesem Brief nur auf eine "persönliche Bewunderung für Adolf Hitler" hinaus! Der Geist, der meine gesamte Tätigkeit in Indien beseelt hatte — der Geist, ja, der mich veranlasst hatte, nach Indien zu gehen — das Land, das seine arischen Götter nie verleugnet hatte — wurde sorgfältigst verborgen. Und, was noch schlimmer ist, ich wurde nicht nur als eine "gefühlsbetonte" und leichtgläubige Frau dargestellt, die "sicherlich von interessierten Leuten ausgenutzt wurde", sondern als eine "durch und durch Individualistin", die "nicht anders konnte, als sich mit Nachdruck gegen jedes Regime der absoluten Autorität zu stellen".

Trotz meiner wachsenden Empörung konnte ich nicht umhin, die gewundene Überzeugungskraft zu bewundern, die mein Mann im Umgang mit unseren Feinden an den Tag legte. Dies war in der Tat ein Brief meines subtilen, praktischen, leidenschaftslosen und dennoch unfehlbar loyalen — und nützlichen — alten Verbündeten; des Mannes, den ich während des Krieges und schon vor dem Krieg jahrelang Tag für Tag bei der Arbeit gesehen hatte; des Mannes, der gewissermaßen die Geschichte vorbereitet und gemacht hatte, ohne dass es irgendjemand — außer mir — wusste; der, hätten nur Deutschland und Japan diesen Krieg gewonnen, heute der wahre Herr Indiens wäre. Aber dieser Vorwurf des "Individualismus", der mir schwarz auf weiß entgegengeschrieben wurde (ganz gleich, mit welcher lobenswerten Absicht), war mehr, als ich ertragen konnte. Nachdem ich den Brief zu Ende gelesen hatte, wandte ich mich an Miss Taylor und brach aus ihr heraus: "Sehen Sie sich dieses Meisterwerk schleimiger Diplomatie an, denn es lohnt sich!"

Die Polizistin las das Dokument. "Es ist sehr geschickt aufgebaut", schloss sie und reichte es mir zurück. "Natürlich durchschaue ich, der ich Sie inzwischen kenne, das Ganze. Aber der Richter kennt Sie nicht. Ich sage Ihnen: Ihr Anwalt könnte daraus einen großen Vorteil ziehen und ... "

"Und verschaffe mir eine unglaublich leichte Strafe — noch leichter als die des Herrn W.", sagte ich mit Verachtung. "Eine unglaublich leichte Strafe, auf Kosten der Ehre! Und Sie glauben, das lasse ich mir gefallen?"

"Wofür stehen?", erwiderte Miss Taylor mit echtem Erstaunen. "Das ist keine Frage der Ehre. Ihr Mann hat Sie nicht beleidigt. Er hat nur mit erstaunlichem Geschick die Wahrheit zu Ihrer Verteidigung

ausgenutzt. Er sagt ein paar wahre Dinge — neben anderen — nicht wahr?"

"Wahre Dinge! Mein Fuß! Ich würde sehr gerne wissen, welche", platzte ich heraus. "Er gibt zu, dass meine ganze Philosophie ihre Wurzeln in meinem vornehmlich heidnischen Bewusstsein hat, was natürlich wahr genug ist. Aber das ist so ziemlich die einzige genaue Aussage, die er in diesem schändlichen Brief gemacht hat. Er erwähnt auch meine Liebe zu den Tieren und meine entschiedene Ablehnung jeglicher Zufügung von Leiden an ihnen, zu welchem Zweck auch immer; aber er tut dies nur, um zu implizieren, dass ich *erst recht* unsere rücksichtslose Behandlung von gefährlichen oder potenziell gefährlichen menschlichen Wesen ablehne, *was ich nicht tue*, wie ich Ihnen schon hunderttausendmal gesagt habe. Und er weiß besser als jeder andere, dass ich das nicht tue — genauso wenig wie er selbst. Und er sollte wissen, dass ich nicht vor allen als dummer Menschenfreund dastehen will, selbst wenn mich das befreien könnte. Ich bin nicht hierher gekommen, um freigelassen zu werden oder eine leichte Strafe zu bekommen. Ich bin gekommen, um die Größe meines Führers zu bezeugen, was immer auch geschehen mag; um die universelle und ewige Anziehungskraft der Ideale zu verkünden, für die wir gekämpft haben, und um den Kräften einer ganzen Welt zu trotzen, die darauf aus ist, unseren Glauben zu töten. Das ist das einzige, was ich jetzt tun kann. Und niemand soll mich daran hindern. Ich will nicht entschuldigt, verteidigt, beschönigt werden, als ob ich etwas falsch gemacht hätte. Und schon gar nicht mit solch verletzenden Andeutungen wie diesen. Ist Ihnen die Passage unten auf der zweiten Seite aufgefallen, in der ich so dargestellt werde, als wäre ich eine jener sentimentalen nichtdeutschen Frauen, deren Haupt-, wenn nicht einziger Beitrag zu den Kriegsanstrengungen des Dritten Reiches darin bestand, so oft sie konnten vom Führer zu träumen? So ein rührseliger Haufen! Ich möchte nicht mit ihnen in einen Topf geworfen werden; sie sind nicht mein Typ. Und was würden meine Kameraden von mir denken?"

"Nun regen Sie sich nicht auf", sagte Miss Taylor, "und lassen Sie Ihre Fantasie mit Ihnen durchgehen. Wer sagt Ihnen, dass Ihr Mann versucht hat, Sie mit solchen Frauen 'in einen Topf zu werfen'? Er hat nur die Worte 'persönliche Bewunderung' benutzt, um Ihre Gefühle für Ihren Führer zu charakterisieren. Was ist daran so schlimm? Du bewunderst ihn doch, nehme ich an."

"Ich bete ihn an. Aber das ist nicht der Punkt. Ich sage Ihnen, dass mein Mann diese Worte absichtlich geschrieben hat, damit unsere Verfolger mich nicht ernst nehmen können. Den Beweis dafür sehen Sie ein paar Zeilen weiter unten, wo es heißt, ich hätte mich "nie für die politische Seite des Nationalsozialismus interessiert" — als ob es möglich wäre, in einer so logisch konzipierten organischen Lehre wie der unseren die "politische Seite" von der philosophischen zu trennen! Man sieht es an jener verlogenen Aussage, in der ich als "Individualist" bezeichnet werde, der natürlich gegen "jedes Regime absoluter Autorität" ist. Ausgerechnet *ich*, ein "Individualist"! *Ich*, der gegen die Autorität ist! Was für ein Scherz! Zweifellos schätze ich *meine* individuelle Freiheit — die Freiheit, meine Freunde auf der Straße zu grüßen, irgendwo in Europa, irgendwo in der Welt, und zu sagen: 'Heil Hitler! '; die Freiheit, meine Schriften mit aller Leichtigkeit zu veröffentlichen. Zweifellos hasse ich die Autorität, die mir — und all denen, die meinen Glauben teilen — im Namen einer anderen Philosophie als der unseren auferlegt wird. Aber welcher Nationalsozialist tut das nicht? Und ich wünsche mir nichts sehnlicher, als dass eine eiserne Autorität *unsere* Prinzipien — *meine* eigenen Prinzipien — der ganzen Welt aufzwingt und jeden Widerstand rücksichtsloser denn je bricht. Welcher Nationalsozialist würde das nicht tun? Ich bin in keiner Weise anders als die anderen. Aber mein Mann hat die ganze Zeit versucht, unsere Feinde davon zu überzeugen, dass ich es bin. Darin liegt sein ganzer Trick: Er hat versucht, sie davon zu überzeugen, dass ich unseren Führer bewundere, ohne selbst ein vollwertiger Nationalsozialist zu sein, der sich aller Konsequenzen seiner Lehre bewusst ist; mit anderen Worten, dass ich ein übereifriger, unverantwortlicher Narr bin. Und genau das ist es, was mich wild macht".

"Er hat es nur getan, um Sie zu retten", sagte Miss Taylor. "Und ich bin sicher, dass es keinen Ihrer deutschen Freunde gibt, der das nicht verstehen würde."

"Vielleicht. Aber *er* hätte nach elf Jahren der Zusammenarbeit mit mir wissen müssen, dass ich nie gerettet werden wollte", antwortete ich. "Und wenn es jemand wagt, diesen Brief vor Gericht zu lesen, werde ich einige Dinge sagen, die den Verfasser bereuen lassen werden, ihn jemals geschrieben zu haben. Ich werde beweisen, dass ich das war, was ich bin — und er auch — Jahre vor 1948. Es ist mir egal, was daraus für uns beide entstehen könnte!" Ich war nicht mehr bei Trost.

"Sei nicht albern, sei kein Kind", sagte Miss Taylor sanft: "Und vor allem, sprich nicht so laut: Es ist nicht nötig, dass jeder dich hört. Niemand zwingt dich, von diesem Brief Gebrauch zu machen. Sagen Sie dem Anwalt, er soll ihn nicht vorlegen, und er wird es nicht tun. Aber er wurde in bester Absicht geschrieben, da bin ich mir sicher. Und *das* sollten Sie zu schätzen wissen."

"Wahrscheinlich schon", sagte ich nach kurzem Nachdenken, "wenn ich nur sicher sein könnte, dass er mich retten wollte, *nicht um mir um* meinetwillen Schwierigkeiten zu ersparen, sondern einzig und allein, weil er mich in Freiheit für unsere Sache für nützlicher — oder zumindest für weniger nutzlos — hält als hinter Gittern. Wenn *das* der Fall wäre, würde ich ihm verzeihen."

"Möglicherweise ist das der Fall", antwortete Miss Taylor.

Wir hatten unsere Mahlzeit beendet, die uns im "Stahlhaus" — dem heutigen britischen Polizeipräsidium — serviert worden war. Wir kehrten zu dem Gebäude in der Mühlenstraße zurück, in dem mein Prozess stattfand. Ich gab dem Anwalt den Brief meines Mannes zurück und sagte ihm mit Nachdruck, er solle ihn unter keinen Umständen erwähnen.

"Aber Sie scheinen nicht zu begreifen, wie sehr ich diesen Brief zu Ihren Gunsten ausnutzen könnte", sagte er.

"Ich weiß, dass Sie es könnten, aber ich verbiete es Ihnen", antwortete ich. "Meine Ehre als Nationalsozialist geht vor meiner Sicherheit, vor meinem Leben, vor allem — außer natürlich vor den höheren Interessen der Sache."

"Na gut, dann. Es ist, wie du willst."

Kaum hatte ich mich also vergewissert, dass meine Verantwortung in vollem Umfang wahrgenommen wird, kam ich wieder zur Ruhe — und zur Freude.

Das Verfahren bezüglich meiner zweiten kleinen Anklage wurde fortgesetzt. Der Richter wollte mir nun einige Fragen stellen: "Aber zuerst, sind Sie ein Christ?", fragte er mich — denn ich sollte schwören, die Wahrheit zu sagen.

"Ich bin es nicht", antwortete ich.

"In diesem Fall wäre es sinnlos, wenn Sie auf die Bibel schwören würden", sagte er. "Worauf wollen Sie schwören?"

Ich dachte ein oder zwei Sekunden lang nach. Nein, ich würde kein noch so erhabenes, noch so inspiriertes Buch nennen. Ich würde, in einer Umschreibung, das kosmische Symbol aller Macht und

Weisheit nennen, das auch das Symbol der Auferstehung des Aryandoms ist: das heilige Hakenkreuz.

"Ich kann auf das heilige Rad der Sonne schwören", sagte ich mit Nachdruck und hoffte, dass, wenn der Richter und die anderen anwesenden Briten nicht verstanden, was das bedeutete, die meisten Deutschen es verstanden. Ich sprach so, weil ich nicht die Absicht hatte, Lügen zu erzählen. Wenn mir eine Frage über Dinge gestellt würde, die ich geheim halten wollte, würde ich mich einfach weigern, sie zu beantworten. Das kann man immer tun.

Aber der Richter hat meinen Vorschlag nicht angenommen. Vielleicht wusste er ja doch, was das Sonnenrad ist. Er forderte mich auf, überhaupt nicht zu schwören, sondern "mit Nachdruck" zu erklären — in einer nicht konfessionellen Formel, die so wenig poetisch ist, dass ich sie völlig vergessen habe, dass ich "die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit" sagen würde. Ich tat dies; und erklärte dann, warum ich mir nicht die Mühe gemacht hatte, eine militärische Genehmigung für die Einreise in die britische Zone zu besorgen: ein Beamter des französischen Sicherheitsdienstes in Baden Baden (Litschenstraße 92) hatte mir positiv mitgeteilt, dass man "heutzutage" in Westdeutschland reisen könne, wohin man wolle, sofern man eine Einreisegenehmigung für eine Zone habe. Dies war eine Tatsache.

Der Richter sprach mich dieses Mal jedoch nicht frei. "Das ist natürlich ein rein technisches Vergehen", sagte er. "Dennoch wurde es begangen." Und er fuhr mit der Vernehmung der Zeugen im Zusammenhang mit der Hauptanklage gegen mich fort — nämlich dem Vorwurf, mich der Nazipropaganda hingegeben zu haben. Wieder einmal interessierte ich mich sehr dafür, was in meiner unmittelbaren Umgebung vor sich ging.

Alle Zeugen waren Zeugen im Namen der Anklage — Zeugen, die beweisen sollten, dass ich die mir vorgeworfenen Taten tatsächlich begangen hatte, und dass ich sie absichtlich und in vollem Bewusstsein meiner Tat begangen hatte. Jedes Wort, das sie "gegen" mich aussprachen, erfüllte mich mit Genugtuung. Endlich — nach wie vielen Jahren der Verheimlichung aus Gründen der Zweckmäßigkeit — trat ich in der Öffentlichkeit mit meinem wahren, grellen Gesicht auf. Wäre es mir möglich gewesen, im Dunkeln weiterhin nützlich zu sein, wäre es natürlich besser gewesen. Aber das war nicht mehr möglich. So war ich froh, als sich das Bild meines wahren Ichs nach und nach aus den gesammelten Beweisen vor einigen Vertretern der Leute meines

Führers herauskristallisierte. "Sie sollen wissen", dachte ich, nicht ohne einen gewissen Stolz, "dass sie in dieser weiten, käuflichen Welt, die sie anklagt, verurteilt und verunglimpft, weil sie — vorläufig — nicht siegen konnten, wenigstens noch einen treuen Freund haben!"

Schließlich trat der Polizeibeamte, vor dem ich am 21. Februar eine freiwillige Erklärung abgegeben hatte, vor und verlas diese Erklärung: "Nicht nur den militärischen Geist, sondern das nationalsozialistische Bewusstsein in seiner Gesamtheit habe ich zu stärken versucht, denn *der Nationalsozialismus geht in meinen Augen über Deutschland und über unsere Zeit hinaus*." Ich lächelte. "Nichts könnte wahrer sein", dachte ich. Die Zeitungsreporter notierten die Worte. "Sie werden es nicht wagen, sie zu veröffentlichen, damit ihnen nicht die Lizenz entzogen wird", dachte ich wieder, "denn das wäre Öl ins Feuer gießen."

Nun war der Staatsanwalt an der Reihe, das Wort zu ergreifen. Er fasste die Aussagen der Zeugen zusammen und hob dabei besonders meine eigene Aussage hervor, die der letzte Zeuge zitiert hatte. Anschließend gab er einen kurzen Überblick über meine akademischen Qualifikationen und meinen Werdegang. "Wir haben es hier mit einer Frau zu tun, die offensichtlich intelligent ist", sagte er, "die die höchsten akademischen Grade erworben hat, die eine Universität einem Gelehrten verleihen kann — sie ist Magister der Wissenschaften, Doktor der Literatur, die die halbe Welt bereist hat, die Studenten in Geschichte und Philosophie unterrichtet und öffentliche Versammlungen abgehalten hat, die acht Sprachen sprechen und schreiben kann und die einige Bücher veröffentlicht hat, denen es weder an originellen Gedanken noch an Gelehrsamkeit mangelt; und dennoch ... müssen wir feststellen, dass sie eine glühende Nationalsozialistin ist ... "

Von der Ecke aus, in der ich ihm gegenüber saß, hob ich stolz den Kopf, als wollte ich sagen: "Gewiss bin ich das! Das ist mein größter Ruhm." Aber ich konnte nicht umhin, mich zu amüsieren — und gleichzeitig ein wenig zu entrüsten — als ich die Worte "trotz alledem" hörte. "Die verdammte Frechheit dieses Mannes", flüsterte ich Miss Taylor zu — denn sie war die einzige Person, mit der ich überhaupt sprechen konnte — "'trotz alledem' sagt er, als ob eine höhere Bildung, Erfahrung in fremden Ländern, Denken, Gelehrsamkeit und was nicht alles, mit einem aufrichtigen nazistischen Glauben unvereinbar wären! Ich wünschte, ich könnte ihm sagen, dass meine geringen Geschichtskenntnisse und mein langer Kontakt mit Menschen aller

Rassen mich noch nationalsozialistischer gemacht haben als je zuvor — wenn das möglich wäre!"

"Pssst! Sprechen Sie nicht", sagte die Polizistin.

Aber der Staatsanwalt hatte von seinem Platz aus die Bewegung meines Kopfes und das glückliche Lächeln, das sie begleitete, wahrgenommen.

"Siehst du", fuhr er fort, "sie gibt es gerne zu. Sie lächelt. Sie ist stolz darauf!"

"Das bin ich!", rief ich aus.

Das deutsche Publikum reagierte mit einem Lächeln des Stolzes und der Sympathie. Aber der Richter bat mich, "nicht zu unterbrechen". Und der Staatsanwalt fuhr fort. "Eine glühende Nationalsozialistin", sagte er, "und eine aktive, im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Sie ist den ganzen Weg aus Indien gekommen, um der gefährlichen Minderheit zu helfen, mit der sie sich voll und ganz identifiziert hat — der Minderheit, die nie eine Niederlage anerkannt hat. Sie hat auf eigene Kosten eine beträchtliche Anzahl der Papiere gedruckt, auf eigenes Risiko nach Deutschland gebracht und verbreitet, die den Grund für die vorliegende Anklage bilden. Ihr Fall ist besonders schwerwiegend, denn er zeigt, wie stark der Nationalsozialismus auch heute noch auf bestimmte Personen wirkt, die leider zahlreicher sind, als man gemeinhin zu glauben geneigt ist, und die eben alles andere sind als verantwortungslose Agenten oder von materieller Gewinnsucht geleitete Männer und Frauen. Sie repräsentiert den gefährlichsten Typus des Idealisten im Dienste des Systems, das nichts als Zerstörung über dieses Land und die Welt im Allgemeinen gebracht hat. Wir brauchen nur aus den Fenstern dieser Halle zu schauen, um zu sehen, was der Nationalsozialismus bedeutet: Ruinen. Wir brauchen uns nur an diesen Krieg zu erinnern, um zu verstehen, wohin dieses System die Menschen geführt hat, die es zu täuschen vermochte. Und wenn wir heute hier bleiben, dann nur, um weiteren Krieg, weiteres Leid, weitere Ruinen zu verhindern, indem wir verhindern, dass die verderbliche Ideologie wieder an Attraktivität und Macht gewinnt. Die Angeklagte, Frau Mukherji, ist, ich wiederhole es, mit der Absicht nach Deutschland gekommen, sie zu stärken: mit der Absicht, die Arbeit, die wir uns vorgenommen haben, zu untergraben. Und in den wenigen Monaten ihres Aufenthaltes hat sie bereits durch ihre Flugblätter und Plakate, aber zweifellos auch durch unauffällige Privatpropaganda, — durch ihre Gespräche, durch ihre ganze Haltung — mehr irreparablen Schaden angerichtet, als man

genau abschätzen kann. Ich fordere daher, dass dieses Gericht eine exemplarische Strafe gegen sie verhängt."

Ich kann nicht sagen, ob dies die Worte des Staatsanwalts waren. Ich habe seine Rede nicht stenografiert. Aber dies *war* die allgemeine Tendenz. Und an einige der Sätze erinnere ich mich Wort für Wort und habe sie hier so wiedergegeben, wie sie geäußert wurden.

Wie nicht anders zu erwarten, kochte ich vor Empörung, als ich hörte, wie der Mann unseren Glauben verleumdete und — den Arm nach hinten zum Fenster hinter ihm gestreckt — erklärte, die Ruinen von Düsseldorf und ganz Deutschland seien das Ergebnis des Nationalsozialismus. Sicherlich würde ich auf diese Anschuldigung antworten, sie zumindest in einem bissigen Satz zurückweisen, wenn ich an der Reihe wäre, zu sprechen. Doch die beste Antwort darauf wäre zweifellos ... der nächste Krieg — direkte Folge der Niederlage Deutschlands in diesem; und göttliche Strafe für Englands Weigerung, mit dem Dritten Reich einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden zu schließen. Oh, dann! Dann würde ich mich nach Herzenslust über neue und noch schrecklichere Ruinen freuen — diesmal nicht in Deutschland. Und wenn ich solchen Leuten wie diesem Staatsanwalt begegne, würde ich ihnen ins Gesicht lachen und sagen: "Wissen Sie noch, wie Sie immer sagten, die Ruinen Deutschlands seien das Werk des Nationalsozialismus? Nun, wessen Werk sind denn nun Ihre Ruinen? Zweifellos das Werk eurer verfluchten Demokratie — jener Demokratie, von der ihr einst die Frechheit besaßet, *uns* willkommen zu heißen. Eh, seht doch, wohin sie euch gebracht hat! Ah, ah, ah! Wie recht sie euch tut! Ah, ah, ah!" Ach, wenn ich doch eines Tages ungestraft zu unseren halbtoten Feinden im Staub sprechen könnte!

Dennoch konnte ich nicht umhin, die Art und Weise zu bewundern, in der der Mann mich vom demokratischen Standpunkt aus charakterisiert hatte. Nach der Liebe des eigenen Volkes ist nichts erfrischender als die Anerkennung der eigenen Schädlichkeit durch einen Feind. Jahrelang hatte ich regelrecht darunter gelitten, dass unsere Gegner mir nicht zu glauben schienen, wenn ich meine radikalen Ansichten und kompromisslosen Gefühle zum Ausdruck brachte. Gott allein weiß, was für eine kraftvolle Sprache ich immer verwendet hatte! Aber die Hälfte der Zeit sagten mir die Unwichtigen — die "Gemäßigten", die "Anständigen", die üblichen Anhänger all dessen, was wir am meisten hassen — in dem herablassenden Ton, den Erwachsene manchmal gegenüber Jugendlichen anschlagen: "Das sagst du, aber du *meinst* es nicht wirklich; du würdest es sicher nicht

tun!" Wäre ich dazu in der Lage gewesen, hätte ich sie alle gerne ins Verderben geschickt — auch ohne dass sie uns gefährlich geworden wären, nur um ihnen zu zeigen, dass ich es ernst meine und nicht für ein unverantwortliches Plappermaul gehalten werden möchte. Nun war da endlich ein Mann von der "anderen Seite", der wusste, dass ich es "ernst meinte" und "es gut machen würde", wenn man mir nur eine halbe Chance gäbe; ein Demokrat, in dessen Augen ich "der gefährlichste Typ von Idealist" war. Ich dankte ihm von Herzen dafür, dass er meine kalkulierte Zielstrebigkeit ebenso anerkannte wie meine Liebe und meinen Hass, und dass er mich nicht wie ein emotionales Kind behandelte. Ich dankte ihm, dass er für mich eine "exemplarische Strafe" forderte. Hätte er ein Todesurteil gefordert, wäre ich völlig zufrieden gewesen.

Der Richter teilte dem Anwalt mit, dass er nun sprechen könne. Dieser erklärte, er habe nichts zu sagen. Es war der Staatsanwalt selbst, der das Gericht an die Existenz des Briefes meines Mannes erinnerte.

"Der Angeklagte möchte nicht, dass dieses Schreiben vorgelegt wird", sagte der Anwalt.

"Ganz bestimmt nicht!", rief ich aus meiner Ecke. "Ich will die Schönfärberei nicht. Es ist sowieso nur ein Gebräu aus Halbwahrheiten und Lügen."

Diese öffentliche Erklärung reichte aus, um dem Dokument jeglichen praktischen Wert zu nehmen, den es hätte haben können. Der Richter bestand nicht darauf. Er wandte sich an mich: "Möchten Sie etwas sagen?", fragte er mich.

"Das tue ich", antwortete ich; "obwohl ich nichts zu meiner Verteidigung zu sagen habe, möchte ich die Gründe darlegen, die mich zu meinem Handeln veranlasst haben — wenn diese Gründe das Gericht interessieren."

"Ja, das tun sie", sagte der Richter und gab mir endlich die Gelegenheit, auf die ich so sehnsüchtig gewartet hatte.

Ich hatte eine kurze, aber präzise und — soweit ich konnte — gut durchdachte Rede vorbereitet, die mehr oder weniger alles enthielt, was ich sagen wollte. Ich vergaß sie ganz. Ich vergaß die Anwesenheit des Richters wie auch der anderen Vertreter der britischen Macht im eroberten Land. Ich fühlte mich wieder in den Zustand der Inspiration versetzt, den ich am Morgen jenes unvergesslichen Tages beim Betreten des Saales erlebt hatte. Ich befand mich in der Lage, nicht nur vor dem britischen Militärtribunal in Düsseldorf zu sprechen, sondern vor ganz Deutschland, vor dem ganzen Aryandom, vor meinen

lebenden und toten Kameraden, vor unserem Führer, der für immer lebt. Meine Worte waren meine, und mehr als meine. Sie waren der öffentliche Treueschwur meines ewigen Ichs an meine unsterbliche Rasse und ihren ewigen Retter und Führer.

"Ich habe mir nie eingebildet zu glauben, dass ich allein durch das Verteilen von ein paar Flugblättern und das Aufhängen von einem halben Dutzend Plakaten die Wiederauferstehung des Nationalsozialismus aus den Trümmern und der Verwüstung, in der wir stehen, herbeiführen könnte", sagte ich mit klarer Stimme, die auch die meine war und mehr als die meine. "Diese Trümmer sind nicht, wie der Staatsanwalt soeben tendenziös behauptet hat, die Folge der Politik unseres Führers. Sie sind im Gegenteil die Zeichen des grausamen Krieges, den die vereinigten Zersetzungskräfte aus Ost und West, reichlich unterstützt durch jüdische Finanzen, gegen das nationalsozialistische Deutschland geführt haben, um in diesem Lande den Kern, den Hort des regenerierten Aryandoms zu vernichten. Die himmlischen Mächte, deren Wege geheimnisvoll sind, haben die Katastrophe von 1945 zugelassen. Es ist ihre Sache — und nicht meine, den Nationalsozialismus in der Zukunft noch einmal zu einer solchen Bedeutung zu erheben, dass sein Recht, die einzige inspirierende Kraft der höheren Menschheit zu bleiben, nie wieder in Frage gestellt wird. Ich, der machtlose Einzelne, kann nur, wie ich in meinen Plakaten schrieb, "hoffen und warten".

"Was immer ich getan habe, tat ich also nicht, um einen unmittelbaren Erfolg für die Sache, die ich liebe, zu erringen, sondern um dem inneren Gesetz meiner Natur zu gehorchen, das darin besteht, für das zu kämpfen, was ich fest für wahr halte. Das heiligste Buch, das in ganz Indien verehrt wird, die Bhagavad-Gita, die vor Hunderten von Jahren geschrieben wurde, sagt all jenen, die wie ich von Geburt an Kämpfer sind, Krieger von Geburt an, dass sie unerschütterlich kämpfen sollen, ohne Rücksicht auf Gewinn oder Verlust, Sieg oder Niederlage, Freude oder Unbehagen. Und unser Führer hat in demselben Geist im Kapitel 2 des zweiten Teils von *Mein Kampf* geschrieben: 'Was wir denken und tun, soll in keiner Weise durch den Beifall oder die Missbilligung unserer Zeitgenossen bestimmt werden, sondern allein durch die Verpflichtung, die uns an die Wahrheit bindet, die wir anerkennen', oder, um den eigentlichen Text selbst zu zitieren: '*Allein unser Denken und Handeln soll keineswegs …* '. "

Da ich auf Anordnung des Gerichts gezwungen war, in englischer Sprache zu sprechen, wollte ich diese Worte Adolf Hitlers zur

Erbauung des Publikums zumindest auch im deutschen Original (das ich zufällig kannte) zitieren, als mich der Richter unterbrach:

"Es geht mich nichts an, was Ihr Führer geschrieben oder gesagt hat", platzte er gereizt heraus. "Und denken Sie bitte daran, dass Sie hier nicht vor einer politischen Versammlung sprechen, und wenden Sie sich an den Hof, *d.h.* an mich, und nicht an die Öffentlichkeit, wenn Sie sprechen."

"Nun gut! Aber glauben Sie nicht, dass es mir wirklich egal ist, in welche Richtung ich spreche", dachte ich; "In allen Richtungen gibt es Deutschland!" Und ich wandte mich an den Richter und sagte: "Es tut mir leid, wenn das Gericht nicht daran interessiert ist, was mein verehrter Führer geschrieben hat. Aber in einer Rede, die erklären soll, welche Motive mich zu meinem Handeln veranlasst haben, konnte ich nicht umhin, diese Worte zu zitieren, denn ihr Geist hat mein Leben bestimmt, noch bevor ich sie kannte; und er bestimmt es heute wie damals; und er wird es immer bestimmen, indem er jeden Gedanken, jeden Satz, jede Handlung von mir inspiriert."

"Nun, fahren Sie fort", sagte der Richter ungeduldig.

"Ich habe soeben erklärt", fuhr ich fort, "dass ich in erster Linie gehandelt habe, um mich auszudrücken, um meine eigene Natur zu erfüllen, die darin besteht, nach meinen liebsten Überzeugungen zu leben. Aber das ist nicht der einzige Grund. Ich bin gekommen und habe so gehandelt, wie ich gehandelt habe, auch um dem deutschen Volk jetzt, in der dunklen Stunde des Unglücks, in der Stunde des Martyriums, jetzt, inmitten der Trümmer, die seine Feinde — die zugleich die Feinde der ganzen arischen Rasse sind — um sich herum aufgehäuft haben, ein greifbares Zeichen der Bewunderung und der Liebe von einem Arier aus einem fernen Land zu geben. Eines Tages — ich weiß nicht wann, aber sicher *eines* Tages — wird die ganze arische Rasse, einschließlich Englands, einschließlich der edleren Elemente der USA und Russlands, auf unseren Führer als ihren Erlöser und auf das deutsche Volk — die erste hellwache arische Nation — als die Vorhut der höheren Menschheit blicken. Ich habe dies in den düsteren Jahren 1948 und 1949 getan, damit es für immer wahr bleibe, dass im Vorgriff auf den kommenden großen Tag wenigstens eine nichtdeutsche Tochter der Rasse der beseelten Nation treu geblieben ist, — dankbar dafür, dass sie im Kampf um die Vorherrschaft des wahren Ariertums alles geopfert hat, — während so viele, selbst unter ihren sogenannten Freunden, sich als untreu und undankbar erwiesen haben. Ich habe es getan, weil ich weiß, dass ich trotz meiner

Machtlosigkeit und persönlichen Bedeutungslosigkeit ein Symbol bin — das lebende Symbol der Treue der arischen Menschheit zum Volk des Führers, morgen, in den kommenden Jahren, für immer, trotz vorübergehender Niederlage, Demütigung, Besetzung; trotz der Bemühungen der Agenten der dunklen Mächte, Deutschland unten zu halten; nein, *wegen der* übermenschlichen Schönheit der Haltung des nationalsozialistischen Deutschlands in der Tiefe der Niederlage, Demütigung und Verfolgung.

"Und es gibt noch einen dritten Grund, warum ich so handelte, wie ich es tat. Ich tat es, um den siegreichen Demokratien zu trotzen und damit den endgültigen Sieg des nationalsozialistischen Geistes über die Macht des Geldes zu verkünden. Ja, ich habe es getan, um *euch zu trotzen*, den Feinden unseres ewigen Glaubens, den heuchlerischen "Vorkämpfern für die Rechte des Menschen", den "Kreuzrittern für Europa" und so weiter; Mächten, die sich mit den kommunistischen Kräften verbündet haben, um das nationalsozialistische Deutschland und — wenn möglich — die nationalsozialistische Idee im Namen der Juden zu vernichten. Die leichte Aufgabe habt ihr erfüllt, und zwar gründlich: Nacht für Nacht, monatelang, jahrelang habt ihr dieses unglückliche Land mit Phosphor und Feuer übergossen, bis nur noch schwelende Trümmer übrig waren. Mit modernen Bombern, — mit jüdischem Geld — wie leicht war das! Und nun haben Sie sich eine schwierigere Aufgabe gestellt: die "Bekehrung" Deutschlands zu Ihren demokratischen und humanitären Grundsätzen; die "Entnazifizierung" all derer, die einst denselben Glauben teilten wie ich. Die Zukunft wird, so hoffe ich, zeigen, wie vergeblich diese groß angelegte Aufgabe war, ja, wie sie die Saat der Reaktion in sich trug, die eines Tages die Mächte vernichten wird, in deren Namen sie unternommen wurde. In der Zwischenzeit, schon gestern, habe ich diese Papiere verteilt, die allein von mir und unter meiner alleinigen Initiative und Verantwortung verfasst wurden, um Ihrer "Entnazifizierungskampagne" zu trotzen; in der Zwischenzeit, schon heute, stehe ich hier und trotze ihr und Ihnen erneut, im Namen all derer, ob Deutsche oder Ausländer, die jemals unserem nationalsozialistischen Glauben angehörten, aufrichtig und im vollen Bewusstsein seiner Tragweite.

"Ich stehe hier und verkünde mit Freude, dass weder Drohungen noch Versprechungen, weder Grausamkeit noch Höflichkeit noch Freundlichkeit mich 'entnazifizieren' können — eine Frau, kein Mann, und schon gar keine deutsche Frau; ich, ein Niemand, der nie

irgendeine Art von Macht oder Privilegien oder persönlichen Vorteilen unter dem Nazi-Regime genossen hat, der es aber ohne Vorbehalte bewundert, allein schon wegen der Schönheit der neuen Generationen von Übermenschen, die es unter unseren Augen schuf. Ich wiederhole: Wie leicht war es, die materielle Macht des Dritten Reiches zu zerschlagen! Aber den Glauben selbst des unbedeutendsten ausländischen Bewunderers von Hitlers Neuer Ordnung zu ändern, ist nicht so einfach. Es ist unmöglich. All Ihre Soldaten, all Ihre Kriegsschiffe, all Ihre Panzer, all Ihre Superbomber und all Ihre Propaganda — all Ihre Macht und all Ihr Geld — können es nicht tun. Nichts kann es schaffen. Ich habe so gehandelt, wie ich gehandelt habe, um diese Tatsache zu unterstreichen. Und jetzt, ohnmächtig und mittellos, wie ich bin, und ein Gefangener, jetzt mehr denn je, fallen alle eure "Entnazifizierungs"-Pläne zu meinen Füßen in sich zusammen. Was auch immer ihr mit mir macht, heute bin ich der Gewinner, nicht ihr. Und mit mir, in mir, durch mich, behauptet der ewige Nazigeist seine Unbesiegbarkeit.

"Ich habe nichts mehr zu sagen. Ich danke meinen Sternen einmal mehr für die mir gebotene Gelegenheit, vor diesem Tribunal meine unerschütterliche Treue zu meinem Führer und meine liebevolle Bewunderung für sein gemartertes Volk öffentlich zum Ausdruck zu bringen. Und ... "

Ich wollte noch hinzufügen, dass ich nur bedauere, dass meine Worte wegen der Zensur sicher nicht in den Zeitungen des nächsten Tages *in extenso* wiedergegeben werden würden, und ich hätte meine Rede mit "Heil Hitler" beendet: "Heil Hitler!" Aber der Richter unterbrach mich noch einmal:

"Wir haben genug gehört, mehr als genug", sagte er. "Sie mögen Ihre Überzeugungen haben — mit denen ich nichts zu tun habe — aber ich bin hier, um das Gesetz anzuwenden. Gewisse Mächte haben sechs Jahre lang gekämpft, um das Regime zu stürzen, das Sie so bewundern. Und das Gesetz drückt heute den Willen dieser Mächte aus, die den Krieg unter großen Opfern gewonnen haben. Was Sie betrifft, so bereuen Sie nicht nur nicht, was Sie getan haben, sondern Sie sind sogar stolz darauf... Sie benutzen die provozierendste Sprache ... "

Den Rest seiner Worte hörte ich nicht, denn in meinem Herzen betete ich inbrünstig zu den unsichtbaren Mächten: "Möge dieser Mann mich zum Tode verurteilen, wenn du mich nicht beiseite geschafft hast, um eine nützliche Rolle bei unserem zweiten Aufstand zu spielen!"

Schließlich schloss der Richter: "... Infolgedessen verurteilt Sie das Gericht zu einer Freiheitsstrafe von drei Jahren mit der Möglichkeit, innerhalb dieses Zeitraums nach Indien abgeschoben zu werden."

Ich war verblüfft — und auch ein wenig enttäuscht. Mein erster Impuls war es, auszurufen: "Nur das! Ich nehme an, ihr meint es nicht wirklich ernst mit der 'Entnazifizierung' und dergleichen". Aber ich sagte nichts und erinnerte mich an mein Gebet. "Es muss sein, dass wir tatsächlich wieder auferstehen, und dass ich dann etwas zu tun habe", dachte ich. Und wieder einmal fühlte ich mich recht zufrieden. Der Gedanke, nach Indien zurückzukehren — jetzt, wo ich ohnehin nicht mehr in Deutschland bleiben durfte — begeisterte mich. Ich würde dort in aller Ruhe mein Buch drucken lassen, nachdem ich es im Gefängnis fertiggestellt hatte. Das wäre schön! Und ich würde zurückkommen — und es mitbringen, sobald sich die Dinge änderten. Blitzartig erinnerte ich mich an mein Zuhause, an meine Katzen. Und ich war gerührt. Aber ich unterdrückte jeden Ausdruck von Emotionen. Viele Menschen in der Öffentlichkeit, Zeitungsreporter und andere, schienen bereit zu sein, mit mir zu sprechen. Ich hätte nur zu gerne mit ihnen gesprochen. Aber Miss Taylor erlaubte es mir nicht, es sei denn, ich hätte vorher den Richter um Erlaubnis gebeten. Ich wandte mich also an ihn und sagte: "Könnte ich nicht wenigstens mit den Vertretern der Presse sprechen, wenn nicht auch mit anderen Personen?"

"Nein", erwiderte er steif, "Sie können keine Interviews mit der Presse geben, wenn Sie möchten."

"In Ordnung", sagte ich und wartete, bis er, der Staatsanwalt und die anderen Briten den Saal verlassen hatten. Eine ganze Reihe von deutschen Schaulustigen war bereits gegangen. Aber das konnte ich nicht verhindern. Ich wandte mich an die wenigen, die noch da waren, und bevor Miss Taylor (die vor mir gegangen war) Zeit hatte, sich umzusehen, hob ich den Arm und sagte: "Heil Hitter!" Mehrere hätten meinen Gruß erwidert, wenn sie es gewagt hätten.

Eine junge Pressereporterin, eine Frau, folgte mir die Treppe hinunter. "Ich würde Sie so gerne interviewen", sagte sie zu mir.

"Wir dürfen nicht reden", antwortete ich, "das ist demokratische 'Freiheit'. Aber Sie haben doch gehört, was ich gesagt habe, nicht wahr? Konnten Sie nicht alles verstehen, was ich gesagt habe?"

"Das ist es", sagte sie, "ich habe das meiste verstanden, aber eine Stelle habe ich nicht ganz verstanden. Und ich wollte dich auch fragen ... "

Miss Taylor schaltete sich ein. "Der Richter hat Ihnen gesagt, dass Sie keine Presseinterviews geben dürfen", warf sie ein.

"Nun", rief ich aus, "ich habe noch ein oder zwei Stunden relativer Freiheit zu genießen, bevor ich für drei Jahre ins Gefängnis zurück muss, und, verdammt noch mal, ich habe vor, sie voll auszunutzen, wenn ich kann!"

Doch der Pressereporter war bereits verschwunden.

Miss Taylor brachte mich in ein anderes Gebäude und bot mir dort freundlicherweise eine Tasse Tee an und — was ich unendlich mehr zu schätzen wusste — überreichte mir ein Fläschchen mit Tinte und ein dickes Schreibheft, unbezahlbare Geschenke, jetzt, da ich für immer ins Gefängnis gehen würde. Ich hatte den Eindruck, dass sie viel rücksichtsvoller war — ja, dass sie sogar freundlich zu mir sein konnte, wenn keine anderen Polizisten in der Nähe waren. "Das Buch, das Sie schreiben, werden Sie im Gefängnis fertigstellen", sagte sie. Und sie fügte zu meinem Erstaunen hinzu: "Sie werden es mit dieser Tinte und auf diesem Heft fertigstellen. So wirst du eine bleibende Erinnerung an mich haben."

"Wenn Sie wirklich vorhaben, mir zu helfen, und ich weiß, wer ich bin und was ich schreibe, kann ich Ihnen nur danken", antwortete ich plötzlich bewegt. "Aber wollen Sie das? Und würden Sie es trotzdem tun, wenn Sie wüssten, *was* ich bereits geschrieben habe und was ich noch zu schreiben hoffe?"

"Warum nicht?", fragte Miss Taylor. "Sie schreiben nicht gegen England".

"Das bin ich nicht, das ist wahr. Ich schreibe gegen diejenigen, die in meinen Augen die wahren Interessen Englands nicht weniger als die aller arischen Nationen verraten haben. Und das sind, ich wiederhole es, alle diejenigen, die aus verbrecherischem Hass oder aus Unwissenheit gegen den Nationalsozialismus gekämpft haben."

"Ich bin zu sehr Individualist, um sagen zu können, dass ich Ihr Regime *mag*", sagte Miss Taylor, "aber ich kann verstehen, was es für Sie bedeutet, und ich mag *Sie*. Ich mag die Haltung, die Sie während Ihres Prozesses bewahrt haben. Ich schätze Menschen, die zu ihren Überzeugungen stehen und sich vor nichts fürchten."

Ich wollte sagen: "Warum akzeptieren Sie dann, unter den Besatzungsbehörden zu dienen, die hier alles tun, um Deutschland zu

'entnazifizieren'? Die Tugenden, von denen Sie sagen, dass Sie sie an mir lieben, sind genau die Tugenden, die Sie bei jedem von uns Nationalsozialisten finden würden. Wie können Sie die Uniform unserer Verfolger tragen, wenn Sie meinen, was Sie sagen?" Doch ich schwieg. Ich wusste, dass Miss Taylor mir nicht so weit folgen würde. Sie gehörte schließlich nicht zu uns. "Es ist sehr nett von Ihnen, mir zu helfen", sagte ich nur. "Wenige Geschenke habe ich erhalten, die mich so erfreut haben wie das Ihre."

Dann holte ich aus meinem braunen Aktenkoffer meine indischen Ohrringe in Form eines Hakenkreuzes und steckte sie an: "Jetzt, wo ich verurteilt bin", sagte ich, "trage ich sie. Mit ihnen werde ich — wie in den großen Tagen — von den Autofenstern aus schnell die Schönheit des deutschen Frühlings bewundern (zum letzten Mal für drei Jahre, mindestens). Und mit ihnen werde ich ins Gefängnis gehen. Kann mich jemand daran hindern?"

"Niemand wird das versuchen", sagte Miss Taylor. "Wir sind nicht in der russischen Zone."

Diese letzten Worte erregten meinen Unmut. "Verdammte Heuchler", dachte ich, "ihr glaubt vielleicht, ich würde euch besser mögen als 'die', weil ihr mir diese winzige Befriedigung für zwei Stunden gewährt. Wenn ja, dann irrt ihr euch. Ich verabscheue alle Anti-Nazis gleichermaßen." Aber ich habe nichts gesagt.

Eine andere Engländerin in Polizeiuniform, die ich bei meinem Prozess gesehen hatte, trank mit uns Tee. Gelegentlich gingen Männer in Uniform an uns vorbei. Einige blieben eine Minute stehen. Sie sahen meine Ohrringe, machten aber keine Bemerkung. Ich schaute ihnen direkt ins Gesicht, mit etwas von dem aggressiven Ausdruck, mit dem ich die Engländer, Franzosen — und besonders die Juden — anschaute, die ich in den glorreichen 40er, 41er und 42er Jahren in den Straßen von Kalkutta traf. In meinen Gedanken erinnerte ich mich an diese Jahre. Und ich erinnerte mich an meine Prüfung und an das Gebet, das ich an die Götter gerichtet hatte, und ich dachte: "Es werden noch glorreichere Zeiten kommen, denn diese Menschen haben nicht beschlossen, mich zu töten. Dies ist das Zeichen, um das ich gebeten hatte. Ich muss es annehmen und darf nicht zweifeln." Ich war glücklich.

"Ich denke, dass Ihr Fall im B.B.C. auftauchen wird", sagte mir Miss Taylor unter anderem.

"Ich hoffe es", antwortete ich, nicht aus Eitelkeit, sondern aus einem praktischen Gesichtspunkt der Propaganda. "Ich weiß, dass es

'ihnen' nie passen wird, das Ganze zu senden; dennoch, besser eine kleine Ermutigung für unsere Freunde in der ganzen Welt als gar keine."

Doch ich habe nicht *nur* an unsere Freunde gedacht. Ich hatte auch unsere Feinde im Sinn. "Es wird ihnen gut tun, zu sehen, dass sie nicht einmal einen Nicht-Deutschen 'entnazifizieren' können", dachte ich. "Ich wünschte, es würde sie dazu bringen, diese groß angelegte Farce zu beenden!"

Dann erinnerte ich mich plötzlich an einige der "Amis", die während des Krieges in unser Haus in Kalkutta kamen — nützliche "Amis" (aus unserer Sicht); ein wenig kindisch, Essen und Trinken liebend, leichtgläubig, geschwätziger als Soldaten sein sollten, und — ein großer Punkt — kein bisschen misstrauisch uns gegenüber; "Amis", die meinen Mann für einen interessanten indischen Demokraten hielten und mich für .... einen halb pathologischen Fall (denn was sonst könnte eine Frau sein, die ihre Zeit damit verbringt, Bücher über die Antike zu schreiben und streunende Katzen zu füttern?)

Nun, diese ehemaligen Asien-Kreuzfahrer, ehemalige Kämpfer für Menschlichkeit und Demokratie an der burmesischen Front, würden, wenn sie zufällig ihr Radio auf das B.B.C. London umschalten, von "Savitri Devi Mukherji, verurteilt zu drei Jahren Haft durch das Militärgericht Düsseldorf, wegen Nazi-Propaganda im besetzten Deutschland" hören. Sie würden sich an den Namen erinnern, an das Haus — und vielleicht an einige der Dinge, die sie in diesem Haus beiläufig gesagt und vergessen hatten: Dinge, die natürlich "nicht weiter ausgeführt werden sollten"; und vielleicht auch ... einige Vorkommnisse, ... die unerklärlich geblieben waren.

Und sie würden zu sich selbst sagen: "Hätten wir *das* gewusst!"...

Ich konnte mir das Lachen nicht verkneifen, als ich mir ihre Reaktionen vorstellte — und ihre nachträglichen Korrekturen der Meinung über diese Frau, die "außerhalb dieses ideologischen Krieges und außerhalb unserer Zeit" lebte — wie einige sagten — und die ein Haus voller Katzen hatte. Der Schein trügt, besonders in Kriegszeiten.

Aber Miss Taylor stand auf. "Ich muss dich jetzt nach Werl bringen", sagte sie, "sonst kann ich erst um elf Uhr zurückkommen."

Ich folgte ihr zu dem Auto, das unten auf uns wartete.

TEIL 2

GEFLÜSTER

KAPITEL 6

DIE TÜREN SCHLIESSEN SICH

Das Auto brachte mich zum letzten Mal durch die halbzerstörten Straßen von Düsseldorf. Es war mir nicht bestimmt, die Stadt wiederzusehen — zumindest nicht für lange Zeit. Als ich dasaß und durch das Fenster auf sie blickte, dachte ich: "Es ist nun für immer eine Tatsache, dass ich heute, am 5. April 1949, hier vor Gericht gestanden habe." Und zu Miss Taylor gewandt, sagte ich: "Wie schön ist es, über die Unumkehrbarkeit der Zeit und die Unwiderruflichkeit, die Unzerstörbarkeit der Vergangenheit nachzudenken! Nur die großen Momente in unserem Leben zählen. Der Rest ist nur eine lange Vorbereitung auf jene gesegneten Stunden intensiver, überpersönlicher Freude. Ich habe heute solche Stunden erlebt — andere in der Nacht meiner Verhaftung, der schönsten Nacht meines Lebens; andere im glorreichen Jahr 40, als ich dachte, die Welt gehöre uns. Nichts kann mir diese göttlichen Erinnerungen rauben. Oh, wie glücklich bin ich?"

Ich hielt inne und lächelte. Wir waren jetzt außerhalb der Stadt und fuhren auf der großen *Reichsautobahn*. Ich fuhr fort: "So ist es auch im Leben der Völker: Es kommt nicht auf die Länge der historischen Epochen an, sondern auf ihre Intensität — und ihre Schönheit. Vor den zwölf unauslöschlichen Jahren der Herrschaft König Echnatons auf dem Tell-el-Amarna verblassen Jahrtausende ägyptischer Geschichte; Griechenland ist das perikleische Griechenland — ein paar kurze Jahre unvergleichlichen Ruhmes; und die Geschichte Deutschlands wird in den Augen künftiger Generationen die Geschichte der zwölf unauslöschlichen Jahre der Diktatur Adolf Hitlers sein ... plus — so hoffe ich — die seines zweiten Kommens und seiner zweiten Herrschaft; mit anderen Worten, die Geschichte des Nationalsozialismus."

"Was ist mit Bismarck?", fragte Miss Taylor. "Und was ist mit der pangermanistischen Bewegung, schon vor dem Ersten Weltkrieg?"

"Bismarck und die Pangermanisten nach ihm haben nur den Boden für Adolf Hitler bereitet", antwortete ich. "Es ist der Führer, der

dem Pangermanismus seine richtige Bedeutung gegeben hat — seine einzig mögliche Bedeutung in der Welt von morgen, in der materielle Grenzen immer weniger Bedeutung haben werden; er ist es, der ihn in ein breiteres Pan-Aryanisin integriert hat, indem er den Deutschen den einzigen soliden Grund gezeigt hat, auf dem sie die Vorherrschaft beanspruchen können und sollten."

"Welcher Grund?"

"Die Tatsache, dass sie die erste arische Nation sind, die hellwach ist, wie ich soeben bei meinem Prozess sagte. Oh, ich bin froh, dass ich das gesagt habe! Ich bin froh, dass es nun für immer wahr sein wird, dass ich es gesagt habe, auch wenn man es vergisst. Erinnern Sie sich, Sie haben mich einmal daran erinnert, dass ich kein Deutscher bin? Nun, in einer Hinsicht ist das umso besser — denn gerade weil ich keiner bin, bekommen die wenigen Wahrheiten, die ich heute ausgesprochen habe, ihre ganze Bedeutung. Weiß ich das denn nicht?"

Miss Taylor antwortete nicht. Aber ich erinnerte mich an ein paar Verse von Victor Hugo, die ich in der Schule, die ich als Kind in Frankreich besuchte, lernen musste. Die Verse, die am Ende eines leidenschaftlich-patriotischen Gedichts standen, das nach der Niederlage Frankreichs im Jahr 1871 geschrieben wurde, lauteten wie folgt:

"... Oh, schön wär's,
Ich wünschte, ich wäre kein Franzose, damit ich sagen könnte
Dass ich dich erwähle, Frankreich, und das in deinem Martyrium,
Ich verkünde dich, den der Geier quält,
Mein Land und mein Ruhm und meine einzige Liebe!"

In der Schule wurden wir aufgefordert, diese Worte zu bewundern. Nun konnte ich nicht umhin, sie mit meiner eigenen aufrichtigen Huldigung an Deutschland zu vergleichen, nach der bittersten Niederlage in seiner Geschichte. "Hm", dachte ich mit einem Gefühl der Genugtuung, "das ist schon in Ordnung. Aber Victor Hugo *war* Franzose. Ich bin *kein* Deutscher. Das macht einen gewaltigen Unterschied — auch wenn meine Hommage weniger dramatisch formuliert ist als seine und außerdem nur aus Prosa besteht."

Außer Miss Taylor und mir hatten noch ein Polizist in Uniform und ein junger Engländer, der wegen Diebstahls zu neun Monaten Haft verurteilt worden war und ebenfalls nach Werl ging, im Auto Platz genommen. Ich erzählte dem jungen Mann, zu welcher Strafe ich verurteilt worden war und warum, woraufhin er anfing, vehement sein persönliches Bekenntnis zu den demokratischen Grundsätzen zu verkünden, in deren Namen England gekämpft hatte. Ich sah ihn mit innerer Verachtung an und empfand einmal mehr jene bösartige Zufriedenheit, die ich immer beim Anblick der Wertlosigkeit unserer Gegner empfinde. Ich sagte, ironisch: "Wie interessant es ist, *Sie die* Demokratie verteidigen zu hören!" — was in Wirklichkeit bedeutete: "Wie schön ist es, einen so glühenden Demokraten zu treffen, der gleichzeitig ein Dieb ist!" (Worte, die ich zweifellos ausgesprochen hätte, wenn ich nicht vermeiden wollte, Miss Taylor zu verletzen, die mir nur eine Stunde zuvor das unschätzbare Geschenk von Tinte und Papier gemacht hatte). Dann verlor ich völlig das Interesse an dem Mann und schaute noch einmal aus dem Fenster.

Den Weg nach Werl, den ich so gut zu kennen begann, ging ich nun zum letzten Mal. Ich ging jetzt wirklich ins Gefängnis — um dort zu bleiben. Und ich war froh, dorthin zu gehen, und froh, auf dem Weg meine symbolischen Ohrringe zu tragen und meine trotzige Haltung zu bewahren. Ich wusste, dass ich sie immer behalten würde; dass sie der Sinn meines Lebens war; dass sie an mir haften würde, selbst wenn ich tot wäre, ohne Zweifel, in den Köpfen der wenigen, die sich an mich erinnern würden. Doch die sonnenbeschienenen Felder voller Gänseblümchen und Butterblumen, die zarten grünen Büsche am Wegesrand und die blühenden Obstbäume erschienen mir noch schöner als am Morgen. Denn diesmal wusste ich, dass ich sie nicht wiedersehen würde. "Ein anderer Frühling wie dieser wird kommen und gehen, und ich werde ihn nicht sehen", dachte ich, "und ein anderer wird folgen, und den werde ich auch nicht sehen, und ein dritter wird kommen, und den werde ich nicht sehen, es sei denn, sie beschließen, mich nach Indien zurückzuschicken. Aber das ist nicht wichtig. Ich möchte mein Schicksal mit niemandem tauschen — auch nicht mit dem meiner Kameraden, die 1940 mit der Illusion des Sieges im Herzen starben. Denn ich weiß jetzt, dass ich eines Tages die Wiederauferstehung des Nationalsozialismus erleben werde — und die Rache, nach der ich mich so gesehnt habe ... " So dachte ich. Und ich *war* glücklich. In der Pracht dieses deutschen Frühlings — des ersten, den ich gesehen hatte; des letzten, den ich für lange Zeit sehen würde

— bejubelte ich den ewigen Sieg des Lebens über den Tod. "Wie diese Bäume aus der trostlosen Unfruchtbarkeit des Winters erblüht sind", dachte ich zum hundertsten Mal, "so wird eines Tages aus den Ruinen, deren Anblick mich jetzt heimsucht, das gemarterte Land leben und gedeihen und wieder siegen." Und Tränen traten mir in die Augen, als ich mir vorstellte, wie ich mich bei der Rückkehr des Führers unter die tobende Menge der Zukunft mischte. Doch neben dem tiefen Glück war nun auch eine gewisse Traurigkeit in meinem Herzen zu spüren, denn die Schönheit der Landschaft, die ich zum letzten Mal bewunderte, war überwältigend.

Das Auto rollte weiter. Ich schwieg, — versunken in die Betrachtung des hellen Himmels und der neuen grünen Erde und der bunten Blumen; ich atmete den Duft und das Strahlen des wiedergeborenen Lebens; ich klammerte mich sehnsüchtig an den Anblick der sonnenbeschienenen Welt, als wäre meine letzte Stunde relativer Freiheit auch die letzte Stunde meines Lebens gewesen. Ich wusste, dass jede Umdrehung der Räder unter mir — die jetzt mit voller Geschwindigkeit rollten — mich näher an Werl, näher an die Gefangenschaft brachte. Und ich begriff, mehr als je zuvor, wie süß die Freiheit ist. Und obwohl ich nichts bedauerte — obwohl ich genauso reagiert hätte, die gleichen Worte des Glaubens und des Stolzes gesprochen hätte, den Feinden des Nationalsozialismus mit der gleichen aggressiven Freude getrotzt hätte, wenn es mir möglich gewesen wäre, meine Prüfung noch einmal zu durchlaufen, hatte ich für einen Moment die Schwäche, in meinem Herzen zuzugeben, dass es schön gewesen wäre, frei zu bleiben. Und Tränen traten mir in die Augen. Aber dann erinnerte ich mich plötzlich an H. E. und meine anderen Kameraden und Vorgesetzten, die in Werl und anderswo in ganz Deutschland inhaftiert waren: Ich erinnerte mich an Rudolf Hess, der seit 1941 inhaftiert war, und schämte mich. Ja, wer war ich, dass ich die Schönheit des Frühlings bedauerte, wenn ihr Anblick für sie wie die Erinnerung an ein früheres Leben war?

Meine Traurigkeit hielt an — vielleicht nahm sie sogar noch zu — aber sie war nicht mehr dieselbe. Ich hätte in Tränen ausbrechen können, wenn nicht Miss Taylor und die beiden Männer (und vor allem der deutsche Fahrer) anwesend gewesen wären und ich um jeden Preis mein Ansehen bewahren wollte. Aber ich hätte über die langwierige Gefangenschaft meiner Kameraden geweint, nicht über die Aussicht auf meine eigene; über die Verfolgung des Nationalsozialismus — des Glaubens an das Leben und die Auferstehung in unserer Zeit: des

Glaubens der Jungen, der Gesunden, der Schönen — inmitten dieser unbesiegbaren Wiedergeburt der Natur, trotz ihr, in einem Geist, der in meinen Augen eine Beleidigung für sie war und ist. Ich stellte mir vor, dass H. E. eines Tages wieder frei sein würde und in der entgegengesetzten Richtung die Schwelle der Finsternis überqueren würde, auf die mich das Auto jetzt brachte. Dieser Tag würde sicherlich kommen. Aber wann? Wann, dachte ich, werden die Türen aller Gefängnisse in Deutschland und anderswo, aller Konzentrationslager der Nachkriegszeit, weit aufgestoßen, und wann werden wir, militante Nationalsozialisten, die Jugend der Welt, die Kinder des Frühlings, hervorkommen und auf den Autobahnen wieder unsere triumphalen Lieder von den großen Tagen singen? Ach, wann?

Wir erreichten Werl. Die Sonne war untergegangen, aber es war noch hell. Die Straße, die zum Gefängnis führte, war eine einzige Blumenwiese. An den Mauern der privaten Gärten zu beiden Seiten der Straße hingen dichte Teppiche aus neuen grünen Blättern und Millionen zarter Blütenblätter — weiß, gelb, rosa, rot, blassviolett, die fast das Auto berührten. Ich starrte sie an und atmete ihren berauschenden Duft so tief wie möglich ein, als wir zu den riesigen, dunklen Gefängnistoren vorfuhren.

Ich stieg aus dem Auto aus. Ich half dem Fahrer, mein Gepäck herauszunehmen. Dann läutete Miss Taylor die Glocke. Und wir warteten …

Ein goldener Himmel warf sein Licht auf die bunten Blumen, auf die ruhige Straße, durch die wir gekommen waren, und auf den ruhigen kleinen Platz, wo diese Straße auf diejenige traf, die parallel zu den Gefängnismauern verlief; und auf diese großen hohen Mauern selbst, — die abweisende Grenze der anderen Welt, in die ich nun endgültig eintreten sollte; zu der ich bereits gehörte. Die Fensterscheiben der benachbarten Häuser, die nach Westen ausgerichtet waren, glänzten wie Gold. Und eine sanfte Brise brachte mir den Atem der Gärten, — den Atem der Welt der Freien. Wir hätten noch eine halbe Minute warten können: vielleicht eine Minute. Wieder dachte ich an meine Kameraden — etwa sechshundert Männer und ein paar Frauen, darunter H. E. — hinter diesen Mauern, fast vier Jahre lang. Und ich erkannte in aller Aufrichtigkeit, dass ich, wenn es möglich gewesen wäre, gerne selbst für immer ein Gefangener geblieben wäre — und für den Rest meines Lebens auf das Recht verzichtet hätte, Bäume und Blumen und sogar den göttlichen Himmel zu sehen, wenn ich sie zu diesem Preis hätte befreien können. Das hätte ich in der Tat getan! (Ich

würde es *jetzt tun* — nachdem ich die Freiheit noch einmal in vollem Bewusstsein ihres Wertes gekostet habe.) Und ich betete zu dem Einen, dessen Glanz der Glanz der Sonne ist: "Gib *ihnen die* Freiheit und die Macht zurück, Herr der unsichtbaren Kräfte, die alles regieren, was man sehen kann! Stelle unsere Neue Ordnung wieder her, das Abbild Deiner ewigen Ordnung auf Erden! — und es ist mir egal, was mit mir geschieht."

Ich hörte das Geräusch eines Schlüssels in dem dicken eisernen Schlüsselloch. Langsam wurden die großen, schweren Türen aufgeschoben. Ich überschritt die Schwelle ... und konnte nicht anders, als meinen Kopf zu drehen, um einen letzten Blick auf den schönen, friedlichen Abend zu werfen, auf den goldenen Himmel; um noch einmal den Duft der Blumen einzuatmen. Dieser letzte, flüchtige Anblick der Schönheit hatte etwas Feierliches an sich. In diesem Augenblick machte ich eine Erfahrung, an die ich mich mein ganzes Leben lang erinnern würde. Ich war nicht unglücklich — im Gegenteil: eine tiefe, heitere Freude erfüllte mich, und ich überschritt die Schwelle mit einem Lächeln. Ich wusste, dass mein Platz dort war, unter den anderen, die wie ich (wenn auch intelligenter und effizienter als ich) ihr Bestes für die Sache der Nazis getan hatten und die wie ich unseren Feinden in die Hände gefallen waren. Und ich war mir zutiefst bewusst, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben *an meinem Platz war* — an meinem Platz, endlich! An meinem Platz, zumindest in der Stunde der Verfolgung, ich, der ich vor Jahren hätte kommen sollen, um mit den Menschen meiner Rasse und meines Glaubens das glorreiche Leben der großen Tage zu teilen; ich, der ich während des ersten Kampfes um die Macht hätte kommen sollen, — als ich zwanzig war, anstatt meine Energie in Griechenland zu verschwenden ...

Mit einem schallenden Geräusch, das mich unwillkürlich erschaudern ließ, schlossen sich die riesigen, schweren Türen hinter mir. Tränen traten mir in die Augen. Ich war nun in meinem neuen Zuhause. Und ich dachte an H. E., den ich bald wiedersehen würde; an die anderen sogenannten "Kriegsverbrecher", die ich die Ehre und die Freude haben würde, kennenzulernen. Denn sicher — dachte ich — würde ich in den D-Flügel versetzt werden. Ich war glücklich — und gerührt. Noch einmal erinnerte ich mich blitzartig an die Herrlichkeit des Frühlings jenseits der nun geschlossenen Türen — und auch an die Skelette von Häusern und Fabriken, die kilometerlangen verkohlten und gesprengten Mauern, die Tag und Nacht unter dem Himmel nach Rache schrien; und an das Volk, für das ich auf meine ungeschickte Art

gekämpft hatte und für dessen Freiheit ich alles auf mich genommen hätte. "Deutschland", dachte ich, "in früheren Jahren wusste ich selbst nicht, wie sehr ich dich liebte!" Und ich spürte, dass zwischen dem Volk meines Führers und mir ein endgültiges Band bestand, das durch nichts zu brechen oder zu lockern war.

Miss Taylor verabschiedete sich von mir, nachdem der deutsche Wärter das Papier unterschrieben hatte, das sie ihm übergab (und damit bezeugte, dass ich mich nicht mehr in ihrem Gewahrsam befand). Ich hatte meinen Schal über den Kopf gezogen, um meine Ohrringe vor den Augen des Wärters zu verbergen. Es stimmt, dass Mitglieder der britischen Polizei in Düsseldorf gesehen hatten, dass ich sie trug, und sie hatten keine Einwände dagegen erhoben. Aber ich wusste nicht, wer diese Wärter waren; und wenn, wie Mr. Stocks mir einmal gesagt hatte, der Mann, den die Briten zum Leiter der männlichen Abteilung des Gefängnisses ernannt hatten, ein notorischer Anti-Nazi war, gab es keinen Grund, nicht anzunehmen, dass zumindest einige der Wärter von derselben Sorte waren. Und ich wusste von meinen Kameraden, dass ein deutscher Anti-Nazi im Allgemeinen viel schlimmer ist als jeder Vertreter der Besatzungsmächte (mit Ausnahme der Juden natürlich). Nach einer Weile kam eine Wärterin aus dem "Frauen Haus", um mich zu holen. Zwei Häftlinge — gewöhnliche Delinquenten — gingen vor uns her und trugen mein Gepäck, während die Wärterin und ich uns freundlich unterhielten.

Wir erreichten die Treppe, die zum "Frauen Haus" führte. Frau So-und-so und eine andere von denen, die definitiv "in Ordnung" waren, hatten in dieser Nacht Dienst, zusammen mit der Pflegerin, die gekommen war, um mich zu holen, und einer vierten. Es ist Frau So-und-so, die uns auf dem Treppenabsatz die Tür öffnet. "Nun ... ?", fragte sie, sobald sie mich sah.

"In Ordnung", antwortete ich. "Ich habe drei Jahre bekommen. Ich hatte viel Schlimmeres erwartet, vor allem nachdem ich so geredet habe." Dann, nach einer Minute Pause, erkundigte ich mich nach der einen Sache, die mich den ganzen Tag beunruhigt hatte: "Wissen Sie, ob H. E. meine Manuskripte gefunden hat?", fragte ich eifrig. "Ich bat sie, sie zu verstecken ... "

"Ihre Manuskripte sind im Büro von Schwester Maria in Sicherheit", antwortete die treue Pflegerin. "H. E. und ich haben dafür gesorgt. Sie bekommen sie morgen früh zurück."

"Ich danke Ihnen", rief ich aus tiefstem Herzen, "oh, ich danke Ihnen! "

Ich wurde in meine Zelle zurückgebracht, und Frau So-und-so bestellte ein Abendessen für mich. Während ich darauf wartete, versammelten sich die vier Wärterinnen um mich. Sie bewunderten meine Ohrringe und äußerten sich zu meiner Strafe. "Drei Jahre sind eine lange Zeit", sagte die eine, "die Frau in Nr. 48, die hier sitzt, weil sie ihr Neugeborenes umgebracht hat, hat doch auch nur drei Jahre bekommen!"

"Natürlich", antwortete ein anderer, "ein deutsches Baby macht in den Augen 'dieser Leute' mehr oder weniger keinen Unterschied, ein Schlag gegen ihr blinkendes Prestige hingegen schon."

"Nun", fügte ein dritter hinzu, "wir müssen versuchen, uns in ihre Lage zu versetzen. Wir haben den Krieg verloren. Das ist eine Tatsache. Und hier ist eine Frau, die den ganzen Weg aus Indien kommt und sich offen auf unsere Seite stellt. Im Jahr 1945 hätte man sie erschossen. Natürlich ändern sich die Zeiten — und zwar schnell, wie es scheint." Und zu mir gewandt sagte sie: "Aber ich hatte schon befürchtet, dass 'sie' dir mehr als drei Jahre geben würden. Sie haben Glück gehabt."

"Glaube ja nicht, dass es meine Schuld ist, wenn 'sie' mich nur zu diesem Betrag verurteilen", sagte ich: "Denn das ist es sicher nicht. Ich habe die Wahrheit gesagt und hatte kein bisschen Angst vor 'denen', das kann ich Ihnen versichern." Und ich wiederholte, so gut ich konnte, was ich in meiner Rede vor dem Militärtribunal gesagt hatte. Die Wärterinnen waren erstaunt: "*Das* haben Sie gesagt, und 'die' haben Sie mit drei Jahren davonkommen lassen! Es sieht so aus, als ob sich die Zeiten ändern würden!"

"Das letzte Mal, als ich in London war, wurde mir gesagt, dass in ganz Indien eine großartige kommunistische Propagandakampagne im Gange sei. Diese Johnnies wollen den Indern wahrscheinlich zeigen, wie milde sie im Vergleich zu den Russen sind. Sie wollen ihre Ex-Kolonie besänftigen ... "

"Das ist es, das ist es!", rief die vierte Wärterin. "Sie haben Angst. Ein gutes Zeichen!"

"Weißt du, was du bekommen hättest, wenn die Russen dich in ihrer Zone erwischt hätten?", sagte ein anderer. "Lebenslange Deportation nach Sibirien, oder so ähnlich ... "

"Ich glaube es", sagte ich. "Und ich würde es auch tun, wenn ich die Macht hätte, mit einem unserer ärgsten Gegner zu tun, was ich will, ihn oder sie auf Lebenszeit in die Deportation zu schicken — oder in den sofortigen Tod. Die Kommunisten sind unsere wahren Feinde, und sie wissen es. Aber diese Leute ... diese verweichlichten Demokraten, diese Lügner, sie wissen selbst nicht, was sie sind und was sie wollen. Gestern haben sie sich den Roten angeschlossen, um unsere Ideologie zu vernichten. Morgen, wenn sie genug Angst vor den Roten haben, werden sie im Dreck kriechen, um uns die Stiefel zu lecken — nach allem, was sie uns angetan haben — und unsere Hilfe gegen die Roten anflehen ... . Unsere Hilfe! Ich wünsche mir, dass wir sie so lange kriechen lassen, wie es zweckmäßig ist, oder so lange es uns Spaß macht, und dann geben wir ihnen einen guten Tritt und wenden uns gegen sie! Aber natürlich bin ich nicht derjenige, der in diesem komplizierten Spiel der bequemen Allianzen entscheidet. Das übersteigt meinen Verstand bei weitem. Ich weiß nur, dass ich die Demokraten verachte, was immer sie auch tun, und dass sie einen großen Fehler begangen haben, wenn sie glaubten, sie könnten auch nur die geringste Sympathie bei mir gewinnen, indem sie mir gegenüber nachsichtig sind. Ich wünschte, ich könnte sie eines Tages dazu bringen, dass es ihnen leid tut, dass sie mich nicht getötet haben, als sie es hätten tun können ... "

"Mein Gott, wenn sie dich jetzt hören könnten, würde es ihnen bestimmt schon leid tun", sagte eine der Pflegerinnen lachend.

Ich habe auch gelacht. Mein Abendessen wurde gebracht: sechs Scheiben Weißbrot, ein paar im Ofen gebackene Makkaroni und Käse, etwas Butter, etwas Pflaumenmarmelade, ein Brötchen mit Rosinen und eine Kanne heißer Tee mit Zucker und Milch. Die Wärterinnen wünschten mir guten Appetit und eine gute Nacht und verließen meine Zelle. Ich aß die Makkaroni, eine Scheibe Brot, ein wenig Marmelade und legte den Rest für meinen Freund H. E. zur Seite.

Dann schrieb ich meinem Mann einen zwanzigseitigen Brief, in dem ich ihm vorwarf, dass er versucht hatte, mich aus der Gefangenschaft zu retten, obwohl ich nicht gerettet werden wollte, und in dem ich ihm mitteilte, wie glücklich ich war, als wahrer Nationalsozialist vor den Vertretern der alliierten Besatzungsmacht und vor der deutschen Öffentlichkeit gesprochen zu haben.

Am nächsten Tag, früh am Morgen, kam H. E. in meine Zelle. Die diensthabende Wärterin — die "in Ordnung" war — zog die Tür hinter sich zu. Wir unterhielten uns ein paar Minuten. "Ich höre, du hast drei Jahre bekommen", sagte mein Kamerad, "du hast Glück gehabt. Ich hatte erwartet, dass du mindestens fünf Jahre bekommen würdest, und die meisten von uns sagten zehn.

"Ja", antwortete ich: "Ich weiß. Und doch habe ich alles getan, um dem Richter und allen Anwesenden zu zeigen, dass ich keine Angst habe, für unsere Sache zu leiden."

Ich wiederholte ihr das Wesentliche dessen, was ich in meiner Rede gesagt hatte. Und ich erzählte ihr von dem Brief, den mein Mann geschrieben hatte, und wies darauf hin, dass ich dem Anwalt verboten hatte, ihn zu erwähnen. H. E. schaute mich eindringlich an und sagte: "Sie sind wirklich eine von uns. Ich werde Sie nie vergessen. Wie du sagst, haben die himmlischen Mächte dich verschont, damit du an unserem kommenden Kampf teilnimmst." Sie legte ihren Arm um meine Taille und drückte meine Hand, während ich meinen Kopf für ein oder zwei Sekunden auf ihrer Schulter ruhte. Ich war glücklich.

"Wissen Sie", fuhr H. E. nach einer Weile fort, "in meiner ganzen Laufbahn habe ich nur einen einzigen Nicht-Deutschen getroffen, den ich mit Ihnen vergleichen könnte. Es war eine Polin, die wir während des Krieges bei der Spionage für England erwischt und erschossen haben. Ich war bei ihrem Prozess dabei und erinnere mich an ihre Rede. Du erinnerst mich an sie ... "

"Vielen Dank, dass Sie mich mit einem Agenten von der 'anderen Seite' vergleichen", sagte ich scherzhaft.

"Du darfst nicht lachen", antwortete H. E. "Sie hätte in die Irre geführt werden können; sie hätte, ohne es zu merken, 'eine Verräterin an ihrer eigenen Rasse' sein können, wie du alle Arier, die sich uns widersetzten, so richtig nennst, — denn sie war keine Jüdin, das kann ich dir versichern. Aber sie war aufrichtig und furchtlos, wie Sie es sind. Und als ich sah, wie unsere Männer sie aus dem Saal führten, konnte ich nicht umhin zu bedauern, dass sie ihre feinen natürlichen Charaktereigenschaften nicht unserer Sache gewidmet hatte."

"Nun", sagte ich, "ich bin froh, dass sie gefasst und erschossen wurde. Arische Qualitäten im Dienste jüdischer Interessen zu vergeuden, wissentlich oder unwissentlich, ist ein Sakrileg: es ist

Perlen vor die Säue werfen. Aber sagen Sie mir: Was halten Sie von dem Brief, den ich gestern Abend an meinen Mann geschrieben habe, als Antwort auf seinen Versuch, mich bei den Behörden zu "entschuldigen"? Sehen Sie ... " Und ich übersetzte ihr ein oder zwei Sätze aus dem Brief.

"Du solltest es nicht schicken", sagte H. E. "Es wird ihn traurig machen, ohne dass es der Sache nützt. Armer Mann! Er hat nur geschrieben, um zu versuchen, dich loszuwerden, wie es jeder von uns getan hätte, wenn es möglich gewesen wäre. Er hat sein Bestes für dich getan — und für uns. Versprich mir, dass du das nicht schicken wirst."

"Dann werde ich es vielleicht nicht tun. Ich werde diese und ein paar andere Passagen ändern ... "

"Ja, bitte", sagte meine Freundin. Und im Vorgriff auf das, was ich sie fragen wollte, fügte sie hinzu: "Ich werde dir deine Manuskripte zurückbringen, sobald Schwester Maria kommt. Sie sind in Sicherheit. Frau So-und-so hat Ihnen sicher gesagt ... "

"Das hat sie. Ich danke Ihnen, dass Sie sie behalten haben! Ich hatte Angst um sie, obwohl ich offensichtlich keinen Grund dazu hatte."

Dann gab ich ihr das Essen und den Tee, den ich am Vorabend für sie aufbewahrt hatte, sowie meinen morgendlichen Brei und das Weißbrot. "Ich nehme die Hälfte jetzt und die andere Hälfte, wenn ich zurückkomme", sagte sie, "denn ich kann das alles nicht unbemerkt durch den Korridor tragen".

Wir trennten uns wie immer und begrüßten uns mit den mystischen Worten: "Heil Hitler!"

Ich arbeitete gerade am siebten Kapitel meines *Goldes im Ofen* — Schwester Maria hatte mir gerade das Manuskript zurückgebracht, als Fräulein S. (die Assistentin von Frau Oberin) in meine Zelle kam und mich aufforderte, ihr "zum Gouverneur" zu folgen. Zu meiner Überraschung wurde ich nicht die Treppe hinunter und über das Gefängnisgelände zum Büro des Gouverneurs geführt, sondern nur über den Korridor zum Büro von Frau Oberin, wo der Gouverneur auf mich wartete. (Das überraschte mich, denn es war ein Mittwoch, und der Gouverneur kam im Allgemeinen nicht mit den Gefangenen in Kontakt, außer bei seinen regelmäßigen Besuchen im "Frauen Haus" am Freitagmorgen).

Oberst Vickers saß am Schreibtisch von Frau Oberin. Der deutsche Dolmetscher — über dessen Politik ich von Herrn Stocks mehr als genug gehört hatte, um ihn zutiefst zu verabscheuen — und Herr Watts, ein dunkler Mann mit einem ausgeprägten Bauch, der gelegentlich den Gouverneur zu vertreten pflegte, waren ebenfalls anwesend, der erstere im Stehen, der letztere in einem Sessel sitzend. Frau Oberin und die Oberin des Gefängnisses — die ältere blauäugige Dame mit weißem Haar, die mich am Tag meiner ersten Ankunft in Werl empfangen hatte — standen auf. Ebenso Fräulein S., die gerade mit mir den Raum betreten hatte.

Der Gouverneur erwiderte meinen Gruß mit einem abrupten "Guten Morgen" und sagte zu meinem großen Erstaunen ziemlich unverblümt zu mir: "Das Gericht hat Sie, wie ich sehe, zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Ihr Fall geht mich nichts an, wie ich Ihnen schon einmal gesagt habe: Ich bin nur hier, um mich um Sie zu kümmern, solange Sie in meiner Obhut sind. Aber ich kann nicht umhin festzustellen, dass dies die schwerste Strafe ist, die jemals von einem britischen Gericht gegen eine Frau verhängt wurde, und zwar für ein Vergehen wie das Ihre, seit wir in diesem Land sind. Dafür muss es einen Grund geben, denn unsere Justiz ist gerecht. Sie haben jedoch das Recht, eine Revision Ihres Urteils zu beantragen, wenn Sie genügend Beweise dafür vorlegen können, dass es revidiert werden sollte. Ich muss Sie jedoch warnen, dass Sie, wenn Sie dies ohne triftige Gründe tun, Gefahr laufen, eine noch schwerere Strafe zu erhalten, weil Sie unsere Zeit verschwendet haben ... "

"Ich habe nicht den geringsten Wunsch, ein Gnadengesuch zu stellen", sagte ich, als ich vor dem Schreibtisch stand, mit einem Strahl der Morgensonne im Gesicht, und fühlte mich glücklich. "Wenn ich es gewollt hätte, hätte ich schon während meines Prozesses den Brief benutzt, den mein Mann den Behörden geschickt hatte, um zu versuchen, mich reinzuwaschen. Ich habe mich geweigert, dies zu tun. In Anbetracht der gegenwärtigen Umstände und in Anbetracht all dessen, wofür ich stehe, halte ich mein Urteil für äußerst milde."

"In Ordnung", erwiderte Oberst Vickers und nahm den unerwarteten Blick, den ich ihm soeben auf mein wahres Ich gewährt hatte, vielleicht etwas überrascht, aber kommentarlos hin. Dann wandte er sich an Frau Oberin und die Oberin und sagte zu mir: "Sie muss die Kleidung der Gefangenen tragen und arbeiten. Als britische Untertanin wird sie wie bisher die besondere britische Diät erhalten.

Aber das ist alles. Und wenn sie jemals dabei erwischt wird, wie sie Essen an andere Gefangene verteilt, wird ihr das Privileg entzogen."

Der Dolmetscher übersetzte die Worte für Frau R., die Oberin, ins Deutsche. Frau Oberin konnte genug Englisch, um keine Übersetzung zu benötigen.

Dann sagte der Gouverneur zu mir: "Ich hoffe, Sie verstehen mich."

"Ja", antwortete ich, fest entschlossen, H. E. weiterhin das Beste von meinem Spezialfutter zu geben, ohne erwischt zu werden.

"Wenn Ihr Verhalten zufriedenstellend ist", fuhr er fort, "wird Ihnen regelmäßig ein Viertel Ihrer Strafe erlassen, was bedeutet, dass Sie statt drei Jahren zwei Jahre und drei Monate absitzen, vorausgesetzt, Sie werden nicht in der Zwischenzeit nach Indien zurückgeschickt. "

"Darf ich wissen", fragte ich, "wann sie mich voraussichtlich nach Indien zurückschicken werden?"

"Normalerweise nicht, bevor Sie nicht mindestens ein Drittel Ihrer Haftstrafe verbüßt haben, das heißt, nicht vor einem Jahr", antwortete der Gouverneur. "An diese Möglichkeit brauchen Sie also vorläufig nicht zu denken. Haben Sie noch eine Bitte?"

"Ich würde gerne wissen", sagte ich, "ob ich bis 22 Uhr Licht in meiner Zelle haben darf?"

"Nein", antwortete Colonel Vickers, "das ist nicht die Regel. Und ich kann keinen Grund erkennen, der in Ihrem Fall eine Ausnahme rechtfertigen würde. Außerdem ist es nur natürlich, dass Sie früh zu Bett gehen, da Sie den ganzen Tag arbeiten werden."

"Das ist schon in Ordnung", sagte ich innerlich verärgert, äußerlich gleichgültig. "Ich habe nur darum gebeten, weil ich den Eindruck hatte, dass politische Gefangene länger Licht in ihren Zellen haben dürfen als die anderen." Ich erinnerte mich an das, was Miss Taylor mir am Tag zuvor auf dem Weg nach Düsseldorf gesagt hatte.

"Politische Gefangene sind die letzten, denen wir nach der Zeit Licht geben — tatsächlich die letzten, denen wir irgendwelche Privilegien gewähren", sagte Oberst Vickers. Und (in Unkenntnis dessen, was Miss Taylor mir über General Kesselring und andere erzählt hatte, die ihre Memoiren schrieben, und General Rundstedt, der vorübergehend auf Bewährung freigelassen wurde) fügte er hinzu: "Einigen gestatten wir Licht nach acht Uhr; aber das sind alles Gefangene, die für uns schreiben oder auf die eine oder andere Weise geheime Arbeit für uns leisten".

Ich tat so, als ob ich dem, was ich gerade gehört hatte, nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte (als ob es mich nicht interessierte), und ich erhob keine weiteren Ansprüche auf Licht oder Schreibmöglichkeiten. Ich wusste, dass das deutsche Personal in diesen Fragen leichter zu handhaben sein würde als der Vertreter der britischen Macht im besetzten Deutschland. Zumindest das Personal des "Frauen Hauses" würde es sein. Und da die Tage immer länger wurden (eine Tatsache, die keine Besatzungsmacht ändern konnte), würde ich ohnehin bald bis zehn oder halb elf Uhr abends schreiben können. Aber die Erklärung von Oberst Vickers hat mich beeindruckt, und ich habe sofort meine eigenen Schlüsse daraus gezogen. Sie warf in der Tat ein unerwartetes, ergänzendes Licht auf Miss Taylors Ausführungen über die britische "Freundlichkeit" gegenüber sogenannten "Kriegsverbrechern". Jetzt wusste ich — von verantwortlicher Stelle, wie selektiv diese angebliche "Freundlichkeit" war, die sich nur auf diejenigen erstreckte, die bereit waren, "geheime Arbeit" für Deutschlands Sieger zu leisten... . Nun, ich würde mir sicherlich niemals Privilegien um den Preis eines solchen Geschäftes verschaffen. Ich nicht!

"Nun, ich habe wenig Zeit", sagte der Gouverneur schließlich: "Wenn Sie glauben, etwas zu brauchen, können Sie Fräulein M. fragen, die für die Frauenabteilung dieses Gefängnisses zuständig ist. Und Sie können tun, was sie Ihnen erlaubt. Guten Morgen."

Ich verbeugte mich als Antwort, und nun brachte mich Fräulein S. zurück in meine Zelle. Die Person, von der der Gouverneur gesagt hatte, ich solle sie konsultieren und ihr gehorchen, "Fräulein M.", war keine andere als diejenige, die wir Gefangenen als Frau Oberin kannten. Sie hatte immer ein besonders wohlwollendes Interesse an mir gezeigt, und H. E., der so lange in Werl war, hatte mir gesagt, sie sei eine "erstklassige Person", die uns wohlgesonnen und "absolut zuverlässig" sei. Und als ich meine Freundin gefragt hatte, ob die Dame tatsächlich "*in Ordnung*", d.h. eine aufrichtige Nationalsozialistin sei, hatte sie geantwortet: "Selbst wenn sie es wäre, könnte sie es uns nicht sagen. Wie alle, die es geschafft haben, unter 'diesen Kreaturen' einen Arbeitsplatz zu behalten, ist sie gezwungen, äußerst vorsichtig zu sein. Aber sie wird Ihnen helfen, so gut sie kann. Sie hat *mir schon* sehr geholfen." Zweifellos würde ich in der Lage sein zu schreiben, wenn es von ihr abhinge, dachte ich. Und wieder spürte ich, je weniger Oberst Vickers Verdacht schöpfte, dass ich im Gefängnis unter seiner Nase ein Buch wie *Gold im Ofen* schrieb, desto besser wäre es für mich; und

desto besser für die Sicherheit des Buches — desto besser für die Sache der Nazis, der das Buch eines Tages dienen sollte.

In meiner Zelle schrieb ich weiter an meinem Kapitel 7 über "Plünderung, Lügen und Seichtheit". Auf meinem Tisch lagen, an verschiedenen Stellen aufgeschlagen, drei oder vier Ausgaben der *Revue de la Presse rhénane et allemande*, — ausgewählte maschinengeschriebene Auszüge aus den deutschen Zeitungen über die Ereignisse im besetzten Deutschland, die mir ein französischer Beamter in Koblenz freundlicherweise als "nützliche Informationen" für mein geplantes Buch übergeben hatte, in völliger Unkenntnis des Charakters des Buches und daher des Geistes, in dem ich jedes Dokument verwenden sollte.

Die Zeit verging. Etwa zwei Stunden nach dem Mittagessen kam *Oberwachtmeisterin* S., die Dame, die die Arbeit der Gefangenen im gesamten Frauentrakt beaufsichtigte, herein. Sie war mittleren Alters, klein und ein wenig korpulent, aber äußerst elegant — mit äußerst nüchternem Geschmack gekleidet, energisch, entschlossen, effizient, von überdurchschnittlicher Intelligenz und konnte charmant sein, wenn sie wollte. In ihren Beziehungen zu mir war sie immer charmant gewesen und zeigte mehr Interesse an meiner Karriere als Schriftsteller und an meinen Aktivitäten in Indien als die meisten anderen Mitglieder des Gefängnispersonals. Ich hatte jedoch noch nicht herausgefunden, ob sie "in Ordnung" war oder nicht. H. E., der sie viel länger kannte als ich, *glaubte,* sie sei es, war sich aber "nicht ganz sicher". Frau S. selbst hatte mir wiederholt gesagt, dass sie seit Kriegsende "von allen Ideologien die Nase voll" habe und von keiner ein Wort hören wolle. Alles, was ich mit Sicherheit wusste, war, dass sie zu den Mitarbeitern gehörte, mit denen ich mich am liebsten unterhalten habe.

Sie kam herein und fragte mich mit einem Lächeln: "Na, wie kommst du voran? Und was hat Ihnen der Gouverneur heute Morgen erzählt?"

"Er sagte, ich müsse arbeiten", antwortete ich.

"Und welche Arbeit möchtest du machen?", fragt Frau S. "Was kannst du? — Denn hier stricken einige der Gefangenen, andere machen Netze oder Taschen oder Körbe; andere, die das Handwerk beherrschen, machen Kleider. Kannst du etwas herstellen?"

"Ich fürchte, ich weiß es nicht", antwortete ich. "Aber ich kann es lernen."

Frau S. lächelte wieder. "Es braucht Zeit, um zu lernen", sagte sie. "Es ist besser, das zu tun, wofür man geschaffen ist." Und nach einer Pause fragte sie mich: "Was haben Sie außer dem Schreiben und den Vorträgen in der Öffentlichkeit — und zweifellos auch privat, vor Ihrem Mann und all Ihren Freunden — gemacht, als Sie in Indien zu Hause waren?"

"Ich habe Sprachunterricht gegeben und Übersetzungen gemacht, wenn ich mehr Geld brauchte, als mein Mann mir geben konnte. Ansonsten habe ich ein wenig gemalt, bin zu ein paar Teepartys gegangen und habe praktisch nichts gemacht."

"Eine nationalsozialistische Frau sollte in jeder Art von Hausarbeit geschickt sein", sagte Frau S. und beobachtete mich ironisch, um zu sehen, wie sehr mich die untadelige Orthodoxie ihrer Aussage beeindrucken würde. Sie war nicht die erste Person in Deutschland, die mich daran erinnerte und mir das Gefühl gab, mich völlig zu schämen. Eine Sekunde lang schmerzte mich das akute Bewusstsein der für immer verlorenen Möglichkeiten, — die rückblickende Vision der Frau, die ich *hätte sein können*. Und ich schaute Frau S. mit einer solchen Tiefe aufrichtiger Traurigkeit an, dass die Ironie aus dem Blick ihrer funkelnden grauen Augen verschwand.

"Vielleicht war es ein Fehler, dass ich mich in meiner Jugend nicht um die umfassende Verwirklichung meines Frauseins bemüht habe, die unsere Ideale vorsehen", sagte ich. "Ich weiß es nicht. Ich hatte irgendwie das Gefühl, dass ich dazu bestimmt war, mein ganzes Leben lang eine Wanderin zu sein ... Wie auch immer, es ist nicht gut, an die Vergangenheit zu denken. Jetzt ist mein Haushalt meine Zelle. Und ich werde versuchen, ihn so sauber und ordentlich wie möglich zu halten."

Frau S. klopft mir auf die Schulter. "Es tut mir leid, wenn ich Sie traurig gemacht habe", sagte sie, "das war nicht meine Absicht. Und jetzt sagen Sie mir ganz offen: Was würden Sie wirklich gerne tun? Was würden Sie tun, wenn Sie frei wären?"

"Schreiben Sie weiter an meinem Buch", antwortete ich ohne zu zögern.

"Nun, fahren Sie fort", sagte die *Oberwachtmeisterin* zu meinem Erstaunen und zu meiner Freude. "Ich bringe Ihnen der Form halber eine kleine leichte Arbeit, die Sie in etwa einer Stunde erledigen

werden. Den Rest des Tages können Sie Ihre eigentliche Arbeit fortsetzen — Ihre Arbeit, auf die es ankommt."

Ich war tief bewegt. "Ich kann nicht genug Worte finden, um Ihnen zu danken", rief ich in einem aufrichtigen Ausbruch von Dankbarkeit, während mir die Tränen in die Augen stiegen. "Das ist der größte Gefallen, den Sie mir tun können. Und ..." — ich konnte nicht anders, als hinzuzufügen — "ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie Ihre Freundlichkeit bereuen würden, wenn Sie wüssten, was ich hier schreibe."

"Ich will es nicht wissen — *jetzt*", antwortet Frau S. "Es ist doch auf Englisch, nicht wahr? Ich kann kein Englisch lesen. Wenn es eines Tages, wie ich hoffe, ins Deutsche übersetzt wird, werde ich es gerne lesen."

"Wenn die Götter mein Manuskript bis dahin verschonen", antwortete ich, "und wenn meine Kameraden es für übersetzungswürdig halten ... "

Frau S. lächelte, drückte meine Hand und verließ die Zelle.

Ich war glücklich. Bevor meine schriftliche Hommage an Deutschland übersetzt und veröffentlicht werden konnte, musste sich sicherlich noch einiges ändern. Hatte Frau S. wirklich geglaubt, dass das der Fall sein würde? Und so schnell? Es wäre ein Wunder. Aber ich glaubte an Wunder. Meine Verurteilung zu nur drei Jahren Haft — nach der Haltung, die ich während des gesamten Prozesses gezeigt hatte — war ein Wunder. Dass meine kostbaren Manuskripte unversehrt vor mir auf dem Tisch lagen, war ein Wunder.

Ich blickte hinauf zum hellen Himmel, zur Sonne, dem König aller Götter, die jenseits meiner undurchsichtigen Fensterscheiben und meiner Eisengitter schien. "Unsichtbare Mächte, die alles Sichtbare lenken", betete ich, "gib meinen deutschen Kameraden Freiheit und Kraft... . Oh, bring unsere großen Tage zurück!"

Am nächsten Tag, dem 7. April, kam am Nachmittag Frau R., die Oberin des Gefängnisses, um mich abzuholen. "Nimm deine Sachen mit — alle deine Sachen", sagte sie. Zwei Gefangene, die sie mitgebracht hatte, packten meinen Koffer und zogen ihn aus der Zelle, während ich meinen Mantel, meinen Aktenkoffer, einige Bücher, alles was ich tragen konnte, mitnahm. Meine Manuskripte, die zu umfangreich waren, um versteckt zu werden, schob ich in die

Schublade meines Tisches, zusammen mit meinem Tintenfass, meiner Feder und meinen Bleistiften. Das Porträt des Führers befand sich ebenfalls dort, zwischen zwei Blättern Papier, wie mir Frau Oberin am Morgen gesagt hatte, dass es sicherer sei, es nicht draußen aufzubewahren, zumindest am Tag, wenn so viele Augen durch den Türspion meiner Zelle sehen könnten. Bevor ich jedoch den Ort verließ, öffnete die Oberin die Schublade.

"Sie müssen auch diese Papiere mitnehmen", sagte sie, "alles".

"Aber die brauche ich", wagte ich zu antworten. "Das sind meine Schriften."

"Der Gouverneur hat gesagt, du sollst arbeiten", antwortete Frau R., "von Schreiben hat er nichts gesagt."

"Ich weiß. Ich habe ihn selbst gehört. Aber darf ich abends nicht etwas tun, um mich zu beschäftigen? Der Gouverneur sagte mir, er habe keine Zeit, auf die Einzelheiten meines Tagesablaufs einzugehen, sondern überlasse das Frau Oberin. Ich werde sie fragen, ob ich nach Feierabend schreiben darf."

"Andere putzen ihre Zellen und flicken ihre Strümpfe nach Feierabend", sagte die Oberin. "Aber wenn Frau Oberin Ihnen erlaubt, zu schreiben, habe ich nichts dagegen. Sie ist die Verantwortliche. Ich tue nur, was mir befohlen wird."

"Soll ich nun meine Papiere mitnehmen oder hier lassen?", fragte ich, innerlich besorgt.

"In Ordnung. Lassen Sie sie", stimmte die Oberin zu meiner Erleichterung zu. "Aber wir müssen Frau Oberin fragen, bevor Sie sie endgültig behalten dürfen."

Ich wurde in den kleinen Raum geführt, den ich gleich am ersten Tag, als ich nach Werl kam, betreten hatte. Ich wurde aufgefordert, mich zu entkleiden, und meine Zivilkleidung wurde weggeräumt, sorgfältig katalogisiert mit dem Rest meines Besitzes. Und ich zog die Häftlingsuniform an: über der Häftlingswäsche einen dicken grauen Wollunterrock, eine dunkelblaue Latzhose und eine graue Schürze. Außerdem bekam ich einen dunkelblauen Wollpullover und eine schwarze Jacke, die ich in der "Freistunde" auf dem Hof oder auch in meiner Zelle tragen konnte, denn es war immer noch kalt.

Ich legte allen Schmuck ab, den ich trug — goldene Armreifen, goldene Ketten, Ringe — alles bis auf den eisernen Armreif an meiner linken Hand (in Bengalen das Zeichen für die Unauflöslichkeit der Ehe). Bevor ich meine Goldkette ablegte, nahm ich das Glasporträt des Führers ab, das ich immer daran trug, und steckte es in meine Tasche.

Aber die wachsame Oberin bemerkte jede Geste: "Was wollen Sie verbergen?", fragte sie mich. Es blieb mir nichts anderes übrig, als ihr das kostbare kleine Objekt zu zeigen.

"Ich will mich nicht *davon* trennen", sagte ich eifrig. "Nehmt es mir nicht weg! Es ist der letzte Schatz, den ich habe. Es wird niemandem schaden, wenn ich es an einer einfachen Schnur um den Hals trage, so wie andere Gefangene ein Kreuz tragen. Niemand wird es bemerken." Ich war gerührt, als ich diese Worte aussprach. Der kleine Gegenstand war das Abbild unseres Führers. Es war auch das Geschenk eines aufrichtigen Nazis, der mich liebte und mir vertraute, den ich liebte und ihm vertraute; das Geschenk des verfolgten Deutschlands an mich. "Oh, nimm es mir nicht weg!", sagte ich wieder.

"Na gut, dann behalte es", antwortete zu meiner Überraschung und Freude Frau R. — sie, die mir so sehr als Zuchtmeisterin erschien. War sie trotz ihrer selbst gerührt von dem spontanen Ausdruck, den ich meinen Gefühlen verliehen hatte? Oder hielt sie es für ihre Pflicht als Deutsche, einem wahren Freund ihres Landes Freundlichkeit zu erweisen — ich werde es nie erfahren.

Ich bedankte mich überschwänglich für den Gefallen, den sie mir damit getan hatte. Als ich dann einige Toilettengegenstände zusammensuchte, um sie in meine Zelle zu bringen, fragte ich sie: "Darf ich auch diese Schachtel mitnehmen?"

"Was ist da drin? Gesichtspuder? Das darfst du hier im Gefängnis nicht benutzen", sagte die Oberin.

"Es ist nur Talkumpuder", antwortete ich und öffnete mit Leichtigkeit die fast volle Schachtel, in der ich am Vortag sorgfältig in weiches Papier eingewickelt meine indischen Ohrringe in Form von Hakenkreuzen versteckt hatte.

Frau R. untersuchte die Schachtel, ohne sie zu leeren, sah, dass es sich tatsächlich um Talkumpuder handelte, und sagte zu meiner Freude: "Ja, Sie können es behalten."

Dann betrachtete ich mich in dem großen Spiegel, der in dem Raum stand, und war enttäuscht. Die Häftlingskleidung hat mein Aussehen nicht verbessert. Ich sah viel besser aus in meinem braunen Maßanzug oder in meiner schönen dunkelroten Kutte (beides Geschenke von Kameraden in England anlässlich meiner Abreise nach Deutschland) oder natürlich in einem meiner "Saris". Aber mir wurde klar, dass ich jetzt wie H. E. und die anderen gefangenen Nazi-Frauen gekleidet war, die alle so unglaublich viel mehr als ich für unsere gemeinsame Sache gelitten hatten. Und die unbeholfene, schlecht

sitzende Uniform erschien mir wie ein Mantel des Ruhmes. Und ich lächelte mich im Spiegel an.

"Sie sehen aber trotzdem hübsch aus in diesen Kleidern, nicht wahr?", sagte die Oberin gut gelaunt.

"Ich weiß, ich weiß", antwortete ich mit Überzeugung. "Ein intensives Innenleben — wie unseres — macht immer schön."

In meinem Kopf, wie eine Erinnerung aus einer anderen Welt, erinnerte ich mich an die griechische Nationalistin, die ich einst gewesen war — das achtzehnjährige Mädchen, das handgewebte, bunt bestickte Kutten im Bauernschnitt trug, die es in Athen gekauft hatte, und das mit Stolz zu erklären pflegte: "Paris diktiert allen Frauen außer mir seinen Geschmack". Und ich erinnerte mich an die Frau, die ein paar Jahre später auf der Suche nach einer ungebrochenen arischen Tradition nach Indien gesegelt war und den indischen "Sari" annahm, um mehr wie eine alte Griechin, mehr wie eine heidnische Griechin, mehr wie eine arische Heidin aller Zeiten auszusehen. Wie kindisch, ja verzweifelt kindisch erschien mir jetzt diese ganze Betonung des Äußeren! Hatte ich *deshalb* meine Erfüllung verfehlt und nur die halbe Pflicht getan? Denn der Geist des ewigen arischen Pagandom war hier, in den glühenden Herzen und dem disziplinierten Leben der Männer in braunen oder graugrünen Uniformen, nicht dort, im Nahen oder Mittleren Osten, in eitlen Faltenwürfen, ja nicht einmal in ungebrochenen Traditionen, die mit immer weniger Verständnis verfolgt wurden. Und jetzt, nach der Katastrophe, lebte und leuchtete es unbesiegbar in den Herzen und im Leben derselben unerschrockenen Minderheit — in meinen Kameraden, von denen so viele die Kleidung der Gefangenen trugen, wie ich es von nun an tun würde. Das Bild, das mir der Spiegel nun zurücksandte, symbolisierte die Verwirklichung meiner lebenslangen Sehnsucht, es *war* das Bild meines wahren Ichs, weit besser als das der juwelengeschmückten Frau in griechischer oder indischer Kleidung.

Als ich herauskam, traf ich *Oberwachtmeisterin* S. auf dem Flur. Ich hatte sie den ganzen Tag nicht gesehen. Sie sagte mir (zweifellos aus Höflichkeit), dass mir meine neue Kleidung gut stehe; und dann sprach sie mich an, als wäre ich ein Freund und kein Gefangener, und sagte: "Wissen Sie, dass Ihr Fall gestern Abend im Radio gesendet wurde? Sie haben ein oder zwei Dinge ausgestrahlt, die Sie bei Ihrer Verhandlung gesagt haben. Sie haben in der Tat gut gesprochen."

Sie folgte mir in meine Zelle. Die diensthabende Wärterin, die mich begleitete, verließ uns und ging ihrer Wege. "Sie sagten auch, dass

Sie Ihren schönen indischen Schmuck verkauft haben, um Ihre Aktivitäten in Deutschland zu finanzieren", fuhr Frau S. fort.

"Das ist wahr", antwortete ich. "Aber warum darüber im Radio sprechen? Jeder aufrichtige Nationalsozialist würde das tun, hoffe ich. Wenn jedoch das Wenige, was sie über mich gesagt haben, und besonders das Wenige, was sie von meiner Rede vor Gericht gesendet haben, dazu beigetragen hat, dass auch nur ein einziger Deutscher mehr stolz auf seinen natürlichen arischen Adel ist; wenn es auch nur einen einzigen dazu gebracht hat, lebendiger als zuvor zu begreifen, was für eine große Sache Adolf Hitler für Deutschland getan hat, indem er es zum bewussten Hort des wiedergeborenen Ariertums gemacht hat, dann bin ich glücklich; dann macht es mir nichts aus, hier drei Jahre — oder zehn — zu sitzen, ohne einen Baum zu sehen ... "

Aber als ich diese Worte aussprach, tauchte das flüchtige Bild von leuchtend grünen Feldern voller Veilchen, Gänseblümchen und Butterblumen, von blühenden Obstbäumen — die Pracht des Frühlings — wie eine Vision des verlorenen Paradieses wieder in meinem Gedächtnis auf, und Tränen füllten meine Augen. Und doch meinte ich alles, was ich sagte.

"Ohne einen Baum zu sehen", wiederholte ich nach einer kurzen Pause, in der sich mir die flüchtige Vision aufgedrängt hatte, verlockender denn je. "Oh, wie schön waren die Bäume in ihrem frühlingshaften Gewand vorgestern, an meinem letzten Tag in Freiheit! Wie schön waren die Sträucher und die blühenden Felder entlang der großen *Reichsautobahn* ... und wie schön der reine Himmel und der Sonnenschein, der göttliche Sonnenschein! ... Ich warf einen letzten Blick auf all das und die schweren Türen schlossen sich hinter mir. Aber das macht nichts. Es ist mein Platz, hier, unter meinen verfolgten Kameraden — unter denen, die unseren Führer bis zum Ende liebten. Und wenn ich sogar von hier aus indirekt — durch die Kommentare unserer Feinde zu meinem Fall — wenigstens noch einmal von Nutzen gewesen bin, nun, ich bin froh."

Frau S. schaute mich ernst an. "Ich sollte Ihnen das nicht sagen", sagte sie mit gesenkter Stimme, "aber ich werde es trotzdem tun. Und Sie müssen mir glauben, denn ich spreche die Wahrheit. Jenseits der schweren Türen, die sich vor Ihnen verschlossen haben, achtet und liebt Sie jeder treue Deutsche, jeder wahre und würdige Deutsche."

Hätte man mir soeben gesagt, die Welt gehöre nun mir, so hätte ich mich nicht intensiver bewegen können. "Die Leute meines Führers", flüsterte ich, während mir die Tränen, die ich vergeblich

zurückzuhalten versuchte, über die Wangen liefen, "die Männer aus Eisen, die er so sehr liebte. Sie!"

Blitzartig erinnerte ich mich an meinen ersten unvergesslichen Blick auf das zehn Monate zuvor gemarterte Land: die Ruinen von Hamburg, die Ruinen von Brem, an all die Städte, die ich in jener Nacht des 15. Juni 1948 gesehen hatte. Ich erinnerte mich an die Worte, die zwei bescheidene Eisenbahner damals an mich gerichtet hatten — anstatt mich bei der Polizei anzuzeigen — als sie mich beim Verteilen meiner ersten handgeschriebenen Flugblätter erwischten: "Wir danken Ihnen im Namen von ganz Deutschland", Worte, an die ich mich mein Leben lang erinnern würde; Worte der Arbeiterelite aus reinem Blut, aufrecht und würdevoll inmitten der schrecklichsten materiellen Verwüstung. Seitdem hatte ich mehr von dieser Elite gesehen; ich hatte sie bewundert. Ich wusste nun, dass keine Kraft der Welt sie töten konnte; ich wusste, dass sie immer da sein würde, um für mich weiterzuleben — ich, die ich in der Verzweiflung von 1945 jemandem in Indien meinen Wunsch erklärt hatte, "der Menschheit für immer den Rücken zu kehren". Und siehe da, eine verantwortungsbewusste Frau und ein Deutscher sagten mir, dass ich im Herzen dieser übermenschlichen Leidenselite nun einen Platz hätte ...

"Kein Ruhm", antwortete ich Frau S., "keine großen internationalen Ehren, nichts in der Welt könnte mich mehr berühren als das, was Sie soeben gesagt haben. Sagen Sie den treuen Deutschen, von denen Sie sprechen, dass ich mir des heiligen Bandes bewusst bin, das mich für immer und ewig an sie bindet. Sagen Sie ihnen, dass auch ich sie liebe. "

"Das werde ich", sagte die *Oberwachtmeisterin*.

Und sie fügte mit sehr leiser Stimme hinzu: "Darunter sind Leute, die ich persönlich kenne; Leute, die einst wichtige Posten in der Partei innehatten — in der auch ich war. Aber versprechen Sie mir, dass Sie niemandem etwas davon erzählen, nicht Frau Oberin, nicht einer der Pflegerinnen, wie 'in Ordnung' sie auch sein mögen, nicht einmal Ihrem Freund H. E. Können Sie das wirklich geheim halten?"

"Ich verspreche es", sagte ich.

"Ich komme Sie morgen früh wieder besuchen", sagte Frau S. "*Auf Wiedersehen*!"

"*Auf Wiedersehen*!"

KAPITEL 7

HUMILIATION

Am nächsten Tag, dem 8. April, wurde ich am Nachmittag in die Zelle Nr. 92 im B-Trakt verlegt.

Mein Koffer, meine Aktentasche, alle meine Sachen waren in die gemeinsame Garderobe gebracht worden, wo die Sachen aller Gefangenen aufbewahrt wurden. Aber Frau Oberin hatte mir erlaubt, meine Manuskripte und ein paar Bücher mitzunehmen: H. R. Halls *Alte Geschichte des Nahen Ostens*, ein Buch über die *Mythologie des alten Britanniens*, Dr. Herbert Gowens *Geschichte Japans*, zwei Bücher über die mongolische Geschichte und eines über die *Kunst und Zivilisation des alten Amerikas* — natürlich abgesehen von meiner kostbaren englischen Übersetzung der Bhagavad-Gita.

Ich liebte diese Bücher. Sie spiegelten mein lebenslanges Interesse an der Geschichte aller Zivilisationen wider; sie repräsentierten etwas von jenem Informationsbestand, aus dem ich jahrelang malerische Illustrationen zur Unterstützung unserer Philosophie geschöpft hatte. Ich war Frau Oberin dankbar, dass sie mir erlaubte, sie zu behalten; noch dankbarer war ich ihr, dass sie mir erlaubte, meine Manuskripte zu behalten und weiter zu schreiben. Dankbar war ich auch der *Oberwachtmeisterin* für ihre stille und verständnisvolle Mitarbeit.

Ich steckte meine Manuskripte in meine Tischschublade. Das Porträt des Führers versteckte ich im Einband der *Mythologie des alten Britannien*, und *Das Programm der N.S.D.A.P.* (das ich auch zu Referenzzwecken bei mir behalten hatte) zwischen den illustrierten Seiten der *Kunst und Zivilisation des alten Amerika*. Dann verteilte ich die Bücher auf zwei der Regale meines neuen Schranks, der viel kleiner war als der in Zelle 121, und legte mich auf mein Bett, weniger um mich auszuruhen (denn ich war weder krank noch müde), sondern um nachzudenken.

Ich konnte mir nicht erklären, warum ich hierher verlegt worden war und nicht in den D-Flügel, wo sich die Zellen aller meiner echten Kameraden befanden. Hatte man mich nur vorläufig in diese Zelle gesteckt? Oder sollte ich gar nicht in den D-Trakt kommen? Und noch einmal, warum?

Nur ein einziges Mal — am Morgen nach meiner Rückkehr nach Werl, bevor der Gouverneur kam — war ich nach unten geschickt worden, um meine "freie Stunde" mit den Angehörigen des D-Flügels zu verbringen, die mich mit Freude empfangen hatten. Ich hatte die Ehre, an der Seite von Frau R. — ehemals Inhaberin eines verantwortungsvollen Postens in der Leitung des Konzentrationslagers Ravensbrück, jetzt als sogenannte "Kriegsverbrecherin" von unseren Feinden zu lebenslanger Haft verurteilt — über den Hof zu gehen und zu hören, wie sie mich als Freundin ansprach. Und ich hatte das Vergnügen, ihr zu sagen: "Glaube nicht, dass du dein ganzes Leben hier bleiben wirst! Oh nein! Ich war erst gestern noch in Kontakt mit der Außenwelt, und ich kann dir versichern, dass sich die Dinge ändern. Eine unerbittliche Gerechtigkeit wird sich eines Tages an diesen Menschen festkrallen und dich rächen, uns alle rächen und uns wieder an die Macht bringen, diesmal im Weltmaßstab, — obwohl ich selbst nicht weiß, wie." Und die Frau, die fast vier Jahre gefangen war, hatte mir zugelächelt und geantwortet: "Ich wünschte, du hättest recht. Oh, wie sehr ich es mir wünsche! Man hofft immer." Aber die Zeit war gekommen, dass wir in unsere Zellen zurückkehrten, und wir trennten uns. Und dann war der Gouverneur gekommen, wie ich bereits erzählt habe. Und ich hatte keinen Kontakt mehr mit meinen Kameraden — außer natürlich mit H. E., die wie immer jeden Morgen in meine Zelle kam, sich den Tee, das Weißbrot, den Brei oder andere Lebensmittel abholte, die ich für sie bereithielt, mich mit einem aufrichtigen "Heil Hitler" begrüßte, wann immer wir allein waren (oder wenn Frau So-und-so oder eine andere der Stationsschwestern, die "in Ordnung" waren, zufällig Dienst hatte), und sich dann immer in Eile entfernte. Ich war morgens und nachmittags mit den gewöhnlichen Straftätern, Dieben, Schwarzhändlern, Abtreibern und so weiter unterwegs gewesen. Und, meine Güte, wie langweilig waren die! Sie sprachen praktisch über nichts anderes als über Essen ... und Männer — Trivialitäten.

Als ich in Nr. 121 wohnte, hatte ich eine Pflanze in einem Blumentopf geschenkt bekommen — eine hübsche Pflanze mit seltsam gefärbten Blättern, die auf der einen Seite grün und auf der anderen violett oder auf der einen Seite dunkelrot und auf der anderen rosa waren. Ich hatte sie fünf Minuten lang bewundert und sie dann regelmäßig gegossen und so gut wie möglich gepflegt. Aber ich war zu sehr in andere Gedanken vertieft gewesen, um ihr viel Aufmerksamkeit zu schenken. Jetzt erinnerte ich mich an das schöne und harmlose

Lebewesen und bedauerte, dass ich mir nicht die Mühe gemacht hatte, es mitzunehmen. Zum ersten Mal vermisste ich es. Zum ersten Mal dachte ich über die Schönheit seiner leuchtend bunten Blätter nach. Zu meiner eigenen Überraschung trieb mir der Gedanke, dass niemand sie an diesem Abend gießen würde, Tränen in die Augen und ein Gefühl der Schuld in mein Herz. "Arme Pflanze", dachte ich, "ich muss einer der Pflegerinnen (oder Frau Oberin selbst, wenn ich sie sehe) sagen, dass ich sie haben will. Aber da ich gewohnt war, ehrlich zu mir selbst zu sein, konnte ich nicht umhin, mich zu fragen, ob ich einen Gedanken daran verschwendet hätte, wenn ich in einer Zelle des D-Trakts neben einer Frau gewesen wäre, die ich lieben und bewundern konnte und mit der ich erwarten konnte, während der "freien Stunde" über die Vorzüge des Nationalsozialismus, die Verbrechen der Demokratien und jene unwiderstehliche Rache zu sprechen, nach der ich mich so sehr sehnte — und immer noch sehne.

Das Abendbrot wurde mir wie üblich gebracht. Die diensthabende Pflegerin war eine derjenigen, die ich am meisten mochte, eine derjenigen, die "in Ordnung" waren. Ich erzählte ihr von der Pflanze. "Natürlich bekommen Sie sie zurück", sagte sie sehr freundlich; "Sie bekommen sie, vielleicht nicht sofort, denn Frau R. ist jetzt sehr damit beschäftigt, die Verteilung von Brot und "Kaffee" zu überwachen, aber sicher morgen früh. Es freut mich, dass Sie Ihre Pflanze lieben. Ich habe schon bemerkt, wie sie gewachsen ist, seit dem Tag, an dem sie Ihnen geschenkt wurde."

"Darf ich Sie auch fragen", sagte ich, "warum man mich hier und nicht im Trakt D untergebracht hat?" "Ich weiß es selbst nicht", antwortete die freundliche Wärterin, "es verwirrt mich auch, glauben Sie mir, denn Ihr Platz ist dort, bei den politischen Gefangenen, nicht hier, bei diesem Haufen. Aber ich habe gehört, daß man Sie auf Befehl des Gouverneurs hierher gebracht hat ... "

"Aber warum?", rief ich aus, "warum? Glaubt der Gouverneur, er wolle mich 'entnazifizieren', indem er mich von meinen Kameraden trennt, oder was? Wenn er es deshalb getan hat, meine Güte, was für ein Narr muss er sein! Denn ich habe jahrelang — durch die Umstände bedingt — keinen Kontakt zu den Menschen unseres Glaubens gehabt und war gezwungen, überall nur die verdammte "humanitäre" Propaganda unserer Feinde zu hören. Hat mich das 'reformiert'? Nein, keine Angst! Es hätte mich noch mehr zu einem Nazi gemacht als je zuvor, wenn das möglich gewesen wäre.

"Sie haben Recht", stimmte die Wärterin zu. "Wir alle wissen, dass das nur Unsinn ist. Niemand kann einen verantwortungsbewussten Mann oder eine verantwortungsbewusste Frau 'reformieren', die wissen, was sie wollen. Aber was können wir tun? Wir haben nichts zu sagen — auch nicht Frau R. und auch nicht Frau Oberin selbst. Wir haben den Krieg verloren und unser Land ist besetzt. Wir sind alle so machtlos wie Sie — alle in Knechtschaft. Die Vertreter der Besatzungsmächte machen hier, wie überall in Deutschland, was sie wollen."

"Ich weiß", antwortete ich bitter, und mein ganzer Hass auf die alliierte Besatzung erfüllte mein Herz, zusammen mit dem Bewusstsein der Nutzlosigkeit der Anstrengung, das das schmerzhafteste Gefühl von allen ist. "Ich weiß. Oh, wie lange, wie lange noch?"

"Das kann niemand wissen."

Ich hätte das Gespräch gerne fortgesetzt. Aber Frau X. hatte keine Zeit. "Ihr Abendessen wird kalt werden. Und den Behälter muss ich auch zurückbringen", sagte sie nach einer kurzen Pause, um unser Gespräch zu beenden. Ich leerte das große runde Aluminiumgefäß amerikanischer Bauart, in dem mir das Essen gebracht worden war; wie üblich legte ich für H. E. beiseite, was ich konnte, und aß den Rest.

Als die Wärterin zurückkam, sagte sie mir, dass die Gefangenen des B-Trakts an der Reihe seien, in den Erholungsraum zu gehen (wo jede einzelne Gruppe von uns etwa jede Woche zwei Stunden verbringen durfte). Und sie fügte hinzu — da die Anwesenheit dort nicht obligatorisch war — : "Möchtest du auch gehen? Nur um zu sehen, wie es dir gefällt? Ich weiß, es ist keine Gesellschaft für Sie. Aber es kann eine Erfahrung für Sie sein. Nimm es so hin, denn ich kann dich nicht mit dem D-Flügel in den Aufenthaltsraum schicken, so gerne ich das auch tun würde."

Ihre Freundlichkeit und Rücksichtnahme berührte mich umso mehr, als ich wusste, dass sie "in Ordnung" war und dass sie, wie nur eine von uns, verstand, wie schmerzhaft diese Trennung von meinen Kameraden für mich war. Ich bedankte mich bei ihr.

"Ich werde gehen", sagte ich und entschied mich. "Auch wenn es keine politischen Gefangenen sind, so sind es doch zumindest deutsche Frauen, die meisten von ihnen. Und ich wage zu behaupten, dass es unter ihnen einige gute Elemente gibt; vielleicht sogar ... "

"Versuchen Sie nicht, sie zu indoktrinieren", unterbrach mich Frau X. und kam damit einer ganz natürlichen Neigung von mir zuvor.

"Bei denen weiß man nie, mit wem man es zu tun hat. Seien Sie vorsichtig!"

Ich sagte, ich würde es sein. Dennoch konnte ich nicht umhin zu hoffen, dass ich auch unter diesen Frauen einige finden würde, die trotz ihrer Schwächen genug deutschen Stolz bewahrt hatten, um mit Nostalgie auf das nationalsozialistische Regime zurückzublicken, und die sich — zusammen mit mir, einem Ausländer — nach dessen Wiederauferstehung sehnten; einige, denen ich im Laufe der Zeit vertrauen könnte.

Ich ging auf den Korridor hinaus. Einige Häftlinge waren schon da, andere kamen aus ihren Zellen. Die Wärterin öffnete die Türen, eine nach der anderen. Ich hatte plötzlich den lebhaften Eindruck, mich in einer Art "Zoo" zu befinden, aus dem der Wärter die Insassen nun für eine Weile herausließ. Mir war aufgefallen, dass wilde Tiere nicht sofort aus ihren Käfigen stürmen, sobald die Eisenstäbe angehoben werden, sondern dass sie, so seltsam es auch erscheinen mag, langsam hinausgehen, als wüssten sie, dass die Freiheit, die sich ihnen bietet, nur relativ und vorübergehend ist — kaum der Rede wert. Die gefangenen Frauen taten dasselbe; selbst nachdem die Wärterin die Türen weit aufgerissen hatte, schienen sie es nicht eilig zu haben, herauszukommen. Sie kamen langsam heraus und zogen die Eisengitter hinter sich her, die ihre Zellen von außen verschlossen; oder sie verweilten ein oder zwei Minuten im Inneren, räumten die Utensilien weg, mit denen sie ihr Abendessen gegessen hatten, richteten einen Kamm in ihrem Haar oder suchten ein Taschentuch. Sie wussten, dass sie nicht die Freiheit genießen würden, sondern nur zwei Stunden Entspannung im Erholungsraum des Gefängnisses. Und ich war ein Tier im "Zoo", nicht weniger als jeder von ihnen; nur vielleicht ein etwas wilderes und stolzeres Tier als die meisten von ihnen — eine bengalische Tigerin, direkt aus dem Dschungel.

Eine der beiden Zellen neben meiner, die beide anstelle meines G. ein Z. (für *Zuchthaus*) an der Tür trugen, wurde nicht geöffnet. "Sie kommt nicht heraus?", fragte ich und deutete auf die Insassin der geschlossenen Zelle, auf die ich zeigte.

"Nein", antwortete einer der Gefangenen auf dem Gang, "sie ist bestraft, sie hat vierzehn Tage *Hausarrest*".

"Wozu?", fragte ich beiläufig — nicht wirklich interessiert, aber höflich bemüht.

"Weil sie halb bekleidet an ihrem Fenster steht und den Männern Liebesbriefe zuwirft, wenn sie zur Arbeit in den Hof kommen."

Die Gefangene ging mit mir in Richtung des Aufenthaltsraums. "Eine dumme Frau", fuhr sie fort und kommentierte das Verhalten derjenigen, die in ihrer Zelle eingesperrt war. "Ich weiß, dass es hart sein muss, zwei Wochen lang eingesperrt zu sein und mit nichts als trockenem Brot und Wasser zu arbeiten. Aber sie hat es so gewollt. Ich würde nicht tun, was sie getan hat. Würdest du es tun?"

Die Frage genügte, um mich aus der höflichen Gleichgültigkeit zu reißen, mit der ich bis dahin der pathetischen Geschichte zugehört hatte. "*I*? Ich glaube nicht!", rief ich aus, schockiert von der Vorstellung, dass jemand wie selbstverständlich solch verrückte Worte an mich richten könnte. Und ich fügte hinzu, kaum in der Lage, meine Verachtung für alle Arten von sentimentalen Angelegenheiten zu verbergen: "Ich habe in meinem Leben noch nie einen Liebesbrief geschrieben. Ich hatte immer etwas Besseres zu leben.

"Ich glaube, Sie sind neu hier", sagte der Häftling und wechselte das Thema, als wir gemeinsam den Aufenthaltsraum betraten.

"Ja. Ich wurde am Dienstag verurteilt — vor drei Tagen", antwortete ich. "Aber davor war ich über sechs Wochen in 'Untersuchungshaft'. Ich war damals in Nr. 121, im C-Trakt."

"Darf ich Sie fragen, weshalb Sie hier sind?", wagte die Frau zu sagen, etwas schüchtern, als fürchte sie, indiskret zu sein.

"Für die Nazi-Propaganda", antwortete ich schlicht.

Die Frau starrte mich mit einer Mischung aus Überraschung und Bewunderung an. "Oh", kommentierte sie, "das ist etwas Ehrenhaftes, — etwas Lobenswertes. Denn was haben wir mit diesen Schweinen und ihrer Demokratie gewonnen? Nichts als Elend. Sehen Sie, ich: ich war kein schlechtes Weib, keineswegs ein Knastbruder; ich hatte nie eine Nadel gestohlen. Aber jetzt ist das Leben so hart geworden, so unmöglich! Aus lauter Not nahm ich fünfzig Mark und ein altes Paar Schuhe von einem Nachbarn, der deswegen nicht ärmer war, mich aber trotzdem anzeigte. Ich wurde erwischt und bekam ein Jahr Gefängnis. Das wäre mir in der Hitlerzeit nie passiert. Wir hatten damals alles, was wir brauchten, und genug zu essen für unsere Kinder. Es war richtig, dass du gegen diese alliierten Bastarde gekämpft hast. Ich wünschte nur, sie hätten dich nie gekriegt. Es ist schade. Wie lange haben sie dir gegeben?"

"Drei Jahre."

Ich erinnerte mich plötzlich an Hildegard X... . meine Begleiterin in der dunklen, feuchten Zelle, in die man mich in der Nacht meiner Verhaftung gesteckt hatte. Sie hatte in demselben Geist und mit fast denselben Worten gesprochen. War die Treue der deutschen Massen zu ihrem Erlöser in solchem Maße nur der Ausdruck einer unerschütterlichen Dankbarkeit des Magens? Vielleicht, dachte ich, obwohl mich das Eingeständnis ein wenig traurig machte. Aber ich dachte nach: "Und warum nicht? ... Die Deutschen sind doch Tiere wie alle anderen Menschen auch, erst Tiere, dann Arier, und die Nationalsozialisten — Arier im vollen Bewusstsein ihrer gottgewollten Überlegenheit — zuletzt. Das ist natürlich. Nur wenige unter ihnen, und noch viel weniger unter den anderen Ariern, sind zuerst und zuletzt Nationalsozialisten, Anhänger unserer Ideologie, nur weil sie wahr ist, unabhängig von ihrem eigenen Wohlbefinden oder Unbehagen. Und es wäre töricht von mir zu erwarten, unter diesen Frauen Vertreter dieser freien und standhaften Minderheit zu finden." Ich konnte mir nur wünschen, dass die materiellen Nöte andauern, ja noch zunehmen würden, solange Deutschland besetzt blieb, und auch danach, solange meine Freunde nicht wieder an die Macht kämen und Ordnung und Wohlstand mitbrächten. Dann würde das Regime fester denn je stehen.

Ich setzte mich auf eine Bank am ersten der beiden Tische, die den Raum bevölkerten, und war fest entschlossen, die Beschwerden dieser Frau, die die Not zum Diebstahl getrieben hatte, auszunutzen und sie zu veranlassen, die Rückkehr unseres Regimes als *ihre* einzige mögliche Rettung und *ihre* einzige Hoffnung zu betrachten. Aber dazu hatte ich keine Gelegenheit: Die Frau setzte sich an den anderen Tisch und begann mit zwei Gefangenen, die dort auf sie zu warten schienen, Domino zu spielen. Und andere Frauen umringten mich.

Mir gegenüber saß eine kleine, dunkelhaarige Frau mittleren Alters, die wegen eines Vergehens, das ich nicht kannte, zu langen Jahren der Strafarbeit verurteilt worden war. Ich erinnerte mich an ihr Gesicht, denn ich hatte sie mehrmals meine Zelle putzen sehen, und ich kannte ihren Namen, denn ich hatte die Wärterinnen sie rufen hören. "Wie kommt es, dass sie dich bei uns untergebracht haben, anstatt im Trakt D", sagte sie zu mir, sobald die Wärterin die Tür geschlossen hatte, nachdem der letzte Gefangene hereingekommen war. "Und haben sie dir eine schwarze Jacke gegeben? Du solltest eine dunkelblaue haben. Alle 'Politischen' haben dunkelblaue Jacken."

"Und wir, die zur Strafhaft verurteilt wurden, haben braune, und die, die nur wegen unpolitischer Vergehen zu einer Haftstrafe verurteilt wurden, schwarze", erklärte ihre Nachbarin zur Rechten, während ihre Nachbarin zur Linken (die eine schwarze Jacke trug) zu mir sagte: "Du solltest dich bei Frau Oberin beschweren und sie bitten, dich in den D-Trakt zu stecken."

Es war das erste Mal, dass ich hörte, dass verschiedene Farben in Werl verschiedene Kategorien von weiblichen Gefangenen kennzeichneten. Ich hatte die Jacke von H. E. noch nie gesehen, und zwar aus dem einfachen Grund, weil sie sie so gut wie nie trug — und auch nicht bei ihren morgendlichen Besuchen in meiner Zelle. Und nun fühlte ich mich völlig gedemütigt bei dem Gedanken, eine schwarze Jacke tragen zu müssen, wie die gewöhnlichen Verbrecher, ich, die ich bis dahin geglaubt hatte, ganz wie H. E. und meine anderen geliebten Kameraden gekleidet zu sein. Mein Herz sank mir in die Brust, und ich hätte weinen können. Aber ich riss mich zusammen. "Ich wünschte, ich könnte", sagte ich und antwortete auf den Vorschlag des Gefangenen, der mir geraten hatte, mit Frau Oberin zu sprechen; "aber ich glaube nicht, dass es etwas nützen würde: jemand hat mir gesagt, dass ich auf Anordnung des Gouverneurs von den anderen 'Politischen' getrennt bin."

"Das macht die Sache etwas schwieriger", bemerkte die Frau. Und eine andere fügte fast sofort hinzu: "Aber warum sollte der Gouverneur einen solchen Schritt gegen Sie unternehmen?"

"Ich bin sicher, dass ich es nicht weiß", sagte ich. In Wirklichkeit fragte ich mich, ob er vermutet hatte, dass ich, während ich noch in Untersuchungshaft war, durch H. E. einige Exemplare meiner Plakate an die so genannten "Kriegsverbrecher" verteilt hatte. (Tatsächlich hatte ich auch einige an bestimmte Mitarbeiter verteilt, aber davon konnte der Gouverneur keine Kenntnis haben, denn ihre Sachen wurden nie durchsucht.) Dann dachte ich darüber nach, dass mein Freund H. E. es mir gesagt hätte, wenn bei einer Durchsuchung Papiere von mir in den Zellen des Flügels D gefunden worden wären. "Nein", dachte ich, "die Gründe für meine Verbannung in den B-Flügel müssen subtiler sein: die schiere Angst, dass ich unseren Geist im D-Flügel am Leben erhalten würde — oder vielleicht, dass ich von meinen Kameraden im D-Flügel zu viele Fälle von britischen und alliierten Gräueltaten hören könnte." Aber ich sagte nichts.

"In welchen Flügel man Sie auch stecken mag", erklärte die dunkelhaarige Frau, die mir gegenüber saß, "ich respektiere Sie. Sie

haben Ihren Glauben verteidigt und niemandem etwas zuleide getan. Ich habe keine Zeit für Politik, aber dennoch sage ich: Wenn diese Leute, die hierher gekommen sind, um uns Lektionen in Toleranz zu erteilen, wirklich an die 'individuelle Freiheit' glauben, wie sie vorgeben, warum können sie *Ihnen* nicht das Recht zugestehen, ein Nazi zu sein und Ihre Überzeugungen öffentlich zu äußern, wenn Sie das für richtig halten?"

"Durchaus", rief ich aus, froh, einen Sympathisanten zu finden, der ein gewisses Maß an Konsequenz an den Tag legt. "Und warum erkennt man dieses Recht nicht für uns alle an? Warum sind so viele meiner deutschen Kameraden seit 1945 in Gefangenschaft, nur weil sie ihre Pflicht getan haben? Natürlich sind die Demokraten Heuchler. Verlangen Sie nicht, dass sie gerecht sind, — oder gar logisch. Hass und nicht Logik ist das Motiv ihres Verhaltens gegenüber Deutschland, seit und sogar schon vor 1939. Sollen sie doch den Hass ernten! Sollen sie hundertfach leiden, was sie der Elite der arischen Rasse angetan haben, und ganz und gar zugrunde gehen! Sie haben es verdient."

Eine junge Frau, die zu meiner Rechten saß, hörte mir mit Interesse zu — wenn auch offensichtlich nicht mit Sympathie. Ebenso zwei oder drei andere, darunter eine grobschlächtige Blondine, die am anderen Ende des Tisches saß.

"Es mag sein, dass *Sie* niemandem etwas zuleide getan haben", sagte ersterer und warf mir einen misstrauischen Blick zu. "Aber Sie können uns nicht erzählen, dass Ihre deutschen Kameraden 'nichts als ihre Pflicht' getan haben, wie Sie sagen. Wir kennen sie zu gut."

"Hört, hört!", rief letztere — die grobschlächtige Blondine — bevor ich Zeit hatte, ein Wort zu sagen. "Und Sie würden sie nicht als 'die Elite der arischen Rasse' betrachten, wenn Sie wie ich vier Jahre in Ravensbrück verbracht hätten. Es ist sehr leicht, für den Nazismus einzutreten, wenn man nicht einmal weiß, was das ist ... "

Ich spürte, wie mir das Blut in den Kopf schoss, als hätte mir jemand eine Ohrfeige verpasst. Aber ich beherrschte mich. "Entschuldigen Sie", sagte ich mit kalter, bissiger Stimme, "ich bin zwar kein Deutscher, aber ich weiß zweifellos mehr über den Nazismus als Sie. Ich kämpfe nicht für etwas, das ich nicht kenne, wie die Affen, die die Mehrheit der Menschheit ausmachen, sogar in den meisten arischen Ländern. Aber das ist noch nicht alles: Sie scheinen zu glauben, dass es die Schuld des Regimes war, wenn Sie in Ravensbrück waren. Darf ich Sie fragen, wessen Schuld es jetzt ist, wenn ... "

Das wollte ich sagen: "... wenn Sie wieder 'drinnen' sind — denn Sie sind sicher nicht schuldig, Plakate gegen die Besatzung zu kleben, wie ich es bin." Aber die Gefangene zu meiner Rechten — diejenige, die vor der blonden Frau gesprochen hatte — unterbricht mich. "Es hat keinen Sinn, sich zu streiten", sagte sie. Jeder hat das Recht, die Ansichten zu vertreten, die ihm gefallen — sogar ein Nazi zu sein. Was ich nicht zulasse — was ich niemals zulassen werde — ist, dass man sich das Recht anmaßt, sich so bestialisch zu verhalten, wie es so viele Nazis getan haben ... "

Jetzt war ich an der Reihe, sie zu unterbrechen: "Als ob wir das Monopol für 'tierisches Verhalten', wie Sie es nennen, hätten!" Ich brach aus. "Ja, seit der Katastrophe von 1945 spricht die ganze Welt von nichts anderem mehr als von unseren wirklichen oder angeblichen Gräueltaten. Erinnere ich mich nicht daran, wie der Londoner Rundfunk bei meiner Ankunft aus Indien im Jahre 1946 — während des berüchtigten Nürnberger Prozesses — in den Geschäften, in den Restaurants, überall, wo ich hinkam, die übelsten Verleumdungen gegen uns ausstieß! Erinnere ich mich nicht an diesen Höhepunkt einer langwierigen Kampagne von Lügen! Und was ist mit den Verbrechen der Anti-Nazis, vor und vor allem nach 1945? Was ist mit den Grausamkeiten dieser "Kämpfer für die Rechte des Menschen", verdammte heuchlerische Schweine, die sie alle waren? Was ist mit ihren Luftangriffen auf Deutschland, die Sie alle kennen: zweihunderttausend getötete Zivilisten in Hamburg in einer einzigen höllischen Nacht; zweiundzwanzigtausend in einem kleinen Ort wie Düren am 16. November 1944; über dreißigtausend in Koblenz am 22. desselben Monats; fast eine halbe Million in Dresden am 13. Februar 1945 und so weiter ... Sagen Sie mir: Wenn das kein 'bestialisches Verhalten' ist, was ist es dann?"

Es herrschte Schweigen. Selbst die Frau, die früher in Ravensbrück interniert war, wagte es nicht, mir zu antworten, aus Angst davor, was die anderen sagen könnten. Ich hatte das Gefühl, dass ich die Diskussion praktisch gewonnen hatte, mit diesem präzisen Hinweis auf den Phosphorhorror, den diese Frauen alle erlebt hatten. Mehr noch: Ich hatte das Gefühl, dass ich mit *diesem* Argument zur Unterstützung meiner These in Deutschland so viele Diskussionen gewinnen würde, wie ich wollte; dass die alliierten Bomber ganz sicher (wenn auch ziemlich unfreiwillig) den Stoff für meine Propagandamühle für den Rest meines Lebens geliefert hatten.

"Und wenn Sie sagen, dass dies eine unvermeidliche Katastrophe des totalen Krieges war und in gewisser Weise verstanden, wenn nicht sogar entschuldigt werden kann", fuhr ich mit wachsender Gewissheit fort, "wenn es nicht bestialisch genug ist, um diese Bastarde zu verurteilen, was ist dann mit den weniger bekannten, aber nicht weniger realen Schrecken der antinazistischen Konzentrationslager, nach dem Krieg und bis heute, nicht nur unter den Russen, sondern auch hier in Westdeutschland? Was ist mit der Behandlung, die unschuldigen Männern und Frauen all die Jahre an Orten wie Schwarzenborn und Darmstadt zugefügt wurde, nur weil sie Nationalsozialisten waren? Ich kenne einige, die in diesen und anderen Lagern des Grauens gestorben sind, gefoltert vor allem von Juden, unter alliierter Aufsicht; ich kenne einen in Koblenz — eine der besten Persönlichkeiten, die ich je kennengelernt habe, der nach dreieinhalb Jahren Martyrium im Sterben liegt; er wurde geschlagen, ausgehungert, musste mit Fieber zitternd in einer eiskalten Zelle liegen. Und es gibt Tausende von anderen, deren Gesundheit für immer ruiniert ist. Ist das nicht ein "bestialisches Verhalten" der Demokraten, die vorgeben, uns "Lektionen" zu erteilen? Ihre Lektionen! Ihre "Umerziehungs"-Programme und so weiter! Sie sind nicht in der Lage, den wilden menschenfressenden Stämmen Afrikas (falls es noch welche gibt) 'Lektionen' zu erteilen, geschweige denn uns, ihren Vorgesetzten; uns, die wir wenigstens keine Lügner sind."

Mehrere meiner Zuhörer waren nun geneigt, sich auf meine Seite zu stellen. Aber die grobschlächtige Blondine und zwei oder drei andere (die wie sie, wie ich später erfuhr, während der großen Tage einige Zeit in Konzentrationslagern verbracht hatten) und die Frau zu meiner Rechten blieben entschieden gegen mich eingestellt. Sie warfen mir Blicke unverhohlener Feindseligkeit zu. Die Frau zu meiner Rechten ergriff das Wort. "Wir wissen, dass ihr keine Lügner seid, wir wissen es sogar zu gut. Wir wissen, zu welchen Grausamkeiten ihr fähig seid, nicht nur in euren Worten, sondern auch in euren Taten; denn ich muss euch leider sagen, dass die Gräueltaten der Alliierten während und nach dem Krieg, so abscheulich sie auch sein mögen, nicht die eurer lieben Freunde entschuldigen. Wohlgemerkt, ich spreche nicht von Ihnen persönlich; Sie sind Ausländer, Sie bewundern die nationalsozialistische Ideologie seit Jahren, Sie haben sich mit ihr identifiziert, und Sie haben den Mut, hierher zu kommen und sie so gut wie möglich zu unterstützen, hier, in ihrem Geburtsland, nach dem Krieg, wenn die ganze Welt gegen sie ist. Das ist eine Sache.

Sich so zu verhalten, wie Ihre Freunde es getan haben, ist eine andere. Ihr wart damals nicht hier und wisst nicht, was in den Konzentrationslagern vor sich ging. Wir waren dort; wir hatten Freunde dort; wir wissen es. Sie scheinen verletzt zu sein, weil man Ihnen keine Zelle im Trakt D zugewiesen hat. Ihr denkt, es sei eine Ehre, dort zu sein. Ich sage euch, ihr kennt die Menschen im Trakt D nicht; ihr habt keine Ahnung, was sie getan haben ... "

Mein Herz begann schneller zu schlagen, als ob ich spürte, dass die Frau etwas sagen würde, das ich unmöglich hören konnte, ohne auf sie zu fliegen. Sie hatte schon zu viel gesagt. Vielleicht noch mehr als ihr Urteil über meine Kameraden irritierte mich ihre voreilige Zurückhaltung *mir* gegenüber, ihre Zuversicht, dass ich *sicher* "menschlicher" sei als sie, als verdeckte Beleidigung, — umso schlimmer, wenn es als Kompliment gemeint war. Was war an mir, das sie auf den ersten Blick so sicher erscheinen ließ?

"Was haben sie getan, das ich nicht getan hätte — oder von dem Sie *glauben, dass* ich es nicht getan hätte?", fragte ich langsam und in einem provozierenden Ton. "Ich meine natürlich nicht diejenigen, die für Geld oder aus Angst arbeiteten, die selbst Internierte waren, die auf bestimmte unbedeutende Posten befördert wurden, wenn die Lager unterbesetzt waren; ich spreche von den echten — meinen Gleichen und meinen Vorgesetzten!"

"Die echten?", antwortete die Frau. "Na gut, Sie werden es erfahren. Nimm zum Beispiel den, der in der Krankenstation arbeitet ... "

Mein Herz schlug noch ein wenig schneller: der Gefangene meinte meinen geliebten H. E. Wie um mir das klarzumachen, rief eine Frau, die bis dahin geschwiegen hatte: "Sie meinen E., nicht wahr, nicht den anderen?" (Denn auf der Krankenstation arbeiteten zwei sogenannte "Kriegsverbrecher".)

"Ich meine natürlich E.", sagte der Sprecher. (In Werl wurden die Gefangenen, außer von ihren engen Freunden, alle mit ihrem Nachnamen angesprochen.) "Sie ist 'echt' genug, nicht wahr? Nun, Sie wissen vielleicht oder auch nicht, dass sie drei Jahre lang Mitglied des Personals in Auschwitz war; und zwar neben dem Lagerleiter, wohlgemerkt; keine einfache Aufseherin. Ich war nicht selbst dort, aber jemand, der sechs Jahre dort war und jetzt hier ist, hat mir erzählt, dass sie gesehen hat, wie diese Frau eines Tages, als sie die Beherrschung verloren hatte, einen verwundeten Häftling verprügelte, bis das arme Ding von oben bis unten blutete, und ihm dann die

Bandagen abzog, das Fleisch und alles. Sie hat es selbst gesehen, sagte sie mir. Sie sagte, dass sie es nicht geglaubt hätte, wenn es ihr jemand berichtet hätte."

Ich habe es nicht geglaubt. Ich wusste von Anfang an, dass es sich um eine weitere der unzähligen Lügen handelte, die ich dazu verdammt war, zu hören, bis meine Genossen eines Tages wieder an die Macht kommen und die Verleumder ein für allemal zum Schweigen bringen würden. Ich wußte, daß es eine Lüge war, nicht weil die angebliche Tat grausam war, sondern weil es eine sinnlose, eine nutzlose Tat war; nicht weil ich meine liebe Freundin H. E. für unfähig zu mörderischer Gewalt hielt — im Gegenteil, ich hoffte aufrichtig, daß sie dazu fähig war, wenn es nötig war, sondern weil ich sie für zu durch und durch und zu intelligent nationalsozialistisch hielt, als daß sie sich von irgend etwas anderem als von Erwägungen der unpersönlichen Zweckmäßigkeit hätte leiten lassen.

"Ein anderes Mal", sagte ich sarkastisch, "sollten Sie sich eine klügere Geschichte ausdenken als diese, wenn Sie Leute beeindrucken wollen, die so viele Lügen gehört haben wie ich."

"Aber es ist keine Geschichte, es ist wahr", beharrte die Frau, "wahr, und schrecklich genug!"

"Nun", sagte ich, "lassen Sie es uns anders formulieren. Wenn die Person, die Sie erwähnen, ihr angebliches Opfer getötet, in Stücke geschnitten und die Stücke mit Senfsauce gegessen hätte, wäre mir das egal. Sind Sie jetzt zufrieden?"

Die Frau stand auf und verließ den Tisch. Ebenso wie zwei oder drei andere, darunter die grobschlächtige Blondine.

"Ihr solltet vorsichtig sein mit dem, was ihr hier im Aufenthaltsraum sagt", sagte einer der übrigen Gefangenen. "Die Dinge werden wiederholt und gelangen so zu den Ohren des Gouverneurs. Vor allem die Frau, mit der du gerade gesprochen hast, du weißt gar nicht, was für ein fieser Typ sie ist. Zum Glück wird sie übermorgen oder so entlassen. Sie hat ihre Amtszeit beendet."

"Weshalb ist sie hier?" wagte ich zu fragen.

"Abtreibung", antwortete der andere Gefangene. "Sie war früher in irgendeinem Lager wegen desselben Vergehens. Genauso wie die beiden, die dich so angeschaut haben und aufgestanden sind. Die dritte war auch drin, aber wegen Schwarzmarkthandels, während des Krieges. Und man hat mir gesagt, dass sie halb jüdisch ist, obwohl sie nicht so aussieht."

"Nein, nur ein Viertel", sagte eine andere Frau, die sich in das Gespräch einschaltete. "Ich weiß es: eine, die sie kennt, hat es mir gesagt; es ist ihre Großmutter, die eine Jüdin war, nicht ihre Mutter".

"Das ist genau dasselbe", antwortete ich mit offensichtlicher Verachtung für solch subtile Unterscheidungen.

"Ganz recht", sagte die Frau, die zuerst gesprochen hatte. Dann, nach einer Weile, nahm sie mich zur Seite und sagte: "Wissen Sie, ich verstehe Sie. Ich auch ... " Sie wollte wohl sagen: "Auch ich bin Nationalsozialistin."

Ich sah sie ein wenig skeptisch an und dachte dann: "Wer weiß? Vielleicht sagt sie ja die Wahrheit?"

"Meinen Sie das wirklich ernst? ", fragte ich die Frau.

Doch bevor sie Zeit hatte, mir zu antworten, wurde die Tür geöffnet; die diensthabende Wärterin erschien auf der Schwelle. Wir wurden in unsere Zellen zurückgebracht.

Ich legte mich auf mein Bett, schlief aber lange nicht ein. Ich dachte an die Frauen, mit denen ich zwei Stunden verbracht hatte, an das Gespräch, das ich mit ihnen geführt hatte, an die, die gegen mich waren, und an die, die mir sympathisch erschienen. Aber selbst die Sympathisantinnen waren nur lauwarm; ich hatte das Gefühl, dass die große Sache, für die ich ausschließlich lebte, nur die zweite oder dritte Sorge in ihrem Leben war, wenn überhaupt. Selbst der letzte, der mit mir gesprochen hatte, schien mir irgendwie nicht aufrichtig zu sein ... "Ach", dachte ich, "wenn ich doch nur im D-Flügel wäre, bei meinen Kameraden!"

Ich dachte an den letzten Nachmittag, den H. E. und H. B. in meiner Zelle verbracht hatten; ich erinnerte mich an all das, was sie mir über die grausame Behandlung erzählt hatten, die die alliierte Militärpolizei 1945 ihnen und insbesondere den SS-Männern, die für das Lager Belsen verantwortlich waren, angetan hatte — Männer, die ich mir gut aussehend und stark vorstellte; furchtlos, uneigennützig; unserem Führer und unserer Sache absolut ergeben; Nazis wie ich und hundertmal besser als ich. Und ich erinnerte mich an die Worte, die ich in der Tiefe meines Herzens als Antwort auf diese Beschwörung des Schreckens gesprochen hatte: "Sie" haben dich den Juden vorgeworfen. Möge mir eines Tages die Macht und die Gelegenheit gegeben werden, 'sie' den Folterern mongolischen Blutes

auszuliefern!" Dann erinnerte ich mich plötzlich daran, dass der nächste Tag — der 9. April — der Tag war, an dem der unwiderstehliche Mongole Kaidu die vereinten Kräfte der Christenheit in der Schlacht von Leignitz im Jahr 1241, also genau 708 Jahre zuvor, vernichtet hatte. "Die arische Rasse war damals (mehr oder weniger) im christlichen Glauben geeint", dachte ich, "aber jetzt hat sich das ganze Abendland unter dem Vorwand, für die veralteten christlichen Werte einzutreten, bereit erklärt, zum Werkzeug der Juden zu werden und uns, die einzigen Verfechter der ewigen Werte des Aryandoms, zu bekämpfen und zu verfolgen. Was wäre, wenn wir, wenn die Mongolen wiederkommen, auf ihrer Seite stünden — aus Gründen der Zweckmäßigkeit?" Es mag ein verrückter Gedanke sein — und vielleicht war er es auch. Aber warum eigentlich nicht? Ich wäre nicht schlimmer, als wenn wir uns mit den judaisierenden Plutokratien des Westens verbünden würden, wie ich Herrn Stocks einmal gesagt hatte.

Ich erinnerte mich an das halb geschichtliche, halb philosophische Buch, das ich ein Jahr zuvor begonnen hatte: *The Lightning and the Sun*. Seit Dezember 1948 hatte ich kein einziges Wort mehr darüber geschrieben. Jetzt saß ich an meinem Tisch, holte das Manuskript aus der Schublade und setzte (ausnahmsweise, statt mein *Gold im Ofen zu* schreiben) das Kapitel 4 über die Geburt von Dschingis Khan fort.

Die diensthabende Wärterin — die "in Ordnung" war und mich mochte — ließ freundlicherweise das Licht in meiner Zelle bis elf Uhr an.

Die Tage vergingen. Meine neue Zelle, viel schmaler als die erste (sie war nicht breit genug, um beide Arme von einer Wand zur anderen auszustrecken), hatte zumindest den Vorteil, dass sie eine durchsichtige Fensterscheibe hatte, durch die ich den Himmel sehen konnte. Wie das erste Fenster, nur dass es nach Süden statt nach Westen zeigte, überblickte es den Innenhof, um den die Gefangenen während ihrer "Freistunde" zu zweit herumgingen. Der D-Flügel ging zusammen mit einem Teil des A-Flügels hinaus; der Rest des A-Flügels schloss sich dem B-Flügel an; und der C-Flügel — der zahlreichste, denn viele der größeren Zellen dort beherbergten drei Häftlinge statt einem — ging allein hinaus.

Auf meinem Tisch stehend, das Gesicht gegen die eine durchsichtige Fensterscheibe gelehnt, betrachtete ich meine Kameraden des D-Flügels in ihrer Freizeit. Ich betrachtete sie, wie ein Exilant die Hügel und Felder der Heimat jenseits der verbotenen Grenze betrachtet oder wie ein junges Mädchen, das gezwungen ist, Nonne zu werden, hinter den Fenstern des Klosters auf die verbotene Welt blickt, in der es sein Herz gelassen hat. Und ich habe sie idealisiert. Es gab natürlich einen Abgrund zwischen ihnen und den anderen Gefangenen, den richtigen Delinquenten aller Art. Und meine glühende Phantasie hat ihn noch vergrößert. Die meisten der Häftlinge des D-Flügels waren unschuldige Frauen, die allein deshalb leiden mussten, weil sie in der Zwangsmaschinerie des Dritten Reiches verantwortungsvolle Posten bekleidet hatten. Einige, wie H. E., waren aufrichtige, selbstlose Idealistinnen, echte Nationalsozialistinnen. Da ich nicht die Möglichkeit hatte zu wissen, wer wer war, sah ich sie alle als echte Nationalsozialisten an. Und meine Liebe verklärte sie. Mir liefen die Tränen in die Augen, als ich sie in ihren dunkelblauen Jacken über den Hof laufen sah. Bei ihnen zu sein, erschien mir fast so gut wie frei zu sein — in gewisser Weise sogar besser; denn ich hätte nicht nur dazu beigetragen, die Moral der Nazis unter ihnen aufrechtzuerhalten, sondern ich hätte von ihnen wahrscheinlich mehr Fakten gehört, die unseren Feinden schaden, als von den meisten freien Deutschen; und ich hätte diese in einem besonderen Buch sammeln können. (Das war es ja, dachte ich, was der Gouverneur befürchtete.)

H. E., der fast immer an der Seite der gleichen hübschen Blondine ging, schaute manchmal zu meinem Fenster hinauf. Ich streckte dann meinen Arm aus und grüßte sie. Bei ihren täglichen morgendlichen Besuchen sagte sie mir immer, ich solle geduldig sein. Vielleicht würden sich die Dinge mit der Zeit ändern. Schon protestierte der ganze D-Flügel bei Frau Oberin gegen die Entscheidung, die mich unter die gewöhnlichen Verbrecher geworfen hatte. Und ich pflegte meine Arme um ihren Hals zu legen, meinen Kopf auf ihre Schulter zu legen und ihr zu sagen: "Wenigstens habe ich *dich*, fünf Minuten am Tag — dich, der du in meinen Augen so viel repräsentierst; und ich habe mein Buch, das ich schreibe. Es ist etwas, weißt du, dass sie *das* nicht zerstört haben! Ein wahres Wunder." Und ich fügte oft hinzu: "Ich wünschte, ich könnte dir in Kapitel 6 all das vorlesen, was ich über deine letzten Tage in Belsen geschrieben habe, aus dem, was du mir selbst erzählt hast."

H. E. versprach mir, sie würde versuchen, an einem Sonntagnachmittag zu kommen, wenn Frau So-und-so Dienst hätte.

Was meine tägliche Freizeit im Hof anbelangt, so war sie, gelinde gesagt, langweilig und oft deprimierend. So sehr, dass ich meine Zelle überhaupt nicht mehr verlassen hätte, wenn ich nicht ein paar Minuten im Sonnenschein spazieren gegangen wäre und ein wenig frische Luft geatmet hätte — oder ich wäre höchstens ein- oder zweimal pro Woche hinausgegangen. Die Gesellschaft meiner eigenen Gedanken, meiner Erinnerungen, meiner wenigen Bücher war mir angenehmer als die der großen Zahl der gewöhnlichen Delinquenten, die, wie ich bereits sagte, nur über Belanglosigkeiten sprachen oder übereinander tratschten und unfähig schienen, mehr als einmal ein interessantes Gespräch zu führen. Und doch konnte ich etwas von ihnen lernen. Bei diesen trostlosen Spaziergängen durch den Hof, zweimal am Tag, in Gesellschaft der gröbsten und gewöhnlichsten Elemente Deutschlands, lernte ich, viele gute Eigenschaften unter der Schicht von Egoismus, Gefühllosigkeit und Vulgarität zu erkennen, die das Leben — und besonders das Nachkriegsleben — über sie gelegt hatte. Unter ihnen waren gut aussehende, gesunde und starke Frauen, die nützliche Mütter geblieben oder geworden wären, wenn das nationalsozialistische Regime Bestand gehabt hätte; wenn die elenden Bedingungen, die durch die Niederlage in Deutschland geschaffen wurden, sie nicht zu einem unnatürlichen Leben gezwungen hätten. "Mein Führer würde ihre Schwächen verstehen und verzeihen", dachte ich, "er würde sie trotz allem lieben, denn sie sind Töchter seines Volkes, und sie haben gelitten." Und ich liebte sie auch — mit Ausnahme derer, die schon in den großen Tagen ein verbrecherisches Leben geführt und sich damit selbst bestraft hatten und die unser Regime erbittert hassten. Dennoch konnte ich nicht umhin, mich über meine Verbannung aus dem Flügel D zu ärgern.

Ich hätte gerne mit der Frau gesprochen, die mich zuletzt im Aufenthaltsraum so sympathisch angesprochen hatte. Irgendwie schien sie nicht daran interessiert zu sein, während der "freien Stunde" mit mir zusammen zu sein. Sie nahm ihren Platz in der Reihe ein, immer an der Seite desselben Mitgefangenen, und grüßte mich nur gelegentlich auf dem Gang mit einem "Guten Tag!", das ich erwiderte. Die erste Frage, die mir praktisch jede Frau stellte, mit der ich herumlief, war dieselbe: "Was für ein Essen bekommst du, du, der du ein 'Brite' bist?" Das war ganz natürlich, denn sie waren alle hungrig, und sie beklagten sich auch alle über die schlechte Qualität ihres

Essens, nicht weniger als über dessen Quantität. H. E., der sich genauso ernährte wie sie und dem ich vertrauen konnte, dass er die Wahrheit sagte, hatte mir gesagt, dass sie alle "wie Schweine gefüttert" würden — oder eher noch schlimmer, denn Schweine bekommen im Allgemeinen *genug* zu essen, wenn nicht sogar mehr als genug.

Ich schämte mich, mein Weißbrot, meinen Brei und meine Orangenmarmelade zu erwähnen, da ich ihnen nichts davon geben konnte. Aber die Frauen schienen alles zu wissen — wahrscheinlich von den Häftlingen, die den diensthabenden Wärterinnen bei der Essensausgabe halfen. Ich erzählte von meinen Mittagsmahlzeiten, die so geschmacklos wie alles andere waren, da sie aus Kartoffeln und anderem Gemüse (fast immer Kohl und Karotten) bestanden, das lediglich gekocht wurde. Die Frauen zeigten sich etwas verwundert über diese Sparsamkeit: "Aber wir dachten, ihr britischen Untertanen bekommt Fleisch zu eurem Gemüse", sagten sie.

"Ich esse nie Fleisch", antwortete ich: "Ich habe eigentlich noch nie welches gegessen. Und ich würde auch kein Gemüse essen, das mit Soße vermischt ist. Das habe ich dem Gouverneur gesagt, als ich kam."

Zu meiner großen Genugtuung musste ich mir nicht die endlosen albernen "Warum?"- und "Weshalb?"-Fragen gefallen lassen, die die bloße Erwähnung meiner Abneigung gegen Tierfleisch in der Regel selbst bei "Intellektuellen" — vielleicht besonders bei "Intellektuellen" — mit demokratischer Erziehung auslöste. Diese einfachen Frauen, die in der strengen Disziplin unseres Regimes erzogen wurden, waren weit weniger einmischend, weit toleranter, weit liberaler als die meisten Verfechter der "individuellen Freiheit", denen ich begegnet bin. Keine von ihnen hat auch nur versucht, mir die männerzentrierte Moralvorstellung aufzuzwingen, die sie selbst gehabt haben mag. Die einzige Bemerkung, die einer von ihnen einmal machte, war: "Ich kenne zwei andere Menschen, die wie Sie kein Fleisch essen. Und die beiden haben auch Ihre Ansichten."

Aber die Frauen fragten mich oft, was ich mit meinem überschüssigen Weißbrot mache: "Ich gebe es Schwester Maria, für die Kranken", pflegte ich zu antworten, wobei ich aus Taktgefühl verschwieg, dass ich mein Weißbrot lieber H. E. und meinen echten Kameraden im Flügel D gab. Einer der Gefangenen, mit dem ich einmal so gesprochen hatte, platzte mit unverhohlenem Groll heraus: "Schwester Maria? Ich wette um alles, dass sie es selbst isst — oder mit ihren Lieblingen teilt! Die Kranken sehen die Farbe nicht, sage ich Ihnen."

"Wie kommst du darauf?", fragte ich und versuchte, nur beiläufig interessiert auszusehen. "Und erstens, wen meinen Sie mit 'ihre Lieblinge'?"

"Wen ich meine? Na, die beiden, die auf der Krankenstation arbeiten, natürlich; vor allem die Frau E. — sie ist der Liebling des gesamten Personals, vom Oberin abwärts, und Schwester Maria mehr als alle anderen; und natürlich Frau So-und-so. Und nicht nur sie: alle "Kriegsverbrecher" sind es. Sie scheinen sie für wunderbar zu halten, während sie uns, die gewöhnlichen Delinquenten, wie Hunde behandeln.

Es tat mir weh, bei dieser Frau — wie bei vielen anderen — diese bittere Feindseligkeit gegenüber den sogenannten "Kriegsverbrechern" zu entdecken. "Eifersucht, kein Zweifel", dachte ich, "nichts als Eifersucht. " Und ich antwortete nicht. Mein Schweigen gefiel der Frau nicht. Sie verstand, dass ich in meinem Herzen auf der Seite meiner Kameraden stand. "Und du scheinst sie auch für wunderbar zu halten, wahrscheinlich weil sie deine Ansichten haben — oder weil du denkst, dass sie sie haben", fuhr sie fort; "nun, du kannst gehen und berichten, was ich gesagt habe, wenn es dir gefällt; es ist mir egal!"

"Ich bin ein Kämpfer, kein Denunziant", erwiderte ich stolz, "ich würde zweifellos eine Person denunzieren, wenn es meine Pflicht wäre, das heißt, wenn *wir* an der Macht wären und wenn es sich um eine ernste Angelegenheit handelte; aber jetzt und wegen solcher Kleinigkeiten? Nein, ich habe Besseres zu tun."

Andere Frauen erzählten mir in der "Freistunde" alles, was im Gefängnis vor sich ging. "Weißt du, die da oben in der Eckzelle, stämmig, mit braunem, gewelltem Haar, Emma nennen sie sie ... "

"Nun, was ist mit ihr?"

"Sie hat wieder acht Tage 'Hausarrest' bekommen. Und diese dunkle Polin mit den kurzen, krausen Haaren auch."

"Warum?"

"Weil er Liebesbriefe an die Männer geschrieben und Frau Erste (der Oberin) unhöflich geantwortet hat. Die Polin wird immer erwischt, wenn sie Liebesbriefe schreibt. Sie ruft auch obszöne Worte in ihrer Sprache, wenn Männer den Hof überqueren, denn es gibt viele Polen unter ihnen. Sie ist verrückt nach Männern."

Ich war nicht im Entferntesten interessiert. Ich pflegte etwas zu antworten — eine wohltuende Bemerkung zu machen — einfach aus Höflichkeitsgründen.

Aber einmal fing eine von denen, die die Lebensgeschichte fast jeder Insassin des "Frauenhauses" zu kennen schienen, an, mir von einer anderen Polin zu erzählen, oder so zu sagen. "Die haben Sie nie kennengelernt", sagte sie, "denn sie ist im A-Trakt. Aber alle 'alten' Leute, wie ich, kennen sie, denn sie ist schon lange hier. Früher war sie sechs Jahre in Auschwitz, weil sie, ich weiß nicht, was, gegen die Hitler-Regierung getan hat ... "

"Sechs Jahre in Auschwitz", dachte ich, "das muss diejenige sein, deren Aussage mir im Aufenthaltsraum berichtet wurde, die meinen Freund H. E. verleumdet hat.... "

Diesmal war ich interessiert, und zwar sehr sogar. "Was ist mit ihr? ", fragte ich und bereitete mich darauf vor, mit meiner ganzen Aufmerksamkeit zuzuhören.

"Nun", antwortete der Gefangene, "sie kann keine Männer ertragen: sie mag Frauen. Und du würdest nie erraten, was sie letztes Jahr zur Weihnachtszeit getan hat, wenn wir ein wenig freier sind als sonst ... "

"Was?", erkundigte ich mich.

"Nun, da war noch eine andere, die auch Frauen mochte, (sie ist jetzt draußen.) So kamen sie zusammen und ... "

Die Frau beschrieb mir in allen Einzelheiten eine der schmutzigsten perversen sexuellen Handlungen, von denen ich je gehört habe — etwas, das zu ekelhaft war, um es schwarz auf weiß zu schreiben. "Und sie wurden erwischt", fügte sie hinzu, "und was für ein Aufruhr! ... "

"Das Weibchen hätte nie aus Auschwitz herauskommen dürfen", sagte ich mit einem Gefühl der Übelkeit. "Jemand, der so etwas Schmutziges aus 'Vergnügen' tun kann, hat es nicht verdient zu leben! Und nach einer Pause konnte ich nicht anders, als hinzuzufügen: "In der Tat ist es erfrischend zu hören, dass eine solche Schlampe gegen uns gearbeitet hat. Ich habe immer gesagt: Diese Anti-Nazis sind der Abschaum der Welt!"

"Man muss zugeben, dass es viele sind", antwortete die Frau. Aber sie sind nicht *alle* wie dieser Pole.

"Vielleicht. Aber unter uns findet sich kein einziges solch verkommenes Exemplar", sagte ich mit echtem Stolz. "Kein sexuell verkommener Mann und keine sexuell verkommene Frau, keine unreine Person, egal welcher Art, kann Nationalsozialist sein. Dessen bin ich mir absolut sicher."

Ich war beeindruckt von dem enormen Anteil an Polen und Tschechen, die in Werl wegen Diebstahls, Beihilfe zum Diebstahl oder Einbruch, Schwarzhandel und ... Abtreibung inhaftiert waren. Die meisten deutschen Frauen, mit denen ich während der "Freistunde" in Kontakt kam, waren ebenfalls wegen Abtreibung dort. Jedes Mal, wenn sie es für möglich hielten, ... versuchten sie, ihre Schuld in meinen Augen zu mindern, und manchmal gelang ihnen das auch. "Es ist nicht unsere Schuld, es ist die Schuld dieser Schweine", sagte mir einer, der von den alliierten Besatzern sprach. "1945, 1946 und sogar 1947 war es hier draußen schrecklich. Es gab nichts zu essen. Unsere Mädchen gingen mit diesen Viechern für eine Scheibe Brot — oder eine Schachtel Zigaretten, die viel mehr einbrachte. Meistens nicht für ihren eigenen Magen, sondern für ihre hungernden Familien. Oft wurden sie schwanger und riefen uns dann an, um ihnen zu 'helfen' ... "

Ich dachte an diese schönen deutschen Mädchen, die einige Jahre zuvor gesunde und glückliche Hitler-Mädchen gewesen waren ... Und Tränen füllten meine Augen. "Räche dieses unsagbare Elend, und räche diese Schande, unsichtbarer Herr!" betete ich in meinem Herzen und blickte in den wolkenlosen Himmel. Dann wandte ich mich noch einmal an die Frau und sagte: "Du hast recht, es *ist* die Schuld dieser Schweine, und noch mehr die Schuld derer, die den Nationalsozialismus zu Fall gebracht haben, die Schuld der Verräter hier in Deutschland, der Juden und der Sklaven der Juden in der ganzen Welt."

"Aber die Dinge ändern sich", fuhr die Frau fort, "und die Alliierten sind die ersten, die das merken, ob sie wollen oder nicht. Die Männer, mit denen wir 1945 für ein Päckchen Zigaretten schliefen, würden wir jetzt, da wir nicht mehr hungern, nicht einmal mehr mit einer Zange anfassen. Alle ihre Offiziere verabscheuen wir. Wir wollen unsere eigenen Männer."

"Sie haben ganz recht", sagte ich und wünschte mir aufrichtig, dass sie die Wahrheit sagte.

"Ich selbst halte nichts von der Abtreibung", fuhr die Gefangene fort, um auf ihr erstes Thema zurückzukommen. "Vielleicht bin ich selbst schuldig, aber ich weiß, dass es nicht richtig ist. Aber andererseits, was soll man in Zeiten wie diesen mit so vielen Kindern machen? Und manchmal kommen sie, egal, was man tut, um sie zu vermeiden. Was sagt ihr dazu?"

Es war schwierig auszudrücken, was ich dachte — nicht, weil ich seltsame Ansichten zu diesem Thema hatte (ich hatte im Gegenteil genau dieselben Ansichten wie jeder andere Nationalsozialist), sondern weil ich nicht die geringste Erfahrung mit den Problemen, den Schwierigkeiten, den täglichen Konflikten dessen hatte, was "Leben" sein soll; weil ich in der Tat nie ein persönliches Leben gehabt hatte und auch nicht wünschte, eines zu haben, und daher meine Ansichten nicht mit so überzeugenden Argumenten untermauern konnte, wie sie ein anderer Mensch verwendet hätte. Ich hatte das Gefühl, dass alles, was ich sagte, abstrakt bleiben würde, dass es wie ein Parteikatechismus klingen würde, obwohl es das nicht *wäre*. Aber das ließ sich nicht ändern. Und ich sprach. "Aus Prinzip verurteile ich die Abtreibung aufs Schärfste, es sei denn, sie zielt darauf ab, das unerwünschte Produkt einer schändlichen Verbindung loszuwerden", sagte ich und erklärte: "Mit 'schändlicher Verbindung' meine ich die Verbindung eines Mannes und einer Frau, die verschiedenen Rassen angehören oder von denen zumindest einer ein kranker Mensch oder ein Schwächling ist. In der Praxis", fügte ich hinzu, "würde es natürlich nicht viel ausmachen, wenn die Abtreibung unter den minderwertigen Rassen durchgeführt würde (obwohl ich es vorziehen würde, ihre Zahl durch andere Mittel zu begrenzen). Aber es ist sicherlich ein Verbrechen, ein potentielles Kind von reinem arischen Blut zu zerstören; einer Seele, die die himmlischen Mächte für würdig befunden haben, inmitten der höchsten Form der Menschheit geboren zu werden, einen Platz in der Welt zu verweigern. Ich weiß, dass, wie Sie sagen, die Zeiten hart sind. Und ich weiß, dass diese alliierte Regierung nichts tun wird, um sie weniger hart zu machen, und auch nicht die sogenannte deutsche Marionettenregierung, die früher oder später an ihre Stelle treten wird. Aber die wirkliche nationale Regierung, die eines Tages wiederkommen wird, wird den gesunden, reinblütigen Familien helfen, so wie sie es in der Vergangenheit getan hat."

"Ja", sagte die Frau. "Und ich wünsche mir, dass es so schnell wie möglich zurückkommt. Aber was sollen wir in der Zwischenzeit tun?"

"In der Stille kämpfen, hoffen und warten", antwortete ich. "Was *kann* man sonst tun?"

Die Frau hatte mich bereits an einem anderen Tag gefragt, ob ich Kinder habe, und ich hatte ihr gesagt, dass ich keine habe. Sie schaute mich nun skeptisch an, als wollte sie sagen: "In der Theorie ist das alles sehr einfach. Aber ich würde gerne hören, was Sie sagen würden, wenn

Sie eine siebenköpfige Familie hätten und das achte Kind erwarteten und nichts zu essen hätten" (das war, wie sie mir sagte, der Fall einer der Frauen, denen sie in ihrer euphemistischen Sprache tatsächlich "geholfen" hatte).

Und wir haben über etwas anderes gesprochen.

Andere Frauen erzählten mir von ihren privaten Angelegenheiten, von ihren Ehemännern, ihren Kindern, ihren Liebhabern, ihren Nachbarn und ihren Schwiegermüttern. Eine, die mich mehrmals in der "freien Stunde" begleitet hatte, war eine sechsundzwanzigjährige Frau, die bereits drei Kinder von ihrem Mann hatte und ein viertes von einem anderen Mann erwartete. "Er hat mich wegen einer anderen Frau verlassen", sagte sie mir eines Tages, "was sollte ich also tun? Ich habe diesen Mann gefunden, der viel netter ist als er, und der mich heiraten wird, wenn ich von hier wegkomme; er wird auch die Kinder mitnehmen, sagt er. (Sie sind jetzt bei meiner Mutter.) Und er schreibt mir; und so liebevolle Briefe!"

Ich war gelangweilt. Rut, dachte ich bei mir: "Sechsundzwanzig, jetzt, im Jahr 1949. Also muss sie bei Kriegsausbruch sechzehn gewesen sein und 1933 zehn. Sie muss sich erinnern ... Ich frage mich, was die große Zeit für sie bedeutet hat; was sie ihr jetzt bedeutet ... "Und ich wandte mich an meine Begleiterin und sagte: "Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen alles Glück mit dem Mann, den Sie lieben. Ich persönlich wünsche mir nur, dass die Hitlerzeit wiederkehrt; mehr noch: ich wünsche mir nur, dass der Geist des Führers nicht nur Deutschland, sondern die ganze Welt für immer und ewig beherrscht ... "Und ich stellte mir vor, dass ich eines Tages in ein neues nationalsozialistisches Deutschland zurückkehren würde, ein wiederauferstandenes Deutschland, das mir die Arme öffnen würde. Und ich war glücklich in Erwartung und lächelte.

Aber die Frau hatte meinen letzten Worten nicht zugehört. "Die Hitlerzeit", sagte sie mit größter Selbstverständlichkeit: "Und wer wünscht sich nicht, dass *sie* wiederkommen? Ich jedenfalls schon. Damals waren wir alle so glücklich. Wir hatten genug zu essen. Und obwohl wir hart gearbeitet haben, haben wir mit Freude gearbeitet. Und wir hatten auch viel Spaß. Ich erinnere mich an meine Monate der Zwangsarbeit — die beste Zeit meines Lebens. Nicht weit von unserem Standort entfernt gab es ein Lager von Jugendlichen. Und wir trafen sie, wann immer wir konnten. Sie können sich gar nicht vorstellen, was für hübsche, gut aussehende junge Männer das waren! Besonders drei von ihnen mochten mich; und ... "

Es ist immer dasselbe", dachte ich, zum millionsten Mal begeistert von der Beschwörung jener ungeheuren kollektiven Arbeitsanstrengung inmitten von Liedern und Fröhlichkeit und doch ein wenig deprimiert; "es ist immer dasselbe: Wenn ich von den großen Tagen spreche, sagen mir neun von zehn Leuten: "Sie waren herrlich, weil wir uns damals vergnügten", während nur einer sagt: "Sie waren herrlich, weil wir damals eine neue Welt aufbauten, die auf Gesundheit und Wahrheit beruhte". Oh, wie sehr wünschte ich, dass das ganze Volk meines Führers, wie sehr wünschte ich, dass die ganze arische Rasse so fühlen könnte wie dieser eine! Aber ich nehme an, der neue Geist kann sie nicht alle an einem Tag durchdringen. Große Veränderungen in der Tiefe brauchen Zeit." Und ich wandte mich an die hübsche junge Frau, die neben mir ging, und sagte zu ihr: "Eines Tages wird die Rache kommen, und dann werden es Tage sein, die noch glorreicher sind als die, die du erlebt hast. Denn der Führer ist am Leben." Und während ich das sagte, stellte ich mir vor, wie ich durch einen strahlenden Raum reiste, in dem es keine Barrieren gibt, subtile, stille Wellen, die langsam und sicher im Reich des Unsichtbaren, von dem alles Sichtbare abhängt, die Rückkehr unseres geliebten Hitler vorbereiten.

Doch die junge Frau sagte nur: "Natürlich, er lebt."

"Woher wissen *Sie* das?", fragte ich, aufrichtig überrascht von der Selbstverständlichkeit, mit der sie das sagte. "Wer hat es dir gesagt?"

Sie antwortete, ebenso überrascht über meine Frage: "Na, das weiß doch jeder!"

Wir gingen weiter durch den Hof und sprachen eine Weile nicht. Über uns, um uns herum, in ganz Deutschland, in der ganzen Welt, setzten die subtilen Wellen geduldig ihr unsichtbares Spiel fort; bereiteten "den Tag für Freiheit und Brot" auf ihre unerwartete Weise, mit mathematischer Genauigkeit vor.

Aber die "Freistunde" war vorbei. Wir standen in zwei Reihen, und jede von uns rief von einem Ende aus: eins, zwei usw. — die Nummer ihres Platzes — eine Formalität, die wir jedes Mal wiederholten, damit die beiden Pflegerinnen, die uns begleiteten, wussten, dass keine von uns fehlte. Währenddessen hörte ich, wie die junge Frau, die an meiner Seite gegangen war, einer anderen, die nicht weit von uns in der Reihe hinter der meinen stand, zurief: "Irmchen, eh, Irmchen! Vergiss nicht, heute Abend in den Aufenthaltsraum zu kommen. Ich werde dir den Brief zeigen, den mein Fritz mir geschrieben hat!"

Ich ging nicht in den Erholungsraum. Stattdessen schrieb ich an Kapitel 8 meines Buches *Gold im Ofen* weiter, das ich gerade begonnen hatte.

Bevor sie nach Hause ging, kam Frau Oberin in jede Zelle. Sie kam oft. Und ich war immer froh, sie zu sehen. Obwohl sie noch nie ein Wort gesagt hatte, aus dem ich schließen konnte, dass sie mit meinen Ansichten sympathisierte, hatte sie es geschafft, mein Vertrauen zu gewinnen. Ich hatte das Gefühl, dass ich ihr praktisch alles sagen konnte, was ich wollte. Sie würde weder mir noch einem von uns etwas Böses antun.

"Ihre Zelle ist ziemlich klein", sagte sie an diesem Abend, nachdem sie meinen Gruß erwidert hatte. "Sobald eine größere Zelle zur Verfügung steht, werde ich Sie dort unterbringen. Und sie fragte mich sehr freundlich: "Sie sind doch nicht zu unglücklich hier?"

"Das sollte ich wohl nicht sein, da ich dank Ihrer Freundlichkeit schreiben kann", sagte ich. "Trotzdem ... "

"Was noch?", fragte Frau Oberin.

Ich trug meinen Kummer vor, den ich mehrere Tage lang vergeblich zu verbergen versucht hatte. "Oh, bringen Sie mich in den D-Trakt!" rief ich aus; "Tun Sie das! Ihr wisst nicht, wie deprimierend der Kontakt mit dieser Gruppe von Gefangenen manchmal für mich ist! Ich habe nichts gegen sie zu sagen, aber ich kann mit ihnen nicht so reden, wie ich es mit denen des D-Flügels tun würde."

"Sie würden gerne das Vergnügen haben, die D-Flügel zu indoktrinieren, nicht wahr?", sagte Frau Oberin mit einem schelmischen Lächeln.

"Ich hoffe, sie *müssen* nicht indoktriniert werden", antwortete ich ohne zu zögern. "Ich hoffe sogar, dass sie so gute Nationalsozialisten sind wie ich. Ich möchte einfach ein paar interessante Gespräche führen, wenn ich überhaupt reden soll. Wenn nicht ... "

"Hören Sie", sagte Frau Oberin und unterbrach mich freundlich, "niemand, glaube ich, versteht Sie hier besser als ich, und niemand ist mehr bereit als ich, Ihnen das Leben erträglich zu machen. Ich würde Ihnen sofort eine Zelle im Trakt D geben, wenn ich nur könnte. Aber *ich* gebe hier keine Befehle, wie Sie vielleicht schon gemerkt haben. Ich muss mich bei allem, was ich tue, mit dem deutschen Leiter des

Gefängnisses beraten, der auch der Staatsanwalt ist. Und über ihm steht der britische Gouverneur ... Er selbst hat uns ausdrücklich verboten, Ihnen jeglichen Kontakt mit den sogenannten 'Kriegsverbrechern' zu gestatten." Und sie versuchte mir klarzumachen, dass ich technisch gesehen nicht in dieselbe Kategorie wie sie gehöre. "Sehen Sie", erklärte sie, "Sie sind eine richtige politische Gefangene, während diese Frauen hier sind, weil sie Internierte in Konzentrationslagern misshandelt haben oder wegen ähnlicher Vergehen, die heute als 'Verbrechen gegen die Menschlichkeit' eingestuft werden, verurteilt wurden. Sie haben so etwas nie getan."

"Nur, weil ich nie die Gelegenheit dazu hatte", antwortete ich. (Und aus der Intonation meiner Stimme war — so hoffe ich — ersichtlich, dass ich jedes Wort, das ich sagte, ernst meinte.) "Verbrechen gegen die Menschlichkeit", wiederholte ich, voller Verachtung für die Heuchelei, die dieser Ausdruck bei denen, die ihn geprägt haben, offenbart; "nur wenn wir Nazis sie begehen, werden Gewalttaten so bezeichnet. Wenn die Demokraten sie im Interesse der Juden begehen, sind es Akte der Gerechtigkeit!"

"Du scheinst immer zu vergessen, dass wir den Krieg verloren haben", sagte Frau Oberin mit plötzlicher Traurigkeit und bitterer Ironie. Sie sprach mit mir, als wäre ich ein Deutscher. Und in der Tat habe ich selbst oft vergessen, dass ich keiner bin.

"Aber warum besteht der Gouverneur darauf, dass ich von meinen Kameraden getrennt werde?", fragte ich, um wieder auf den Punkt zu kommen. "Was macht es für einen Unterschied, wenn sie und ich nicht genau die gleichen Dinge getan haben? Wir haben doch alle für dieselbe Sache gearbeitet."

"Du idealisierst die D-Flügel", sagte Frau Oberin.

"Sie sind nicht alle glühende Nationalsozialisten, wie Sie zu glauben scheinen. Einige hatten überhaupt keine politische Einstellung und befolgten nur Befehle — egal welche — nur weil sie im Dienst waren."

"Was auch immer sie sind", antwortete ich, "sie sind Opfer dieser verhassten Demokratie, Opfer unserer Feinde. Sie haben für die Sache, die ich liebe, gelitten — auch diejenigen, die sie nicht so sehr lieben wie ich; auch diejenigen, die ihr damals vielleicht gleichgültig gegenüberstanden. Deshalb liebe ich sie. Oh, setz mich zu ihnen! Wie soll der Gouverneur das herausfinden? Ich könnte hier bleiben, in dieser Zelle, so dass er mich hier sieht, wenn er am Freitagmorgen den

Ort inspiziert; und ich könnte, wenn Sie es mir erlauben, meine 'Freistunde' mit den D-Flügeln verbringen und mit ihnen in den Erholungsraum gehen. Warum nicht? Versetzen Sie sich in meine Lage!"

"Ich kann mich gut in Sie hineinversetzen", sagte Frau Oberin leise und traurig. "Ich habe Ihnen schon gesagt, niemand hier versteht Sie besser als ich. Dennoch: bestehen Sie nicht darauf, denn Sie machen mir meine Lage nur noch schmerzlicher. Ich kann nicht tun, was Sie von mir verlangen, so sehr ich es auch möchte. Solche Dinge dringen immer nach außen. Ich würde meine Stelle verlieren und keine neue bekommen. Und das kann ich nicht riskieren: Das Leben ist für uns alle schon zu schwierig. Aber ich werde alles tun, was ich kann, um Ihnen das Leben hier weniger langweilig zu machen. Ich habe zum Beispiel daran gedacht, den Gouverneur zu bitten, Ihnen zu erlauben, den anderen Gefangenen ab und zu einen Vortrag über Ihre Reisen in Indien und anderen Ländern zu halten. Ich bin sicher, dass es ihnen allen gefallen würde. Vielleicht ließe sich das arrangieren. Heute bin ich gekommen, um Ihnen von einem Gefangenen zu berichten, der etwas weniger grob ist als die meisten anderen und der, nachdem er von Ihren akademischen Qualifikationen gehört hat, Sie unbedingt kennenlernen möchte."

"Wer ist sie?"

"Eine Polin. Ich kann Ihnen auch gleich sagen, dass sie definitiv gegen die Nazis ist, wie die meisten Polen auch. Aber sie ist einigermaßen kultiviert. Es gibt viele Themen, über die man sich mit ihr unterhalten kann. Sie spricht sowohl Französisch als auch Englisch, abgesehen von Deutsch und natürlich ihrer eigenen Sprache. Würden Sie sie gerne kennenlernen? Ich würde Ihnen zumindest eine Abwechslung bieten."

"Ich bin nicht nach Deutschland gekommen, um polnische Frauen zu treffen und Französisch und Englisch zu sprechen", dachte ich. Doch etwas sagte mir, dass ich Frau Oberins Vorschlag vielleicht besser annehmen sollte. Wer kann das schon sagen? Die polnische Frau könnte sich indirekt auf die eine oder andere Weise als nützlich erweisen. Also akzeptierte ich. Und Frau Oberin verabschiedete mich mit einem freundlichen Wort.

Am nächsten Morgen führte die *Oberwachtmeisterin* die Frau in meine Zelle. "Ich hoffe, Sie werden Freunde", sagte sie lächelnd. Aber sie war viel zu scharfsinnig, um nicht die ganze Zeit zu wissen, dass wir niemals Freunde sein konnten. Es lag Ironie in ihren Worten und eine

noch größere Ironie in ihrem Lächeln. Offenbar kannte sie mich besser als Frau Oberin bisher.

Ich pflegte das Porträt des Führers von sechs Uhr abends — wenn alle Zellen endgültig geschlossen waren — bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich am nächsten Morgen aufwachte und mich fertig machte, auf meinem Tisch liegen zu lassen. Aber an *diesem* Morgen hatte ich irgendwie vergessen, es zu verstecken. Er war da, wie eine sichtbare, lebendige Präsenz. Und jetzt war es zu spät, ihn zu verstecken. Außerdem, warum sollte ich es verstecken, Frau S. — die ich immer mehr zu lieben begann — hatte es schon mehrmals in seinem Versteck gesehen und schien nicht im Geringsten etwas dagegen zu haben. (Sie hatte mir von dem schönen großen Exemplar erzählt, das sie selbst während der großen Tage in ihrem Haus hatte und das sie aus Angst verbrannt hatte, "als die Amerikaner gekommen waren"). Die diensthabende Wärterin, eine sehr liebenswürdige Blondine, hundertprozentig "in Ordnung", hatte auch nichts dagegen. Die Polin hatte wahrscheinlich etwas dagegen. Aber es war mir egal, ob sie es tat oder nicht.

Sie war mäßig groß, schlank, rothaarig, weder gut aussehend noch schlicht. Sobald die Tür geschlossen war, setzte sie sich hin und stellte sich vor. Sie sei eine echte Polin, sagte sie mir — keine Jüdin. Sie sei nach Kriegsende in Deutschland geblieben, weil sie Angst hatte, nach Hause zu gehen, sagte sie, wegen der Kommunisten, die sie nicht mochte. Und sie war wegen Schwarzmarkthandels zu drei Jahren Gefängnis verurteilt worden. Sie gab zu, dass sie Unrecht getan hatte, entschuldigte sich aber halb damit, dass die Zeiten so hart waren, dass es sehr schwierig war, ehrlich zu leben. Jedenfalls war es nun an der Zeit, dass sie nach Polen zurückgeschickt wurde, und sie war ratlos, was sie tun sollte. Es gefiel ihr nicht, in Werl zu sein. Vor allem das Essen schmeckte ihr nicht. Aber trotzdem wäre es besser, dort zu bleiben, als von den Kommunisten erwischt und in ein Konzentrationslager verfrachtet zu werden ... Allein die Erwähnung des Kommunismus schien sie in Angst und Schrecken zu versetzen. Und je mehr ich ihr zuhörte, desto mehr verachtete ich sie, denn man hatte mir gesagt, sie sei eine Anti-Nazi. Ich verabscheue Antinazis jeglicher Art; aber ich verachte diejenigen, die gleichzeitig Antikommunisten sind. Solche Leute haben keinen Sinn für die Realität, oder sie wissen einfach nicht, was sie wollen.

"Ich glaube, es gibt viele Polen, die wie Sie den Kommunismus hassen", sagte ich.

Die Frau, die gekommen war, weil sie wusste, was ich bin (das sagte sie mir wenig später selbst), glaubte, zwischen ihr und mir eine Basis der Übereinstimmung gefunden zu haben. "Nicht 'viele', sondern *alle* echten Polen hassen den Kommunismus, besonders jetzt, wo sie unter ihm gelitten haben", sagte sie. "*Alle*, das sage ich Ihnen ehrlich", betonte sie, "außer einer Handvoll Verräter, die davon profitieren. Und das sind meistens Juden."

Meine Verachtung für sie erreichte ihre Grenze — denn ich finde Inkonsequenz widerlich. "Und warum haben sich diese echten Polen während des Krieges nicht zu uns gesellt, wenn sie so sehr gegen die Roten sind, wie Sie sagen?", fragte ich sarkastisch. "Wenn ich mich recht erinnere, hatte der Führer ihnen einmal ein Bündnis vorgeschlagen, das sie dummerweise ablehnten und einen Pakt mit England vorzogen, das sie im Übrigen im Stich ließ. Oder sind sie zu spät aufgewacht, als die Roten, die inzwischen zu Englands "tapferen Verbündeten" geworden waren, schon da waren? Viele Menschen scheinen zu spät aufzuwachen, auch außerhalb Polens."

Die Frau konnte sich zwischen dem Porträt Hitlers auf dem Tisch neben mir und den Peitschenhieben meiner gnadenlosen Zunge nicht allzu wohl fühlen. Was mich betrifft, so hatte ich plötzlich den Eindruck, dass diese Art von Gespräch durchaus in irgendeinem Polizeibüro des besetzten Europas, unter unserer wiedererstandenen Neuen Ordnung, stattfinden könnte — vorausgesetzt, meine Kameraden kämen auf die gute Idee, mich im Repressionsdienst einzusetzen; und vorausgesetzt, dass ich, einmal im Dienst, noch ein wenig Zeit zu verlieren hätte. ("Und warum sollten sie mich dann nicht einstellen?", dachte ich blitzartig. "Ich bin aufrichtig, radikal, unbestechlich — verlässlich — und würde eine solche Arbeit genießen. Außerdem beherrsche ich ein paar Sprachen. Vielleicht fehlt es mir ein wenig an Diplomatie; aber die Diplomatie wird vielleicht weniger wichtig sein, wenn wir wieder Herr der Lage sind.") Und es schien mir, dass dieses Gespräch mit einem polnischen Anti-Nazi, jetzt in den dunklen Tagen, in einer Gefängniszelle, in der ein Porträt des Führers hing, vielleicht eine prophetische Bedeutung hatte.

Aber die Frau antwortete auf die wenigen Wahrheiten, die ich ihr gesagt hatte, so, wie man es erwarten würde: "Nein", sagte sie, "das ist es nicht. Wir wollen die Kommunisten sicher nicht. Aber wir wollen auch Sie nicht. Mit 'euch'", fügte sie hinzu. "Ich meine die Deutschen. Ihr habt euch so sehr mit dem Nationalsozialismus identifiziert, dass

es für euch ganz natürlich ist. Für uns bedeutet der Nazismus Deutschland."

"Für mich bedeutet es das, ohne Zweifel, und noch viel mehr", antwortete ich.

"Was noch?"

"Für mich bedeutet der Nationalsozialismus im Weltmaßstab das Überleben und die Herrschaft der reinsten arischen Elemente, das Königtum der besseren Menschheit", sagte ich. "Hören Sie: Die Demokratie — die kapitalistische Wirtschaft, zusammen mit dem parlamentarischen System mit seinen vielen Parteien, seinem allgemeinen Wahlrecht, seinen Wahlkämpfen und all der Bestechung und Korruption, all dem schmutzigen, unsichtbaren Feilschen, das damit einhergeht, — ist definitiv dem Untergang geweiht. Weinen Sie darüber, wenn Sie wollen. Sie können nichts tun, um ihr den verlorenen Kredit und die verlorenen Möglichkeiten zurückzugeben (wenn Sie zugeben, dass sie jemals welche hatte). Sie sprechen wie eine Träumerin, wenn Sie sagen, Sie wollen weder die Kommunisten noch uns. Meine Liebe, wen kümmert es, was Sie wollen — oder was ich will, in der Tat? Oder was die Polen oder die Russen oder die Deutschen wollen? Was auch immer die ganze Welt *wollen* mag, sie kann nur eines von zwei Dingen *haben*: Kommunismus oder Nationalsozialismus; entweder unsere einzigen wirklichen Feinde, — oder uns. Wohlgemerkt, ich sage nicht: entweder russische Herrschaft oder deutsche Herrschaft. Denn der Kommunismus ist nicht Rußland, er ist das Judentum; er zielt letztlich auf die Herrschaft des unsichtbaren Juden über eine mehr und mehr bastardisierte Welt. Und wenn der Nationalsozialismus Deutschland *ist* (was er in einer Hinsicht zweifellos ist), so ist er auch mehr — sonst hätten nicht Hunderte von intelligenten Nichtdeutschen in England, in Frankreich, in Indien, überall gern dafür gelitten; sonst wäre nicht ein Franzose, den ich kenne, erschossen worden, der rief: "Heil Hitler! ', und ich wäre nicht hier. Der Nationalsozialismus ist, wie gesagt, das Ariertum, dessen Vorhut heute zweifellos Deutschland ist, das aber dennoch über Deutschland hinausgeht. Der Nationalsozialismus bedeutet die Herrschaft der besten Menschen arischen Blutes, wo immer es Arier gibt, und außerhalb des Ariertums die Herrschaft der edelsten nichtarischen Rassen der Welt, jede an ihrem Platz, und der besten Menschen jeder Rasse, jeder innerhalb seiner eigenen Rasse. Die ganze Welt steht heute vor der gleichen Alternative wie Deutschland 1933. Sie muss sich entscheiden: Zerfall und Tod, mit den Marxisten, oder

Auferstehung und Leben, mit uns. Es gibt keine dritte Alternative, keine andere mögliche Wahl.

"Was mich betrifft, so sehe ich keinen nennenswerten Unterschied zwischen euch und den Kommunisten", sagte die Polin. "Ihr wendet beide die gleichen schrecklichen Methoden an. Ihr seid beide gleich brutal, gleich grausam."

"Wir sind rücksichtslos, aber nicht grausam", berichtigte ich sie und unterbrach sie.

"Nun, wie man es auch dreht und wendet, in meinen Augen ist es dasselbe", schloss sie etwas ungeduldig. "Ihr beide betrachtet den Menschen nur als Mittel zum Zweck und denkt nicht daran, Menschenleben zu töten. Ich habe unter euch beiden gelitten und ich hasse eure beiden Systeme."

"Das macht keinen Unterschied", antwortete ich. "Eines der beiden gegensätzlichen Systeme wird sich am Ende durchsetzen — und ich hoffe, es wird das unsere sein; der demokratische Kapitalismus — die mildere Form der jüdischen Herrschaft — stirbt sowieso. Und ich fürchte, dass diejenigen, die wie Sie sowohl uns als auch unsere ärgsten Feinde hassen, sich früher oder später mit etwas abfinden müssen, das sie hassen. Das ist Pech. Aber es lässt sich nicht ändern. Was den Menschen betrifft, so ist er, wenn er nicht immer als "bloßes Mittel zum Zweck" *betrachtet wurde*, zumindest immer als solches benutzt worden, seit Anbeginn der Geschichte, selbst von denen, die vorgeben, ihm eine sogenannte "Würde" und "gleiche Rechte" zu geben, unabhängig von seinem rassischen Niveau und seinem persönlichen Wert. Nur die Zwecke, für die er benutzt wird, unterscheiden sich. Die Ziele der Kommunisten sind ganz offen das "individuelle Glück" für die größte Anzahl von Menschen und in Wirklichkeit die Herrschaft des Juden. Unsere Ziele sind offen und faktisch die maximale allseitige Entwicklung der von Natur aus edelsten Rassen — in erster Linie der arischen — und ihre Herrschaft, die Bedingung einer besseren Welt, in der alle Lebewesen entsprechend ihrer natürlichen Stellung Rechte genießen sollen."

Die Frau hörte für eine Weile auf zu nähen (sie hatte ihre Arbeit mitgebracht). Sie sah mich eindringlich an und sagte: "Wenigstens sind Sie aufrichtig. Und dafür respektiere ich Sie."

"Jeder Mann oder jede Frau, die 1945 und während der ganzen grausamen Jahre danach ein Nazi geblieben ist, ist aufrichtig", antwortete ich. "Aber nicht jeder bekennende Kommunist, und noch weniger jeder bekennende Christ. Das ist eine ermutigende Tatsache."

"Sie glauben doch nicht etwa an das Christentum?", fragte die Frau.

"I? Ich glaube nicht! Nur selbstverblendete Menschen können sich einbilden, sie könnten gleichzeitig Nazis und Christen sein. Ich betrachte den christlichen Aberglauben (wie ihn einige römische Kaiser genannt haben) als einen weiteren Trick der Juden, um die arische Seele zu versklaven. Außerdem stoßen mich sowohl seine menschenzentrierte Haltung als auch seine Jenseitigkeit ab — und würden mich immer noch abstoßen, wenn keiner der frühen Befürworter dieser Religion Juden gewesen wären."

"Sie sind aufrichtig und logisch", bemerkte die Polin, nachdem sie diese Erklärung gehört hatte.

"Ich hoffe es", sagte. I.

"Und was denkst du über die nächste Welt?"

"Ich habe nicht die leiseste Ahnung davon", antwortete ich. "Wenn es etwas jenseits des Todes gibt, werde ich es früh genug sehen, wenn ich dort bin."

"Und es macht Ihnen nichts aus, es nicht zu wissen?", fragte sie mich.

Ich fand die Frage kindisch. "Ob es mich stört oder nicht", antwortete ich mit einem herablassenden Lächeln, "weiß ich *nicht*, ich kann es nicht wissen.

Die Frau schaute mich an, vielleicht erstaunt darüber, dass ich so glücklich aussah, obwohl ich "nicht wusste", was eines Tages mit mir geschehen würde, wenn ich sterben würde. Sie schwieg eine Weile und sagte dann: "Ich bin katholisch. Und jetzt, wo ich Ihnen begegne, nachdem ich so viele von Ihrer Sorte unter ganz anderen Umständen kennengelernt habe — ja, nachdem ich meinen armen Sohn in ihren Händen gesehen habe, bin ich mehr denn je davon überzeugt, dass der Mensch ohne den humanisierenden Einfluss der Religion leicht zu einem Monster wird, wenn man ihm eine Chance gibt. Ihr Mystizismus der Elite wird ihm nicht helfen. Sie macht ihn nur noch schlimmer. Sie selbst haben vor einiger Zeit von den Rechten "aller Lebewesen" gesprochen. Wie kannst du von so etwas sprechen, wenn du nicht einmal das Recht aller Menschen auf Leben anerkennst?"

Ich wiederholte vor dieser Frau, was ich mein ganzes Leben lang hunderttausendfach gesagt hatte: "Ich kann nicht alle Menschen lieben, auch nicht den Abschaum der Menschheit, auch nicht die gefährlichen Menschen, auch nicht diejenigen, die, ohne wirklich gefährlich zu sein, alles hassen, was ich liebe. Aber ich liebe alle Tiere

der Welt. Alle sind schön und unschuldig. Die einzigen Lebewesen, die ich loswerden würde (abgesehen von gefährlichen Menschen), sind Flöhe und Wanzen — Parasiten. Denn man muss sich selbst verteidigen. Die Religion, die mir sagt, ich solle das Leben eines gefährlichen Menschen respektieren, während sie mir nicht verbietet, Fleisch zu essen, finde ich absurd. Und die Zivilisation, die meine Kameraden wegen 'Kriegsverbrechen' verurteilt, während sie die Vivisektion als selbstverständlich akzeptiert, verdient die totale Vernichtung."

"Sie essen kein Fleisch?", fragte die Frau.

"Nein, das habe ich nie getan. Ich bin logisch, das hast du richtig gesagt."

"Ja, ich gebe es zu", antwortete sie, "Kinder sind so unschuldig wie Tiere. Magst du keine Kinder?"

"Im Prinzip ja", sagte ich, "und zuallererst natürlich die gesunden Kinder meiner eigenen arischen Rasse, auf die ich stolz bin. Dann alle gesunden Kinder der Erde, soweit sie nicht zu einer Gefahr für unsere werden, wenn sie erwachsen sind."

"Ich habe gesehen, wie Männer von denen, die Sie bewundern, von denen, die Sie als Ihre Kameraden bezeichnen und lieben, ganze Familien von terrorisierten Juden vor sich her trieben, Kinder und alte Menschen ebenso wie andere. Welchen Schaden hatten diese Kinder angerichtet? Welchen Schaden könnten sie anrichten, wenn man sie am Leben ließe?"

"Sie waren potenzielle Parasiten", sagte ich ruhig. Und ich fügte nach einer Pause hinzu: "Die Männer, von denen du sprichst, die Männer, die ich bewundere und liebe, insofern sie echte Nationalsozialisten waren, die wussten, was sie taten und es im richtigen Geist taten, haben die jüdischen Kinder nicht gehasst. Sie taten leidenschaftslos und befehlsgemäß ihr Möglichstes für die Verteidigung der bedrohten arischen Menschheit. Ich hätte an ihrer Stelle dasselbe getan."

Und während ich so sprach, erinnerte ich mich plötzlich an mich selbst, wie ich eines Morgens im glorreichen Jahr 40 in der Küche meines Hauses in Kalkutta stand und meinem fünfzehnjährigen indischen Diener zuhörte, der mir sagte: "Memsahib, auch ich bewundere Ihren Führer. Er kämpft dafür, dass die Bibel im Westen durch die Bhagavad-Gita ersetzt wird: ein erwachsener Junge, der Englisch lesen kann, hat das gerade auf dem Fischmarkt gesagt." Der ungebildete Junge aus den Tropen hatte diese Worte, die ich für immer

in Erinnerung behalten und immer wieder zitieren sollte, wahrscheinlich schon längst vergessen, so treffend waren sie, zumindest im Geiste. Und jetzt dachte ich noch einmal nach: Gewalt, wann immer nötig — nicht Gewaltlosigkeit um jeden Preis, sondern leidenschaftslose, losgelöste, absolut selbstlose Gewalt, angewandt "zum alleinigen Wohl des Universums", ja, dieses Ideal des Handelns, gepredigt in der uralten Bhagavad-Gita, ist auch das, was *wir* heute predigen; was wir vertreten, in krassem Gegensatz zur christlichen Heuchelei. Und es ist genau das, wofür uns die degenerierte Welt hasst."

Aber die Polin war keine Anhängerin der ältesten arischen Philosophie. "Nun", sagte sie auf meine letzten Bemerkungen über die entwurzelten Juden, "das mag sein; aber Sie wissen nicht, wie ungeheuerlich mir das alles vorkommt. Ich kam zu Ihnen, weil ich wusste, was Sie sind — Frau Oberin hatte es mir gesagt. Aber Sie übertreffen alles, was ich erwartet habe — vor allem von einem Nicht-Deutschen. Ohne mir vorzustellen, dass Ihr Nationalsozialismus auf der philosophischen Ebene bleibt, hätte ich nie gedacht, dass Sie so rücksichtslos radikal sein können, — so schlimm wie alle anderen. Alles an Ihren Ansichten stößt mich ab, alles an Ihren Worten verwundet mich. Und" — sie deutete dann auf das Porträt des Führers auf meinem Tisch, nachdem sie es bisher, so gut es ging, vermieden hatte, es anzuschauen — "der Anblick des Gesichts dieses Mannes in Ihrer Zelle, das Wissen, dass er da ist, auch wenn ich mich entschließe, wegzuschauen, das Wissen, dass er Ihr Idol ist, wie leider so viele andere Menschen, und dass Sie bereit sind, selbst jedes Verbrechen zu begehen, wenn Sie glauben, dass es seine Ziele fördert, das verletzt mich noch mehr. Denn ich hasse ihn! Und ich wünschte, er wäre wirklich tot!"

Mein Blut schoss mir in den Kopf. Wäre ich irgendwo anders als in einer Gefängniszelle, hätte ich die Tür geöffnet und die Frau angeschrien: "Raus hier!" — und sie zweifellos über die Treppe getreten. Aber ich befand mich in einer Zelle. Die Tür ließ sich nicht öffnen — und das Fenster auch nicht. Ich versuchte, mich zu beherrschen, und erwiderte so ruhig wie möglich: "Und *ich* wünsche jedem, der ihn hasst, dass er den Tod derjenigen sieht, die er liebt — das ist schlimmer als der Tod."

Das Gesicht der Frau nahm einen mitleidigen Ausdruck an. "Ich habe mein einziges Kind durch deine Leute verloren", sagte sie mit leiser Stimme, und ihre Augen waren noch mehr auf mich gerichtet als

auf den Groll; "mehr kann ich nicht verlieren. Und ich bin nicht einmal sicher, ob er tot ist oder lebt. Ich weiß nicht, wo er ist."

"Vielleicht in den Händen der 'tapferen Verbündeten' derer, die gegen Deutschland Krieg geführt haben, um Polen zu 'retten'", sagte ich ironisch. "Wenn das so ist, dann beten Sie, dass sie ihn nicht ein wenig schlechter behandeln, als wir es vielleicht getan haben." Der bekundete Hass der Frau auf unseren Führer klang schmerzhaft in meinem Herzen, und ich konnte der Neigung nicht widerstehen, immer wieder zurückzuschlagen.

"Oh", antwortete sie müde, "es ist alles dasselbe. Es könnte nicht schlimmer sein. In dem Lager, in das man uns während des Krieges gebracht hat, habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie Ihre SS-Männer meinen Sohn, der damals noch ein kleiner Junge war, geschlagen und getreten haben ... Aber lassen Sie uns bitte von etwas anderem sprechen!"

Ich hätte das Thema fallen lassen können — und vielleicht auch sollen. Es hatte keinen Sinn, diese Frau weiter zu verletzen, selbst wenn das, was ich ihr zu sagen hatte, die reine Wahrheit war, was es zweifellos war. Aber ich war selbst zu verletzt, um nicht ein drittes Mal zurückzuschlagen. "Wenn Ihr Sohn es nicht verdient hätte, wäre er nicht in einem Konzentrationslager", sagte ich kalt, "niemand war umsonst in einem.

Es herrschte eine lange Stille. Die polnische Frau dachte wahrscheinlich über ihren verlorenen Sohn nach. Ich, immer noch in verbitterter Stimmung, dachte: "Ich wünschte, diese Frau würde nicht zurückkommen! Es ist schon schlimm genug, im Gefängnis zu sein und dort von meinen Kameraden getrennt zu sein, ohne dass ich auch noch von Anti-Nazis belästigt werde!"

Die Frau kam nicht mehr zurück. Aber sie hinterließ mir einige Ausgaben von *Life*, von denen eine einen langen Auszug aus den *Kriegserinnerungen* von Winston Churchill enthielt. Darin versuchte der britische Ex-Premier sein Bestes, um zu erklären, dass die Befehle des Führers, den Ansturm der deutschen Panzerdivisionen auf Dünkirchen zu stoppen — die Befehle, die dazu führten, "den Weg für die britische Armee freizumachen", auf Initiative von General Runstedt erfolgten und durch alles andere als den Wunsch inspiriert waren, England gegenüber Großzügigkeit zu zeigen, wie ich es

irgendwo im dritten Kapitel meines *Goldes im Ofen* erklärt hatte. Er stützte sich bei seinen Schlussfolgerungen — so sagte er — auf das "tatsächliche Tagebuch von General Runstedts Hauptquartier, das zu jener Zeit geschrieben wurde." Aber als ich das las, erinnerte ich mich plötzlich an das, was Miss Taylor mir über die Privilegien erzählt hatte, die die britischen Behörden dem so genannten "Kriegsverbrecher" General Runstedt gewährt hatten, insbesondere über seinen Hafturlaub *auf Bewährung*. Und ich erinnerte mich auch an die Erklärung von Oberst Vickers, die er mir am Mittwochmorgen, dem 6. April 1949, gegeben hatte: "Politische Gefangene sind die letzten, denen wir besondere Privilegien gewähren ... es sei denn, sie *schreiben für uns oder leisten auf die eine oder andere Weise eine geheime Arbeit für uns*". Ich konnte nicht anders ... "zwei und zwei zusammenzuzählen" und mich zu fragen, ob das angebliche "Tagebuch" von General Runstedt, das angeblich "damals geschrieben" wurde, nicht nur ein weiteres Stück "Geheimarbeit" im Interesse der britischen These über die Ereignisse war, das *nach dem Krieg* in der Gefangenschaft geschrieben wurde — "Geheimarbeit" von der Art, die Oberst Vickers an jenem Morgen des 6. April im Sinn gehabt hatte. Das würde zweifellos alle möglichen Privilegien rechtfertigen (wenn das, was Miss Taylor mir erzählt hatte, wahr wäre), dachte ich, ohne unnötig bösartig oder gar verdächtig sein zu wollen. Und ich fügte eine Fußnote zu der Seite in meinem Kapitel 3 hinzu, in der ich Dünkirchen erwähnt hatte.

In einer anderen Ausgabe derselben Zeitschrift fand ich einen Bericht über die schändliche Art und Weise, in der die amerikanische Polizei kürzlich Walter Gieseking, den großen deutschen Pianisten, gezwungen hatte, die USA wegen seiner Zugehörigkeit zum Nationalsozialismus zu verlassen. Vor dem Saal, in dem er spielen sollte, war es zu öffentlichen Demonstrationen gekommen, die, wie zu erwarten war, von Juden angeführt wurden. Und die Behörden hatten die musikalische Darbietung abrupt verschoben, bis eine "Untersuchung seines Falles" zufriedenstellende Zusicherungen hinsichtlich der "Entnazifizierung" des Künstlers geben würde — was natürlich einen Monat oder länger hätte dauern können. Herr Gieseking war daraufhin mit dem ersten Flugzeug aus den USA abgereist, völlig angewidert von dem amerikanischen Verhalten. "Und das zu Recht", dachte ich, "denn diese ganze Aufregung, jetzt, fast vier Jahre nach Kriegsende, in einem Land, das angeblich für "individuelle Freiheiten", "Menschenrechte" und so weiter gekämpft hat, ist zum

Kotzen! Hätte der deutsche Künstler aus der Sicht derer, die sich des demokratischen Liberalismus rühmen, nicht jedes Recht gehabt, ein Nazi zu sein, wenn das seine Überzeugung war?" Und zum millionsten Mal dachte ich über die unlösbare Widersprüchlichkeit der Haltung der Demokraten nach: Gemäß ihren lauthals verkündeten Prinzipien *müssten* diese Leute einfach unser Recht auf freie Selbstdarstellung und freie Propaganda anerkennen — aber wenn sie das tun, laufen sie in der Praxis Gefahr, von uns in kürzester Zeit überwältigt zu werden. Also ziehen sie es vor, dies nicht zu tun. Aber dann werden sie zu offensichtlichen Lügnern und Possenreißern — "*des fumistes"*, wie die Franzosen in ihrem malerischen Slang sagen. Sie ziehen sich die Verachtung vieler mäßig intelligenter, ehrlicher Menschen zu und werden zum Gespött all derer, die, ehrlich oder nicht, einen Verstand und einen leichten Sinn für das Lächerliche haben.

Am nächsten Morgen, als meine Freundin H. E. zu ihrem täglichen Tee, Brot und Brei kam, erzählte ich ihr von der Polin, die Frau Oberin geschickt hatte, um mir Gesellschaft zu leisten. "Wenigstens war sie nützlich, indem sie mir diese Zeitschriften überließ", sagte ich, nachdem ich erzählt hatte, wie ich die Passage aus Churchills *Kriegserinnerungen* in meinem Buch verwendet hatte. "Aber meine Güte, wie sie uns hasst! Alles nur, weil ihr blinzelnder Sohn, wie es scheint, von den SS-Männern in irgendeinem Konzentrationslager während des Krieges ein wenig grob behandelt wurde. Sie konnte doch nicht erwarten, dass sie ihn streicheln, oder? Ich sagte ihr, dass er nicht in einem Konzentrationslager gewesen wäre, wenn er es nicht verdient hätte, und dass es ihm recht geschah. Ich konnte es nicht ändern. Sie hatte es so gewollt, wie sie gegen den Führer gesprochen hatte. Und außerdem ist es wahr. Ich weiß es."

H. E.s große Augen leuchteten auf. Sie schenkte mir ein begeistertes Lächeln. "*Das hast* du ihr wirklich gesagt!", rief sie aus.

"Gewiss. Ich würde Ihnen nicht sagen, dass ich es hatte, wenn ich es nicht hätte."

"Sie wissen gar nicht, wie sehr ich Ihnen dafür danke — in meinem eigenen Namen und im Namen von uns allen, die wir in den letzten vier Jahren verleumdet und verunglimpft worden sind. Ich bin Ihnen dankbar, dass Sie den Mut hatten, die Wahrheit zu sagen, und dass Sie uns alle als so genannte "Kriegsverbrecher" gerechtfertigt haben. Seit der Katastrophe sind wir immer im Unrecht; wir sind Mörder und Mörderinnen; Folterer und was nicht alles; 'unmenschliche Monster'. Und sie machen sich nie die Mühe zu sagen,

was für ein Abschaum unter den Internierten unserer Konzentrationslager zu finden war — Menschen, von denen drei Viertel jetzt unter der demokratischen Besatzung wieder eingesperrt sind, obwohl wir 'Monster' nicht mehr an der Macht sind."

"Weiß ich es nicht?" rief ich aus, "weiß ich es nicht? Man braucht nur zu sehen, wer die meisten der Frauen sind, unter die *ich* hier in diesem Gefängnis auf Befehl des Verfolgers (ich meine den britischen Gouverneur) geworfen werde, anstatt eine Zelle im Flügel D zu haben, unter euch, die ich liebe. Ich war einmal im Erholungsraum und habe nicht vor, noch einmal dorthin zu gehen — zum Glück ist die Anwesenheit dort nicht obligatorisch. Ich würde auch nicht während der "Freistunde" hinausgehen, wenn ich nicht so viel frische Luft bräuchte. Einen Dienst hat mir der Gouverneur allerdings — ohne es zu wollen — erwiesen: Er hat mich in die Lage versetzt, allen zu sagen, wenn ich wieder frei bin, welche Art von Menschen die Masse der 'Opfer des Nationalsozialismus' in den ehemaligen deutschen Konzentrationslagern ausmachte. Schon bei meinem einen Besuch im Erholungsraum habe ich genügend Exemplare davon kennengelernt, um behaupten zu können, dass alles, was mir meine Freunde in diesem Zusammenhang jemals erzählt haben, der Wahrheit entspricht. Übrigens, entschuldigen Sie, dass ich völlig vergessen habe, es Ihnen vorher zu sagen, ich habe erfahren, dass eine Frau, die hier inhaftiert ist und früher sechs Jahre lang in Auschwitz interniert war, Sie grob verleumdet hat." Und ich berichtete ihr die ganze grausame Geschichte, die ich über die angebliche verwundete Internierte gehört hatte, und erklärte, wie ich die Frau, die sie mir erzählt hatte, zum Schweigen gebracht hatte.

H. E. lachte und klopfte mir auf die Schulter. "Du hast auf alles eine gute Antwort", sagte sie jovial. "Aber du hast die Geschichte nicht geglaubt? — Oder etwa doch?"

"Natürlich nicht", rief ich aus. "Ich fand die Aktion zu sinnlos, um echt zu klingen. Die Geschichte erschien mir so unwahrscheinlich und so dumm wie die anderen Beispiele von Anti-Nazi-Propaganda, die mir in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren zugemutet wurden. Je nazifeindlicher, desto dümmer, scheint ihr Existenzgesetz zu sein."

"Ich bin froh, dass Sie es nicht geglaubt haben", sagte H. E. "Denn es ist eine Tatsache, dass ich so etwas nie getan habe. Aber möchtest du — aus reiner Neugier — wissen, wer die Frau ist, die solche Gerüchte über mich verbreitet? ... Denn ich bin sicher, dass sie es ist."

"Sie ist eine Polin — nehme ich an. In der 'Freistunde' habe ich von einem Polen gehört, der ebenfalls sechs Jahre in Auschwitz verbracht hat und der, wie es scheint, *entre nous*, ein Homosexueller der niedrigsten Sorte ist. Mir kam der Gedanke, dass es derselbe sein muss."

"Es ist genau dieselbe", sagte H. E. "Ich kenne sie. Während meines Dienstes in Auschwitz (wo ich, wie gesagt, drei Jahre war) habe ich ihr selbst die Nummer auf den rechten Arm tätowiert, die besagt, dass sie nicht zum Tode verurteilt war. Aber sie ist keine Polin — das konnte jeder sehen. Sie ist eine Jüdin aus Polen, und ein verachtenswerter Typ. Sie hat sechs Jahre in Auschwitz bekommen, weil sie gegen uns gearbeitet hat. Als sie dann im Lager war, hat sie sich bei uns eingeschleimt und sich so weit wie möglich nach vorne gedrängt. Sie kann ein paar Sprachen sprechen und hat eine gewisse Fähigkeit. Also gaben wir ihr eine gewisse Macht über die anderen Internierten, damit sie dazu beiträgt, die Ordnung unter ihnen aufrechtzuerhalten. Sie missbrauchte ihre Macht und verhielt sich ihren Kameraden gegenüber so grausam wie möglich, vielleicht in der Vorstellung, dass wir dadurch ihre Aktivitäten gegen unser Regime vergessen würden, was sicherlich nicht der Fall war. Wir haben uns mehrmals eingemischt und sie streng zurechtgewiesen. Und wir hätten gerne auf ihre Dienste verzichtet, wenn nicht, wie ich Ihnen schon einmal sagte, unsere Lager vor allem während des Krieges personell stark unterbesetzt gewesen wären. Aber wir haben uns mit ihr abgefunden. Als sie nach dem Krieg mit uns in die Hände dieser Leute fiel, versuchte sie alles, um uns die Schuld für ihre grundlosen Gräueltaten in die Schuhe zu schieben, indem sie sagte, sie habe dies und jenes 'auf Befehl' getan, was nicht stimmte. Sie verleumdete mich und hätte mir ein Todesurteil verschafft, wenn sie dazu in der Lage gewesen wäre; sie verleumdete andere von uns, die in Auschwitz Dienst getan hatten. Sie hasst jeden aufrichtigen Nazi heftig. Trotzdem haben ihre Freunde, die Demokraten, ihr fünfzehn Jahre Gefängnis gegeben, genau wie mir."

"Das alles erstaunt mich nicht", erwiderte ich. "Das ist der Jude durch und durch — der feige, kriechende Jude, voller Bosheit, Hass und Grausamkeit und niederem Egoismus. Aber sagen Sie mir noch etwas: Man hat mir erzählt, dass diese Frau letztes Jahr zur Weihnachtszeit hier in Werl im Mittelpunkt des Interesses stand, wegen einer unnatürlichen und besonders abstoßenden sexuellen

Handlung, bei der sie ertappt wurde; eines der ekelhaftesten Dinge, die ich je gehört habe ... Ist das wahr?"

"Stimmt genau", sagte H. E. "Fräulein B. kann es Ihnen sagen. Sie weiß alles darüber. Frag sie, wenn du mir nicht glaubst. Sie wird es dir sicher gerne erzählen." (Fräulein B. war eine der Pflegerinnen.)

"Und wie sieht diese Jüdin aus?", fragte ich und kam auf den ehemaligen Internierten in Auschwitz zurück.

"Sie ist mittleren Alters, mittelgroß und hat schwarzes Haar, das sie in Locken trägt; sie hat kleine schwarze Augen, eine schiefe Nase, ein typisch jüdisches Gesicht. Sie werden sie hier nicht sehen, denn sie befindet sich im A-Trakt — es sei denn, Sie treffen sie im Bad." (Wir badeten am Freitagmorgen vor dem Besuch des Gouverneurs zu vierundzwanzig Personen unter einer doppelten Reihe von Duschen, und die Gefangenen aus verschiedenen Flügeln fanden sich bei dieser Gelegenheit oft zusammen). "Ich habe sie selbst im Bad gesehen", fügte H. E. hinzu, "sie hat hängende Brüste, keine Taille und einen dicken, vorstehenden Bauch — alles andere als attraktiv!"

Einen Moment lang stellte ich mir vor, wie sie in den Tagen der Macht zu meinen Kameraden, die sie verachteten, kroch, um ihre Haut zu retten; wie sie sie dann vor den alliierten Militärbehörden verleumdete; wie sie ihnen alle möglichen "Verbrechen" vorwarf, jetzt, da sie nicht mehr zurückschlagen konnten; und wie sie, wann immer sie konnte, die verdorbenen Instinkte ihres schlaffen Körpers auf die schmutzige Art befriedigte, die man mir gesagt hatte ... Der Gedanke an sie reichte aus, um sich krank zu fühlen.

"Ihr Platz war in der Gaskammer", sagte ich und fasste in einem Satz meinen ganzen Eindruck von der Frau zusammen, "und es ist schade, dass Sie sie nicht dorthin gebracht haben."

H. E. stimmte zu. "Da hast du recht!", rief sie aus. "Und sie ist leider nicht die einzige. Viele andere wie sie — und Schlimmeres — hätten dort hineingesteckt werden sollen, wurden es aber nicht. Wir waren zu nachsichtig."

"Leider habe ich das von Anfang an gesagt."

H. E. öffnete halb die Tür (die sie hinter sich zugezogen hatte), um sich zu vergewissern, dass niemand zuhörte. Dann trat sie näher an mich heran: "Aber warten Sie ab, was das nächste Mal passiert, wenn wir nach all dem, was wir erlitten haben, wieder aufstehen", sagte sie mit leiser Stimme. "Oh, dann! Ich kenne ein paar, die nicht entkommen werden!"

Ich sah sie an und erinnerte mich an die seelischen Qualen, die Verzweiflung, die ich selbst in und nach 1945 durchgemacht hatte, an die Ruinen Deutschlands und an das langwierige tägliche Martyrium der arischen Elite, die ich bewunderte. "Dann", sagte ich mit funkelnden Augen, "rufen Sie mich an! Wo immer ich in der weiten Welt bin, ich werde kommen. Und gib mir die Chance, bei der Zurückdrängung der dunklen Mächte mitzuwirken. Ich werde helfen, dich zu rächen — Deutschland zu rächen!"

Wir verabschiedeten uns mit dem üblichen "Heil Hitler!" und hatten das Gefühl, dass wir uns perfekt verstanden.

Bald war es der 20. April — der größte Tag der westlichen Geschichte, der größte bekannte Tag der Weltgeschichte. Ich hatte Frau Oberin gefragt, ob ich nur für dieses eine Mal meine "freie Stunde" mit meinen Kameraden des D-Flügels verbringen könnte. Aber sie hatte mir geantwortet, dass sie mir das nicht erlauben könne, obwohl sie es sich wünschte.

Ich wachte früh am Morgen auf und sah das Porträt des Führers, das ich am Abend zuvor auf den Schemel neben meinem Bett an die Wand gestellt hatte. "Heute ist er genau sechzig Jahre alt", dachte ich, "jung im Vergleich zu denen, die die Welt gegen ihn geführt haben. Oh, möge ich ihn bald wieder an der Macht sehen! Es macht mir nichts aus, wenn ich danach sterbe."

Ich nahm das Bildnis und küsste es — so wie alle Verehrer seit Anbeginn der Zeit die Bilder ihrer Götter geküsst haben. Und ich hielt es eine Weile an meine Brust gedrückt. "Mein Führer", murmelte ich flüsternd und schloss spontan die Augen, um mich von allem abzuschotten, außer von meiner inneren Welt der Verehrung und Liebe. Diese beiden Worte drückten die lebenslange Sehnsucht meines ganzen Wesens aus. Und wenn ich mich an die Feierlichkeit des Tages erinnerte, stellte ich mir ein neugeborenes Kind vor, das für alle, die es sahen, ein Kind wie jedes andere war, das aber von den allwissenden Göttern, die es in die Welt geschickt hatten, zum künftigen Führer Deutschlands und zum Retter der arischen Rasse geweiht worden war; der verheißene göttliche Mensch, der von Zeitalter zu Zeitalter kommt, "wenn die Gerechtigkeit vernichtet wird, wenn das Böse die Oberhand gewinnt", und der die Welt immer wieder rettet. Es war nicht das erste Mal, dass ich mir auf diese Weise den Prädestinierten vorstellte: bei

jedem seiner aufeinanderfolgenden Geburtstage, seit Gott weiß wie vielen Jahren, hatte ich dies getan. Aber jetzt war ich mir der mystischen Verbindung, die mich für die Ewigkeit mit ihm verband, irgendwie mehr denn je bewusst. Ich hatte die Gemeinschaft mit ihm auf eine Weise gesucht und sie auf eine ganz andere Weise erlangt. Das Schicksal, das mir nicht erlaubt hatte, ihn auf dem Höhepunkt seiner Herrlichkeit zu begrüßen, hatte mich geschickt, um seinem Volk im Unglück beizustehen. Und auch jetzt wieder, während ich vorhatte, von meiner Militärerlaubnis für Österreich Gebrauch zu machen und eigentlich seinen sechzigsten Geburtstag in Braunau am Inn zu verbringen, verbrachte ich ihn hier in Werl, gefangen aus Liebe zu ihm. In all dem sah ich ein himmlisches Zeichen. Ich war nicht nur sicher, dass wir wieder auferstehen und eines Tages seine Wiederkehr bejubeln würden, sondern ich fühlte, dass *ich* — die Tochter der arischen Außenwelt — auf meine bescheidene Weise (obwohl ich nicht wusste, wie) zu dieser großen Auferstehung beitragen würde. Und ein seltsames Hochgefühl erfasste mich.

Ich wusch mich und zog mich an. Und dann, den rechten Arm ausgestreckt in Richtung der aufgehenden Sonne, die ich nicht sehen konnte, sang ich das Horst-Wessel-Lied, und auch das Lied der SS-Männer:

"Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch ... "

Ich wusste, dass es gegen die Vorschriften verstößt, in seiner Zelle zu singen. Aber ich wusste auch, dass niemand ein Wort zu mir sagen würde, vor allem nicht an einem Tag wie diesem.

Als H. E. kam, fand sie mich singend vor. "Unser Führer wurde genau vor sechzig Jahren geboren", sagte ich freudig, als ich sie eintreten sah. "Heil Hitler!"

"Heil Hitler!", antwortete sie, "Und kennst du die Neuigkeit?

Aber versprechen Sie mir, dass Sie niemandem davon erzählen — weder Frau S., noch Frau Oberin, und auch nicht Frau So-und-so, die die zuverlässigste von allen ist."

"Ich werde es niemandem sagen. Was ist es?"

"Er wurde jetzt hier in Deutschland gesehen — wie er mit voller Geschwindigkeit in einem schönen, nagelneuen Auto durch die Gegend rast, aber immer noch nicht schnell genug, damit die, die ihn lieben, ihn nicht erkennen. Einer der Männer, die morgens das Brot

bringen, hat es mir gerade erzählt; ein sogenannter 'Kriegsverbrecher', wie ich, und so fest in seinem Nazi-Glauben wie jeder von uns."

"Und woher wusste er das?", fragte ich.

"Er hat eine Nachricht von draußen bekommen, ob von einem Besucher oder durch einen der Wärter, kann ich nicht sagen, aber er hat sie bekommen. Und das ist die Nachricht: Der Führer lebt und ist zumindest für einige Zeit hier in Deutschland. Wenn das wahr ist, werden wir bald wieder frei und an der Macht sein.

Ich werde nie die Freude vergessen, die ihr Gesicht ausstrahlte, als sie diese Worte sprach. Ich war nicht weniger gerührt. Ich öffnete meine Arme für sie, und eine Minute lang hielten wir uns umschlungen, wie in einem großen Augenblick.

"Und soll ich dir auch etwas sagen, das du nicht ohne große Unterscheidung wiederholen solltest?", sagte ich, nachdem sich diese erste Begeisterung gelegt hatte. "Wenn es stimmt, was du sagst, ist er nicht zum ersten Mal hier. Ich habe von jemandem gehört, dass er irgendwann gegen Ende 1947 hier war und mit einigen Auserwählten bereits im Geheimen den Tag vorbereitete, auf den wir alle warten. Danach ist er abgereist, heißt es."

"Ist es so! Und du bist sicher, dass es wahr ist?"

"Ich weiß es nicht. Ich sage Ihnen nur, was mir gesagt wurde. Aber ich weiß, dass man mir sehr wenig gesagt hat — nicht, weil unsere Freunde jemals an meiner Aufrichtigkeit gezweifelt hätten, sondern weil sie mich für zu dumm, zu unpraktisch und vor allem für zu menschenscheu hielten, um bei anderen die Aufrichtigkeit zu erkennen; weil sie befürchteten, ich könnte leicht einen Verräter für einen echten Nazi halten und ihm in einem Moment der Begeisterung Dinge sagen, die nur die Zuverlässigsten unter uns wissen sollten. Alles, was ich mit Sicherheit sagen kann, ist, dass der Führer lebt und dass ich ihn eines Tages, bevor ich sterbe, an der Macht sehen werde. Diese Gewissheit und diese Hoffnung stützen mich."

"Unser Führer", sagte H. E. mit der gleichen Ergebenheit, die ich bei Herrn W. und allen meinen Kameraden beobachtet hatte — die gleiche Ergebenheit, die ich in meinem eigenen Herzen spürte. Und sie fügte hinzu, indem sie Wort für Wort wiederholte, was eine bescheidene deutsche Arbeiterin, die gekommen war, um den Eisenbahnwagen zu reinigen, in dem ich saß, mir am Morgen des 16. Juni 1948 gesagt hatte: "Niemand hat uns je so geliebt wie er!"

"Niemand hat je die Wahrheit geliebt und für das Wohl aller Lebenden gekämpft wie er", sagte ich. "Ich wünsche mir, dass eines

Tages die ganze Welt seinen Geburtstag feiert. Das sollte sie." Und wir trennten uns und grüßten uns wie immer.

Als die Zeit für die "Freistunde" des D-Flügels kam, stand ich an meinem Fenster. Und nicht nur H. E., sondern fast alle anderen schauten zu mir hoch. Und viele Arme gingen hoch. Und ein oder zwei meiner Kameraden riefen sogar "Heil Hitler", so laut, dass ich es von meiner Zelle aus hören konnte. Es schien, als ob eine Welle des Enthusiasmus, die die der kommenden Tage vorwegnahm, sie alle aus der tristen täglichen Verzweiflung dieser vier Jahre herausgehoben hätte. Ich kann nicht sagen, dass ich sie tatsächlich ausgelöst habe, obwohl ich einige Exemplare meiner Plakate (und sogar ein oder zwei Exemplare meiner früheren, eher literarischen Flugblätter) unter ihnen verteilt hatte. Aber ich hatte etwas damit zu tun. Meine bloße Anwesenheit im Gefängnis für nationalsozialistische Propaganda wirkte auf die anderen politischen Gefangenen offenbar wie ein Zeichen der Hoffnung aus der Außenwelt — ein Zeichen, das bald einen neuen unwiderstehlichen Ausbruch von Eifer, Stolz und Lebensfreude ankündigte, beherrscht von dem alten Schlachtruf: "*Deutschland erwache*!"

Die Stunden vergingen wie üblich mit Arbeit, mit kurzen Unterbrechungen für Mahlzeiten und Freizeit. Es schien nicht viele Frauen im B-Trakt zu geben, die so wie ich die Größe des Tages spürten. Und selten habe ich eine so schmerzhafte Einsamkeit erlebt wie während der fünfzehn Minuten, die ich an diesem Nachmittag damit verbrachte, im Hof an der Seite eines dummen jungen Mädchens spazieren zu gehen, das mir erklärte, als ich sie an die Geburt des Führers sechzig Jahre zuvor erinnerte, dass sie "die Nase voll von Krieg und Kriegstreibern" habe und dass "es besser gewesen wäre, wenn er gar nicht geboren worden wäre." Mir stiegen Tränen in die Augen bei dem Gedanken, dass eine Deutsche so sprechen konnte. Aber das Mädchen war sehr jung, weniger als zwanzig. Ich versuchte, in einer Viertelstunde die Wirkung von vier Jahren subtiler Politik der "Entnazifizierung" rückgängig zu machen. "Er ist alles andere als ein 'Kriegstreiber'", sagte ich. "England, oder vielmehr Herr Churchill, dieses selbstgefällige Werkzeug des Judentums, hat ihm den Krieg erklärt, damit die Juden weiterhin die ganze Welt ausbeuten können. Niemand hatte sich mehr um den Frieden bemüht als der Führer.

Selbst nachdem der Krieg begonnen hatte, versuchte er dreimal, ihn zu beenden, indem er England einen ehrenvollen Frieden anbot, und dreimal lehnte England ab."

Aber das Mädchen schaute frech zu mir auf und erwiderte: "Natürlich sagst *du* das. Sie sind doch ein Nazi! Aber was weißt du schon von all dem, mehr als ich?"

Ich hielt es für sinnlos, darüber zu diskutieren. "Trotzdem", dachte ich, "eines Tages wird sich das Kind vielleicht an meine Worte erinnern und mir glauben". In der Zwischenzeit fühlte ich mich deprimiert. Das Mädchen sprach von etwas anderem: "Morgen sind wir zu einem Konzert in der Männerabteilung eingeladen", sagte sie. "Heute haben sie eins, unter sich. Die morgige Aufführung wird für uns sein. Das wird schön sein, nicht wahr?"

Ich konnte nicht umhin, mich zu fragen, ob die Organisatoren unter den Männern diesen Tag absichtlich gewählt hatten und ob die Gefängnisleitung diesen "Zufall" bemerkt hatte. Jedenfalls hatten sie das Konzert erlaubt.

Abends, nach Feierabend, hörte ich aus der Zelle neben mir das Horst-Wessel-Lied erklingen. "Manche spüren also die Größe dieses Tages, auch hier im B-Trakt", dachte ich und fing sofort an zu singen. Meine Nachbarin auf der anderen Seite — eine kräftige, schwer gebaute Bäuerin, Mutter von sieben Kindern, verurteilt zu zwanzig Jahren Zuchthaus wegen angeblicher Mitschuld am Mord an ihrem Mann (was sie nachdrücklich bestritt) — stimmte in den Refrain ein. Sie war die erste Gefangene, mit der ich in Werl am Tag nach meiner Ankunft gesprochen hatte. Sie hatte mir einmal mit Stolz erzählt, dass sie in den glorreichen Tagen vom Führer selbst mit der "Muttermedaille" ausgezeichnet worden war und dass sie unser Regime immer unterstützt hatte. Ich gab ihr oft eine Scheibe Weißbrot oder ein Brötchen oder einen Löffel Marmelade.

Da es sehr heiß war, waren in vielen Zellen die oberen Fenster geöffnet, und mehrere Gefangene standen und schauten hinaus oder unterhielten sich auf dem Hof miteinander. Als ich mit dem Singen fertig war, erhob ich mich auf den Tisch und schaute ebenfalls hinaus. Mir gegenüber, auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes, befanden sich die Fenster der Hälfte der Zellen des Flügels D. "Von einem dieser Fenster aus erblickte mich eine der Gefangenen des D-Flügels und hob ihren Arm zum Gruß. Ich erwiderte ihren Gruß und rief: "Heil Hitler!" Aber eine der Gefangenen des A-Trakts — eine grobschlächtige Frau, die wegen versehentlichen Mordes durch einen Abtreibungsversuch zu

zehn Jahren Gefängnis verurteilt worden war — rief mir von hinter ihren Gittern zu: "Wir wissen, dass heute Adolfs Geburtstag ist. Aber wir haben das gleiche eklige Zeug zu essen wie an jedem anderen Tag, also ist es für uns das Gleiche. Du solltest uns etwas von deinem Weißbrot geben, anstatt 'Heil! '"

Ich fühlte mich deprimiert und angewidert; — deprimiert von dem Gefühl, dass ich in der Tat nichts tun konnte, um zu beweisen, dass meine Liebe für Hitlers Volk *nicht* nur Worte waren; angewidert von der groben Vertrautheit, mit der diese Frau den Führer bei seinem Vornamen nannte. *Ich*, der ich kein Deutscher bin, habe von ihm nie anders als "Adolf Hitler" oder "der Führer" gesprochen. Ich stieg von meinem Fenster herunter, konnte aber nicht schreiben oder gar lesen. Wieder einmal sehnte ich mich nach der Rückkehr meiner deutschen Kameraden an die Macht. Und ich verfluchte die Besatzung, die sie hinauszögerte — und Oberst Vickers, der mich in der Zwischenzeit vom D-Flügel fernhielt, unter den gewöhnlichen Delinquenten.

Am nächsten Tag, um 15 Uhr, wurden wir alle zum Konzert in der Kirche der Männerabteilung im obersten Stockwerk des Gebäudes, in dem sich das Büro von Oberst Vickers befand, geführt. Wir wurden zu zweit in einer Reihe abgeführt, alle aus demselben Flügel zusammen, und wir mussten unsere Jacken anziehen. Die vom Flügel D gingen voraus und führten das ganze "Frauen Haus" an. Frau S., Frau R., die Oberin, in Werl auch Frau Erste genannt, Frau Oberin selbst, ihre Assistentin und die diensthabenden Stationsschwestern begleiteten uns.

Als ich mich auf den Weg nach unten machte, konnte ich vom oberen Ende der Treppe aus meine Kameraden des D-Flügels in ihren dunkelblauen Jacken sehen, die bereits die Schwelle überquerten, die unseren Hof vom Rest der Welt abschloss. Und wieder spürte ich die Bitterkeit, von ihnen verbannt worden zu sein und eine schwarze Jacke tragen zu müssen, als wäre ich ein gewöhnlicher Dieb oder Schwarzhändler. Meine Augen folgten ihnen auf dem Weg, der zwischen den riesigen Gefängnisgebäuden des Männertrakts und den grünen Rasenflächen, dann zwischen den Küchen und der Außenmauer und über einen weiteren Hof zum Gebäude des Gouverneurs führte, das dicht mit Efeu und Virginia-Kletterpflanzen bewachsen war.

In der Kirche, wo die Männer, sowohl Deutsche als auch Polen, die im Konzert singen und spielen sollten, bereits auf den Bänken an der Wand Platz genommen hatten, saßen die Frauen des D-Flügels vorne, links neben den deutschen Gefangenen, von denen die meisten, wie mir mein Freund H. E. am nächsten Tag erzählen sollte, wie sie selbst sogenannte "Kriegsverbrecher" waren. Der A-Flügel saß hinter ihnen und auf den vorderen Bänken der rechten Seite; dann der B-Flügel, hinter dem A-Flügel, und der C-Flügel zuletzt. Ich saß ganz links auf einer Bank, so nah wie möglich bei meinen geliebten Kameraden, und ich blickte traurig auf H. E. und auf L. M., die neben ihr saß, und auf H. B. und die anderen; ich lächelte sie bedauernd an, als wollte ich sagen: "Wie gerne würde ich mich zu euch setzen, wenn ich nur könnte!" Aber auch dieser Platz wurde mir verwehrt. Frau Erste forderte mich auf, aufzustehen und mich in die Mitte der Bank zu setzen — ganz weg von den D-Flügeln. Mit vor Scham gerötetem Gesicht und einem Herzen voller Groll gehorchte ich. Ich hegte keinen Groll gegen Frau Erste; sie führte nur die Befehle des Gouverneurs aus. Ich hasste den Gouverneur dafür, dass er mich zu den Abtreibern und Dieben schickte. Und ich fühlte mich umso mehr gedemütigt, in solcher Gesellschaft zu sitzen, hier vor den Männern, von denen so viele, wie ich wusste, politische Gefangene waren wie ich.

Während des gesamten Konzerts hatte ich immer wieder das Gefühl, wie gerne ich meinerseits unsere Feinde demütigen würde, wenn ich in den Repressionsdiensten der Zukunft, wenn wir uns wieder erheben, auch nur die geringste Macht hätte. Und die wirklich schöne Musik, die ich hörte, steigerte meine Vorfreude nur noch mehr! Diese Erregung war mein einziger Trost gegen meine gegenwärtige Bitterkeit.

Als wir nach der Vorstellung hinausgingen, sahen wir durch ein schmales vergittertes Fenster im Treppenhaus, wie die Außentüren des Gefängnisses für eine Minute aufgerissen wurden, um ein Kraftfahrzeug hereinzulassen. Aus der Ferne konnten wir einen Blick auf die Außenwelt mit ihren Bäumen und Blumen werfen, mit ihren Männern und Frauen, die gingen, wohin sie wollten. Eine der Frauen um mich herum, die bereits seit einem Jahr im Gefängnis war, betrachtete den einminütigen Anblick und rief schnell die anderen: "Schaut!", rief sie; "Schaut: die Straße, — die Freiheit!" Ich werde diesen Schrei des Gefangenen nicht vergessen, solange ich lebe. Als ich ihn hörte, dachte ich an diejenigen, die ich liebte und die viermal so lange von der Außenwelt getrennt waren wie diese Frau, und das, nur

weil sie unserem Führer mit Eifer und Tüchtigkeit gedient hatten. Und mein Herz tat mir weh. Was mich betrifft, so hätte ich das Gefängnisleben erträglich gefunden, wenn man mir nur erlaubt hätte, mit ihnen die tägliche Arbeit, die Freizeit und die zwei Stunden Erholung im Erholungsraum, etwa alle fünf oder sechs Tage, zu teilen; wenn man mir die Möglichkeit gegeben hätte, ihnen meine Liebe zu zeigen und unter ihnen ein Beispiel heiteren Glaubens zu sein, — eine Quelle der Kraft; ja, ich hätte es begrüßt, als das angemessenste Schicksal für mich, solange meine nationalsozialistische Ideologie verfolgt und meine Vorgesetzten gefangen blieben. Aber so wie die Dinge lagen, war die Gefangenschaft für mich schlimmer als für meine Kameraden, die sogenannten "Kriegsverbrecher" oder die gewöhnlichen Delinquenten, denn jeder von ihnen befand sich zumindest inmitten seines eigenen Loses.

Als ich wieder in meiner Zelle war, weinte ich. Frau Erste, die Oberin, öffnete die Tür, um den Häftling hereinzulassen, der den Aluminiumbehälter, in dem mir mein Abendessen gebracht worden war, wegtragen sollte. "Was ist los mit dir?", fragte sie mich, als sie mein Gesicht sah.

"Oh, warum, warum lassen sie mich nicht in den D-Trakt, zu meinen Kameraden? Ich konnte mich nicht länger zurückhalten, selbst vor der strengen Oberin, die so diszipliniert war, dass einige der gewöhnlichen Delinquenten ihr den Spitznamen "Himmler" gegeben hatten.

"Sie sind zu gefährlich", antwortete sie freundlich. "Sie sind ein Brandstifter. Wenn Sie dort zugelassen wären, mein Lieber, würde der ganze D-Flügel jeden Tag das Horst-Wessel-Lied singen."

In diesem Moment betrat Frau S. meine Zelle. "Hat Ihnen das Konzert nicht gefallen?", fragte sie, als sie sah, wie niedergeschlagen ich aussah, und weil sie nicht gehört hatte, was ich der Oberin gesagt hatte.

"Das habe ich", antwortete ich. I. "Aber was ich mir bitterlich verübelt habe, war, dass man mich vor allen Leuten unter den Abtreibern und Dieben sitzen ließ, als wäre ich selbst einer. Du weißt nicht, wie sehr mich das verletzt hat. Warum kann ich nicht mit meinesgleichen im D-Flügel sein?"

Frau S. lächelte. "Weil der britische Gouverneur Angst vor Ihnen hat", sagte sie mit einer Prise Ironie. Und ich konnte nicht umhin zu bemerken, wie erfreut sie aussah, dies zu sagen — als ob die bloße

Tatsache, dass ein offizieller Vertreter der Besatzungsmacht jemanden fürchten könnte, an sich ein gutes Zeichen wäre.

"Sagen Sie ihm, dass ich so gut wie Gold sein werde, wenn ich im Flügel D wohnen darf", bat ich, ebenfalls mit offensichtlicher Ironie.

"Sagen Sie es ihm selbst, morgen, wenn er kommt", sagte Frau Erste. "Wenn er dir glaubt und einverstanden ist, haben wir nichts dagegen, dich in den D-Trakt zu schicken. Aber bis dahin können wir nicht. Wir geben hier und jetzt keine Befehle, das macht der Engländer." Und sie ging, denn sie hatte zu tun.

Allein mit mir, lächelte Frau S. noch einmal: "Was immer Sie ihm auch erzählen, der Gouverneur wird Ihnen genauso wenig glauben wie uns", meinte sie. "Er geht kein Risiko ein."

"Das bedeutet, dass ich dazu verurteilt bin, bis zu meiner Entlassung hier zu bleiben, weit weg von meinen Kameraden, in praktischer Einzelhaft", sagte ich traurig. Als ich dann meine kostbaren Manuskripte auf dem Tisch erblickte und mich daran erinnerte, dass es ein Wunder war, dass sie dort lagen und nicht in der Abstellkammer, bei meinem Gepäck oder zerstört waren, fügte ich hinzu: "Aber es könnte schlimmer sein. Wenigstens kann ich schreiben — dank Ihnen und Frau Oberin, und das ist schon etwas. Das ist vielleicht genauso nützlich wie das Gespräch mit den D-Flügeln. Und außerdem sollte ich mich nicht über meine eigene Demütigung beklagen, wenn ich weiß, welche Demütigungen die Leute meines Führers seit der Kapitulation erdulden mussten ... "

Frau S. drückte meine Hand und sagte: "In welchem 'Flügel' du auch bist, hier bist du für uns ein lebendiges Zeichen der Auferstehung ... "

Wieder einmal, wie an dem Abend nach meiner endgültigen Rückkehr nach Werl, war ich so bewegt, dass mir die Tränen in die Augen stiegen. "Es ist ein großer Trost für mich, das von Ihnen zu hören", antwortete ich. I. "Ich wünschte, ich wäre tatsächlich ein solches Zeichen. Das ist es, was ich seit der Katastrophe immer sein wollte. Es stimmt, 1945 habe ich mit Nachdruck erklärt, dass ich mir nur wünsche, die ganze Welt in Schutt und Asche zu legen und die Menschheit auszulöschen. Ich war damals völlig verzweifelt. Aber schon 1946 versuchte ich — wenn auch vergeblich — nach Deutschland zu kommen, und sei es nur, um den Verfolgern des Nationalsozialismus offen zu trotzen und mit den Menschen zu sterben, die ich so bewunderte. (Wie sehr erinnere ich mich an jene schrecklichen Tage von 1946 in London, während der letzten Monate

des langwierigen Nürnberger Prozesses!) Und sehen Sie, was ich '48, sobald ich kommen konnte, schrieb und in diesem gemarterten Land verteilte!"

Ich öffnete meinen Schrank und holte zwischen den Seiten eines Buches eine handgeschriebene Kopie des Textes meiner Flugblätter hervor, und indem ich auf den Anfang des vierten Absatzes zeigte, las ich: "In der Tiefe unserer heutigen Erniedrigung sollten wir unsere glorreichen Lieder singen, wohl wissend, dass wir uns erheben und wieder siegen werden. Wir sind das reine Gold, das im Schmelzofen geprüft wird. Lasst den Ofen lodern und brüllen! Nichts kann uns zerstören, nichts kann unseren Glauben erschüttern oder unsere Treue schmälern. Die Mühen, die Qualen, der Hass, die Lügen, die die Schwachen zermalmen würden, können uns, die wir von Natur aus stark sind, nur stärken. Eines Tages werden wir uns aus diesem Elend erheben, göttergleicher denn je. Die Ruinen sowohl der Demokratie als auch des Kommunismus werden uns zu Füßen liegen. Die jüdisch-christliche Welt wird tot sein, wir allein werden leben."

"Darf ich eine davon haben?", sagte Frau S., die mit mir die Worte, die ich mit der brennenden Beredsamkeit der Überzeugung ausgesprochen hatte, auf dem Papier gelesen hatte.

"Natürlich. Sie können dieses Exemplar haben, wenn Sie wollen. Sie' haben mir eines der beiden letzten gedruckten Exemplare überlassen, die ich hatte, und außerdem kann ich den Text auswendig. Ich kann ihn wieder schreiben, wann immer ich will.

"Aber passen Sie auf, dass Sie *niemandem* erzählen, dass Sie mir das gegeben haben — weder Frau Oberin noch einer der Pflegerinnen", sagte Frau S. Sie drückte noch einmal meine Hand und ging weg.

Jetzt fühlte ich mich wieder glücklich — halb resigniert in meinem Exil im B-Trakt. Ich wiederholte die Worte, in die ich ein Jahr zuvor mein ganzes Herz gelegt hatte: "In der Tiefe unserer heutigen Erniedrigung sollten wir unsere glorreichen Lieder singen, wohl wissend, dass wir wieder aufstehen und siegen werden ... "

"Und nun, Savitri", dachte ich, "tue selbst, wozu du die anderen aufgefordert hast: liebe und widerstehe, hoffe und warte und singe weiterhin unsere Siegesmärsche an deinem Ort der Gefangenschaft unter gewöhnlichen Verbrechern! Keine Demütigung kann in dir die Freude des Trotzes töten."

KAPITEL 8

GEHEIME UNTERHALTUNGEN

"Bitten Sie mich nicht ständig darum, Sie in den D-Trakt zu versetzen", sagte Frau Oberin. "Ich habe es Ihnen immer wieder gesagt: Es liegt nicht in meiner Macht. Indem du mir immer wieder zeigst, wie sehr du dich darüber ärgerst, nicht dort zu sein — was ich sehr gut verstehe, machst du mir nur ein schlechtes Gewissen. Sie vergessen, wie begrenzt meine Autorität hier ist. Wie ich dir schon einmal gesagt habe, vergisst du, dass wir den Krieg verloren haben."

"Ach, *das* vergesse ich nicht, das weiß ich nur zu gut", erwiderte ich. "Aber ich kann mich nie damit abfinden und die glorreichen letzten Jahre betrachten, als wären sie für immer vergangen und ihr Geist völlig tot — so wie du es zu tun scheinst."

Ich saß Frau Oberin in ihrem Büro in einem Sessel gegenüber und sprach mit ihr nicht wie ein Gefangener mit der Leiterin der Frauenabteilung des Gefängnisses Werl, sondern wie ein aufrichtiger Freund Deutschlands mit einer deutschen Frau. Ich pflegte mit dem gesamten Personal, einschließlich der "unnahbaren" Frau Erste, mehr oder weniger frei zu sprechen. Und niemand schien etwas dagegen zu haben. (Nur mit dem Gouverneur und seinem Assistenten Mr. Watts — mit den "Insassen" — war ich äußerst vorsichtig.)

Aber Frau Oberin schaute mich traurig an. "Niemand von uns sieht die jüngste Vergangenheit als etwas Totes an", sagte sie mit leiser Stimme. "Aber wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen und so gut wie möglich leben, jetzt, in Erwartung besserer Zeiten. Nur so können wir in Ruhe die Zukunft vorbereiten. Verfrühte Gefühlsbekundungen sind nicht hilfreich. Sie würden uns mehr schaden als nützen."

Ihre Worte klangen seltsam nach denen, die einer meiner Kameraden — ein außergewöhnlich intelligenter Mann und glühender Nationalsozialist — 1948 an mich gerichtet hatte, an dem Tag, an dem ich mit einer Einführung aus dem Ausland zu ihm gekommen war. Einmal mehr fragte ich mich, inwieweit Frau Oberin zu uns gehörte. Manchmal hätte ich schwören können, dass sie es war. Dann wieder sagte sie etwas, als wolle sie ihre Distanz zu allen politischen Ideologien betonen. Und ich wusste nicht, was ich glauben sollte.

Diesmal war ich mir praktisch sicher, dass sie *in Ordnung* war, wie wir sagten, so sehr, dass ich sie unverblümt fragen wollte: "Willst du nicht diese schöne Zukunft, die der Führer für Deutschland und für die Welt vorbereitet hat?" Aber sie ergriff das Wort und setzte nach einer Pause ihre Gedanken fort. "*Du* hättest die Sache des Nationalsozialismus jetzt viel wirksamer vorantreiben können, als durch das Verteilen von Flugblättern. Die Zeit ist noch nicht reif für solche spektakulären Demonstrationen."

"Genau das, was Herr A. mir immer gesagt hat! "dachte ich und erinnerte mich an das strahlende, energische Gesicht meines geliebten Kameraden und hoffte zum hunderttausendsten Mal seit dem Tag meiner Verhaftung, dass ihm wegen meiner Dummheit nichts Schlimmes zugestoßen sei. Mein erster Impuls wäre gewesen, Frau Oberin mitzuteilen, dass ich meine neuesten Plakate nur deshalb aus dem Ausland mitgebracht hatte, weil ich nicht in der Lage gewesen war, etwas viel Besseres mitzubringen, nämlich handfeste finanzielle Hilfe von ausländischen Freunden und Sympathisanten. Und ich hätte betont, dass es sicher nicht meine Schuld sei, wenn diese Freunde und Sympathisanten uns so sehr im Stich gelassen hätten. Aber ich erinnerte mich daran, dass ich mit niemandem darüber sprechen durfte, und sagte nichts.

"Sie sagen Ihre Meinung zu offen, selbst hier im Gefängnis", fuhr Frau Oberin fort, "und machen es mir dadurch sehr schwer, etwas zu tun, um Ihnen das Leben im B-Trakt weniger langweilig zu machen. Ich hatte Ihnen diese Polin geschickt, in der Hoffnung, dass sie Ihnen ab und zu Gesellschaft leisten würde. Aber du hast sie bitterlich angefeindet. Ich hatte dir vorher gesagt, dass sie politisch nichts mit dir gemein hat. Du hättest es vermeiden sollen, vor ihr die Glut deiner Überzeugungen zur Schau zu stellen. Kannst du wirklich von nichts anderem reden als vom Nationalsozialismus?"

"Ich kann über vieles reden, das habe ich doch auch schon getan", erwiderte ich und spielte damit auf frühere halbe Stunden im Büro von Frau Oberin an, in denen ich über moderne griechische Stickereien, indische Bräuche, die Mitternachtssonne oder das Leben von Dschingis Khan gesprochen hatte. "Aber die Widersprüchlichkeit dieser Frau ging mir auf die Nerven. Sie wetterte so leidenschaftlich gegen die Kommunisten, dass ich sie fragte, warum sie uns nicht unterstütze, und sie antwortete, dass unsere 'Methoden' genauso brutal seien wie ihre. Als ob es auf die "Methoden" ankäme, wenn unsere Ziele so unterschiedlich sind! Und als ob man ohne Brutalität

überhaupt etwas schnell erreichen könnte! Dann sagte sie mir, dass sie den Führer hasse. Und *das* machte mich wild. Ich habe mit bissigen Worten zurückgeschlagen. Und ich bin froh, wenn sie so 'angefeindet' ist, dass sie nicht mehr zu mir zurückkommen will. Ich will sie nicht, so kultiviert sie auch sein mag. Ich könnte sie nie lieben. Ich kann nie jemanden lieben, der den Führer hasst und der der Feind von allem ist, wofür ich stehe."

"Es tut mir leid", sagte Frau Oberin, "als ich diese Frau zu Ihnen schickte, war mir noch nicht ganz klar, wie extrem Sie in Ihren Gefühlen sind."

Ich erhob mich, um wegzugehen. Und ich kann nicht genau beschreiben, was dann in mir vorging. In einem Augenblick wurde mir bewusst, dass meine Unfähigkeit, auch nur oberflächlich freundlich zu sein gegenüber jedem, der unsere Philosophie nicht mochte — geschweige denn, der unseren Führer hasste — mich in dieser schrecklichen Nachkriegswelt von allen isolierte, außer von unseren Kreisen (und vielleicht von ein oder zwei freundlichen, einfachen Frauen, die überhaupt keine Philosophie und keine Politik hatten). Jetzt, im Gefängnis, war mir die Gesellschaft derer, die unserem Glauben angehörten — der einzigen, die ich liebte — verwehrt. Wenn ich freigelassen würde, würde man mich zweifellos nach Indien zurückschicken, — auf jeden Fall aus Deutschland ausweisen. Das wäre kaum besser. Es wäre sehr schwierig, mit meinen Kameraden, die nur wenige und weit voneinander entfernt waren, in ständigem Kontakt zu bleiben. Wieder wäre ich praktisch allein. "Bis wann?", dachte ich und brach in Tränen aus.

"Ich bin in der Tat extrem in meinen Gefühlen", sagte ich. "Oh, wenn ich doch nur unter Menschen leben könnte, die so extrem sind wie ich, unter Ausschluss aller anderen! Ich habe die anderen satt — die Gemäßigten, die Lauwarmen und vor allem diejenigen, die *mir* beibringen wollen, gemäßigt und 'vielseitig' und 'menschlich' zu sein — 'zivilisiert' (ein höfliches Wort für dekadent) — was meiner Natur widerspricht. Ich habe diese feindselige Welt satt, in der mir sogar die relative Freiheit, die hier im Gefängnis den Menschen meiner Art zugestanden wird — die Freiheit, zusammen zu sein — verweigert wird; sie wird mir auch dann verweigert werden, wenn ich entlassen werde. Sprich von den deutschen Konzentrationslagern in früheren Zeiten! Meine Güte, diese Schurken, die jetzt alles tun, um Deutschland niederzuhalten, haben ganz Europa, die ganze Erde, in ein einziges riesiges Konzentrationslager verwandelt."

Frau Oberin stand auf, nahm mich in den Arm und sagte mir sanft, ich solle nicht weinen; sie wünschte, sie könnte etwas tun, um mich zu erfreuen. Sie war aufrichtig mitfühlend. Ich fuhr fort und sprach diesmal von den Briten in Verbindung mit mir selbst: "Sie geben mir sonntags Weißbrot und Marmelade und Schokolade und was nicht alles; und sie bilden sich ein, dass sie mir einen großen Gefallen tun, für den ich dankbar sein werde; und auf der anderen Seite schneiden sie mich vom Flügel D ab. Diese Dummköpfe! Wenn sie nur wüssten, wie wenig ich mich um ihre kostbare Spezialdiät kümmere! Ich habe sie nur angenommen, um den D-Flügeln so viel wie möglich von den guten Dingen zu geben — und das werde ich ihnen eines Tages auch sagen. Mir wäre es viel lieber, wenn ich nur Brot und Wasser bekäme und meine freie Zeit mit meinen Kameraden verbringen dürfte!"

"Du idealisierst die D-Flügel", sagte Frau Oberin. "Ich habe Ihnen schon gesagt: Es sind nicht alle Nationalsozialisten, wie Sie denken. Und von denen, die es sind, sind nur sehr wenige so leidenschaftlich wie Sie. Unter den Männern, die hier als 'Kriegsverbrecher' inhaftiert sind, würden Sie viele von Ihrer Sorte finden — echte."

"Ich wünschte, ich hätte die Freude und die Ehre, *sie* zu treffen", rief ich aus, obwohl ich wusste, dass dies unmöglich war, solange sie und ich im Gefängnis blieben. Und ich wischte mir die Tränen mit dem Handrücken weg. "Aber die Frauen sind ziemlich echt, wenn sie alle so sind wie H. E.". fügte ich hinzu. "Und selbst wenn sie es nicht sind, liebe ich sie trotzdem. Wie ich schon sagte, ich 'liebe sie, weil sie die Opfer unserer Feinde sind'.

Frau Oberin küsste mich wie eine Freundin, wie eine Schwester. "Ich will nicht, dass du unglücklich bist", sagte sie. "Nächsten Samstagnachmittag — morgen — schicke ich dir zwei der sogenannten 'Kriegsverbrecher', die dir in deiner Zelle Gesellschaft leisten sollen.

Ich war überwältigt von Erstaunen und plötzlicher Freude. "Wie freundlich Sie sind", sagte ich und schaute durch die neuen Tränen, die mir gerade in die Augen gekommen waren, zu ihr auf. "Und Sie sind ganz sicher, dass Sie deswegen keine Schwierigkeiten bekommen werden?

"Es wird schon gehen, solange du niemandem davon erzählst."

"Nicht einmal H. E.?", fragte ich. "Sie ist zuverlässig."

"Nun, sagen Sie es H. E., wenn Sie wollen, aber sonst niemandem. Frau R., der Oberin, soll es nicht zu Ohren kommen."

"Ist Frau R. gegen uns?" erkundigte ich mich.

"Nein, sonst wäre sie früher nicht im Dienst gewesen. Aber sie ist sehr streng, wenn es um Regeln und Vorschriften geht — wer auch immer sie aufstellt; und sie hasst jede Art von Ungehorsam gegenüber Befehlen."

"Ich werde nichts sagen. Aber, oh, wie sehr ich Ihnen danke", antwortete ich, als ich mich verabschiedete.

Am Samstag, dem 23. April, öffnete die diensthabende Wärterin am frühen Nachmittag meine Zelle und führte zwei der sogenannten "Kriegsverbrecher" herein. "Besuch für Sie", sagte sie und wandte sich mit einem freundlichen Lächeln an mich, als sie die beiden hereinließ. Mein Herz machte einen Sprung. Und mir stiegen Tränen in die Augen — Tränen der Freude. "Ich freue mich, Sie kennenzulernen", sagte ich zu den beiden Frauen, "das tue ich in der Tat! Ich habe nicht damit gerechnet, dass Frau Oberin Sie zu mir schicken würde, aber sie hat es doch getan! Ich bin ihr so dankbar und freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Setzen Sie sich doch. Setzen Sie sich auf mein Bett, das ist bequemer als der Schemel. Ich werde mich auch dorthin setzen. Da ist Platz für drei."

Meine beiden Besucher setzten sich. Die eine, eine sehr attraktive und ziemlich junge Frau, aschblond, mit großen, freundlichen und intelligenten blauen Augen, war L. M., die ich von meinem Fenster aus gesehen hatte, wie sie während der "Freistunde" an der Seite von H. E. über den Hof ging. Die andere, die sich als Frau S. vorstellte, hatte ich noch nie gesehen. Aber ich hatte von ihr gehört, von den gewöhnlichen Delinquenten, die schon lange in Werl waren. Sie war von einem alliierten Militärtribunal zum Tode verurteilt worden, weil sie eine bestimmte Anzahl unerwünschter nicht-deutscher Kinder schmerzlos ins Jenseits befördert hatte, aber ihre Strafe war in eine lebenslange Haftstrafe umgewandelt worden. Sie war älter als L. M. — eigentlich so alt wie ich — aber sie sah immer noch jung aus. Sie hatte zarte Gesichtszüge, einen sanften und nachdenklichen Ausdruck, blaue Augen und glänzendes hellbraunes Haar. Wäre an meiner Stelle ein dummer "Menschenfreund" mit ihr bekannt gemacht worden, der wie ich den Grund für ihre Gefangenschaft kannte, so hätte er sich gewundert, wie eine Frau mit einem so lieblichen Gesicht sich einer so "schrecklichen Sache" schuldig machen konnte. Aber mir fehlt völlig

die abergläubische Achtung vor dem menschlichen Leben, die die Religion den meisten Menschen eingeimpft hat. Infolgedessen war ich von der Art ihres "Vergehens" nur sehr wenig beeindruckt. Und dann war ich mir sicher, dass die Umstände, unter denen die Tat stattgefunden hatte, sie in meinen Augen auf jeden Fall rechtfertigen würden, auch wenn ich sie noch nicht kannte. Höchstwahrscheinlich hätte man unter den gegebenen Umständen nichts anderes tun können. Und ich wartete mit großer Neugierde darauf, dass Frau S. mir erzählte, um welche es sich handelte und wie sich das Ganze zugetragen hatte.

Aber L. M. sprach zuerst. "Ich habe von H. E. viel über Sie gehört", sagte sie, "und ich wollte Sie unbedingt kennenlernen. Wir sind hier, weil wir nicht anders konnten. Wir waren in Deutschland, 1945, als die siegreichen Alliierten, die Feinde des Hitler-Regimes, einmarschierten. Und wir standen in den Diensten des Hitler-Regimes. Sie waren verpflichtet, uns zu schaden, wenn sie Hand an uns legten; und sie waren verpflichtet, Hand an uns zu legen, da wir vor Ort waren. Sie sind aus freien Stücken vom anderen Ende der Welt gekommen, um uns Sympathie zu erweisen und uns *nach* 1945 zu ermutigen, obwohl Sie wussten, welches Risiko Sie eingehen würden. Und nun sind Sie wie wir in Gefangenschaft, obwohl Sie frei sein *könnten*.

"Ich möchte nicht wirklich frei sein, wenn die meisten von denen, die ich so bewundere, tot oder im Gefängnis sind", antwortete ich aufrichtig. "Und auch in der Außenwelt, jenseits von Gitterstäben und Gefängnistüren, gibt es seit 1945 für niemanden von uns mehr Freiheit. Wo immer wir hingehen, ist es mehr oder weniger wie im Gefängnis. Der einzige Vorteil, den man hat, wenn man nicht gerade in Haft ist, ist, dass man sich direkt oder indirekt, im Rahmen seiner Möglichkeiten, an Aktivitäten beteiligen kann, die letztlich auf die Auferstehung des Hitler-Regimes — unserer Welt — abzielen. Wenn ich wieder frei bin, werde ich das wieder tun, aber weniger ungeschickt als dieses Mal und hoffentlich ohne wieder erwischt zu werden. Denn ohne das "Recht" zu beanspruchen, frei zu sein, wenn andere, die meinen Glauben teilen, Gefangene sind, möchte ich nützlich bleiben, wenn ich kann. Meine größte Qual ist es, mich hier als nutzlos zu empfinden — umso mehr, als ich nicht einmal im D-Trakt bei Ihnen sein darf. "

"Aber du schreibst doch ein Buch, sagte H. E., ein Buch über das heutige Deutschland. Das wird nützlich sein", sagte L. M.

"Vielleicht in der Zukunft", antwortete ich. "Aber wann? Jetzt, sofort, hier, kann ich nichts tun — nicht einmal mit euch, meinen Kameraden, Meinungen austauschen, dank des Gouverneurs, der, wie es scheint, Angst hat, ich könnte euch alle 'korrumpieren', und der angeordnet hat, dass ich unter den gewöhnlichen Verbrechern bleiben soll, von denen die meisten zu dumm sind, um Nationalsozialisten zu sein. Aber ich habe genug über meine Wünsche und Beschwerden gesprochen. Erzählen Sie mir etwas über sich selbst."

L. M. erzählte mir, dass sie Leiterin eines kleinen *Arbeitslagers* gewesen sei, dessen fünf- oder sechshundert Insassen überwiegend Jüdinnen waren. Drei von ihnen waren während ihrer Amtszeit eines ganz natürlichen Todes gestorben. Aber 1945, als die Alliierten das Lager in Besitz genommen hatten, mit ihren eklatanten Vorurteilen zugunsten des "verfolgten" "Volkes Gottes" und gegen alle Arten von "Nazi-Monstern", beschuldigten einige der Jüdinnen sie, den Tod dieser drei indirekt verursacht zu haben, durch eine Nachlässigkeit, die nur im Rassenhass wurzeln konnte (sie war Deutsche und aktives Mitglied der N.S.D.A.P.). Die alliierten Richter — die nur Englisch sprachen — hatten sich ihre Klagen durch die Übersetzungen von Dolmetschern angehört, die alle Juden waren, wie bei all diesen "Kriegsverbrecher"-Prozessen. Und sie glaubten ihnen — denn Vorurteile und Leichtgläubigkeit gehen Hand in Hand. Da jedoch einige der Insassen des Lagers, die weniger fanatisch gegen die Nazis eingestellt oder vielleicht gottesfürchtiger waren als die anderen, zu ihren Gunsten ausgesagt hatten, dass die drei Frauen trotz angemessener medizinischer Versorgung gestorben waren, ohne misshandelt worden zu sein, wurde sie lediglich zu vier Jahren Haft verurteilt (zusätzlich zu den zwei Jahren, die sie bereits vor ihrem letzten Prozess in einem Internierungslager verbracht hatte). In Anbetracht der üblichen Rückzahlung eines Viertels der Strafe rechnete sie mit ihrer Freilassung im Jahr 1950 und begann, die Monate zu zählen, wenn auch noch nicht die Wochen und Tage. "Denn es ist ein tristes Leben", sagt sie über den Alltag in Werl seit 1947 oder Ende 1946. "Wir stehen auf, wir arbeiten — immer die gleiche Arbeit, in unserem Fall Stricken, wir essen, wir arbeiten wieder, wir schlafen, und am nächsten Tag fangen wir wieder an, und am übernächsten Tag, und jeden Tag, Wochen, Monate, Jahre lang. Wir dürfen nur einmal im Monat an unsere Familien schreiben. Wir dürfen keine anderen Briefe oder irgendetwas anderes schreiben. Wir dürfen kein Papier und keinen Bleistift — geschweige denn Feder und Tinte — in unseren

Zellen haben. Man gibt uns, wenn wir wollen, ein Buch pro Woche zu lesen. Aber im Allgemeinen ist es etwas so Langweiliges oder so Kindisches, dass es genauso gut ist, nichts zu lesen. Wir haben vergessen, was intellektuelles Leben bedeutet; was eigentlich menschliches Leben bedeutet."

Ich stellte mir diese sinnlose, hoffnungslose Monotonie vor, monatelang — "genug, um einen in den Wahnsinn zu treiben", dachte ich. Ich konnte nicht umhin, mich ein wenig für das Privileg zu schämen, schreiben zu dürfen, das mir so wichtig war und das ich ganz der patriotischen Sympathie des deutschen Personals verdankte. Sie, meine Kameraden, die seit Kriegsende in Gefangenschaft waren, und sie, die Deutschen, hatten diese Freude, sich lieber auf dem Papier auszudrücken als gar nicht, nicht. Was hatte *ich* getan, um das zu verdienen? Nichts. Es war eine reine Gefälligkeit, die mir das Personal — und insbesondere Frau Oberin und die *Oberwachtmeisterin* — erwiesen hatten. Ich fühlte mich unendlich dankbar dafür und gleichzeitig, wie gesagt, ein wenig beschämt.

Und ich konnte nicht umhin, die heitere Gelassenheit von L. M. zu bewundern — und besonders die von Frau S. Ich ließ sie nicht wissen, dass ich bereits von ihr und ihrem Urteil gehört hatte. Sie sagte es mir bald selbst: "Ich bin lebenslang hier." Und diese Worte, die unmittelbar nach L. M.'s düsterer Beschwörung des Gefängnisalltags kamen, klangen schmerzhaft tragisch — vielleicht umso mehr, als sie mit einer losgelösten Stimme, ruhig, fast beiläufig ausgesprochen wurden. Ich erschauderte, als ich sie hörte — und das, obwohl ich das Schicksal der Frau bereits kannte.

"Du wirst nicht dein ganzes Leben lang hier bleiben", sagte ich, meine Augen auf das süße, junge Gesicht gerichtet. "Glaube mir, die Dinge werden sich ändern, sie ändern sich bereits. Diese Leute werden gezwungen sein, dich freizulassen, schneller als sie denken. Sie werden gezwungen sein, uns alle zu beschwichtigen, mehr und mehr, da sie immer mehr Angst vor den Kommunisten haben werden."

"Ich kann nur wünschen, dass Sie Recht haben", antwortete Frau S. schlicht. "Mein Mann, der mich sehr geliebt hat und den ich immer noch liebe, hat um die Scheidung gebeten und behauptet, dass ich als Ehefrau für ihn so gut wie tot sei. Ich mache ihm keine Vorwürfe, aber ich bin manchmal deprimiert über mein Schicksal.

Ich dachte: "Unsere heuchlerischen Gegner werfen uns vor, wir seien "gefühllos" gegenüber den "häuslichen Tragödien", die sich als Folge der Anwendung unseres Programms ereignen könnten. Hier ist

ein Fall, über den sie nachdenken können — ein Fall, der beweist, dass sie in dieser Hinsicht nicht besser sind als wir, ohne die Rechtfertigung durch unsere höheren Beweggründe zu haben." Ich fragte die Frau, wie alt sie sei.

"Vierundvierzig", sagte sie.

"Wir sind im gleichen Alter. Ich werde am 30. September vierundvierzig Jahre alt", antwortete ich. "Aber wollen Sie mir nicht erzählen, wie Sie von 'diesen Leuten' verurteilt worden sind? Sie wissen, wer ich bin. Sie wissen im Voraus, dass ich Ihnen nie einen Vorwurf machen werde."

"In gewisser Weise mache ich mir Vorwürfe, denn ich bin Christin", sagte Frau S. zu meinem Erstaunen. "Und doch weiß ich nicht, ob es nicht das Beste war, was ich tun konnte. Ich weiß nicht, was ich denken soll ... Es gibt so viele Probleme, die mit all dem verbunden sind." Und sie erzählte mir ihre Geschichte.

Sie war Laienschwester und als solche mit der Leitung eines Kinderheims betraut worden, das die Leitung der großen *Volkswagenwerke* in der Nähe oder auf dem Gelände des Werks für die Kinder der ausländischen Zwangsarbeiter — Kriegsgefangene oder deportierte Zivilisten — eingerichtet hatte. Denn viele Kinder wurden von dem Tag an erwartet, an dem die Werksleitung den Arbeitern beiderlei Geschlechts erlaubt hatte, sich zu treffen.

"Solange sie getrennt blieben, jedes Geschlecht für sich, war alles gut", sagte sie. "Sobald diese Beschränkung aufgehoben wurde, begannen die Probleme, und wir mussten sie bewältigen.

"Warum '*musste*'? — Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche", fragte ich. "Ich verstehe nicht, warum die Regel, die die Männer von den Frauen trennt, überhaupt abgeschafft wurde. Litten die Manager der *Volkswagenwerke* unter diesem Glauben an das, was die Demokraten 'das Recht eines jeden Einzelnen auf sexuelles Glück' nennen? Ich hoffe nicht."

"Nein, das war es nicht", erklärt Frau S. "Es handelte sich um reine Massenpsychologie, angewandt auf die Wirtschaft. Die Manager hatten herausgefunden — oder es wurde ihnen gesagt — dass die Männer automatisch härter arbeiten und mehr produzieren würden, wenn sie nach der Arbeitszeit freien Zugang zu den Frauen hätten."

"Das ist in Ordnung", stimmte ich zu. "Aber dann hätte man eine strenge Regel aufstellen müssen, dass die Frauen regelmäßig untersucht werden und dass, sobald eine schwanger ist, sie sofort

abgetrieben wird. Dann wäre der ganze Ärger von vornherein vermieden worden."

"Das wäre ja furchtbar gewesen!", rief die freundliche Frau S., wirklich schockiert, "Abtreibung ist ein Verbrechen."

Ich war nicht mehr erstaunt, nachdem sie mir gesagt hatte, dass sie eine aufrichtige Christin war. Ich wunderte mich nur ein wenig darüber, wie sie als so überzeugte Verfechterin des Glaubens an die Gleichwertigkeit aller Menschen diesen verantwortungsvollen Posten besetzen konnte ... Aber ich behielt diesen Gedanken für mich und antwortete auf ihre höchst christliche Bemerkung einfach mit meinem natürlichen heidnischen Zynismus.

"Ein Verbrechen!" sagte ich. "Es gibt Umstände, unter denen solche 'Verbrechen' das einzig Vernünftige sind, was man tun kann. Damit hätte ich das Babyproblem bei allen nach Deutschland deportierten Ausländerinnen ein für allemal gelöst — auch bei allen deutschen Frauen, die in Konzentrationslagern interniert waren, es sei denn, der Vater des Kindes war zufällig von einwandfreier arischer Abstammung. Die Behörden des Dritten Reiches hatten in Kriegszeiten anderes zu tun, als sich mit 'Problemen' zu belästigen, die sich aus den sexuellen Aktivitäten von Anti-Nazis ergaben."

L. M. lächelte. Sogar Frau S. lächelte, irgendwie, trotz ihrer christlichen Gefühle. "Du sprichst genau so, wie die Radikalsten unter unseren Leuten in der Hitlerzeit", sagte sie und wandte sich mir zu. "Man würde nie glauben, dass Sie nicht in einer Nazi-Atmosphäre aufgewachsen sind. Was hat Sie zu dem gemacht, was Sie sind?"

"Die Tatsache, dass ich im Wesentlichen Grieche bin — nicht nur der Nationalität nach, sondern im Geiste; im ewigen Sinne des Wortes, was so viele Griechen schon lange nicht mehr sind; im Wesentlichen arisch, im Blut *und* in der Seele, was so viele Europäer nicht mehr sind", antwortete ich; "die Tatsache, dass ich trotz einer durch und durch christlichen Erziehung schon als Kind nie von der Botschaft des Christentums beeindruckt — geschweige denn beeinflusst — worden bin (entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen das sage). "

"Du tust mir nicht weh", sagte Frau S. sanft. "Es kommt mir nur seltsam vor. Ich bin in einem durch und durch christlichen und 'bürgerlichen' Elternhaus aufgewachsen. Und das ist bis heute die Richtschnur in meinem Leben geblieben."

"Nun", sagte ich, nicht gewillt, jetzt über unsere gegensätzlichen Philosophien zu diskutieren, "was geschah, als die Manager der *Volkswagenwerke* beschlossen, sich mit den Kindern der

Zwangsarbeiter zu belasten? Das interessiert mich nicht nur, weil es so unglücklich mit der Zerstörung Ihres Lebens endete, sondern auch, weil es ein Licht auf den Geist wirft, der damals in Deutschland herrschte, auch unter Menschen, deren Bekenntnis zum Nationalsozialismus nicht in Frage gestellt werden konnte."

"Als die ersten Kinder geboren wurden", fährt Frail S. fort, "wurde auf Initiative der Fabrikleitung ein gut ausgestattetes, komfortables und modernes Heim für sie eröffnet. Es wurde eine qualifizierte, erfahrene und kinderliebe Krankenschwester gesucht, die die Leitung übernehmen sollte, und es war mein Schicksal, unter den Bewerbern für diese Stelle ausgewählt zu werden.

Solange trotz der zunehmenden Belastung durch den totalen Krieg relativ normale Verhältnisse in Bezug auf die Ernährung der Kinder aufrechterhalten werden konnten, verlief alles einigermaßen reibungslos. Allerdings haben uns die Mütter manchmal ganz schön zu schaffen gemacht. Sie können sich nicht vorstellen, was für verkommene Typen manche von ihnen waren — schmutzig, diebisch und Meister im Lügen. Ich habe so viele von ihnen, wie ich konnte, in dem neu gebauten Haus beschäftigt. Man sollte meinen, dass sie sich um ihre eigenen Kinder mindestens so gewissenhaft gekümmert hätten wie wir bezahlten Krankenschwestern. Aber das taten sie nicht. Sie säugten zwar die Säuglinge, aber das war auch schon alles. Wir fanden die Kinder in einem schmutzigen Zustand vor, wann immer wir sie für längere Zeit in der Obhut einer dieser Frauen ließen. Außerdem stahlen die Frauen — nicht aus Not, sondern aus Habgier; sie stahlen alles, was sie in die Finger bekamen, sofern es einen Handelswert hatte, und logen dann, um sich zu entlasten. Medizinische Instrumente verschwanden aus dem Kinderkrankenhaus; alle schworen, sie wüssten nicht, wo sie seien, bis man eines Tages einige davon in den Matratzen der Frauen versteckt fand. Dann schworen die Verdächtigen wieder "bei der heiligen Mutter Gottes" und allen Heiligen, dass sie nicht die leiseste Ahnung hätten, wie die leblosen Gegenstände dorthin gelangt seien! Ich habe einige dieser Kreaturen manchmal geohrfeigt, so sehr haben sie mich gereizt, indem sie gestohlen haben und dabei den Namen Gottes missbraucht haben."

Als ich dies hörte, erinnerte ich mich unwillkürlich daran, wie viele europäische Frauen, die ich im Osten getroffen hatte, sich bei mir über ihre annamitischen, malaiischen oder niedrigkastigen indischen Bediensteten beschwert hatten: "Die beiden Dinge, die man ihnen nie abgewöhnen kann, sind Stehlen und Lügen", sagten sie immer. "Man

ertappt sie auf frischer Tat, und sie sagen immer noch, sie wüssten nicht, wie Ihre Geldscheine, Ihre Uhr oder Ihre Silberlöffel in ihre Taschen gelangt sind." Nun dachte ich: "Man muss nicht aus Europa hinausgehen, um ähnliche Gaunereien zu finden!"

"Wer waren diese Frauen?", fragte ich. "Russen? Polinnen?"

"Es waren Frauen aus praktisch allen osteuropäischen Ländern", antwortet Frau S. "Russen und Polen, aber auch Tschechen. Und die Tschechen und die Polinnen waren die schlimmsten, soweit ich das beurteilen kann.

Und sie fuhr mit ihrer Erzählung fort: "Trotz alledem lief es nicht allzu schlecht, muss ich sagen. Die Kinder waren gesund und glücklich, auch wenn das Problem der Unterbringung immer schwieriger wurde, da ihre Zahl ständig zunahm. Schließlich mussten wir zwanzig von ihnen in kleinen Schlafsälen unterbringen, die für nicht mehr als sechs oder acht Personen vorgesehen waren. Es gab keinen Platz für sie. Die Bedingungen wurden von Tag zu Tag schlechter, die Lebensmittel wurden knapper, und wir lebten unter der ständigen Bedrohung durch Bombardierungen. Trotzdem hielten wir durch. Die Mütter — die immer lästiger wurden, je deutlicher sich abzeichnete, dass sich die Dinge für Deutschland zum Schlechten wenden würden — waren wenigstens noch vor Ort. Sie säugten weiterhin die Kleinsten, und die anderen hielten wir mit "Ersatznahrung" in recht gutem Zustand.

Ernst wurde es, als die Frauen in ihre jeweiligen Länder zurückgeschickt werden mussten. Die Hälfte von ihnen weigerte sich einfach, ihre Kinder mitzunehmen, so seltsam das auch erscheinen mag. Sie wussten nicht einmal, wer die Väter der Kinder waren. Und offensichtlich waren sie der Meinung, dass die Last der alleinigen Mutterschaft mehr war, als sie in dem neuen unsicheren Leben, in das sie nun durch die Gefahren des Krieges hineingeworfen wurden, ertragen konnten. *Wir* leiteten das mit unerwünschten Kindern überfüllte Heim wochenlang allein, und das unter den schrecklichen Bedingungen, die unmittelbar vor der Kapitulation herrschten. Die Lebensmittel wurden immer knapper, die Milch war nicht verfügbar. Der Gesundheitszustand der Säuglinge verschlechterte sich allmählich durch die Ersatznahrung, die wir ihnen gaben. Den älteren Kindern erging es kaum besser. Krankheiten setzten ein. Die Medizin war so knapp wie die Nahrung. Es fehlte an Platz. Es war uns unmöglich, die kranken Kinder von den noch gesunden zu isolieren. Trotz der wenigen Pflege, die wir ihnen zukommen lassen konnten und wollten, starben viele. Aber bald kam die Zeit, in der das einzig mögliche Schicksal, das

die Kleinen erwartete, ohnehin der Tod war — der Tod durch Hunger, wenn nicht durch Krankheit. Wie ich schon sagte, hatte sich ihr Gesundheitszustand verschlechtert, sobald sie durch den Weggang ihrer Mütter ihrer natürlichen und gewohnten Nahrung beraubt worden waren. Jetzt gab es nicht einmal mehr die Ersatznahrung, die wir ihnen zu geben pflegten. Überall herrschten Verwirrung und Terror. Die Bombardierungen hörten nie auf — jene unerhörten Bombardierungen, von denen viele in Deutschland sicher versucht haben, Ihnen die höllische Wut zu beschreiben, die wirklich keine Worte wiedergeben können. Wir standen nicht mehr vor der Alternative, die wenigen überlebenden Kinder zu retten oder sie sterben zu lassen, sondern sie nach tagelangem Leiden einen qualvollen Tod sterben zu lassen, oder ... sie schmerzlos sterben zu lassen, sofort ... "

Ich erinnerte mich an eine Episode aus meinem eigenen Leben, die mich lange verfolgt hatte. Sie hatte sich Jahre zuvor ereignet — im August 1930, um genau zu sein. Eines Tages, als ich eine Straße in Athen entlangging, wurde ich durch jämmerliches Miauen aufmerksam und entdeckte bald darauf in einer Mülltonne zwischen Asche, zerbrochenem Geschirr und verrottenden Küchenabfällen drei neugeborene Kätzchen, die jemand zum Sterben dorthin geworfen hatte. Den Eindruck, den dies auf mich machte, werde ich nie vergessen. Es war in einer jener Straßen auf dem Berg Lykabettos, von denen aus man praktisch ganz Athen sehen kann, mit der Akropolis in der Ferne und, noch weiter entfernt, dem tiefblauen, lächelnden, leuchtenden Meer. Ich hob die drei kleinen Katzen auf und betrachtete sie eine Minute lang. Ihre Augen waren geschlossen. Ihre drei winzigen rosafarbenen Mäuler öffneten sich regelmäßig in einem schwachen, hohen Miauen des Hungers. Ich spürte in meinen Händen das glänzende junge schwarz-weiße Fell. Und als ich meinen Blick auf das ferne Marmorwunder richtete, das die ganze Welt bewundert, wurde mir deutlicher als je zuvor bewusst, dass das tägliche Wunder des Lebens etwas noch Größeres ist. Und Tränen hatten meine Augen gefüllt bei dem Gedanken an die geduldige, unpersönliche Kunstfertigkeit der Natur, die aus einem Keim diese drei lebendigen, miauenden Fellknäuel hervorgebracht hatte. Hätte nicht irgendein elender Mensch — den ich damals und seitdem in meinem Herzen verflucht habe — sie ihrer Mutter entrissen, hätten sie zu drei wunderschönen Katzen heranwachsen können ...

Aber man hatte sie ihrer Mutter weggenommen und in die Mülltonne geworfen. Ich konnte nichts tun, um diese Tatsache rückgängig zu machen. Sie waren zu jung, um künstlich gefüttert zu werden, und außerdem war ich bei jemandem zu Gast und konnte meiner Gastgeberin, die bereits zwei hatte, unmöglich drei Katzen aufzwingen. Ich konnte sie dort nicht zum Sterben zurücklassen. Ich hörte dieses verzweifelte Miauen des Hungers, unaufhörlich. Wenn ich sie dort ließ, würde es vier Tage, fünf Tage, eine Woche, vielleicht, immer schwächer werden, bis die armen kleinen glänzenden Geschöpfe nicht mehr miauen würden. Das konnte ich nicht zulassen. In Athen gab es meines Wissens keinen "Tierschutzverein", zu dem ich sie bringen konnte, um sie schmerzlos einzuschläfern, wie ich es in London getan hätte. Es gab nur eine Möglichkeit, ihrem Hunger und ihrem Elend ein Ende zu setzen, und das war, sie selbst zu töten, so schnell und schmerzlos, wie ich *konnte*. Gott allein weiß, wie sehr ich alle Tiere liebe, besonders Katzen! Doch das war das Einzige, was ich für diese Kätzchen unter diesen Umständen tun konnte.

Ich nahm sie mit in mein Zimmer, und dort sah ich sie zum letzten Mal in meiner Hand liegen: drei runde, glänzende Köpfe, drei gesunde, pelzige Körper, potenzielle Katzen. Ich hätte alles dafür gegeben, sie retten zu können. Aber ich wusste, dass ich das nicht konnte. Es war sinnlos, daran zu denken. Mit Tränen im Gesicht küsste ich ein letztes Mal die seidigen kleinen runden Köpfe und betete in meinem Herzen: "Du, der Du sie geduldig ins Leben gerufen hast, Herr allen Lebens, vergib mir! — denn Du weißt, *warum* ich dies tue. Und schlage den Mann, der diese Geschöpfe weggeworfen hat, damit sie elendig sterben!" Dann legte ich die neugeborenen Kätzchen auf den Boden eines Gefäßes, schüttete einen ganzen Eimer Wasser über sie, deckte das Gefäß zu und ging weg …

Tagelang, wochenlang, hatte mich ihr letztes Miauen verfolgt. Es war besser — viel besser — als die lange Agonie in der Mülltonne, die sie erlitten hätten, wenn ich sie dort gelassen hätte. Aber trotzdem hatte es mich verfolgt; es verfolgte mich auch jetzt noch, nach zwanzig Jahren, jedes Mal, wenn ich an die beklagenswerte Episode dachte. Ich erkannte, dass die christlich gesinnte Frau S. *alle* Menschen — auch die Kinder unserer Gegner, unserer potentiellen Feinde — liebte, wie *ich* alle Tiere liebe. Und ich verstand ihre Gewissensbisse. Mein erster Impuls war, ihr die Episode mit dem Kätzchen zu erzählen und ihr zu sagen, dass sie vom strengsten humanitären Standpunkt aus gesehen genauso unschuldig war wie ich an jenem schrecklichen Tag im August

1930. Aber als ich darüber nachdachte, schwieg ich: Es würde nur, so dachte ich, zu einer Diskussion über den jeweiligen Wert des menschlichen und des tierischen Lebens führen, in der sie und ich niemals übereinstimmen könnten; eine Diskussion, in der ihre eminent menschenzentrierte, gleichberechtigte, christliche Sichtweise wieder einmal mit meiner lebenszentrierten, hierarchischen in Konflikt geraten würde, wie es schon seit Jahrhunderten der Fall war. Es würde nur darauf hinauslaufen, dass ich ihr sagen würde, dass potentielle Gegner für mich sicher weniger wert sind als potentiell gleichgültige Geschöpfe, vor allem wenn letztere schön sind. Und das war zwecklos, denn ich konnte sie ebenso wenig überzeugen wie sie mich; und ich wollte vermeiden, sie zu verletzen.

"Sie haben Ihr Bestes getan", sagte ich ihr einfach, "und diejenigen, die, nachdem sie die Bedingungen geschaffen haben, mit denen Sie 1945 konfrontiert waren, die Frechheit besitzen, Sie zu verurteilen, sind Lügner und Heuchler."

"Du hast recht", gab L. M. zu, "du hast recht ... obwohl es eine traurige Alternative war ... "

"Ich muß sagen, daß die Alliierten, so furchtbar sie auch im Krieg waren, nicht die alleinige Schuld trugen", sagte Frau S. "Ich erwähnte die Schwierigkeiten, die wir wegen der Zunahme der Kinderzahl zu bewältigen hatten. Nun, es stimmt, wenn es sich um rein deutsche Kinder gehandelt hätte und nicht um weiß Gott was für Mischlinge aus allen Nationen, die in den Zwangsarbeiterkommandos der *Volkswagenwerke* vertreten waren, dann hätte sich der *Kreisleiter* die Mühe gemacht, ab und zu jemanden zu schicken, der unser 'Heim' inspiziert, und es wäre etwas unternommen worden, damit wir nicht gezwungen gewesen wären, zwanzig Kinder in einem Raum unterzubringen, der für sechs vorgesehen war. So aber wurde nie jemand geschickt."

"Es ist nur natürlich, dass ein Staat — und besonders ein Staat, der sich im Krieg befindet — sich mehr um das Wohlergehen seiner eigenen Staatsangehörigen kümmert als um das der unerwünschten Brut seiner Feinde", sagte ich. "Man sollte den Müttern der armen Teufel vorwerfen, dass sie sie nicht mitgenommen haben, und nicht dem *Kreisleiter*, dass er sich nicht um sie gekümmert hat. Der hat doch sicher Besseres zu tun."

"Ich bin wieder einmal erstaunt, wie sehr Sie sich von unseren Extremisten unterscheiden", bemerkte Frau S. "Für mich sind Kinder — egal welche Kinder — in erster Linie Menschen."

Ich war nicht minder erstaunt, einen so genannten "Kriegsverbrecher" mit einer derart gleichberechtigten Einstellung zu treffen.

"Ich kann höchstens zugeben, dass Sie, abgesehen von irgendwelchen Prinzipien, Mitleid mit diesen unglücklichen Kindern hatten, die, wie ich schon sagte, gar nicht erst hätten geboren werden dürfen", antwortete ich. "Aber ich finde es schwierig, die Prinzipien, die Sie zu vertreten scheinen, mit denen von *Mein Kampf in* Einklang zu bringen!"

Zu meinem weiteren und völligen Erstaunen antwortete Frau S.: "Ich habe *Mein Kampf* nie gelesen." Wirklich, ich wusste nicht, was ich denken sollte. Ich fühlte mich, als würde ich träumen.

"Was!", rief ich aus, "Sie, ein Deutscher, und höchstwahrscheinlich ein Parteimitglied! Sie, der Sie das Privileg hatten, inmitten des Kampfes um die Macht aufzuwachsen und die schönsten Jahre Ihres Lebens unter dem Naziregime zu verbringen! Sie, der Sie zweifellos den Führer in jenen feierlichen Massenversammlungen der damaligen Zeit begrüßt haben, die ich nie gesehen habe! ... Wie hätten Sie sich nicht gedrängt fühlen können, es zu lesen, wenigstens aus Neugier — um das Wunder zu verstehen, das sich um Sie herum ereignete; um zu wissen, wer dieser Mann war, der Deutschland vom Tod zum Leben erweckt hatte?"

"Damals war ich mir der ungeheuren Bedeutung der nationalsozialistischen Revolution nicht bewusst", sagte Frau S., "ich hatte sie durchlebt, von ihr getrennt durch meinen ererbten christlichen Glauben und durch mein ruhiges 'bürgerliches' Leben; ich hatte sie nur äußerlich wahrgenommen und mich ihr nominell angeschlossen, ohne zu wissen, was ich getan hatte. Hätte ich es studiert — was ich in der Tat hätte tun sollen, dann wäre ich entweder ein echter Nazi geworden wie Sie, oder ich hätte mich an meine christlichen Werte geklammert und mich geweigert, aktiv mit dem neuen Regime zusammenzuarbeiten. *Heute* — und vielleicht mehr denn je, nachdem ich Sie getroffen habe — weiß ich, dass man nicht gleichzeitig Nazi und Christ sein kann. Damals wusste ich das noch nicht. Ich wusste nicht, was der Nationalsozialismus ist."

Ich dachte an diese Frau, die lebenslänglich im Gefängnis saß, weil sie eine Idee unterstützt hatte, an die sie nicht glaubte, weil sie Prinzipien vertrat, die sie eigentlich verurteilte, oder besser gesagt, weil sie nur Befehle befolgt hatte, die von jemandem erteilt worden waren, von dem sie annahm, dass er diese Prinzipien vertrat. "Ein

Märtyrer ohne Glauben", dachte ich. Und es schien mir, dass dies so ziemlich das tragischste Schicksal war, das ich mir vorstellen konnte.

"Ich fürchte, viele von uns wussten nicht, was der Nationalsozialismus ist, sowohl diejenigen, die die Bewegung unterstützten, als auch diejenigen, die sie bekämpften", sagte L. M. "Neue Ideen — oder sehr alte, wie Sie sagen, aber seit Jahrhunderten aufgegebene und daher neu aussehende — brauchen Zeit, um im Bewusstsein einer Nation Wurzeln zu schlagen, es sei denn, eine tragische Umwälzung zwingt die Nation, zu ihrer Anziehungskraft zu erwachen. Normalerweise, wenn es keinen Krieg, keine Katastrophe gegeben hätte, hätten wir fünfzig Jahre gebraucht, um durch und durch Nationalsozialisten zu werden. Aber jetzt wird die Besatzung uns alle in fünf Jahren dazu machen. In vier Jahren ist es ihr bereits gelungen, Tausende von Deutschen, die früher nur laue Befürworter oder gar Gegner des Naziregimes waren, zu Hitler zu machen. Und je länger sie andauert und je mehr sie versuchen wird, uns die Demokratie aufzuzwingen, desto mehr wird es ihr schließlich gelingen, uns alle unter dem Hakenkreuzbanner zu vereinen, was immer unsere Überzeugungen in der Vergangenheit gewesen sein mögen."

"Das ist ermutigend", sagte ich.

Dann sprachen wir über andere Dinge, vor allem über Indien. Frau S. bat mich, ihr den religiösen Standpunkt Gandhis zu erläutern, was ich nach Kräften tat, während L. M. mich fragte, ob ich Subhas Chandra Bose, den indischen Führer, der während des Krieges Leiter der *Zentrale freies Indien* in Berlin gewesen war und gelegentlich im Radio gesprochen hatte, jemals kennengelernt habe. Sie war angenehm überrascht, von mir zu hören, dass ich ihn persönlich kannte und dass es mein Mann war, der ihn den japanischen Behörden vorgestellt hatte, mit denen er später die "Freie Indische Armee" in Birma organisieren sollte. Ich sehnte mich danach, meinen neuen Freunden etwas über die unbekannte, meisterhafte Rolle zu erzählen, die mein Mann selbst im Dienste der Achsenmächte im Osten gespielt hatte. Aber ich tat es nicht. Bevor ich Indien verließ, hatte ich versprochen, dies nicht zu tun.

Die Zeit verging. Bald würden wir uns trennen müssen. "Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder", sagte L. M., als ich ihr sagte, wie froh ich über ihren Besuch war. "Ich habe Sie enttäuscht, ich weiß", sagte Frau S., "aber ich habe Ihnen die Wahrheit über mich gesagt.

"Du hast mehr als ich — und mehr als viele von uns — für die Sache gelitten, die ich liebe. Deshalb liebe ich dich", antwortete ich.

Der ungläubige Märtyrer sah mich traurig an und lächelte.

Am nächsten Morgen kam H. E. wie üblich. Ich schilderte ihr den Eindruck, den ich bei meinem ersten Kontakt mit den D-Flügel-Gefangenen gewonnen hatte, die nicht sie selbst oder H. B. waren.

"L. M. ist in der Tat ein feiner Kerl", stimmte sie zu. "Seitdem sie hier ist, ist sie meine Begleiterin in der 'freien Stunde'. Frau S. ist auch eine liebenswerte Person, aber sie ist so christlich, dass es nicht stimmt. Ihre ganze Weltanschauung ist parteiisch, und sie kann keine Wahrheit erkennen, die mit der Lehre der Kirche kollidiert. Wir haben keine Zeit für diese überholte Lehre. Es ist doch sowieso jiddisch, oder?" Und sie fügte hinzu: "Ich würde so gerne einmal ein langes Gespräch mit *Ihnen* über Religion führen. Ihre Einstellung gefällt mir."

"Kannst du heute Nachmittag kommen?", fragte ich. "Heute ist Sonntag."

"Nein. Frau Oberin ist nicht da. Wir werden bis zum Ende der Woche warten müssen. Ich werde sie bitten, mich nächsten Sonntag zu Ihnen zu schicken. Am Samstagnachmittag arbeite ich in der Krankenstation wie an anderen Tagen auch."

Und tatsächlich, am Sonntag, dem 1. Mai, kam sie, nicht am Nachmittag und mit L. M., wie ich erwartet hatte, sondern nach dem Abendessen, als alle Zellen für die Nacht geschlossen sein sollten, und allein, was noch unregelmäßiger war. Nur *zwei* Gefangene durften — aus Gründen, die man leicht erraten kann — nie dieselbe Zelle bewohnen.

Ich hatte für H. E. die Schokolade und den Pudding und eines der beiden Rosinenbrötchen aufbewahrt, die ich am Sonntagabend zum Abendessen zu bekommen pflegte. "Wir haben viel Zeit zum Reden", sagte sie und setzte sich auf mein Bett, nachdem wir uns begrüßt hatten. "Fräulein S. hat gesagt, dass sie mich nicht vor acht Uhr abholen wird." Fräulein S. war die Assistentin von Frau Oberin, die offensichtlich den Auftrag erhalten hatte, unser Treffen in Abwesenheit von Frau Oberin selbst zu arrangieren.

"Frau S. hat sich so gefreut, Sie kennenzulernen; sie mag Sie wegen Ihrer Aufrichtigkeit", sagte H. E., während ich sie genüsslich beobachtete, wie sie die guten Sachen aß; "das hat sie mir im Erholungsraum gesagt. L. M. mag dich sogar noch mehr. Sie will am nächsten Sonntag mit mir hierher zurückkommen. Frau H. möchte auch sehr gerne kommen; wir wurden zusammen im Prozess von Belsen verurteilt, und jetzt arbeitet sie mit mir in der Krankenstation. Sie ist aufrichtig. Sie können ihr vertrauen."

"Ich würde sie gerne kennenlernen", sagte ich. "Ich würde gerne alle kennenlernen, die echt sind. Ich denke, du solltest an einem Sonntag mit einem von ihnen kommen, und am nächsten mit einem anderen. So würde ich sie alle kennen lernen. Ich habe sogar überlegt, am Sonntagmorgen den Gottesdienst zu besuchen, um Sie und die anderen zu treffen. Aber ich habe mir überlegt, dass das wahrscheinlich nichts nützen würde. Zweifellos würde man mir nicht erlauben, mich in Ihre Nähe zu setzen, geschweige denn nach dem Gottesdienst mit Ihnen zu sprechen. Also ziehe ich es vor, konsequent zu sein und nicht zu gehen. Frau Oberin hat mich sogar erstaunt, als sie mir sagte, dass ihr alle hingeht. Tun Sie das wirklich?"

"Außer Frau S. und vielleicht ein oder zwei anderen gehen wir aus purer Langeweile", sagt H. E. "Wer will schon den Unsinn hören, den uns der Pfarrer erzählt? Aber wir haben in unseren Zellen nichts zu tun, und der Sonntagmorgen ist lang."

H. E. schob den Teller beiseite, auf dem sie meinen Pudding und meine Aprikosenmarmelade genossen hatte. "Es war herrlich, und ich danke Ihnen!", sagte sie und unterbrach für eine Minute ihre Gedanken. Dann nahm sie ihre Kritik an der Kirche und ihrer Lehre wieder auf und fuhr fort: "Sie können sich nicht vorstellen, wie albern mir zum Beispiel das ganze Gerede über die Auferstehung der Toten vorkommt. Das haben wir am Ostersonntag wieder einmal gehört. Und in einem Monat oder so werden sie uns erzählen, wie der auferstandene Jesus vor, ich weiß nicht mehr wie vielen, überaus zuverlässigen Augenzeugen in den Himmel gefahren ist. So ein Blödsinn! Ich sage euch ganz ehrlich: Mir ist eure Verehrung der Sonne als sichtbare Quelle allen Lebens auf der Erde viel lieber. Das kann ich verstehen, denn ich kann die Sonne sehen und fühlen. Sie — und das Leben — zu verehren, heißt zu wissen, was man verehrt. Das ist natürlich und logisch. In der Tat habe ich mein ganzes Leben lang so empfunden. Für das Christentum habe ich nie wirklich etwas übrig gehabt, und ich ging nicht einmal an Festtagen in die Kirche, wenn ich frei war. Damals gab es ohnehin genug Parteifeierlichkeiten, die die christlichen vorteilhaft ersetzen konnten. Andere habe ich nie gebraucht. Aber ich wiederhole: Ich stimme mit Ihnen völlig überein, dass, wenn man überhaupt eine Religion haben muss, die Religion des herrlichen lebendigen Lebens — der Natur; der Erde und der Sonne — die einzige ist, die ich fördern würde."

Ich erinnerte mich an den Ausdruck "erdverbunden", mit dem Nietzsche jede ewige Religion, jede Philosophie, die nicht nur Worte

sind, charakterisiert hat. Indem ich den Propheten des Übermenschen zitierte, hatte ich selbst diesen Ausdruck auf die dreihundertunddreißig Jahre alte Scheibenreligion des Königs Echnaton angewandt, die neben der arischen Religion der Veden, mit der sie nach Ansicht einiger Gelehrter indirekt verbunden ist, die rationalste Form der Sonnenanbetung in der Antike darstellt.

Ich holte aus meinem Schrank ein Exemplar des Buches *Ein Sohn Gottes*, das ich über diesen alten Kult und seinen Gründer veröffentlicht hatte. "Ich begann es 1942 in Indien zu schreiben, als ich noch glaubte, dass wir diesen Krieg gewinnen würden", sagte ich, "als ich erwartete, dass die japanische Armee jeden Tag Kalkutta einnehmen würde und die deutsche Armee sich ihren Weg durch Russland und Hochasien bahnen würde und die beiden sich im kaiserlichen Delhi treffen würden; als ich glaubte, dass die Welt bald uns gehören würde. Ich dachte, dass es für mich, da ich von allen Feldern des direkten Handelns ausgeschlossen war, das Zweitbeste sei, in der Stille den Boden für die neue Religion des Lebens zu bereiten, die Hand in Hand mit der neuen Weltordnung gehen sollte. Und in der Antike ein einfaches und attraktives Vorbild dafür zu finden, war zweifellos viel besser, als es als etwas wesentlich "Eigenes" zu präsentieren. Niemand hat Vorurteile gegen die Antike, während viele gegen uns sind. Aber sie wäre dennoch im Wesentlichen 'unsere', egal in welchem Licht ich sie darstellen würde. Und mit ein wenig Werbung — so stellte ich mir vor — würden die Menschen des Westens sie vielleicht annehmen; sie würden zumindest anfangen, das Christentum im Vergleich zu ihr langweilig, irrational, ja barbarisch zu finden, während die Menschen des Ostens in ihr etwas ebenso Schönes sehen würden wie in ihren uralten Religionen. Und da ich voraussah, dass die meisten Menschen, auf welcher Seite sie auch immer kämpfen würden, wahrscheinlich aller Kriege überdrüssig sein würden, wenn dieser beendet sein würde, habe ich absichtlich den friedfertigen Charakter von Echnatons alter Religion betont. Nicht, dass ich sie deswegen bewundere, ich bewundere sie vielmehr *trotz alledem*. Aber es würde schön aussehen, — dachte ich. Das war das Beste, was ich an subtiler antichristlicher Propaganda auf weltweiter Ebene machen konnte, nachdem ich all die Jahre gegen den Einfluss des Christentums und des Islams in Indien gekämpft hatte. Es würde den Menschen eine wahrhaft bewundernswerte Form der Anbetung zeigen, die alle heidnischen *und auch* alle christlichen Qualitäten aufwies — abgesehen von der Irrationalität und der Jenseitigkeit, die sie

heutzutage im Allgemeinen ohnehin nicht besonders mögen — alle christlichen Qualitäten*, einschließlich* Liebe und Wohlwollen.

Ich habe mich von der Politik ferngehalten — natürlich. Ich vermied sorgfältig alle Anspielungen, die den Leser dazu hätten verleiten können, zu erraten, was ich war. Nur im letzten Kapitel habe ich ein- oder zweimal gesagt, dass die Religion der Rasse in ihrer wahren Form und die Religion des Lebens ein und dasselbe sind, und dass man sie nur durch ein falsches Verständnis von beiden trennen kann. Leider wurde diese Aussage von wenigen Zeilen, deren Fehlen mir nicht auffiel, als ich die Druckfahnen las, auf mysteriöse Weise aus dem veröffentlichten Buch gestrichen, als ob selbst *das* in den Augen des Londoner Redakteurs die Grenzen dessen überschritten hätte, was 1946 im Druck toleriert werden konnte. Infolgedessen scheint ein ganzer Absatz etwas ganz anderes zu bedeuten als das, was ich beabsichtigt hatte. Aber es bleibt die Tatsache, dass ich immer noch an das glaube, was ich anfangs gesagt hatte, und dass ich es eines Tages wiederholen werde. Tatsache ist, dass mein unablässiges Bemühen, den verderblichen Einfluss des Christentums, wie es von den Kirchen vertreten wird, zu bekämpfen, und alles, was ich zur Unterstützung des Sonnenkults, der der Kult des Lebens ist, gesagt oder geschrieben habe, dazu dient, den religiösen Hintergrund unserer nationalsozialistischen Weltordnung vorzubereiten, deren Prototyp kein anderer ist als die ewige Ordnung der Natur."

"Was du jetzt sagst", sagte H. E., "habe ich schon immer gefühlt. Oh, wie schade, dass Sie während der großen Tage nicht hier waren! Aber erzählen Sie mir mehr von diesem Pharao, über den Sie sich so eingehend informiert haben. Er interessiert mich." Und mit Blick auf das Titelbild des Buches, auf dem König Echnaton abgebildet war, fügte sie hinzu: "Ich erinnere mich an sein Gesicht. Ich habe es in der ägyptischen Galerie des Berliner Museums gesehen."

Ich erzählte ihr kurz und bündig, was ich über den erfolglosen Versuch des alten "Königs des Südens und des Nordens, der in der Wahrheit lebt", wusste, die traditionelle jenseitige Religion Ägyptens, die voller komplizierter, abstruser Symbolik war und sich um das Mysterium des Todes drehte, durch den einfachen, freudigen Kult der kosmischen Energie zu ersetzen — dessen, was er "die Wärme und das Licht in der Scheibe" nannte und der in den Strahlen der Sonne sichtbar und greifbar wurde. Ich erklärte ihr, indem ich einige Texte zitierte, wie die Idee der Gleichwertigkeit aller Energieformen, nicht weniger als die der grundlegenden Identität von Energie und Materie,

bereits in seiner Lehre enthalten war. Und schließlich betonte ich, dass er zweifellos verstanden hatte, dass eine solche Weltanschauung die Anerkennung der natürlichen Vielfalt und Hierarchie des Menschen ebenso wie der anderen Lebensformen als etwas von Gott Gewolltes, Schönes und Erstrebenswertes impliziert. Und ich rezitierte ihr die drei Zeilen aus Echnatons längerer Hymne an die Sonne, die ich in den letzten zehn Jahren so oft zitiert habe:

"Du hast jeden Menschen an seinen Platz gestellt,
Du hast sie verschieden gemacht in Gestalt und in
in der Sprache und in der Farbe ihrer Haut;
Als Teiler hast du das fremde Volk geteilt ... "

"Die göttlich verordneten Unterschiede, Ausdruck des unpersönlichen Willens der Sonne, können gemäß dem höchsten Zweck der Schöpfung, der darin besteht, vollkommene Typen zu entwickeln, nur dann erhalten, ja sogar vermehrt werden, wenn jede Rasse rein gehalten wird", sagte ich. "Und deshalb hat ein großer Deutscher von heute, ein enger Mitarbeiter des Führers, wissentlich oder unwissentlich die Weisheit der Zeitalter widerhallen lassen: 'Nur in reinem Blut wohnt Gott'."

"Wer hat das geschrieben?", fragte H. E.

"Heinrich Himmler, in dem schönen Inbegriff der nationalsozialistischen Philosophie, den er unter dem Namen Wolf Sörensen veröffentlichte: *Die Stimme der Ahnen"*.

H. E. starrte mich begeistert an. "Oh, wie schade, dass Sie in den großen Tagen nicht hier waren", wiederholte sie. "Unsere Philosophie — die die meisten von uns als modern und deutsch ansehen — scheinen Sie in eine solide allgemeine Anschauung der Natur und des Menschen integriert zu haben, die für alle Länder und für alle Zeiten gilt. Die Zeit existiert für Sie nicht — und auch nicht der Raum. In wenigen Sätzen beschwören Sie eine herrliche, dreitausenddreihundert Jahre alte Sonnenphilosophie herauf, um dann zur Begründung ihrer Unvergänglichkeit Worte zu zitieren, die Himmler gestern geschrieben hat. Je mehr ich Ihnen zuhöre, desto mehr spüre ich, dass unser Nationalsozialismus tatsächlich etwas Ewiges ist."

"Ja, das ist es", sagte ich. "Aber Sie hätten mich nicht treffen müssen, um das zu erkennen. Der Führer hat immer wieder erklärt, dass seine Bewegung auf der klaren Einsicht in die unveränderlichen Gesetze der Natur beruht. Er hat betont, daß 'der Mensch sein höchstes

Dasein nicht den Vorstellungen einiger verrückter Idealisten verdankt, sondern der Anerkennung und rücksichtslosen Anwendung dieser Gesetze'; daß unsere 'neuen' Ideen 'in vollem Einklang mit dem inneren Sinn der Dinge' stehen; und er hält es für die Pflicht des Nationalstaates, dafür zu sorgen, daß 'eine Weltgeschichte geschrieben wird, in der die Rassenfrage einen hervorragenden Platz einnimmt'." Ich zitierte *Mein Kampf* so getreu, wie ich konnte, und fügte hinzu: "Der Führer weiß, dass nichts uns die Stärke unserer Position so sehr spüren lassen kann, wie eine solide Kenntnis der Weltgeschichte. *Ich hätte* gerne die Geschichte aller Länder geschrieben, von der er spricht. Aber ich war von der Unermesslichkeit der Aufgabe überwältigt und habe es noch nicht versucht. Vielleicht werde ich es eines Tages versuchen, ich meine, beginnen, denn es wäre eine Arbeit von vielen Jahren.

"Ich habe den Führer nie persönlich getroffen", sagte H. E. "Aber ich habe Himmler einmal getroffen und mit ihm zu Mittag gegessen, als er unser Lager besuchte. Er war kompromisslos und erbarmungslos, absolut der Sache ergeben. Viele Leute mochten ihn nicht, weil er so streng war. Aber du hättest ihn gemocht — und ich glaube, er hätte dich gemocht."

"Ich habe Himmler immer geschätzt", antwortete ich. "Ich bewundere ihn, seit ich sein Büchlein *Die Stimme der Ahnen* gelesen habe. Man findet darin eine vernichtende Kritik an jenen christlichen Werten, die ich hasse. Das Buch ist ein Bekenntnis zum wahren arischen Glauben, ein Lehrbuch des Heidentums nach meinem Herzen. Ich liebe es!"

"Es tut mir leid, dass ich es nicht gelesen habe. Wann wurde es veröffentlicht?"

"Im Jahr 1935, glaube ich. Vielleicht auch früher. Ich bin mir nicht ganz sicher. Ich habe es selbst erst letztes Jahr gelesen, als ein Freund im Saarland es mir geliehen hat."

"Nun", sagte H. E., "nach dem, was du sagst, und nach dem einen Satz, den du daraus zitiert hast, bin ich völlig einverstanden. Denn es ist nicht nur die Albernheit der Geschichten, die uns die Priester glauben machen wollen, die mich vom Christentum abhält. Es ist auch die Tatsache, dass die Religion, was immer man auch sagen mag, jüdisch ist. Das Alte Testament ist nur ein Ausschnitt aus der jüdischen Geschichte — und ein ziemlich grausamer Ausschnitt davon. Das Neue Testament, so sagen uns die Priester selbst, hat keine andere Bedeutung als die Erfüllung der Prophezeiungen des Alten

Testaments. Christus, der von Jesaja und anderen Juden angekündigte Messias, ist ein Jude. Seine Apostel sind Juden. Paulus von Tarsus ist ein weiterer Jude. Ich selbst habe seit den Anfängen unseres Kampfes um die Macht immer gedacht: Wenn wir nun wirklich ein regeneriertes Deutschland aufbauen wollen, und wenn wir deshalb versuchen, uns ein für allemal vom Judentum und vom verderblichen Einfluss des jüdischen Geistes in allen Lebensbereichen zu befreien, warum um alles in der Welt halten wir dann an dieser grundlegend jüdischen Religion fest, die unsere Väter dumm genug waren, anzunehmen? anstelle der Religion des alten germanischen Volkes, das wie Sie, wie die alten Griechen, wie die alten Arier der ganzen Welt die Kräfte der Natur, die Kraft und Schönheit der eigenen Rasse und die Sonne, die Quelle allen Lebens, aller Kraft und Schönheit, verehrte? Und wie oft habe ich, seit ich im Gefängnis sitze, nicht gedacht: "Die Juden sind die Verantwortlichen für diesen Krieg; durch ihr weltweites Handeln haben wir den Krieg verloren, durch sie sind so viele von uns den Märtyrertod gestorben, unzählige andere, mich eingeschlossen, sind noch gefangen. Warum sollte *ich* also einen Juden als Gott ansehen und andere Juden als Heilige und so weiter, wie "gute Menschen" sie auch sein mögen, verglichen mit der wertlosen Masse ihrer Landsleute? Wenn ich einen Menschen vergöttern muss, kann ich dann nicht auch einen aus meiner eigenen Rasse vergöttern? Und alles, was Sie mir heute sagen, alles, was Sie mir vorher gesagt haben, bestätigt meine eigenen Gedanken. Jetzt bin ich sicher, dass ich recht habe."

"Natürlich haben Sie Recht", rief ich, erfreut darüber, dass ein Genosse, den ich wirklich bewunderte, ein echter Nationalsozialist, der für unsere Sache gelitten hatte, auch auf religiöser Ebene so vollkommen mit mir übereinstimmte. "Ich bin nicht so *sicher,* dass Jesus Christus ein Jude war, wie es die christliche Tradition behauptet. Manche behaupten, dass er es nicht war — und das nicht unbedingt in der Absicht, den Nationalsozialismus mit dem Christentum zu versöhnen. Andere sagen, dass keiner der Galiläer Jude war, nicht einmal semitischer Abstammung. Ich weiß es nicht. Ich bin nicht in der Lage, diese Frage zu beantworten. Ich weiß auch nicht, ob irgendjemand anders sie objektiv beantworten kann. Aber das ist mir egal. Es macht keinen Unterschied, ob man sie auf diese oder jene Weise beantwortet. Selbst wenn Jesus Christus selbst kein Jude wäre, selbst wenn er und alle seine Jünger reine Arier wären (was ich natürlich bezweifeln muss), wäre die christliche Religion, so wie sie

uns überliefert wurde, von A bis Z *koscher*; die Betonung, die sie auf den angeblichen "Wert" aller Menschen legt, nur weil sie Menschen sind, die eine "Seele" haben sollen, die Art und Weise, wie sie die "Seele" auf Kosten des Körpers verherrlicht, ja, die völlige Verachtung, die sie für letzteren bekundet; die Art und Weise, wie sie die grundlegende, im Blut wurzelnde Ungleichheit der Menschen — die göttlich verordneten und alles entscheidenden Unterschiede — rundheraus leugnet und in der Tat alles tut, um diese Unterschiede zu unterdrücken, indem sie schändliche Ehen duldet, sofern diese von der heiligen Kirche gesegnet werden, würde mehr als genügen, um sie "gegen das sittliche Empfinden der germanischen Rasse" (ich verwende absichtlich diesen Ausdruck aus dem Punkt 24 des Parteiprogramms der Nazis), ja gegen das sittliche Empfinden aller Arier, die diesen Namen verdienen, zu richten, wenn nicht eine lasterhafte Erziehung sie daran gewöhnt hätte, sie als selbstverständlich hinzunehmen, ohne sich überhaupt darum zu kümmern, was sie bedeutet. *Ich weiß, was* sie impliziert. Ich habe die Bibel als Kind und Jugendlicher studiert, nicht nur, weil ich dazu gezwungen wurde, sondern weil ich mir bereits bewusst war, ein vollwertiger, militanter europäischer Heide zu sein, und wusste, dass ich die importierte Religion, die sich im Geist so sehr von meinem eigenen alten griechischen und nordischen Glauben unterscheidet, den ich so bewunderte, nicht eines Tages bekämpfen konnte, ohne den Leuten genau sagen zu können, worum es ging."

Ich hielt einen Moment inne, um ein Stück meiner Schokolade abzulehnen, die meine Freundin mit mir teilen wollte. "Es freut mich viel mehr, dich essen zu sehen, du, die du seit vier Jahren nichts mehr gegessen hast, du Arme", sagte ich aufrichtig. Sie nahm es schließlich, und ich nahm meine Anklage gegen das Christentum wieder auf.

"In seiner Rede vor dem Areopag, über die im siebzehnten Kapitel der Apostelgeschichte berichtet wird", erläuterte ich, "erklärt Paulus von Tarsus den Athenern, dass 'Gott alle Menschenvölker aus einem Blut gemacht hat'. Das war — zusammen mit der Lehre von der Erlösung durch Jesus allein und der Auferstehung der Toten — die neue Lehre, die der hässliche, kränkliche, halb verrückte, aber teuflisch kluge Jude den Nachkommen der Männer, die den Parthenon erbaut hatten, den Griechen brachte, die ihn eines Tages zusammen mit dem Rest der Christenheit: den *heiligen* Paulus nennen sollten. Das war die Doktrin, die den antiken Glauben an die natürliche Bluthierarchie ersetzen sollte; die Doktrin, die ihr subtiles Gift nicht nur in der bereits

bastardisierten und verfallenden griechisch-lateinischen Welt jener Zeit versprühte, sondern allmählich auch in den kräftigeren Stämmen Nordeuropas jenseits des Rheins und jenseits der kaledonischen Mauer, den Deutschen, den Goten, den Schotten und Pikten usw., die ihr Blut bis dahin rein gehalten hatten. Darin liegt das Geheimnis der jahrhundertelangen Herrschaft des Juden über den Arier in dessen eigenem Vaterlande bis auf den heutigen Tag; jener unsichtbaren Herrschaft, deren der Nationalsozialismus wenigstens den Deutschen, wenn auch noch nicht allen Ariern, bewußt gemacht und sie gelehrt hat, sich davon zu befreien. Aber niemals, sage ich Ihnen, können wir uns davon befreien, solange wir dulden, dass diese fundamentale Lüge als Wahrheit gepredigt wird; mit anderen Worten, solange wir das Christentum dulden, wie es durch Paulus von Tarsus und seine jüdischen Mitarbeiter und die judaisierten Griechen und griechisch sprechenden Juden von Alexandria und die Kirche, die das Organisationsgenie Roms im Dienste der jüdischen Ideen benutzte — und immer noch benutzt — zu uns gekommen ist. Selbst wenn wir alle Juden auf der Erde 'liquidieren', werden wir in gewisser Weise ihre Sklaven bleiben, solange wir den Menschen erlauben, das Buch, das eben diese Ideen verkörpert, als 'Schrift' zu betrachten."

"Ich weiß nicht so viel wie Sie über die Geschichte des Christentums, und ich kann auch nicht die Bibel auswendig zitieren. Aber ich weiß, dass Sie recht haben. Ich weiß, dass die großen Männer der Partei und der Führer selbst in ihrem Herzen mit Ihnen übereinstimmen würden, selbst wenn sie der Meinung wären, dass die Zeit noch nicht reif ist, all das, was Sie sagen, offen in die Praxis umzusetzen. Ihre Rede erinnert mich an die leidenschaftlichen Warnungen meines Mannes vor der jüdischen Gefahr. Sie hätten sich gut mit meinem Mann verstanden, einem alten Kämpfer aus der Anfangszeit des Kampfes, der für seinen Mut, seine herausragenden Führungsqualitäten und seine Hingabe an unsere Sache mit der goldenen Medaille der Partei ausgezeichnet wurde. Du hättest hören sollen, wie *er über die* Juden sprach — und sehen, wie er mit ihnen umging! Er hätte Sie verstanden, wenn überhaupt!"

"Wo ist er jetzt?", fragte ich.

"Ich weiß es selbst nicht", antwortete mein Kamerad. "Zur Zeit der Kapitulation war er Kriegsgefangener in Frankreich. Aber seit Monaten habe ich nichts mehr von ihm gehört." Und sie sprach von den schönen alten Zeiten, als sie und der hübsche, leidenschaftliche junge S.A. — den sie auf einer Parteiveranstaltung kennengelernt hatte

— frisch verheiratet waren und so glücklich in ihrer komfortablen Wohnung in Berlin lebten.

Ich stellte mir dieses Glück zweier feiner Exemplare der natürlichen Elite vor, inmitten der majestätischen Kulisse des nationalsozialistischen Reiches auf dem Höhepunkt seines Ruhmes. Ich bewunderte es, ohne heimlichen Neid, ohne Bedauern oder Traurigkeit, wie man ein perfektes Detail in einem riesigen, prächtigen Fries bewundert, wissend, dass das Schicksal von allen Möglichkeiten eines jeden Lebens nur einige wenige ausarbeiten kann, so wie der Künstler aus jedem Quadratzentimeter Marmor nur ein Detail herausmeißeln kann. "Das seltsame Detail, das mein Leben in einer versteckten Ecke desselben gigantischen Frieses zeigt, hat auch seine Schönheit, obwohl es so anders ist", dachte ich und erinnerte mich blitzartig an meinen einsamen, fruchtlosen Kampf zwischen modernen Hellenen und modernen Hindus. Und ich wandte mich an meine Freundin und fragte sie: "Hast du Kinder?"

"Nein, leider nicht", sagte sie. "Dann wäre ich wahrscheinlich nicht hier, denn dann hätte ich schon längst meinen Dienst in den Konzentrationslagern aufgegeben." Sie hielt einen Moment inne und fügte hinzu, als sie von ihrem Mann sprach: "Er wollte, dass ich zu Hause bleibe und eine große, gesunde Familie aufziehe. Er hat oft gesagt, dass andere die Arbeit hätten machen können, die ich gemacht habe, während ich als Mutter von zukünftigen Kriegern nützlicher gewesen wäre. Vielleicht hatte er recht."

Je mehr ich die schöne, gut gebaute, starke, souveräne Blondine betrachtete und je mehr ich aus ihrem Gespräch erkannte, was für ein glühender Nazi sie war, desto mehr war ich überzeugt, dass ihr würdiger Ehemann tatsächlich Recht hatte. Und das sagte ich ihr auch.

Wir unterhielten uns noch lange und erzählten uns verschiedene wichtige Episoden aus unserem Leben.

Ich traf noch mehrere der sogenannten "Kriegsverbrecher", meine Kameraden. Vor allem Frau H., die mit H. E. auf der Krankenstation gearbeitet hatte, kam einmal für einige Stunden in meine Zelle. Wir sprachen über den Prozess von Belsen, bei dem sie wie H. E. zu den Opfern gehörte, und über meine Verbannung aus dem Trakt D.

"Wenn der Engländer glaubt, er tue der Sache seiner verfluchten Demokratie etwas Gutes, indem er Sie von uns abschneidet, dann irrt er sich gewaltig", sagte sie, als sie vom Gouverneur des Gefängnisses sprach. "Ich versichere Ihnen: nichts hat Sie bei uns beliebter gemacht als sein Befehl, wonach wir mit Ihnen 'nicht' in Berührung kommen dürfen. Was auch immer die Insassen uns 'befehlen', wir verspüren ohnehin sofort den Drang, das Gegenteil zu tun. Und in diesem speziellen Fall kommen wir zu dem Schluss, dass der Gouverneur Sie unbedingt von uns fernhalten will, weil er Angst vor Ihnen hat; und dass er Sie für einen besseren und gefährlicheren Nazi hält als den Durchschnitt, weil er Angst vor Ihnen hat. Und der Gedanke, dass ein Nicht-Deutscher vier Jahre nach unserer Niederlage immer noch so sein kann, stimuliert unseren deutschen Stolz, stärkt unseren Glauben an Adolf Hitler und unsere Hoffnung auf die Zukunft seiner Revolution und erhöht unsere Verachtung für unsere Verfolger."

"Ich bin so froh, das zu hören!", rief ich begeistert aus. "Ich wünschte nur, ich wäre wirklich ein bisschen gefährlicher ... "

Ich erzählte ein paar Anekdoten aus meinem Leben im "Untergrund", bevor ich entdeckt wurde. Und wir lachten herzlich auf Kosten "dieser alliierten Bastarde", wie ich sie nannte, die Deutschland "entnazifizieren" wollen, während sie *mich* nicht einmal "entnazifizieren" können.

Aber einmal erlebte ich eine große Enttäuschung. Ich hatte meine "Freistunde" mit den D-Flügeln verbringen dürfen, weil Frau P., die diensthabende Wärterin an diesem Tag, den falschen Eindruck hatte, dass ich nicht rechtzeitig mit dem B-Flügel aus meiner Zelle gelassen worden war — ein Fehler, den ich natürlich nicht erwähnen wollte, denn ich war nur zu froh, dass ich am selben Morgen noch zweimal hinausgehen sollte. Ich spazierte über den Hof in Begleitung einer Frau, mit der ich noch nie gesprochen hatte, obwohl ich sie ein- oder zweimal auf dem Gang gesehen hatte. Sie war zufällig die einzige, die keinen Begleiter hatte. Nachdem sie gehört hatte, dass ich Griechin sei, teilte sie mir mit, dass sie in ihrem Leben "das Vergnügen" gehabt habe, mehreren Griechen zu begegnen. "Wo?", fragte ich; "hier in Deutschland?"

"Nein", sagte sie, "in Alexandria — und in Kairo, wo ich einige Jahre verbracht habe. Auch in Saloniki, wo ich Verwandte habe."

Ich konnte mir einen Anflug von Überraschung nicht verkneifen. Ich kannte die drei Orte, und in den ersten beiden hatte ich selbst einige Zeit verbracht. Aber der dritte — die zweite Stadt Griechenlands,

deren Bevölkerung zu einem Fünftel jüdisch war, zumindest in der Vorkriegszeit — ließ mich nicht mehr los. "Saloniki! Ein merkwürdiger Ort für eine deutsche Frau, die dort Verwandte hat", dachte ich, als ein sehr böser Verdacht in meinem Kopf aufkam. Aber ich sagte nichts. Es war ja nur ein Verdacht.

Die Frau und ich sprachen über eine bestimmte griechische Konditorei in Alexandria, die "O Athenaios" heißt, und über den neuen Ort in der Nähe des Meeres, wo ich einige Tage in dieser Stadt bei einer griechischen Familie verbracht hatte, und über meinen viel längeren Aufenthalt in Kairo, ebenfalls bei Griechen. Daraufhin fragte ich sie: "Und wie hast du es geschafft, hierher zu kommen, wenn die Frage nicht zu indiskret ist?"

"Das ist überhaupt nicht indiskret", sagte sie gut gelaunt, "und die Antwort ist ein Beispiel: Ich war in Ravensbrück interniert, und dort hatte ich den Wärterinnen geholfen, Ordnung zu halten. Es gab zu wenige von ihnen, wissen Sie, deshalb konnten sie unmöglich ohne unsere Hilfe auskommen. Sie gaben mir einen ziemlich guten Posten, da ich gut Französisch und auch ein wenig Englisch spreche. Nun, ich habe ein paar Dinge getan, die ich sicher nicht getan hätte, wenn ich gewusst hätte, welche Konsequenzen mich erwarten würden. Und nach dem Krieg haben mich die Alliierten zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Ich hatte Glück, dass ich so glimpflich davonkam, denn in jenen Tagen waren sie böse. Fünfzehn der Wärterinnen selbst wurden zum Tode verurteilt und gehängt. Hier ist noch eine, die zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurde. Sie ist Frau R. Sie sehen sie dort drüben an der Seite von H. B., den Sie, glaube ich, schon kennengelernt haben. Zwei ehemalige Häftlinge wie ich sind auch hier, der eine lebenslänglich, der andere für zehn Jahre. Glauben Sie mir: Die Dinge waren damals nicht so, wie sie heute sind. Hätte man Sie damals erwischt, hätten Sie nach dem, was ich von Ihnen gehört habe, ein Todesurteil bekommen. Menschen mit Ihren Ansichten wurden für weit weniger getötet als für das, was Sie getan haben."

"Und warum waren Sie in Ravensbrück interniert, wenn ich fragen darf?", fragte ich.

"Ich habe für England Spionage gegen Deutschland betrieben", antwortete die Frau mit Leichtigkeit.

Da sie wusste, wer ich war, konnte sie nicht erwarten, dass ich sie dafür loben würde. Aber sie hatte wohl das Gefühl, dass ich ihr zumindest jetzt nichts mehr anhaben konnte, und sie sprach dreist. Als sie jedoch meinen Gesichtsausdruck sah, als ich ihrer Geschichte

zuhörte, fügte sie hinzu, als wolle sie sich rechtfertigen: "Mein Mann ist Engländer. Mein Name ist von S."

Mein erster Impuls war zu sagen: "Es ist eine Schande, dass Sie nicht erschossen wurden. In der Tat war die Justiz unter dem Hitler-Regime zu milde". Aber ich schwieg, und mein Gesicht war düster bei dem Gedanken an die vielen Verräter, die während des Krieges die gesamte nationalsozialistische Struktur unterminierten und die Chance auf Rettung, die der Sieg Deutschlands der arischen Rasse in der ganzen Welt gegeben hätte, zunichte machten. Ich dachte an die zwei Millionen Agenten im Sold Englands, von denen mir ein zuverlässiger Engländer aus den unteren Rängen des militärischen Nachrichtendienstes 1946 erzählt hatte — natürlich ohne mich zu kennen, an die Verräter, die bei der deutschen Eisenbahn arbeiteten und dem Londoner Kriegsministerium regelmäßig Berichte über die Bewegungen der Truppen und der Munitionszüge zukommen ließen. Die Vorstellung, dass es solche Leute in solcher Zahl gegeben haben könnte, hat mich zutiefst betrübt. Dann kam mir mein schrecklicher Verdacht bezüglich der Frau an meiner Seite wieder in den Sinn. Wenn ihre Verwandten aus dem größten Ghetto des Nahen Ostens stammten, dann war ihr Handeln erklärbar, ja sogar natürlich. Aber dann war die Nachsicht derer, die sie am Leben gelassen hatten, noch unverständlicher ... Ich wusste wirklich nicht, was ich denken sollte.

"Sie wissen doch, warum ich hier bin?", fragte ich die Frau, um ihr klar zu machen, dass sie von mir kein Mitleid erwarten konnte. Der Ton meiner Stimme war so, dass sie es, glaube ich, verstanden hat.

"Ich weiß es", antwortete sie. "Ich habe es von anderen gehört."

Ich habe kein weiteres Wort gesagt.

Ich hatte nicht mehr das Vergnügen, meine Freundin H. E. frühmorgens zu begrüßen. Fräulein S. — nicht die Assistentin von Frau Oberin, sondern eine der Wärterinnen — hatte sie eines Morgens grob abgewiesen, ich wusste nicht warum, und ihr gesagt, dass sie in meiner Zelle nichts zu suchen habe. Ich hatte sie gehört. Und ich hatte die schroffe, stolze Antwort von H. E. gehört: "In Ordnung. Du wirst mich hier nicht mehr sehen." Und ich hatte gelitten bei dem Gedanken, dass mein Freund, der in fünf aufeinanderfolgenden Konzentrationslagern die Zwangsgewalt des Dritten Reiches repräsentiert hatte, nun von einem jungen Mädchen von etwa zweiundzwanzig Jahren

zurechtgewiesen wurde, das selbst die Befehle der deutschen Sieger ausführte.

H. E. kam nicht mehr morgens, sondern tagsüber oder am späten Nachmittag — immer dann, wenn von ihr erwartet wurde, dass sie Medikamente an die Gefangenen verteilte, die welche benötigten. Schwester Maria — oder Frau So-und-so — begleitete sie nun immer. "Nun", sagte meine Kameradin manchmal zu mir, laut genug, um vom Korridor aus gehört zu werden, wenn eine der Wärterinnen zufällig dort vorbeikam, "haben Sie immer noch diese Kopfschmerzen? Ich gebe Ihnen ein Aspirin, dann geht es Ihnen wieder gut." Und tatsächlich hatte sie ein Aspirin in einer kleinen Porzellanschale parat, um ihren Besuch in den Augen aller plausibel erscheinen zu lassen. Aber in Wirklichkeit hatte ich in meinem ganzen Leben noch nie Kopfschmerzen gehabt (außer gelegentlich in Indien, wegen des Lärms), und sie kam wie immer, um mich zu sehen und mein Weißbrot zu holen — das sie jetzt in einer eigens dafür angefertigten großen Tasche unter ihrem Overall zu verstauen pflegte — und meinen Tee mit Zucker und Milch, den sie in einer Schale mit sich führte, die sie geschickt unter ihrem Tablett hielt.

An dem Tag, an dem sie mich in der "Freistunde" in Begleitung des ehemals in Ravensbrück internierten Spions bemerkt hatte, kam sie lange vor ihrer üblichen Zeit — und zwar nicht mit Schwester Maria, sondern mit Frau So-und-so, die völlig "in Ordnung" war. Ihre ersten Worte an mich waren: "Ich hoffe, Sie haben nichts, aber auch gar nichts über sich selbst zu dieser Frau gesagt, gerade eben?"

Ich verstand sofort. "Meine Güte, nein!", antwortete ich spontan. "Sie ist doch eine von denen, die man hätte erschießen müssen — oder vielleicht vergasen, denn sie ist zumindest teilweise jüdisch, wenn Sie mich fragen. Sie hat mir selbst erzählt, dass sie Verwandte in Saloniki hat, einer Stadt, in der es vor dem Krieg hunderttausend Juden gab (der Rest der Bevölkerung bestand aus Griechen und Menschen aus den verschiedenen Balkanstaaten) — der letzte Ort auf der Welt, an dem sich reinrassige Deutsche für längere Zeit niederlassen können."

"Das wundert mich nicht", sagte H. E. "Und ich bin froh, wenn du sie herausgefunden hast und ihr nichts von deinen Angelegenheiten erzählt hast. Denn sie ist eine Schlange — wie all die ehemaligen Internierten in den Konzentrationslagern, die sich bei uns eingeschleimt haben, um uns hinterher vor den alliierten Militärtribunalen zu verleumden, so gut sie konnten."

"Ja, den Typ kenne ich. Aber gibt es viele von ihnen im D-Flügel?", fragte ich.

"Nicht gerade 'viele', aber mehr als Sie sich vorstellen können. Es sind zwei aus Ravensbrück — eine davon, Frau G., ist zu lebenslanger Haft verurteilt — und ein halbes Dutzend aus anderen Lagern."

"Was ist mit Frau R., mit der ich am Tag nach meiner Verhandlung in der 'Freistunde' gesprochen habe?", fragte ich, um das Thema zu wechseln. "Auch sie ist — leider — lebenslänglich hier, es sei denn, das Weltbild ändert sich zu unseren Gunsten, und sie war in Ravensbrück im Dienst, aber natürlich nicht dort interniert. Ich habe sehr wenig von ihr gesehen, aber ich mochte sie."

"Sie ist eine von uns und, soweit ich weiß, eine der besten im Trakt D.", sagte H. E. "Sie ist völlig in Ordnung. Ich wünschte, sie könnte einmal zu uns kommen und einen Sonntagnachmittag in deiner Zelle verbringen. Du würdest dich gut mit ihr verstehen." Und sie schloss: "Wann immer du mit einer Gefangenen des D-Trakts in Kontakt kommst, frag mich nach ihr, bevor du zu offen mit ihr sprichst. Ich kenne sie alle. Ich kann dir sagen, wer echt ist und wer nicht."

Am Freitag, dem 6. Mai, wurde ich am späten Nachmittag in die Zelle Nr. 49 im A-Trakt verlegt. Ich nahm alle meine Sachen mit, auch meine Pflanze, die seit dem Tag, an dem sie mir gegeben worden war, viele neue grüne und violette und rosa und lila Blätter bekommen hatte.

Die Zelle war etwas größer als Nr. 92. Und das Fenster hatte drei durchsichtige Scheiben anstelle von einer. Es blickte auf die weite Freifläche, die das "Frauen Haus" vom Männergefängnis trennte, und nicht auf unseren Hof, so dass ich meine Kameraden im Trakt D in ihrer Freizeit nicht mehr *sehen* konnte. So wurde ich nicht zweimal am Tag brutal an meine demütigende Verbannung aus ihrer Gesellschaft erinnert.

Vom Fenster aus konnte ich die Außenmauer des Gefängnisses sehen und dahinter ein oder zwei grüne Baumkronen. Im Gras, nahe der hohen Mauer, befand sich eine Hütte. Abends, nach der Arbeitszeit, konnte ich den Wachmann davor an der Mauer hin und her gehen sehen, ein Gewehr auf der Schulter. Das Gebäude mit fünf Stockwerken und vergitterten Fenstern, das mir gegenüberlag, war vollständig mit ausländischen Gefangenen belegt: einige Briten, einige

Belgier, etwa hundertfünfzig Franzosen, Tschechen und über sechshundert Polen. Es schien, als wären sie praktisch die einzigen Insassen des Lagers, so zahlreich waren sie im Vergleich zu den anderen Nationalitäten. Und als Frau S., die *Oberwachtmeisterin*, zum ersten Mal kam, um zu sehen, wie es mir in meiner neuen Zelle ging, sagte sie scherzhaft: "Ich weiß, ich brauche *Ihnen* nicht zu sagen, dass Sie den Männern in den gegenüberliegenden Gebäuden keine Zeichen geben sollen, das sind doch nur Polen." Die deutschen Häftlinge, die meisten von ihnen sogenannte "Kriegsverbrecher" — die einzigen Männer in der ganzen Gegend, die mich wirklich interessierten und mit denen ich gerne in Kontakt gekommen wäre, wenn ich es gekonnt hätte — waren in einem Gebäude untergebracht, das nur von den Fenstern auf der Seite des C-Trakts aus zu sehen war, die der Zelle gegenüberlag, die ich zuvor dort belegt hatte (soweit ich die Topographie des Gefängnisses verstehen kann, ohne jemals selbst auf dieser Seite des C-Trakts gewesen zu sein).

Wie ich bereits erwähnt habe, verbrachten einige Häftlinge des A-Trakts ihre "Freistunde" im B-Trakt, andere im D-Trakt. Wie zu erwarten war, hatten die Wärterinnen die Anweisung, mich nicht mit der letzteren Gruppe nach unten zu schicken. Aber es kam vor, dass ich im Laufe der Zeit doch manchmal mit der letzteren Gruppe ausging. Sobald die "Freistunde" angesagt war, musste man von innen das Licht außerhalb der Zelle einschalten, damit die diensthabende Wärterin die Zelle öffnen und einen hinauslassen konnte. Ich hatte bald gelernt, an welchen Tagen der D-Trakt zuerst rausging und an welchen Tagen der B-Trakt. Und wenn der D-Trakt an der Reihe war, habe ich mein Licht angemacht und so getan, als hätte ich einen Fehler gemacht. Und wenn die diensthabende Wärterin zu denen gehörte, die "in Ordnung" waren, wie H. E. zu sagen pflegte, oder wenn sie mich einfach mochte — und ich glaube, die meisten mochten mich — und wenn sie sich traute, ließ sie mich raus. Ich stellte mich dann in der letzten Reihe an die Wand, während wir gezählt wurden, damit die Oberin, falls sie vorbeikam, mich nicht bemerkte, denn sie würde mir natürlich sofort sagen, ich solle zurück in meine Zelle gehen; Befehle waren bei ihr Befehle, auch wenn sie von einem Vertreter der Besatzungsmächte gegeben wurden.

Auch die *Oberwachtmeisterin* war, muss ich sagen, nicht gewillt, mich mit den D-Flügeln ausgehen zu lassen, wenn sie es verhindern konnte. Sie mochte mich, kein Zweifel, aber nicht genug dafür. "Das Risiko würde ich an Ihrer Stelle nicht eingehen", hörte ich sie eines

Tages zu der diensthabenden Wärterin sagen, die mir erlaubt hatte, in der Doppelreihe zwischen den sogenannten "Kriegsverbrechern" zu stehen. Aber es war alles andere als ein blindes Gefühl des Gehorsams gegenüber einer Autorität, die an der Macht war, das sie dazu veranlasste, so zu sprechen. Es war lediglich Furcht — Furcht vor Oberst Vickers, der in der Lage war, den gesamten deutschen Stab zu entlassen, wenn er es wollte, und der es jederzeit tun konnte, wenn er Widerstand witterte. Im Grunde ihres Herzens ärgerte sie sich genauso wie ich über die Anwesenheit von Oberst Vickers und jedes Mitglied der Besatzungsmacht in Deutschland. Und sehr wahrscheinlich nahm die Oberin selbst es ihr übel, trotz des angeborenen Sinns für Disziplin um der Disziplin willen, der sie dazu brachte, die Befehle des Gouverneurs mit gnadenloser Exaktheit auszuführen.

So traf ich einige meiner geliebten Kameraden ab und zu für eine Viertelstunde. Ein- oder zweimal ging ich mit L. M. über den Hof — da H. E. in der Krankenstation festgehalten wurde — und ein- oder zweimal mit H. E. selbst, die, wenn ihre Arbeit nicht rechtzeitig beendet war, um mit den Gefangenen des Flügels D hinauszugehen, die diensthabende Wärterin um die Erlaubnis bat, ihre "Freistunde" an meiner Seite mit den Gefangenen der anderen Gruppe zu verbringen. (Unnötig zu sagen, dass ich nichts dagegen hatte, bei solchen Gelegenheiten mit dieser Gruppe auszugehen). Ich traf auch Frau P. und Frau H. — nicht die, die mit H. E. in der Krankenstation arbeitete, sondern eine andere, die gerade von einer langen Krankheit genesen war und die von mir sowohl von H. E. als auch von Frau S. gehört hatte, die ihre übliche Begleiterin war. Und ich machte die Bekanntschaft von ein oder zwei anderen, darunter Frau B., eine süße junge Brünette, die zu drei Jahren Haft verurteilt worden war, nur weil sie im Krieg ihre Pflicht getan hatte, und die schon ein Jahr in Werl war, nachdem sie zuvor drei Jahre in einem Internierungslager verbracht hatte.

"Wie kommt es, dass diese drei Jahre nicht auf Ihre Haftzeit angerechnet wurden?", fragte ich. "Sie hätten Sie sofort entlassen müssen, da Ihre Strafe diesen Zeitraum nicht überschritten hat. Sie sagten mir, dass die sechs Wochen, die ich in Untersuchungshaft war, auf meine Strafe angerechnet werden würden.

"Das mag bei Ihnen so sein", antwortete Frau B. "Sie sind ein britischer Untertan, und außerdem sind Sie nur wegen politischer

Aktivitäten verurteilt worden. Wir sind Deutsche, und wir gelten als 'Kriegsverbrecher'."

"Ja", sagte ich, "das ist die Gerechtigkeit dieser Sklaven des Judentums. Kriegsverbrecher' in der Tat! Als ob *ihre* ganze Kriegsführung, ja als ob nicht schon die Tatsache, dass sie unter dem Vorwand einer abscheulichen Lüge gegen Deutschland Krieg führen, das größte Verbrechen wäre! Ihre Heuchelei ist widerwärtig. Sie ekeln mich an."

Sie erzählte auf sehr interessante Weise von verschiedenen Menschen, die sie in dem Lager, in dem sie bis zu ihrem Prozess untergebracht war, kennen gelernt hatte, und von anderen, mit denen sie während des Krieges in Kontakt gekommen war.

"Es gab einen Araber, den ich nie vergessen kann", sagte sie. "Meine Liebe, einen solchen Judenhasser habe ich selten getroffen, nicht einmal in unseren eigenen Kreisen! Und ich hätte mir nie vorstellen können, dass ein Ausländer ein so aufrichtiger Verehrer unseres Führers sein könnte. Das war um so erstaunlicher, als der Mann direkt aus Jerusalem kam."

"*Umso weniger* auffallend, würde ich sagen", korrigierte ich, "denn in diesem Fall muss er reichlich Gelegenheit gehabt haben, die Juden zu studieren. Und je mehr man sie studiert — so scheint es mir — desto weniger mag man sie. Ich selbst habe vor zwanzig Jahren einige Zeit in Palästina verbracht, um zu sehen, wie sie sich in der historischen Umgebung des ersten Landes, das sie endgültig usurpiert haben, wohlfühlen, und um den Abgrund zwischen ihnen und uns Ariern, ja sogar zwischen ihnen und den anderen Zweigen der semitischen Rasse zu ergründen. Aber lassen Sie mich Ihnen eines sagen: Die Araber, die zweifellos das ritterlichste Volk semitischer Abstammung sind, können so antijüdisch sein, wie sie wollen; aber sie werden sich niemals vom Joch des Judentums befreien — ebenso wenig wie wir Arier, wenn sie nicht mit der Zeit den starken jüdischen Einfluss abschütteln, der ihrer ganzen Religion zugrunde liegt. Es stimmt, der Gründer des Islams war eindeutig einer aus ihrem eigenen Volk. Aber er hat seine eigene Inspiration mit wichtigen Elementen der jüdischen Tradition und mit typisch jüdischen Ideen vermischt — ich meine, mit Ideen, die der Jude für den Export und nicht für den eigenen Verbrauch produziert, wie zum Beispiel der Glaube an den Vorrang der Bruderschaft des Glaubens vor der Bruderschaft des Blutes. *Das* hat die islamische Welt auf das Niveau gebracht, auf dem wir sie jetzt sehen: ein wertloses Sammelsurium aller Rassen, vom

reinen Arier bis zum Neger; so wie *dieselben* jüdischen Ideen durch das Christentum den Verfall der arischen Rasse bewirkt haben. Ich wünschte, Sie hätten das Ihrem arabischen Judenbeißer gesagt. Und ich frage mich, was er geantwortet hätte. Ich frage mich, ob er die Konsequenz und den Mut gehabt hätte, zuzugeben, dass Sie Recht hatten, und unsere Lehre vom reinen Blut zu verkünden, entgegen der gesamten historischen Entwicklung des Islam."

Die Frau sah mich mit dem gleichen Erstaunen an, wie so viele andere Menschen seit dem Tag, an dem ich deutschen Boden betreten hatte. Und sie wiederholte, was H. E. gesagt hatte, was so viele meiner freien Kameraden gesagt hatten, so viele Male: "Oh, wie schade, dass Sie nicht schon früher, in den Tagen unserer Macht, hierher gekommen sind! Was für ein beredter Propagandist hätten Sie sein können, Sie, der Sie die Geschichte der weiten Welt so gut kennen, dass Sie in ihr eine ewige Illustration der Wahrheit unserer *Weltanschauung* sehen!"

Als sie das sagte, traten mir Tränen in die Augen, denn ich wusste, dass sie recht hatte. Wieder einmal hatte sie — ungewollt — das Messer in die alte Wunde meines Herzens gestoßen.

Als ich an diesem Tag die Treppe hinaufging, als die "Freistunde" vorbei war, drehte sich Frau H., die zufällig gerade vor mir stand, um und fragte mich, warum ich nicht jeden Tag kommen könne, um meine fünfzehn Minuten Erholung bei den Gefangenen des D-Trakts zu verbringen. Andere aus dem A-Trakt haben das doch auch gemacht. Warum nicht ich?

"Der Verfolger — ich meine der britische Gouverneur des Gefängnisses — will eigentlich gar nicht, dass ich komme", antwortete ich.

"Und warum?"

"Man hat mir gesagt, dass er Angst hat, dass ich, der reuelose Nazi, euch alle 'korrumpieren' könnte", sagte ich mit bitterer Ironie.

"Es gibt nichts, was wir mehr wollen, als uns von Ihnen 'korrumpieren' zu lassen", antwortete Frau H. und drückte damit die Gefühle aller meiner echten Genossen des D-Flügels aus.

"Gut für dich", rief ich aus, als wir in den Korridor gingen. "Das beweist, dass Sie mich nicht brauchen — darüber bin ich froh. Und deine Worte sind umso schmeichelhafter. Ich werde mich in meiner Einsamkeit, fern von dir, an sie erinnern." Und ich fügte flüsternd hinzu, als ich mich sowohl von ihr als auch von Frau B. verabschiedete, um meine Zelle zu betreten: "Heil Hitler!"

Meine Freundin H. E. kam weiterhin mit L. M. und verbrachte an Sonn- und Festtagen den Nachmittag mit mir. Die ganze Woche über wartete ich sehnsüchtig auf diese zwei oder drei gesegneten Stunden der Gemeinschaft mit den beiden schönen Frauen, die ich bewunderte. Und ich werde Frau Oberin ewig dankbar bleiben, dass sie mir dieses Glück gegönnt hat, ja, dass sie es mir bewusst geschenkt hat, als Entschädigung für die Demütigung, die mir durch Oberst Vickers' Befehle zugefügt worden war. Ich ging überhaupt nicht mehr in den Erholungsraum. Und ich sprach jetzt so wenig wie möglich mit den gewöhnlichen Verbrechern, wann immer ich gezwungen war, meine "freie Stunde" mit ihnen zu verbringen. In meiner Zelle schrieb ich weiter an meinem Buch, sobald ich die kleine leichte Arbeit beendet hatte, die mir die *Oberwachtmeisterin* jeden Morgen mit einem mitfühlenden Lächeln, ein paar freundlichen Worten und gelegentlich einer Tasse guten, echten Kaffees mit Zucker zu geben pflegte. Ich goss meine Pflanze regelmäßig und beobachtete, wie sich ihre Triebe zu zarten, samtigen neuen Blättern entwickelten. Und ich zählte die Tage, die mich von dem nächsten glücklichen Nachmittag trennten, an dem die diensthabende Wärterin (oder Frau Oberin selbst) die beiden Frauen meines Glaubens in meine Zelle führen würde, vor denen ich frei sprechen konnte — buchstäblich "mein Herz ausschütten".

Manchmal übersetzte ich ihnen Passagen aus meinem Buch. Ein anderes Mal sprachen wir über unser Leben vor und während des Krieges. Sie, in Deutschland, und ich, in Indien, hatten all die Jahre nach demselben ewigen aristokratischen arischen Ideal der vollkommenen Menschlichkeit gestrebt, auf unterschiedliche Weise, durch unterschiedliche Kanäle, mit besonderem Nachdruck, in ihrem Fall auf der sozialen und politischen Seite der nationalsozialistischen Lebensweise, in meinem auf der dahinter stehenden Ethik und Philosophie. Wer hätte vorausgesagt, dass wir uns eines Tages im Gefängnis treffen würden, um uns gegenseitig zu beglückwünschen und in heimlichen Gesprächen unseren Glauben zu stärken?

Frau S., die *Oberwachtmeisterin*, hatte mir ein wunderschönes Buch geliehen, *Menschen Schönheit,* herausgegeben von Hans Fischer im Jahre 1935. Ich zeigte meinen beiden Kameraden die Illustrationen: Fotografien von Meisterwerken der klassischen griechischen Bildhauerei, die Krieger und Athleten darstellten, auf der einen Seite,

und Bilder von lebenden deutschen Jugendlichen und Mädchen, die in mehr oder weniger denselben männlichen oder anmutigen Haltungen fotografiert wurden — die Scheibe oder den Speer werfend oder den Bogen beugend — auf der gegenüberliegenden Seite. Gemeinsam bewunderten wir die edlen Gesichter und Körper, von denen jedes beredter als jede Rede, als jedes Buch, Kraft und Freude, beherrschte Lebenskraft ausdrückte; den Willen zur Macht, im Bewußtsein der erreichten Vollkommenheit; in all ihrer unsterblichen Lieblichkeit die Tugenden und die Schönheit der wahrhaft meisterlichen Rasse — unser Ideal, unser Programm, unser Sieg trotz allem; unsere Religion; unsere *Daseinsberechtigung*.

Und wenn ich mich an die Liebe erinnerte, die mich als Kind und Jugendlicher für den blonden Halbgott Achilles und den gottgleichen Alexander den Großen erfüllt hatte, zeigte ich auf die Bilder der modernen jungen Männer, die unter Hitlers Inspiration ausgebildet wurden, und sagte zu meinen Freunden: "*Das* ist es, wonach ich mich mein ganzes Leben lang gesehnt habe! *Das* ist die Schönheit, die ich mir vorstellte, als ich vor langer, langer Zeit in der Ilias und der Odyssee von "göttergleichen Helden" las; die Schönheit des vollkommenen Ariers, damals, heute, immer und überall. *Das* ist es, was ich in der untergegangenen, aber ungebrochenen arischen Tradition Indiens gesucht habe. Ehre sei ihm — unserem Führer, der *dies zu* einer lebendigen Realität gemacht hat, hier, in unserer Zeit, vor unseren Augen, und Ihnen, seinem Volk, das seinem Ruf gefolgt ist! ... 'Wie bei den Göttern' ... In der Tat, für Sie allein — für die nationalsozialistische Elite — gelten diese Worte Homers heute. In euren jungen Männern lebt die ewige Sagengestalt, Rama, Achilles, Siegfried — derselbe, unter anderen Namen, um die geballten Kräfte des Verfalls zu besiegen. Möge ich euch bald auferstehen sehen, meine Lieben; möge ich euch siegen sehen — und führen! Führt das erneuerte Aryandom zur Herrschaft über eine erneuerte Erde. Das ist alles, was ich will; das ist alles, was ich *je* gewollt habe."

Und wenn ich meine Arme in einer liebevollen Geste um die Hälse meiner beiden Kameraden legte, spürte ich, dass uns in der Tiefe unserer heutigen scheinbaren Auslöschung angesichts der großen unpersönlichen Aufgabe etwas Unvergängliches und Unwiderstehliches verband. Die Freude über die zurückgewonnene Macht leuchtete bereits in unseren Gesichtern. Und als sie sich von mir verabschiedeten, wiederholten die beiden Vertreter der unerschrockenen Elite mir die Worte meiner letzten Plakate — meine

eigene Botschaft an das deutsche Volk: "Hoffen und warten! Heil Hitler!"

KAPITEL 9

MEHR GEHEIME FREUDEN

Die Tage vergingen. Ich arbeitete — sehr wenig; ich redete — mit Frau Oberin, die, so oft sie konnte, für ein paar Minuten in meiner Zelle stehen blieb oder mich für eine halbe Stunde in ihr Büro einlud; mit der *Oberwachtmeisterin*, Frau S., zu der ich mehr und mehr Vertrauen fasste; mit Frau So-und-so und Frau X., den beiden Wärterinnen, die am entschiedensten "in Ordnung" waren und die, zumindest in meiner Gegenwart, keinen Hehl daraus machten; mit H. E. und gelegentlich mit L. M. und einem oder zwei anderen D wing g-Häftlingen. Ich schrieb mein *Gold im Ofen*, wann immer ich weder arbeitete, noch sprach oder schlief. Und ich dachte sehr viel nach. Und ich habe mich nie auch nur eine Minute lang gelangweilt.

Wie so viele weit wichtigere und weit bösartigere Entscheidungen der alliierten Besatzer in Deutschland hat auch Oberst Vickers' Versuch, mich von meinen geliebten Kameraden zu isolieren, nur seinen eigenen Zweck verfehlt. Ob es dazu geführt hat, dass ich in den Augen des gesamten D-Flügels als gefährlicher für unsere Feinde erschien, als ich leider war — wie Frau H. gesagt hatte, weiß ich nicht. Wenn es so war, um so besser. Aber ich kann in vollem Wissen über die Wirkung sprechen, die es auf *mich* hatte. Weit davon entfernt, in irgendeiner Weise dazu beizutragen, mich zu einer "humaneren" Einstellung zu bekehren, hat mich die Trennung von den anderen Nazifrauen, die Oberst Vickers mit pathetischer Naivität für viel "monströser" hielt, dazu gebracht, sie zu idealisieren und umso mehr zu lieben, während sie meine Verachtung für die Demokraten und ihre viel gepriesene, heuchlerische "Freundlichkeit" noch vertieft hat.

"Freundlichkeit in der Tat", sagte ich angewidert und stigmatisierte im gleichen Atemzug bei jeder Gelegenheit vor allen Leuten, mit denen ich mich frei unterhielt, die Haltung von Oberst Vickers mir gegenüber und die Politik der Verfechter der "Rechte des Menschen" im unterdrückten Deutschland. "Sie schwadronieren viel über unsere Missachtung menschlichen Leids und menschlichen Lebens. Aber sie scheinen nicht zu wissen, dass es Dinge gibt, die man

weit mehr ablehnt als ein wenig Brutalität. Dieser Vickers zum Beispiel scheint davon auszugehen, dass ich mich von seinem Weißbrot und seiner Marmelade beeindrucken lasse und von der Tatsache, dass ich weder ausgepeitscht noch getreten worden bin, während er nicht daran denkt, mich hier unter die Diebe und Abtreiber zu schieben. Wenn ich ihm sagen würde, dass ich mich lieber ab und zu auspeitschen lassen würde und im D-Flügel bei meinen Kameraden wäre, würde mir der Narr nicht glauben. Und wenn man den Alliierten sagen würde, dass ganz Deutschland ihnen ihre Bevormundung, ihre Lektionen in Liberalismus, ihre "Entnazifizierungs"-Manie mehr als alles andere übel nimmt, würden sie es auch nicht glauben. Die Starken und Stolzen leiden unter der Demütigung und hassen jeden, der die Frechheit besitzt, sie wie ungezogene Kinder zu behandeln. Aber das können diese anständigen Würmer einfach nicht verstehen. Macht nichts, eines Tages werden sie es verstehen. Eines Tages, so hoffe ich, werden wir ihnen das Wissen auf unsere raue Art in ihre heiligen Köpfe rammen und sie lehren, wie *wir* auf ihre widerliche "Freundlichkeit" reagieren, die die beleidigendste und ärgerlichste Form der Tyrannei ist. Oh, du weißt nicht, wie ich sie verabscheue!"

Ganz offensichtlich hatte niemand etwas gegen meine leidenschaftlichen Tiraden — im Gegenteil. Das deutsche Personal — ganz zu schweigen von meinen beiden Stammgästen aus dem D-Trakt — schien sie eher zu genießen. Ich war durchaus beliebt, — außer bei den Häftlingen, die aus dem einen oder anderen Grund während unserer großen Zeit mehr oder weniger lange in Konzentrationslagern verbracht hatten. Diese, so wurde mir gesagt, nahmen mir meine Hingabe an den Nationalsozialismus so sehr übel, wie es 1946 in London niemand hätte tun können. Aber die anderen gewöhnlichen Häftlinge waren, oder taten zumindest so, als ob sie entweder völlig gleichgültig gegenüber allen Ideologien waren oder der unseren wohlwollend gegenüberstanden, wenn auch nicht immer, wie ich zugeben muss, aus sehr hohen und uneigennützigen Gründen. Was die Wärterinnen betrifft, so schienen sie mich alle als unschuldig, wenn nicht gar lobenswert zu betrachten; sie sprachen alle mit äußerster Höflichkeit und Freundlichkeit zu mir, und es machte ihnen Spaß, in meiner Zelle zu verweilen und ein paar Worte mit mir zu wechseln, wann immer sie einen Vorwand dazu fanden. Einer von ihnen hatte meinen Nachnamen zu "Muky" abgekürzt — wie wir in Werl alle mit unserem Nachnamen genannt wurden. Bald sprach mich die ganze Belegschaft so an, außer wenn der Kosename gelegentlich als weiteres

Zeichen freundlicher Vertrautheit in "Mukchen" abgeändert wurde. Das war rührend. Es schuf um mich herum eine heimelige Atmosphäre.

Frau Oberin unterhielt sich immer freizügiger mit mir und blieb oft lange bei mir, unter dem Vorwand, ihr Französisch zu verbessern. Sie hatte von Anfang an großes Interesse an dem gezeigt, was ich über die indische Religion und die Bräuche zu sagen hatte; auch an meinem sechsmonatigen Aufenthalt in Shantiniketan, der Freiluftuniversität von Rabindranath Tagore, im Jahr 1935 — obwohl meine Erinnerungen für eine Person, die sich wie sie den Ort bisher durch den Schleier der Schönheit vorgestellt hatte, mit dem das bekannte Werk des bengalischen Dichters ihn umgab, etwas enttäuschend gewesen sein mussten. Jetzt schien sie mehr über die Haltung Indiens während des Krieges zu erfahren: über Gandhi und sein Credo der Gewaltlosigkeit, über Subhas Chandra Bose und über den Eindruck, den die Ereignisse jener Zeit auf den Mann auf der Straße machten. Ich erklärte ihr, so gut ich konnte, dass alle indischen Reaktionen auf die Politik von dem immerwährenden, tragischen Problem der Massenarmut beherrscht wurden — einer Armut, die man sich in Europa kaum vorstellen kann; dass der durchschnittliche halbverhungerte Inder, ob Arbeiter, Bauer oder Angestellter, keine Muße hatte, sich für oder gegen irgendeine Ideologie zu fühlen, und dass allein die Armut Millionen von Unwissenden dazu veranlasst hatte, sich für achtzehn Rupien — dreißig Schilling — im Monat den britischen Streitkräften anzuschließen, ohne zu wissen, ohne überhaupt zu wissen, gegen wen sie kämpfen sollten und warum. Im Gegensatz dazu erzählte ich ihr von der bewussten und mutigen Elite, die die Achsenmächte von ganzem Herzen unterstützt hatte; ich sprach von der freien indischen Armee, die mit Hilfe der Japaner in Birma organisiert wurde. Einmal erlag ich sogar der Versuchung, ihr etwas über meine eigenen Verbindungen zu den Japanern zu erzählen und über die subtile Art und Weise, in der mein Mann und ich zu den Kriegsanstrengungen der östlichen Verbündeten Deutschlands beigetragen hatten.

"Aber sagen Sie *das* um Himmels willen nicht Oberst Vickers", schloss ich scherzhaft.

Frau Oberin schien überrascht, ja schockiert, dass ich eine solche Möglichkeit auch nur im Scherz erwähnen konnte. "Meine Liebe", sagte sie warmherzig, "wie kannst du nur an so etwas denken? Haben Sie denn noch nicht begriffen, dass ich vor allem eine Deutsche bin?"

Ich lächelte. Ich wollte sagen: "Man kann ein Anhänger von Adolf Hitler sein, ohne ein Deutscher zu sein, vorausgesetzt, man ist stolz genug, nur ein Arier zu sein. Aber man kann heute kein guter Deutscher sein, ohne ein Anhänger von Adolf Hitler zu sein. Und die alten, bekannten Worte kamen mir wieder in den Sinn: "Adolf Hitler ist Deutschland." Aber ich dachte daran, dass die Aussage von Frau Oberin genau das implizierte, was ich dachte, und keinen Kommentar benötigte. Deshalb sagte ich nichts.

Ein anderes Mal erzählte ich Frau Oberin, wie ich während der Jahre, die ich in Indien verbrachte, in zahllosen öffentlichen Versammlungen immer wieder die immerwährende arische Weltanschauung — unsere Weltanschauung — aus einer nationalistischen Hindu-Perspektive zum Ausdruck gebracht hatte, indem ich die Feindseligkeit der Hindus gegenüber dem christlichen und mohammedanischen Proselytismus in einem erbitterten Kampf gegen die beiden berüchtigten, aus dem Judentum hervorgegangenen Religionen der Gleichheit nutzte; die beiden Systeme, dank derer es dem geduldigen, korrumpierenden Genie des Juden gelungen ist, mehr als der Hälfte der Menschheit eine verderbliche Verachtung der Reinheit des Blutes einzupflanzen.

"Je mehr ich von Ihnen über den Geist des alten Indiens höre, desto mehr verstehe ich, warum das klassische indische Denken hier in bestimmten Kreisen während der Hitlerzeit so populär war", sagte sie. Nimmt man ihm das Streben nach dem Nichts, die Sehnsucht, *nicht* wiedergeboren zu werden, die Verachtung der Welt der Formen, so ist die hinduistische Weltanschauung, wenn ich mich nicht irre, nichts anderes als die alte arische Weltanschauung unseres Volkes vor dem Christentum."

"Genau!", rief ich begeistert aus. "Das ist genau das, was ich selbst den Indern in meinen Sitzungen zu sagen pflegte. Die Organisation, die mir eine bequeme Plattform geboten hatte, zielte genau darauf ab, den Willen zur Flucht, den so viele Hindus für den Durst nach Erlösung halten, durch den Willen zum Leben auf dieser Erde zu ersetzen. Ihr Präsident, Swami S., war ein indischer Nationalist, der das orangefarbene Gewand eines Asketen nur deshalb angenommen hatte, weil er wusste, dass er damit die Massen tiefer beeindrucken würde. Er war auch einer der wenigen Inder, die verstanden, dass *mich* allein die glühende Sehnsucht nach unserem längst vergessenen europäischen Heidentum nach Indien geführt hatte, in die letzte Hochburg ungebrochener arischer Tradition. Zwar

machte er den unteren Kasten, selbst den ganz primitiven Bergbewohnern von Bihar und Assam, die alles andere als Arier sind, unendlich viele Zugeständnisse. Aber das diente nur dazu, sie aus dem Griff des Islams, aus dem Einfluss der christlichen Missionare sowie der immer zahlreicher werdenden kommunistischen Propagandisten herauszuhalten, bis Indien eines Tages in unsere weltweite Neue Ordnung integriert sein würde. Er hegte die größte Bewunderung für den Führer, den er 1940 offen als "Inkarnation Gottes" und "Retter der Welt" bezeichnete. Aus diesen Gefühlen hat er nie ein Geheimnis gemacht. Soll ich Ihnen im Zusammenhang mit ihm eine lustige Geschichte erzählen?"

"Ja", sagte Frau Oberin.

"Nun, es war in einer Stadt in Ostbengalen, während des Krieges, als Swami S. eine Rede halten sollte, bei der ich anwesend war. Bevor er sprach, hatte er mir gesagt, ich solle mich darauf gefasst machen, "etwas zu hören, das mich sehr erfreuen würde." In jenen Tagen, und sogar noch vor dem Krieg, gab es kaum eine indische Versammlung, bei der keine Polizeispitzel anwesend waren. Bei dieser Versammlung müssen es mindestens zwanzig oder dreißig gewesen sein. Im Verlauf seiner Rede — die wie üblich von der Notwendigkeit handelte, in Indien den alten arischen Kriegergeist zu stärken, um "der Bedrohung durch den Islam nicht weniger als durch den Kommunismus zu begegnen" — sagte Swami S. trotz der Bemühungen der Briten, das gewaltlose Indien auf die Seite der Demokratien zu ziehen: "Was Indien braucht, meine Freunde, was die ganze Welt braucht, ist ... Nationalsozialismus." Die deutsche Armee war damals siegreich. Immer mehr Inder setzten ihre Hoffnung auf sie. Ein tosender Beifall, vor allem aus den Reihen der anwesenden Studenten, begrüßte daher die Aussage des Redners.

Ich blickte auf die dunkelhäutige Menge, auf die smaragdgrünen Reisfelder und die üppigen Kokosnusswälder in der Ferne, auf die typisch bengalische Landschaft, in deren Mitte ich stand, und mir wurde klar, dass ich kaum hundert Meilen von der birmanischen Grenze entfernt war — Tausende von Meilen von Europa. Ich rief mir die Worte des berühmten Liedes ins Gedächtnis: "... und morgen die ganze Welt!" Und Tränen des Glücks füllten meine Augen.

Aber ich erwartete, dass Swami S. verhaftet würde, sobald das Treffen vorbei war. Zu meinem Erstaunen passierte ihm aber nichts. Als ich ihm ein paar Tage später zu seinem Glück gratulierte, gab er mir selbst den Hinweis auf das Wunder. Hätte ich den *Nazismus*

erwähnt", sagte er, "hätte es wahrscheinlich Ärger gegeben. Aber die durchschnittlichen indischen Polizeispitzel sind einfache Leute: Sie wissen nicht, dass Nazismus und Nationalsozialismus ein und dasselbe sind."

Frau Oberin brach in Gelächter aus. "So etwas Amüsantes habe ich noch nie gehört", rief sie aus.

"Unsere Beziehungen mit der von Großbritannien unterstützten indischen Polizei — ganz zu schweigen von der britischen Polizei in Indien selbst — während des Krieges waren oft amüsant, wenn auch natürlich nicht immer", antwortete ich.

Und ich erzählte weiter Anekdoten.

Frau S. kam jeden Morgen zu mir in die Zelle und unterhielt sich mit mir. Manchmal kam sie auch am Abend, nachdem ich zu Abend gegessen hatte. Sie kam auch sonntags, wenn sie gerade Dienst hatte.

Sie hat mich oft beim Schreiben erwischt. Sie hat mich nicht gefragt, *was* ich schreibe, sie wusste es. Sie sagte einfach in einer sehr freundlichen Art und Weise: "Na, wie geht es denn mit deinem Buch voran?" Sie brachte mir eine Tasse echten Kaffee oder zeigte mir ein Foto von sich im Kreise mehrerer Damen der *Frauenschaft*, der NS-Frauenorganisation der großen Zeit, der sie angehörte, oder rezitierte mir die Lobeshymnen, die einst unter dem Porträt des Führers in ihrem Salon geschrieben standen. Es schien ihr ein Anliegen zu sein, mir zu beweisen, welch glühende Nationalsozialistin sie in früheren Jahren gewesen war. Sobald ich aber, ermutigt durch ihr Gerede, meinerseits meine radikalen Ansichten und starken Gefühle zum Ausdruck brachte, zog sie sich irgendwie hinter einen Schirm ostentativer Gleichgültigkeit zurück und sagte mir: "Aber *jetzt* habe ich mit all dem nichts mehr zu tun." Diese Aussage — die ich nie geglaubt habe — hat mich oft irritiert. "Warum muss sie sich bemüßigt fühlen, mit mir eine Show abzuziehen, als wäre ich ein widerlicher Spion im Namen der Bewohner?" fragte ich mich. Aber dann überlegte ich mir, dass sie, wenn sie mich für einen Spion gehalten hätte, mir sicher nicht die Dinge über ihre eigene Vergangenheit erzählt hätte, die sie tat. Auch andere Äußerungen, die sie gelegentlich machte, und Dinge, die sie tat, bewiesen mir immer mehr, dass sie sehr wohl wusste, wie aufrichtig ich war, aber dass sie fürchtete, ich könnte sie aus reiner Dummheit in Schwierigkeiten bringen. Sie hatte, glaube ich, eine viel

höhere Meinung von meiner Aufrichtigkeit, Furchtlosigkeit und Nazi-Orthodoxie, als von meiner Intelligenz. "Ich kann zwar keine Bücher schreiben, aber ich bin klüger als Sie", sagte sie einmal zu mir, "und ich kenne die Menschen — ehemalige Parteimitglieder und andere — besser als Sie." Als Antwort darauf hatte ich, nachdem ich zugegeben hatte, dass sie zweifellos Recht hatte, von der außergewöhnlichen Klugheit meines Mannes gesprochen — als ob das meinen hoffnungslosen Mangel an Klugheit einigermaßen wettmachen könnte.

Mit Frau S. sprach ich oft über Indien und über meinen Mann. Die Fragen, die sie mir zu stellen pflegte, waren anfangs etwas weniger unpersönlich als die von Frau Oberin — was verständlich ist, da Frau S. eine Frau in meinem Alter war, während Frau Oberin bei weitem jünger war als ich. Aber sehr bald erschien ihr mein seltsames Schicksal viel weniger romantisch, als sie es sich voreilig vorgestellt hatte — und dadurch vielleicht umso seltsamer.

"Ich sehe, Sie haben Herrn Mukherji nicht in Europa, sondern in Kalkutta kennengelernt", sagte sie eines Tages. "Wie lange waren Sie schon in Indien, als Sie ihm vorgestellt wurden?"

"Sechs Jahre oder so."

"Und warum sind Sie dann dorthin gegangen?"

Ich sagte ihr die Wahrheit — so wie ich es hunderttausend Menschen gesagt hatte, sowohl in Indien als auch in Europa: "Dort so etwas wie ein tropisches Äquivalent des alten arischen Heidentums zu finden, das in unseren Gefilden jahrhundertelang abgeschafft wurde; Götter und Riten zu suchen, die denen des alten Griechenlands, des alten Roms, des alten Britanniens und des alten Deutschlands ähneln, die Menschen unserer Rasse vor sechstausend Jahren mit dem Sonnenkult dorthin trugen und an denen lebende Millionen aller Rassen noch immer festhalten; und in der heutigen brahmanischen Elite ein eindrucksvolles Beispiel für das Wunder zu erleben, das die Rassentrennung bewirken kann, und den Triumph einer arischen Minderheit durch die Jahrhunderte hindurch."

Ich hielt eine Sekunde inne und dachte nach: "Es war vielleicht ein Fehler meinerseits — ein Fehler aus praktischer Sicht. Doch die Sehnsucht, die mich dorthin zog, entsprang meinem wahren Ich." Und ich fügte hinzu: "Ich habe einmal in Indien eine Broschüre mit dem Titel *Warnung an die Hindus* geschrieben — arische Propaganda vom Standpunkt eines modernen Hindus. Nur wenige der Hindus, die es lobten, kannten genug westliche Geschichte, um die volle Bedeutung

der Widmung zu verstehen: 'Zum Gedenken an den göttlichen Julian, Kaiser der Griechen und der Römer'. Julian, der so genannte "Abtrünnige", bemühte sich in den drei kurzen Jahren seiner Herrschaft, die Götterdämmerung hinauszuschieben. Doch das Schicksal war gegen ihn. Die griechisch-römische Welt war im vierten Jahrhundert hoffnungslos verrottet; nichts konnte ihr die unbarmherzige Kraft der Jugend zurückgeben, das einzige, was einen Kult wie den der Götter des Olymps stützen konnte. Das Christentum — die Religion der Müden, der Zartbesaiteten, der Alten — war zum Siegen verurteilt. Trotz seiner aufrichtigen Abneigung gegen den neuen Aberglauben war Julian selbst Halbchrist, ohne es zu wissen. Und jenseits der östlichen Grenzen des Römischen Reiches, in jenem Iran, wo das Licht noch immer verehrt wurde, in jenem Indien, das äußerlich den Veden treu blieb, ungeachtet der immer noch vorherrschenden kriegerischen Tugenden, hatte ebenfalls der Verfall eingesetzt. Die neue Dämmerung der arischen Götter — die wahre Auferstehung der arischen Rasse — sollte woanders beginnen, sechzehnhundert Jahre später. Es sollte Hitlers Lebenswerk werden, sein Ruhm — und der Deutschlands."

Frau S. schaute mich mit großem Interesse an. "Sieht Ihr Mann die Dinge genauso wie Sie?", fragte sie mich.

"Ich hoffe, dass er das tut. Er ist ein ernsthafter Student der Geschichte. Und er war ein Verfechter unserer Ideale in Indien, lange bevor er mich traf. Sein Bündnis mit mir ist in der Tat nur eine Episode seiner langjährigen Zusammenarbeit mit den Männern der Neuen Ordnung." Und ich erzählte ihr unter anderem vom *Neuen Merkur*, der von Deutschland gesponserten vierzehntägigen Zeitschrift, deren Chefredakteur mein Mann einst war. "Herr von S., der damalige deutsche Generalkonsul in Kalkutta, erwartete von jedem Deutschen in Indien, dass er ihn abonnierte", sagte ich.

Frau S., die sich so sehr dagegen sträubte, dass ich mit den Gefangenen des D-Trakts in den Hof ging, wo ich gesehen werden konnte, nahm mich ab und zu selbst mit auf einen Spaziergang durch den Korridor, wo meine Anwesenheit in ihrer Gesellschaft immer erklärt werden konnte, ohne dass jemand in Schwierigkeiten geriet. Das erste Mal tat sie dies in Begleitung von Frau X., einer der Pflegerinnen, die ich am liebsten mochte. Es war ein Sonntag, aber noch zu früh, um meine beiden üblichen Besucher zu empfangen. "Du hast den ganzen Morgen genug geschrieben, komm mit uns spazieren

und genieße die Sonne", sagte Frau S. "Und zieh deinen weißen Kragen an und mach dir die Haare schön", fügte Frau X. hinzu.

"Hier sieht mich sowieso niemand", sagte ich, "es ist nicht so wichtig, wie ich aussehe."

"Natürlich ist das wichtig", sagte Frau X. "*Wir* sehen Sie. Und deine beiden Freunde werden dich heute sehen."

Wir gingen weiter in Richtung des D-Flügels. Die vergitterte Trennung zwischen dem A-Trakt und dem D-Trakt war offen. In der Nähe sah ich H. B. und einen anderen meiner Kameraden aus dem D-Trakt, die damit beschäftigt waren, die Tische, auf denen die Häftlinge gerade ihr Mittagessen eingenommen hatten, zusammenzuklappen und wieder an ihren Platz zu stellen. Ich lächelte ihnen zu. Sie lächelten mir zu.

Wir überquerten die Trennung und gingen den Korridor des D-Flügels entlang, vor den verschlossenen Türen der Zellen derjenigen, deren tägliches Leben ich so gerne geteilt hätte. Wir gingen an der Zelle vorbei, in der mein geliebter H. E. lebte, am anderen Ende des Korridors, und an der Krankenstation, und gingen den C-Flügel und den B-Flügel entlang. Die beiden Frauen unterhielten sich mit mir, als wäre ich eine Freundin von ihnen, die das Gefängnis besuchte, und keine Gefangene. Und plötzlich kam mir der Gedanke, dass es schön wäre, eines Tages, wenn meine Kameraden wieder an der Macht wären, nach Werl zurückzukommen und auf demselben Gang zu spazieren, diesmal als Besucher, in Begleitung des neuen Gefängnisdirektors, einem Mann, der meine Ansichten teilt und dem ich mit Stolz von meinen Erfahrungen aus dem Jahr 1949 erzählen könnte.

Wir erreichten die Gitterstäbe, die den B-Trakt vom A-Trakt trennten, gingen vor dem Aufenthaltsraum und vor meiner Zelle vorbei, die ganz in der Nähe lag, und liefen noch einmal rund um das "Frauen Haus". Durch das Glasdach flutete die helle, warme Frühlingssonne den Korridor.

"Ich danke Ihnen für diesen schönen Spaziergang", sagte ich, als ich mich von Frau S. und der Pflegerin verabschieden wollte. "Das war wirklich sehr nett von Ihnen!"

Frau S. klopfte mir liebevoll und vertraut auf die Schulter. "Wie könnten wir nicht tun, was wir für Sie tun können", sagte sie. "Sie sind hier, weil Sie uns lieben. Sie haben uns helfen wollen. Sie sind für uns ein Zeichen der Hoffnung." Ihre freundlichen blauen Augen blicken mich an, ein Sonnenstrahl in ihrem blonden Haar, Frau X. steht

lächelnd daneben. "Gewiss", sagte sie und bestätigte die schmeichelhafte Aussage von Frau S.

Ich war unbeschreiblich bewegt. Und gleichzeitig kam ich mir klein vor. Denn was hatte ich wirklich getan, um diese Liebe und diese Rücksichtnahme zu verdienen? Kaum etwas. Blitzartig erinnerte ich mich an die gesunde und schöne neue arische Welt, deren erstes lebendiges Beispiel das Dritte Reich war, und daran, was Menschen meiner eigenen Rasse, Engländer und andere — Menschen, die es hätten besser wissen müssen, als sich von den Kräften der Zersetzung benutzen zu lassen — ihr angetan hatten.

"Deutschland liegt in Trümmern, weil es der ganzen arischen Rasse helfen wollte", antwortete ich aus tiefstem Herzen. "Kein Arier, der diesen Namen verdient, sollte das je vergessen. Und das Mindeste, was er oder sie tun kann, ist, mit dir für die Wiederauferstehung des glorreichen Großreiches zu arbeiten."

Und als wir meine Zelle erreichten, die Frau S. öffnete, drehte ich mich noch einmal zu den beiden Frauen um und grüßte sie mit dem rituellen Gruß, wobei ich mit leiser Stimme die verbotenen Worte der Ergebenheit aussprach, die für uns heute, in unserer Auslöschung, wie ein Bann der Macht sind: "Heil Hitler!"

Frau X. erwiderte — hinter dem Rücken von Frau S. — meinen Gruß, *sagte* aber nichts. Frau S. kam mit einem verschmitzten Lächeln in meine Zelle und sagte scherzhaft mit dem Finger zu mir: "Du freches, sehr freches Mädchen! ... "Ich lächelte ihr zurück, aber nicht schelmisch. Sie schwieg eine Weile und sagte dann mit ihrem üblichen Gesichtsausdruck: "Ich schließe deine Zelle nicht ab, denn ich komme gleich mit einer Tasse Kaffee zurück."

Solche freundlichen Aufmerksamkeiten, solche Zeichen der Gunst seitens der deutschen Mitarbeiter waren, neben meinen freien Gesprächen mit denselben Leuten und mit denen meiner geliebten D-Flügel-Kameraden, mit denen ich heimlich in Kontakt stand, meine großen Freuden im Gefängnis.

Frau Erste selbst, die Oberin, die von anderen Gefangenen wegen ihrer Strenge manchmal heftig kritisiert wurde, behandelte mich mit außergewöhnlicher Milde. Ich hatte mit ihr nie die herzlichen Gespräche, die ich mit Frau S., Frau So-und-so, Frau X. und der *Oberin hatte*. Und bis heute weiß ich nicht, inwieweit sie "für" oder "gegen"

die Nazi-Ideologie war. Man sagte mir, sie sei eine überzeugte Katholikin, was nach meiner Einschätzung natürlich jede Möglichkeit ausschließen würde, dass sie mit uns sympathisierte, was aber angesichts der erschreckenden Abwesenheit von Logik, die die meisten Menschen, auch in Deutschland, kennzeichnet, in Wirklichkeit gar nichts ausschließt. Sie hat mir nie einen Vorwurf gemacht, im Gegenteil, sie hat mir einmal ganz offen gesagt, dass ich in ihren Augen unschuldig sei, nur ein bisschen dumm, und das wahrscheinlich, weil ich mich habe erwischen lassen. Ab und zu neckte sie mich, aber die Antworten, die ich ihr gab, schienen sie nicht zu stören.

Einmal, in der Garderobe, wohin ich gehen durfte, um noch ein oder zwei Dinge aus meinem Koffer zu holen, sagte sie mir im Laufe eines kurzen Gesprächs, dass Adolf Hitler "die ganze Welt wolle", worauf ich ohne zu zögern erwiderte, dass er, wenn das so sei, Recht habe, "denn er verdiene es sowieso, sie zu beherrschen". Anstatt mich zu tadeln, schien sie sich über diese Aussage zu freuen. Und als ich die gesamte Verantwortung für das, was ich "das Verbrechen von 1939" nenne, auf die unsichtbare jüdische Macht hinter allen Regierungen, die dem Dritten Reich feindlich gesinnt waren, schob, griff ich Mr. Churchill scharf an, nannte ihn eine "ruchlose Figur", ein "Werkzeug in den Händen der Juden" und was nicht alles, und endete mit einer äußerst unhöflichen Bemerkung über sein Äußeres, woraufhin sie nur lachte.

Ein anderes Mal — es war ein Freitag, bevor ich das Bad verließ, in dem sie uns immer beaufsichtigte — hatte ich sie gefragt, ob ich nicht an irgendeinem Tag im Laufe der Woche ein zusätzliches Buch von denen haben könnte, die ich in der Garderobe aufbewahrte. "Du hast genug Bücher in deiner Zelle", sagte sie zuerst schroff, "nur neulich hat dir Mr. Stocks einen Haufen Zeitschriften und zwei englische Bücher geschickt."

"Ja", antwortete ich, "das ist sicher sehr nett von ihm. Aber die Zeitschriften sind voll von Artikeln über sexuelle Probleme, die mich nicht interessieren, und die Bücher sind nur Romane."

Die anderen Gefangenen, die in einer Doppelreihe in der Nähe des Ausgangs auf ihre Entlassung warteten, waren über meine Bemerkung sehr amüsiert. Artikel über sexuelle Probleme, wie in den Ausgaben des *Psychiaters*, die Herr Stocks mir zur Unterhaltung geliehen hatte, und Romane, hätten die meisten von *ihnen* tatsächlich interessiert. Ich war ein komischer Mensch, der ein solches Geschenk nicht zu schätzen wusste.

Aber Frau Erste, deren Gesichtszüge im Allgemeinen in unveränderlicher Gefühllosigkeit verhärtet waren, zumindest während der Ausübung ihrer Pflichten, schenkte mir eines ihrer seltenen Lächeln. "Das, was *Sie* so ernst nehmen, war auch ein langer Roman", sagte sie, "ein Roman, der zwölf Jahre gedauert hat ... "

"Und das ist noch lange nicht fertig!", erwiderte ich triumphierend und lächelte meinerseits. "Der zweite Band — der spannendste — ist noch nicht erschienen. Aber das wird er."

Die Gefangenen, die in einer Reihe standen — die des D-Flügels und andere, Frauen, die mit mir sympathisierten, und Frauen, die es nicht taten — brachen in Gelächter aus. Die Oberin, die sich große Mühe gab, vor ihnen nicht zu lachen, lächelte mir noch einmal zu, als ich auf dem Weg nach draußen an ihr vorbeiging. Und wieder wusste ich nicht, was ich von ihr halten sollte. Aber ich fühlte mich bei ihr sicher. Was auch immer sie denken mochte, sie würde Oberst Vickers, dem Vertreter der Besatzungsmacht, niemals von den Dingen berichten, die ich gesagt hatte. Einmal mehr dachte ich: "Wohin ich auch gehe, in Deutschland, sogar im Gefängnis, ist der deutsche Patriotismus mein größter, mein sicherster, mein treuester Verbündeter." Und diese Tatsache war für mich die Quelle einer tiefen Freude. Denn sie garantierte *mir* nicht nur die Zuneigung eines großen Volkes, das ich bewundere; sie garantierte diesem Volk trotz aller scheinbaren Unmöglichkeiten eine ruhmreiche Zukunft unter dem Hakenkreuzbanner; und sie ließ die langsame Schaffung einer höheren Menschheit aus der jetzt verfolgten deutschen Elite erahnen.

Die deutschen Besatzer hatten mir nie etwas anderes als Hass oder Verachtung eingeflößt — Verachtung, jedes Mal, wenn ich an die dummen Ideen dachte, die sie gekommen waren, um Menschen zu predigen, die den Nationalsozialismus aus erster Hand kannten; Hass, jedes Mal, wenn ich mich daran erinnerte, dass sie, zumindest vorläufig, die Sieger waren; jedes Mal, wenn ich ihre Fahnen auf den öffentlichen Gebäuden anstelle der Hakenkreuzfahne sehen würde. Jetzt, im Gefängnis, freute ich mich auf die seltenen Gelegenheiten, bei denen ich ihnen direkt vor ihrer Nase trotzen konnte, ohne mich in Schwierigkeiten zu bringen. Ich genoss es, alles zu tun, was sie in Aufruhr versetzen würde — "wenn" sie davon wüssten; alles, was ihr ohnehin schon schwaches Ansehen in den Augen aller verletzte, von Frau Oberin bis hin zum gemeinsten Dieb im Gefängnis. Die heimliche Unterhaltung meiner D-Flügel-Kameraden an Sonntagnachmittagen oder das Singen aller möglichen verbotenen, kriegerischen Nazilieder

in meiner Zelle oder Gespräche mit Mitgliedern des deutschen Personals, die die letzten Illusionen der Insassen über die demokratische "Umerziehung" Deutschlands erschüttert hätten, erfüllten mich mit jenem Bewusstsein der Unbesiegbarkeit, das in Zeiten der Prüfung so angenehm ist.

Bei mindestens einer weiteren Gelegenheit erlebte ich dieses erfrischende Gefühl. Wie ich schon sagte, ging der Gouverneur jeden Freitag zwischen 11 und 12 Uhr, nachdem wir Gefangenen alle mit dem Baden fertig waren, im Frauenhaus herum. Die Türen unserer Zellen blieben offen, während er mit seinem Assistenten, Herrn Watts, Frau Oberin — oder Fräulein S., ihrer Assistentin — und dem deutschen Dolmetscher vorbeikam. Besucher — einmal ein polnischer Bischof, ein anderes Mal ein hoher Beamter der britischen Verwaltung — begleiteten ihn gelegentlich. Und wenn sie Lust hatten, richteten sie über den Dolmetscher ein paar Worte an einen oder zwei der Gefangenen. So kam es, dass eines Tages ein britischer General, dessen Name mir nie genannt wurde, mit Oberst Vickers vor meiner Zelle stehen blieb. "Dies ist die einzige Britin, die wir hier unter den Frauen haben; sie ist zu drei Jahren verurteilt", hörte ich den Gouverneur sagen. Der General warf einen Blick auf mich, rief dann Oberst Vickers zurück, der ein oder zwei Schritte weiter gegangen war, und fragte ihn: "Und weswegen wurde sie verurteilt?"

Oberst Vickers schien sehr verlegen zu sein. Offensichtlich fiel es ihm schwer, vor dem General die unangenehme Tatsache auszusprechen, dass sich eine britische Untertanin — noch dazu eine gebürtige Halbengländerin — in erster Linie als Arierin fühlte und sich *nach dem* Krieg sogar an subversiven Aktivitäten gegen die alliierte Besatzung in Deutschland beteiligte. Aber ich beendete sein Zögern schnell, indem ich die Frage des Generals selbst beantwortete: "Ich bin wegen der Nazi-Propaganda hier", sagte ich mit freudigem Stolz.

Der General interessierte sich sehr für mich und kam über die Schwelle meiner Zelle, um kurz mit mir zu sprechen. "Ist das so?", sagte er und sprach mich höflich an. "Und was hat Sie dazu bewogen, den Nazis zu helfen?"

"Die einfache Tatsache, dass ich einer von ihnen bin", sagte ich. "Ich habe mein Bestes getan, in Übereinstimmung mit meinen liebsten und tiefsten Überzeugungen."

"Interessant", kommentierte der General. "Zumindest haben Sie keine Angst, das zu sagen."

"Wir Menschen haben vor nichts und niemandem Angst", antwortete ich. "Viele von uns sind vielleicht vorsichtig, aber das ist alles."

"Und wie macht sich der 'Untergrund'? Ich nehme an, er gewinnt an Macht?", fragte der Vertreter der siegreichen Demokratien und sah mich prüfend an.

Ich sah meinerseits direkt in sein Gesicht und lächelte trotzig. "Ich würde diese Frage nicht beantworten, selbst wenn ich es könnte", antwortete ich.

"Ich verstehe, Sie würden sich fühlen, als würden Sie Ihre Kameraden verraten.

"Ich habe nicht die Angewohnheit, unsere Angelegenheiten außerhalb unserer eigenen Kreise zu erörtern", sagte ich und freute mich, so mit einem jener Männer zu sprechen, die mit aller Kraft für die Feinde der arischen Rasse gekämpft hatten.

Der General lächelte gutmütig. Er fragte mich, ob ich mich über die Art und Weise, wie ich im Gefängnis behandelt wurde, beschweren wolle. "Ich ärgere mich sehr darüber, dass man mich hier zu den Dieben, Schwarzhändlern und Abtreibern gesteckt hat, anstatt im Trakt D zu den Frauen zu gehören, die höchstens Dinge getan haben, die ich selbst hätte tun können."

"Sie meinen die Kriegsverbrecher?", fragte der General.

"Diejenigen, die die heutigen deutschen Sieger als 'Kriegsverbrecher' bezeichnen, die ich aber als meine Kameraden bezeichne", korrigierte ich.

Der General hielt es wohl nicht für nötig, mit mir eine Diskussion über sogenannte "Kriegsverbrechen" zu führen. Er fragte mich lediglich, wo mein Mann sei und in welchem Ort ich in Kalkutta gelebt habe und seit wann. Schließlich sagte er: "Ich war 1922 in Indien — zehn Jahre vor Ihnen", und verabschiedete sich freundschaftlich von mir.

Ich für meinen Teil war froh, einem wichtigen Militär der Besatzung gezeigt zu haben, wie stolz und würdevoll wir Kämpfer für die Neue Ordnung sein können, selbst in der Niederlage. Und ich dachte mit Vergnügen, als ich die Schritte des Generals auf dem Korridor zurückweichen hörte, nachdem die diensthabende Wärterin meine Zelle geschlossen hatte: "Ich wünsche mir, dass er sich in ein paar Jahren an sein kurzes Gespräch mit mir erinnert, wenn unser Tag gekommen ist!" Ich lächelte in Vorfreude auf die Zukunft und ging in meiner Zelle auf und ab, voller Spannung.

Und das erste, was ich tat, war natürlich, meinem Freund H. E. mein ganzes Gespräch mit dem britischen General zu erzählen.

Eine meiner größten Freuden in Werl war es, am 13. Mai — zufällig der Geburtstag meines Mannes — den einzigen Brief zu erhalten, den mein Mann mir während meines Aufenthaltes dort geschickt hatte. Frau P., die an diesem Tag Dienst hatte, brachte ihn mir und bat mich, nicht zu vergessen, ihr die indische Briefmarke zu geben.

Tränen stiegen mir in die Augen, als ich auf dem Umschlag — geöffnet von der Gefängniszensur, nämlich von Oberst Vickers selbst — die große, feste Schrift des Mannes sah, der mir all die Jahre geholfen hatte, finanziell, wann immer er konnte, mit moralischer Unterstützung, wann immer er nicht in der Lage war, mehr zu tun, ohne je eine Gegenleistung zu erwarten: weder die Erfüllung häuslicher Pflichten, noch auch nur meine Anwesenheit an seiner Seite; des heiligen Mannes, der mir gesagt hatte, als er mir in den ersten Tagen des Krieges seinen Namen und seinen Schutz gegeben hatte: "Du hast keine Pflichten mir gegenüber, verlass dich auf mein Bündnis." Diese bekannte Schrift erinnerte mich daran, daß auch in der weiten, gleichgültigen Außenwelt, weitab vom unmittelbaren Einflußbereich des Nationalsozialismus, wenigstens ein Mann in absoluter Sympathie zu mir stand; wenigstens einer war froh, zu wissen, daß ich "treu gewesen war, wenn alle untreu waren".

Der Inhalt des gesegneten Briefes bestätigte meine Erwartung. Es war nicht einer jener freimütigen Briefe, die ich vor meiner Ankunft in Deutschland hin und wieder erhalten hatte; mein Mann kannte die Strenge der Zensur und benutzte daher eine vorsichtige Sprache. Dennoch war es ein Brief, in dem ich unter der Zweideutigkeit der Formulierung und der geschickten Wahl der Metaphern die unerschütterliche Sympathie des aufrichtigen alten Mitarbeiters von S. und meines treuen Verbündeten in den letzten elf Jahren spürte.

Daraus erfuhr ich, dass die indischen Zeitungen am 6. April "wichtige Passagen" meiner Aussage vor dem Alliierten Militärtribunal in Düsseldorf veröffentlicht hatten, worüber ich mich freute — obwohl ich mich fragte, welche Passagen sie ausgelassen hatten. Ich erfuhr auch, dass mein Mann in meiner Absicht "Blumen und duftenden Weihrauch der Göttin Kali" angeboten hatte. Kali, die dunkelblaue Mutter, so geduldig und unerbittlich wie der Ozean, der die Kontinente formt, und wie die Nacht, zu der alles zurückkehrt, dachte ich; die Macht, zu der ich inmitten der Ruinen Deutschlands auf meiner

unvergesslichen ersten Reise schrie: "Räche das Volk meines Führers, Mutter der Vernichtung!" Mein Mann wusste von dieser wichtigen Episode in meinem Leben. Oberst Vickers, der sie nicht kannte, war zweifellos weit davon entfernt, die Gefühle zu erahnen, die in diesem Satz über die Opfergaben enthalten waren, der ihm nur als malerischer Ausdruck orientalischer Frömmigkeit erschienen sein musste. Aber ich erinnerte mich an das grimmige Bild im berühmten Kalighat-Tempel in Kalkutta, geschmückt mit Kränzen aus blutroten Jaba-Blüten, umgeben von Weihrauchwolken, inmitten des Lärms der Kesselpauken. Und ich stellte mir vor, wie mein Mann (der sonst so gut wie nie nach Kalighat oder zu irgendeinem Tempel ging) davor stand und an mich, an uns und unseren Kampf in der Ferne dachte, an die Leiden meiner deutschen Kameraden, an die Ruinen, die ich ihm in meinen Briefen so anschaulich beschrieben hatte, und wie er vielleicht dieselben Worte wiederholte, die ich seit der unvergesslichen Nacht im Juni 1948, ja seit der Kapitulation, drei Jahre zuvor, so oft ausgesprochen hatte: "Räche sie, Mutter der Zerstörung! "

Und ich fühlte mich ihm näher als dort, wo er meine Freude geteilt hatte, in den glorreichen Jahren 1940 und 1941; sogar als er 1942 meiner Beschreibung der schrecklichen, kargen Majestät des Khyber-Passes zuhörte — die ich gesehen hatte — und mir in freudiger Erwartung von Ereignissen zustimmte, die leider nicht eintreten sollten: "Wie großartig würde die Musik des Horst-Wessel-Liedes in einer solchen Kulisse klingen! "

Ich lese weiter: "Sie können sich gut vorstellen, was ich im Innersten empfinde. Ich werde sie im Augenblick nicht äußern. Ich bedaure nur, dass ich Ihrer Verhandlung nicht beiwohnen konnte." Und noch ein paar Zeilen weiter: "Das Schicksal war schon immer unergründlich in seinen Wegen. Aber ihre Wege sind voller Bedeutung."

"Sie sind es wirklich", dachte ich, während ich mir die Wunder ins Gedächtnis rief, die in Bezug auf mich gewirkt worden waren, um mir zu ermöglichen, sogar im Gefängnis von Nutzen zu sein; ich betrachtete meine kostbaren Manuskripte, die unversehrt auf meinem Tisch lagen, und erinnerte mich daran, dass meine beiden Kameraden aus dem D-Flügel wie üblich am nächsten Sonntag kommen würden, trotz aller Bemühungen von Oberst Vickers, mir den Kontakt mit Menschen meines eigenen Glaubens unmöglich zu machen.

Aber meine größte Freude war zweifellos, dass ich mein *Gold in the Furnace* weiterschreiben konnte.

In keines der Bücher, die ich geschrieben hatte — nicht einmal in jene Passagen von *Ein Sohn Gottes*, die meine lebenslange Sehnsucht nach heidnischer Schönheit am besten zum Ausdruck bringen; nicht einmal in meine vehemente *Anklage des Menschen*, von der mir Frau S. einmal gesagt hatte, dass sie "vielleicht erst in fünfzig Jahren veröffentlicht werden könnte" — hatte ich so vollständig mein ganzes Herz und meine Seele, mein ganzes Streben und meine Sehnsucht, meine ganze Liebe und meinen ganzen Glauben gesteckt.

Sobald ich mit dem Stopfen der wenigen Handtücher oder Hemden oder Hosen, die mir die *Oberwachtmeisterin* jeden Morgen brachte, fertig war, holte ich das dicke braune Heft aus meiner Schublade, das mir Miss Taylor am Tag meines Prozesses gegeben hatte, und begann zu schreiben. Ich plante jedes Kapitel, bevor ich es schrieb. Und wenn ich eine Passage zu meiner Zufriedenheit verfasst und mit Bleistift auf einem Stück Papier niedergeschrieben hatte, schrieb ich sie sofort ab. Ich schrieb sie sofort mit Feder und Tinte in das Heft ab. Ich hatte nur sehr wenig Papier und konnte mir nicht so leicht Nachschub besorgen. Um ein paar neue Blätter aus meinem Koffer zu holen, musste ich nicht nur die Erlaubnis von Frau Oberin einholen (was nicht schwer war), sondern oft tagelang warten, bis Frau Erste, die Oberin, Zeit und Lust hatte, mich in die Garderobe zu führen, wo mein Koffer vor ihr geöffnet wurde und ich in ihrem Beisein nehmen konnte, was ich brauchte. Die Beschaffung von Papier, das nicht mein eigenes war (aus dem Vorrat, den Frau Oberin für ihr Büro hatte), kam nicht in Frage: das hätte nicht nur mir unendlich viel Ärger bereitet. Also sparte ich das wenige Papier, das ich hatte, so gut es ging. Ich schrieb auf die Umschläge der seltenen Briefe, die ich erhielt, oder sogar auf die Briefe selbst, zwischen die Zeilen, oder auf das Packpapier der Pakete, die mir ein freundlicher Freund gelegentlich aus England schickte, um das halbe Dutzend Blätter, das mir blieb, so lange wie möglich zu erhalten. Zuerst schrieb ich mit einem schwarzen Bleistift sehr schwach. Dann schrieb ich auf demselben Papier mit mehr Nachdruck über die blasse Schrift, so dass dieses Mal nur die zweite Schrift zu sehen war. Dann benutzte ich über dieser zweiten Schrift einen unauslöschlichen Bleistift, den mir Oberst Vickers am Tag nach meiner Ankunft "zum Schreiben von Briefen" gegeben hatte und dessen Existenz er offenbar vergessen hatte. Und wann immer es

möglich war, schrieb ich ein viertes Mal mit Feder und Tinte über diese dritte Schrift. Jedes weitere Schreiben kopierte ich, nachdem ich es korrigiert hatte, mit Feder und Tinte in das braune Schreibheft.

Auch meine Tinte war zur Neige gegangen, und es würde eine Aufgabe sein, neue zu besorgen. Zu allem Überfluss hatte die Oberin in letzter Zeit zweimal einen Füller aus meinem Fläschchen nachgefüllt — ohne dass ich in der Lage gewesen wäre, Einspruch zu erheben, denn dann hätte sie mir (wer weiß?) unvermittelt sagen können, dass ich ohne ausdrückliche Erlaubnis des Gouverneurs nicht mehr schreiben dürfe, was für mich ein fatales Hindernis gewesen wäre. Aber ich ließ mich von diesen Schwierigkeiten nicht beunruhigen. So ärgerlich sie auch sein mochten, so waren sie doch geringfügige Schwierigkeiten. *Alle* Schwierigkeiten waren geringfügig, solange ich schreiben konnte, ohne von den Vertretern der Besatzungsmacht entdeckt zu werden.

Ich hatte mein Kapitel 8 — "Ein Blick in das Lager des Feindes" — längst beendet, in dem ich einige meiner typischsten Gespräche mit den alliierten Behörden, insbesondere in der französischen Zone, schilderte, da ein gewisser Franzose in hoher Position mich dort eilig einem oder zwei Beamten vorgestellt hatte, ohne zu wissen, wer ich in Wirklichkeit war. Ich hatte das Kapitel 9 über "Die Elite der Welt" — *d.h.*, meine deutschen Kameraden; und Kapitel 10, "Göttliche Rache", ein Bericht über ein aufregendes Gespräch, das ich nur wenige Tage vor meiner Verhaftung in einem Bonner Café mit einem höchst sympathischen deutschen "Tüchtigen" geführt hatte; und Kapitel 11, "Die konstruktive Seite", über die Grundzüge der nationalsozialistischen Zivilisation — denn es ist eine neue Zivilisation und nicht nur eine neue besondere Regierungsform im Rahmen der alten jüdisch-christlichen Welt. Und nun begann ich Kapitel 12, "Der Heilige Wald", die Schilderung einiger der schönsten Stunden, die ich in Deutschland in der Gesellschaft eines Kameraden irgendwo am Rande des heiligen Hartz verbracht hatte. Danach würde es höchstens noch zwei Kapitel geben. Dann würde ich langsam mit *"Der Blitz und die Sonne"* fortfahren — dem Buch, in dem ich die mächtigen historischen Figuren, die ich (aus ganz unterschiedlichen Gründen) am meisten bewunderte, so kraftvoll wie möglich als drei ewige Symbole darstellen wollte, die drei verschiedene Aspekte des Schöpfungsrhythmus illustrieren: Dschingis Khan, König Echnaton von Ägypten und ... unser Führer; der Mann innerhalb der Zeit, der Mann über der Zeit und der Mann gegen die Zeit, wie ich sie charakterisiert hatte. Diese Arbeit, so überlegte ich, würde das

langwierige Hauptwerk meines Lebens sein; die Zusammenfassung meiner gesamten Geschichtsauffassung. Aber ich hatte keine Ahnung, wann ich es beenden würde, wenn überhaupt.

Am glücklichsten arbeitete ich abends nach 18 Uhr, wenn ich wusste, dass bis zum nächsten Tag niemand in meine Zelle kommen würde.

Dann holte ich das Porträt des Führers unter dem Umschlag der *Mythologie des alten Britannien* hervor, die auf meinem Tisch lag, und legte es auf das dicke Buch an der Wand. Ich würde auch zu meinem Schrank gehen und aus einem Umschlag, den ich dort in einer Ecke hatte, meine Ohrringe in Form von Hakenkreuzen herausnehmen und sie tragen. Eine Minute lang betrachtete ich mich in dem kleinen Spiegel, den ich haben durfte. Das lächelnde Bild, das mich mit den großen goldenen Symbolen auf beiden Seiten anschaute, war dasselbe Gesicht, in dem die Passanten in Kalkutta in den glorreichen 40er Jahren die Freude über den Sieg gelesen hatten. Neue große Tage, ähnlich wie damals, waren zweifellos noch weit entfernt. Doch ich hatte wieder Hoffnung geschöpft. Ich hatte Gründe, mich sicher zu fühlen, dass das heilige Hakenkreuz — Zeichen der Sonne, Zeichen des Nationalsozialismus — eines Tages wieder auf den siegreichen Bannern eines wiederauferstandenen Deutschlands, der Hoffnung der arischen Rasse, zu sehen sein würde. In der Zwischenzeit, jetzt im Gefängnis, konnte ich nichts anderes tun, als weiter *Gold im Ofen* zu schreiben — mein Glaubensbekenntnis und meine liebevolle Huldigung an Deutschland: mein Epos über den nationalsozialistischen "Untergrund".

Ich würde den Spiegel weglegen, in den reinen Sommerhimmel schauen und in meinem Herzen zu den unsichtbaren Kräften hinter den Formen und Farben der sichtbaren Welt beten: "Gebt meinen Kameraden Freiheit und Macht, ihr göttlichen Regulatoren aller Dinge! — Und behandelt den Rest der Menschen so, wie *sie* die schönen unschuldigen Tiere behandeln!" Dann starrte ich auf das inspirierte Antlitz auf dem Tisch vor mir, wie ein Verehrer auf eine Ikone blickt: "Wo immer Du auch sein magst, möge Dein Geist mich erfüllen, mein Führer", dachte ich. "Möge Dein Geist mich im Dienste Deiner Ideale und Deines geliebten Volkes tüchtig machen!" Und indem ich den rechten Arm vor dem Bild hob, flüsterte ich mit Inbrunst: "Heil Hitler!"

Dann setzte ich mich zur Ruhe und nahm das Schreiben wieder auf — lange Zeit die einzige Tätigkeit, die mir blieb. Ich schrieb mit

Inbrunst — wie ich betete: wie ich dachte: wie ich lebte. Stunden vergingen. Und ich vergaß, dass ich im Gefängnis war.

Manchmal las ich Teile dessen, was ich zuvor geschrieben hatte, noch einmal. Einige meiner Sätze erschienen mir als Ausdruck einer so offensichtlichen Wahrheit, dass sie unmöglich nicht in Erinnerung bleiben oder wiederholt werden konnten. Selbst wenn ich nicht dazu bestimmt war, sie selbst auszusprechen oder zu veröffentlichen, würde es früher oder später ein anderer aufrichtiger Nationalsozialist tun. Andere drückten meine persönliche Einstellung zum Nationalsozialismus so perfekt aus, dass ich wollte, dass wenigstens einige meiner Freunde sich an sie erinnern.

lese ich und blättere wahllos die beschriebenen Seiten um: "Das nationalsozialistische Glaubensbekenntnis, das auf Wahrheiten beruht, die so alt sind wie die Sonne, kann niemals ausgelöscht werden. Lebendig oder tot, Adolf Hitler kann niemals sterben ... " "Es gab Gold, unedles Metall und Schleim unter den sogenannten Nationalsozialisten der glorreichen Tage ... Jetzt ... ist nur noch das Gold übrig." Und diese Charakterisierung des parlamentarischen Systems: "Demokratie ... die systematische Einsetzung der falschen Leute an den falschen Stellen; die Ausplünderung des Reichtums der Nationen durch schlaue Gauner; *die Herrschaft des Abschaums*." Und diese Charakterisierung von mir selbst: "Ich fühle mich als Arier, zuerst und zuletzt. Und ich bin stolz darauf, einer zu sein." Und diese Aussagen über diejenigen, die unseren Glauben teilen: "Sie sind frei, auch hinter Gittern; sie sind stark, auch wenn ihr Körper gebrochen ist. Sie stehen außerhalb der Reichweite von Bedrohung und Bestechung. Sie sind die Minderheit unter einer Minderheit — natürlich. Reines Gold ist immer", und: "Ich kenne nichts in der modernen Welt, das so schön ist wie die Nazi-Jugend"; ... "Jemand fragte mich einmal, was mich zum Nationalsozialismus hingezogen habe. Ich antwortete ohne zu zögern: 'Seine Schönheit'"; ... "Die nationalsozialistische Minderheit ist heute mehr denn je würdig, zu herrschen." Und schließlich, in dem Kapitel, das ich gerade schrieb, die Worte, die mein strenger und glühender deutscher Kamerad einige Monate zuvor in der heiligen Einsamkeit des Hartz an mich gerichtet hatte; die Worte, die mich dazu bewogen hatten, meinem Buch den Titel zu geben, den es trägt: "Ihr habt uns in euren Flugblättern definiert. *Wir sind das Gold im Schmelzofen*. Die Waffen der Agenten der Todesmächte haben keine Macht gegen uns."

Ich war froh, ach, so froh, dies alles schwarz auf weiß niedergelegt zu haben! Nicht eingebildet (die Sätze waren so einfach, dass es überhaupt keinen Grund gab, sich eingebildet zu fühlen), sondern einfach nur froh; froh, nach all diesen vergeudeten Jahren meinen deutschen Kameraden in der dunkelsten Stunde ihrer Geschichte diesen schriftlichen Tribut der Liebe und Bewunderung gegeben zu haben — das Beste von mir selbst; den Tribut des dankbaren Ariers aller kommenden Zeiten, den die Götter im Voraus durch mich zu schreiben beschlossen hatten.

Oh, eines Tages! ... eines Tages, wenn ich wieder frei und Gast eines freien Deutschlands sein würde, würde ich dieses Buch veröffentlichen, und die Deutschen, die es lesen würden, würden Adolf Hitler dafür dankbar sein, dass er durch die Anziehungskraft seiner meisterhaften Ideologie sogar Ausländer dazu gebracht hat, an Deutschlands göttliche Mission zu glauben!

In der Zwischenzeit erzählte ich weiter von meinem Gespräch mit Herrn A. im Schatten des heiligen Waldes.

Die Tage wurden immer länger, denn der Monat Mai neigte sich dem Ende zu. In vier Wochen war die Sonnenwende, der längste Tag des Jahres, und ich konnte jetzt bis halb elf Uhr abends arbeiten, ohne meine Augen zu sehr zu strapazieren.

Das Licht des späten Sonnenuntergangs durchflutete meine Zelle. Durch die drei transparenten Scheiben meines Fensters konnte ich eine Reihe kleiner glühender Wolken sehen, die sich wie rotglühende Streifen über den leuchtend blauen Himmel zogen. Alles war ruhig und schön, beruhigend und erbaulich. Dann, manchmal, erinnerte ich mich plötzlich daran, dass ich in Indien war, wo der Himmel zwar ebenso schön war, die Umgebung aber alles andere als ruhig war. Ich erinnerte mich daran, wie anstrengend es für mich oft gewesen war, *"Ein Sohn Gottes"* und andere meiner Bücher inmitten des Geschreis der Nachbarskinder oder des Lärms ihrer voll aufgedrehten "Radios" zu schreiben, oder inmitten des nächtlichen ohrenbetäubenden Dröhnens der Trommeln und des schrillen Klangs der Kastagnetten aus der unmittelbaren Nachbarschaft oder der lauten Gespräche, der Musik und der Schlägereien der Menschen, die auf dem Gehweg vor meinen Fenstern lagen, in einem Land, in dem so viele Männer buchstäblich auf der Straße leben. "Im Gefängnis zu sein ist zumindest besser als *das*". dachte ich mir oft; "und vor allem, wenn das Personal so nett zu mir ist wie hier in Werl!"

Ich hatte das Gefühl, dass mit meiner Schriftstellerei und den regelmäßigen sonntäglichen Nachmittagsbesuchen meiner Kameraden des D-Flügels — mit der Freundschaft von H. E., den ich zu lieben gelernt hatte wie nur wenige Menschen auf dieser Erde — drei Jahre in Werl recht angenehm vergehen würden, wenn auch natürlich nicht so sehr, als wenn ich selbst im D-Flügel gewesen wäre. Nach der Fertigstellung von *Gold im Ofen* würde ich mit dem Schreiben von *Der Blitz und die Sonne* fortfahren. Die Bücher konnten ohnehin kaum vor drei Jahren veröffentlicht werden. Es machte also gar nicht so viel aus, wenn ich nicht frei war. Die Arbeit, die ich während meiner Verhaftung verrichtet hatte, würden sicherlich andere erledigen, und zwar zweifellos intelligenter und effizienter als ich.

Das Interesse der nationalsozialistischen Sache — die Stärkung der Überzeugungen, die ich immer in den Herzen von Hitlers Volk gehabt hatte, und das Erwachen des arischen Bewusstseins in der ganzen Welt, wo immer es noch reine Arier gab — war alles, was zählte. Und in der Stille, in der Abgeschiedenheit meiner Zelle trug ich mein Bestes zu diesem einzigen Werk bei, das mir am Herzen lag.

Wenn ich nicht mehr sehen konnte, um zu schreiben, blickte ich noch einmal auf die Pracht des Himmels und dankte den allwissenden, alles durchdringenden unsichtbaren Mächten, die mir solche Privilegien verliehen, die zu meinen Gunsten solche Wunder vollbrachten, die mich im Gefängnis mit einem so konstanten Bewusstsein meiner Stärke und einer so konstanten Freude erfüllten, trotz aller Schwierigkeiten, ja, trotz der großen Demütigung, die mir zugefügt wurde — meine Verbannung aus dem Flügel D. Ich würde den unsichtbaren Mächten des Lichts und des Lebens danken, die eines Tages mit mathematischer Präzision, zum festgesetzten Zeitpunkt und auf Wegen, die ich nicht kannte, zum Erstaunen der Welt die Rolle meiner unerschrockenen Kameraden wiederherstellen würden, die während der Prüfung dieser grausamen Jahre noch größer und stärker geworden sind, die Herrschaft unseres Führers, lebend oder tot, für immer lebend, die Herrschaft der ewigen Wahrheit, die wir vertreten.

TEIL 3

SILENCE

KAPITEL 10

DIE SUCHE

Am Donnerstag, dem 26. Mai, am frühen Nachmittag, saß ich wie immer auf meinem Bett und schrieb an meinem Buch. Wegen der Höhe des Fensters konnte ich dort viel besser sehen, als wenn ich am Tisch gesessen hätte — denn der Tisch, der direkt unter dem Fenster stand, erhielt wenig Licht. Neben mir lag neben meinen Papieren und meinem Schulheft H. R. Halls *Alte Geschichte des Nahen Ostens*, aus der ich nach dem Mittagessen ein oder zwei Kapitel gelesen hatte, bevor ich die Arbeit wieder aufnahm, der ich meine ganze Zeit gewidmet hatte. In der Tat konnte ich mich nicht ganz auf das Schreiben konzentrieren, wie es mir an anderen Tagen so leicht fiel; denn dieser Donnerstag, der Himmelfahrtstag, war wie ein Sonntag, und man hatte mir gerade gesagt, dass meine beiden Freunde H. E. und L. M. kommen würden, um den Nachmittag mit mir zu verbringen. Und ich erwartete sie mit meiner üblichen freudigen Aufregung.

"Es ist der 26. Mai. Ich werde sie daran erinnern, dass es heute genau sechsundzwanzig Jahre her ist, dass Albert-Leo Schlageter erschossen wurde", dachte ich bei mir. Es ging mir nicht darum, meine Kameraden mit meiner Fähigkeit zu beeindrucken, sich an die großen Daten der Geschichte des Nationalsozialismus zu erinnern. Ich fühlte mich einfach gedrängt, an diesem Jahrestag des Tages, an dem der junge Held die Freude am Widerstand gegen die französische Besatzung des Ruhrgebiets nach dem Ersten Weltkrieg mit dem Leben bezahlt hatte, ein paar Worte der Hoffnung an sie zu richten. Ich wollte ihnen sagen, dass *heute*, genauso wie 1920, keine Besatzungsmacht den Geist töten kann, den Albert-Leo Schlageter so wunderbar verkörpert hat. Ich war nicht so eingebildet, dass ich glaubte, sie bräuchten mich, um ihnen das zu sagen. Sie wussten es ohnehin. Dennoch, so überlegte ich, würde ich es ihnen sagen — allein aus dem Vergnügen heraus, mich mit ihnen und durch sie mit ganz Deutschland verbunden zu fühlen, in der Erinnerung an den frühen nationalsozialistischen Kampf und in der Erwartung neuer Bewegung,

neuer Opfer und neuen Ruhmes in der Zukunft, jetzt, da der nationalsozialistische Kampf der höchste Kampf für das Überleben und den Triumph des Aryandoms geworden war.

Das waren meine Gedanken, als ich unbekannte Schritte auf dem Korridor hörte und die Stimme eines Mannes direkt vor meiner Zelle vernahm. Ich schreckte auf. Instinktiv, weil ich die Gefahr witterte, schob ich meine Papiere und das Heft, in dem ich gerade eine Passage aus meinem Buch abgeschrieben hatte, unter die Decke meines Bettes. Und als ich Halls *Alte Geschichte des Nahen Ostens* zufällig aufschlug — gerade noch rechtzeitig, nahm ich eine distanzierte Miene an, als wäre ich in die Lektüre des wissenschaftlichen Berichts über Ereignisse vertieft, die so weit von den Kriegen und Revolutionen des zwanzigsten Jahrhunderts in Deutschland entfernt waren, wie nur irgendetwas sein kann. Die Tür wurde geöffnet, und Mr. Watts, der Assistent von Oberst Vickers, der deutsche Dolmetscher und Fräulein B., die diensthabende Krankenschwester, traten ein. Mit äußerster scheinbarer Leichtigkeit stand ich auf, um die drei Personen zu begrüßen, und legte mein aufgeschlagenes Buch auf das Bett.

"Wir sind gekommen, um Ihnen einen kleinen Besuch abzustatten, um zu sehen, wie es Ihnen geht", sagte Mr. Watts, nachdem er mein "Guten Tag" erwidert hatte. Der Dolmetscher nickte mit dem Kopf, und die Wärterin verließ meine Zelle, indem sie die Tür hinter sich zuzog.

"Mir geht es gut, ich lese ein wenig, denn heute ist Feiertag", antwortete ich ruhig.

"Und was lesen Sie da?", fragte der Assistent des Gouverneurs, nahm mein Buch in die Hand und schaute mir misstrauisch ins Gesicht.

"Über Naram-Sin, den König von Babylonien", sagte ich mit derselben unerschütterlichen Stimme, nicht im Geringsten mit dem Wunsch, pedantisch zu sein, aber sicherlich mit der Absicht, in den Augen meines Gesprächspartners so zu erscheinen, da ich — vielleicht zu voreilig — der Meinung war, je pedantischer ich wirkte, desto weniger würde er mich verdächtigen, dass ich im Gefängnis das genaue, aktive Interesse an modernen Angelegenheiten bewahre, das zu meiner Verhaftung geführt hatte. Mr. Watts warf einen Blick auf das Buch, das er nun in der Hand hielt: An der Stelle, an der es aufgeschlagen war, zeigte die Abbildung auf der rechten Seite ein sehr altes Steinrelief namens "Die Stele von Naram-Sin", und der Titel des Buches, *Alte Geschichte des Nahen Ostens*, war harmlos genug.

Dennoch war meine Vermutung etwas voreilig gewesen, und der Mann hatte mehr Logik, als ich erwartet hatte: Mein offensichtliches Interesse an der frühbabylonischen Geschichte schloss in seinen Augen die Möglichkeit nicht aus, dass ich im Gefängnis irgendwelche Nazi-Aktivitäten ausübte. Er fragte mich ganz unverblümt, nachdem er das Buch dem Dolmetscher übergeben hatte, der es sehr genau zu untersuchen begann: "Ich bin gekommen, um zu sehen, ob Sie verbotene Literatur — oder verbotene Bilder — in Ihrer Zelle haben. Haben Sie?"

Ich spürte plötzlich, wie mein Herz in meiner Brust versank. Aber, soweit ich das beurteilen kann, hat sich mein Gesicht nicht verändert. (Und mit der Hilfe aller Götter gelang es mir, meine natürliche Stimme und meine scheinbare Leichtigkeit zu bewahren.

"Natürlich nicht", rief ich aus, tat so, als wäre ich sehr überrascht, und schaute Mr. Watts mit so viel Gelassenheit in die Augen, als hätte ich mein Leben lang gelogen. "Es stimmt, dass ich zum Zeitpunkt meiner Verhaftung fünf ziemlich gute Bilder des Führers *hatte*, von denen mir nur eines zurückgegeben wurde. Dieses Bild muss irgendwo in meinem Gepäck sein. Ich habe es seit dem Tag, an dem meine Sachen weggebracht wurden, nicht mehr gesehen. Außerdem würde es mir nicht im Traum einfallen, ein so gefährliches Bildnis hier in meiner Zelle aufzubewahren, so sehr ich mir das auch wünschen würde." Diese Erklärung, die mit einer gewissen Selbstverständlichkeit gegeben wurde, würde alles, was ich sagte, plausibler erscheinen lassen; — zumindest dachte ich das.

"Und was ist mit Ihren Ohrringen in Form von Hakenkreuzen?", fragte der Assistent des Gouverneurs. Ich nehme an, dass der gesamte britische Stab von der Existenz meiner Ohrringe wusste, denn der wenige Schmuck, den ich besaß, war dem Büro des Gouverneurs direkt von Miss Taylor am Tag meiner Ankunft vor meinem Prozess übergeben worden. Aber ich habe wieder gelogen.

"Sie waren bei meinem restlichen Schmuck", sagte ich, "und soweit ich weiß, sind sie immer noch da." Und ich fügte ruhig hinzu, öffnete meinen Schrank und riskierte alles, um das Misstrauen des Mannes zu beschwichtigen und eine systematische Durchsuchung meiner Zelle zu vermeiden: "Sie können selbst nachsehen und sich vergewissern, dass ich sie nicht hier aufbewahre, und auch, dass ich tatsächlich nichts Verbotenes verstecke."

Ich nahm die wenigen Bücher heraus, die auf dem obersten Regal standen: *Art and Civilisation of Ancient America*, Harold Lamb's

March of the Barbarians und ein oder zwei andere, und ich legte sie auf den Tisch vor Mr. Watts, der beim bloßen Anblick der Titel jegliche Lust verlor, zwischen den Seiten zu blättern. Ohne das geringste Zeichen von Nervosität nahm ich den Umschlag, der sich dahinter befand — den Umschlag, auf dessen Boden meine goldenen Hakenkreuze lagen — und reichte ihn Mr. Watts: "Hier drin sind ein paar Fotos von meinem Mann und von mir; möchten Sie sie sehen?", sagte ich lächelnd.

"Das ist in Ordnung, ganz in Ordnung", antwortete er, praktisch beruhigt, "Sie haben keine verbotenen Bilder darunter?"

"Nicht eine. Das können Sie selbst sehen", antwortete ich und tat so, als ob ich eine genaue Untersuchung des Inhalts des Umschlags begrüßt hätte, die ich in Wirklichkeit fürchtete.

"Das ist in Ordnung", wiederholte Mr. Watts und legte den Umschlag zu meiner großen Erleichterung auf den Tisch. Dann erblickte er meine *Mythologie des alten Britannien,* unter deren Umschlag ich das Porträt des Führers aufbewahrte, und fragte mich: "Sie haben darin auch nichts versteckt?"

"Gar nichts", antwortete ich voller Zuversicht. "Schau!" Ich schlug das Buch auf und blätterte es schnell um. Es war kein einziger Fetzen Papier dazwischen. Herr Watts dachte nicht daran, mich zu bitten, den Deckel des Buches zu öffnen. Er dachte — zu meinem Glück — auch nicht daran, die Decke meines Bettes zu heben. Er schien mir zu glauben, obwohl es schwierig ist, festzustellen, inwieweit er das tatsächlich tat. Endlich sprach mich der Dolmetscher an, der die ganze Zeit damit beschäftigt war, aus Halls *Altertumsgeschichte des Nahen Ostens* Bruchstücke vorzulesen. "Sie interessieren sich sehr für die Antike, wie ich sehe", sagte er.

"Das bin ich in der Tat! Ich habe sogar ein oder zwei Bücher über die Scheibenreligion geschrieben, eine besonders attraktive Form der Sonnenanbetung, die bis ins Jahr 1400 v. Chr. zurückreicht", erwiderte ich, erfreut über die Vorstellung, dass dieses Gespräch die beiden Männer dazu bringen könnte, ihre Suche aufzugeben und meine Zelle so schnell wie möglich zu verlassen. Ich nahm *"Ein Gottessohn"* aus den Büchern, die ich aus dem obersten Regal meines Schranks genommen hatte, und zeigte es ihnen, in der Hoffnung, dass die Art des Textes und das Foto des steinernen Kopfes von König Echnaton auf der ersten Seite sie davon überzeugen würden, dass ich ein harmloser Mensch war: "Dies ist mein wichtigstes Buch zu diesem Thema", sagte ich und überreichte dem Dolmetscher den Band. Ich wollte noch ein

paar Worte der Erklärung hinzufügen, aber Herr Watts unterbrach mich.

"Wir hatten erwartet, in Ihrer Zelle ganz andere Dinge zu finden", sagte er. "Wir hatten den Eindruck, dass Sie hier ein Porträt von Hitler haben und was nicht alles ... "

"Es tut mir leid, wenn ich Sie enttäuscht habe", antwortete ich ironisch. "Aber wie Sie sehen, habe ich nichts dergleichen."

Das habe ich gesagt. Aber die ganze Zeit habe ich gedacht: "Wer, zum Teufel, kann das sein, der mich angezeigt hat? Das muss die Frau gegenüber sein, in Nr. 22. H. E. sagte mir, sie sei eine verflixte Kommunistin. Wenn das so ist, kann sie mich nur verabscheuen. Aber wie hätte sie wissen können, was ich hier drin habe? Es sei denn, sie hat eines Abends nach sechs Uhr auf dem Weg zum Aufenthaltsraum durch den Türspion geschaut. Das ist natürlich möglich ... "

Herr Watts warf einen weiteren Blick auf mich, als wolle er in meinem furchtlosen Gesichtsausdruck noch einmal das Zeichen dafür lesen, dass ich die Wahrheit sagte. "Wir glauben Ihnen", sagte er schließlich. Und er und der Dolmetscher gingen hinaus.

Ich hörte das Geräusch des Schlüssels, der meine Zelle verschloss, nachdem sie gegangen waren, und die Stimme von Fräulein B. auf dem Korridor und das Geräusch ihrer und ihrer Schritte, die sich in Richtung des Tores zurückzogen, das aus dem "Frauen Haus" führte; schließlich das Geräusch des Eisentors, das die Wärterin hinter ihnen schloss.

Ich wartete ein oder zwei Minuten und traute mich kaum zu glauben, dass sie nicht plötzlich zurückkommen würden. Aber sie kehrten nicht zurück. Als ich die Decke des Bettes anhob, sah ich mein kostbares Manuskript dort liegen, wo ich es versteckt hatte. Und ich dankte den unsterblichen Göttern für mein knappes Entkommen.

Als ich nach einer Weile hörte, wie die Tür meiner Zelle geöffnet wurde, erschrak ich erneut. Mein Manuskript, das ich gerade herausgenommen hatte, schob ich eilig zurück in sein Versteck, und mein Herz begann schnell zu schlagen. Aber ich hatte keinen Grund, mich zu fürchten. Da standen meine beiden lieben Kameraden H. E. und L. M. an der Schwelle und lächelten mir zu. Ein erneutes Gefühl der wundersamen Rettung mischte sich in die Freude, die ich hatte, sie zu sehen. Und ich lächelte ihnen mit strahlendem Gesicht zurück, als ich aufstand und sie begrüßte. Fräulein B. ging mit ihnen in meine Zelle und flüsterte mir zu: "Sie werden mir die Verspätung sicher verzeihen, aber ich *mußte* den Engländer einfach verabschieden, bevor

ich Ihre Besucher hereinbringen konnte. Der Engländer hat Ihnen heute einen Schrecken eingejagt, nicht wahr?"

"Es war nur ein falscher Alarm", sagte ich mit einem Lächeln. "Und selbst wenn sie meine Zelle durchsucht hätten, hätten sie nichts gefunden", fügte ich hinzu, um die Wärterin nicht vermuten zu lassen, dass ich verbotene Dinge versteckt hatte, falls sie sich dessen nicht sicher war — denn ich wusste nicht, ob *sie* auf unserer Seite war oder nicht.

Fräulein B. verließ uns und schloss die Tür. Wir waren allein, wir drei — H. E., L. M. und ich — wie immer. Ich erzählte meinen Freunden alles, was geschehen war.

"Du *bist* knapp entkommen und kannst deinen Sternen dafür danken", sagte H. E.

"Ich gebe zu, Sie haben Ihre Rolle sehr gut gespielt. Aber was hätten Sie getan, wenn der Engländer darauf bestanden hätte, Ihre Sachen genau zu untersuchen?" kommentierte L. M. "Eigentlich kann ich nicht verstehen, warum er das nicht getan hat. *Wir* hätten es an seiner Stelle getan."

"Meine Liebe", rief ich mit jenem Hochgefühl aus, das ich immer empfinde, wenn ich die Schwächen unserer Feinde aufdecken will, "sprich nie davon, was wir an der Stelle irgendeines dummen Demokraten getan hätten! Diese Leute sind nicht *wir*; sie können niemals so reagieren, wie wir es tun würden. Ihre ganze Psychologie ist anders als die unsere. Natürlich würden *wir* nie ein Wort von dem glauben, was uns ein Feind erzählt. Wir halten es für selbstverständlich, dass wir niemandem trauen können, der einmal gegen uns war — dass wir in der Tat denjenigen nicht trauen können, die vorgeben, "für" uns zu sein, solange sie nicht verurteilt worden sind. Aber die Demokraten haben alle Mühe der Welt, auch nur zuzugeben, dass einige Menschen entschieden — und endgültig — gegen sie und ihre kostbaren "Werte" sind. Sie halten ihre "menschlichen Werte" für so wunderbar, dass sie sich nicht dazu durchringen können, anzuerkennen, dass Menschen, die sowohl intelligent als auch gut informiert und desinteressiert sind, aufrichtig nichts anderes als Abscheu oder Verachtung für sie empfinden *können*. Wir müssen schlecht informiert oder voreingenommen oder unausgewogen sein (denken sie), sonst wären wir nicht gegen sie. So ziehen sie ihre Schlüsse — die Dummköpfe! Und sie weigern sich, uns ernst zu nehmen, bis wir sie tatsächlich vor den Kopf stoßen. In der Zwischenzeit, wenn sie vielleicht gezwungen sind, einen von uns

weniger leicht zu nehmen, als sie erwartet hatten, wiegen sie sich in dem Glauben, dass er mit ein wenig Predigt und ein paar Zeichen der "Freundlichkeit" sicher "umkehren" und aufhören wird, das zu sein, was seine tief verwurzelten atavistischen Tendenzen, sein lebenslanges Streben, seine Erfahrung, sein gesunder Menschenverstand und der Wille der unsterblichen Götter ihn für immer und ewig gemacht haben. Ich bin mein ganzes Leben lang mit dieser beleidigenden Haltung konfrontiert worden. Oh, wie ich sie hasse! Und doch sage ich Ihnen, dass man sie in Zeiten wie diesen ermutigen sollte. Sie kann — und sollte — zu unserem Vorteil und zum kommenden Unbehagen dieser Verfechter von "Menschenrechten" und so weiter ausgenutzt werden, wenn wir clever genug sind. Es ist nicht einmal notwendig, besonders clever zu sein. Einer von uns geht ihnen immer durch die Lappen, während er sich ihnen unter ihrer Demokratie weiterhin widersetzt, denn es ist leichter, als wenn einer von ihnen sich unter *unserem* Regime Ärger ersparen könnte. Der Mann, der zum Beispiel gerade hierher gekommen ist, bildet sich sicher ein, dass drei Monate recht anständiges Essen und das, was sie als "freundliche Behandlung" bezeichnen, mich schon halb "entnazifiziert" haben. Und der Anblick meiner alten Geschichtsbücher hat ihn in diesem irrigen Eindruck noch bestärkt. Diese Leute haben eine so dekadente Wertschätzung für "Intellektualität" und eine so geringe Kenntnis des Nationalsozialismus, dass sie nicht glauben können, dass eine Frau, die gerne babylonische Geschichte liest, gleichzeitig ein vollwertiges "Nazi-Monster" sein kann. Diese Dummköpfe! Sollen sie sich doch weiter weigern, es zu glauben! Eines Tages, wenn mein Buch herauskommt — egal wann — werden sie ihre Meinung ändern. Sie werden ihre Meinung sowieso ändern, ob sie nun meine Schriften lesen wollen oder nicht, wenn sie sehen, mit welcher rücksichtslosen Konsequenz ich nach meiner Entlassung weiter unserer Sache diene, bis ich sterbe!"

Meine beiden Kameraden hatten meine Tirade mit Interesse und vielleicht auch mit einer gewissen Belustigung verfolgt. Denn während das Licht, in dem ich unsere Feinde darstellte, zweifellos dazu anregte, an den Sturz des parlamentarischen Kapitalismus und den endgültigen Aufstieg des Nationalsozialismus auf seinen Trümmern zu glauben — was wir ja alle wollen, blieb die Tatsache bestehen, dass meine pauschalen Aussagen über die Oberflächlichkeit und Dummheit der Demokraten durch viele Einzelbeispiele widerlegt wurden und dass es auch für uns nicht immer so einfach war, schlau zu sein, wie es schien.

"Sagen Sie uns", sagte H. E., "wenn der Engländer eine halbe Stunde später gekommen wäre und uns hier in Ihrer Zelle gefunden hätte, was hätten Sie ihm gesagt, um unsere Anwesenheit zu erklären?"

Die Frage war sehr peinlich, denn diese Möglichkeit war mir natürlich nie in den Sinn gekommen. Ich dachte eine Minute nach und antwortete: "Ich weiß es wirklich nicht. Aber ich bin sicher, dass ich mir angesichts dieser Unannehmlichkeit eine Geschichte ausgedacht hätte, die zu den Umständen passt.

"Was für eine Geschichte, zum Beispiel? Erzählen Sie sie uns, um der Neugierde willen", beharrte mein Freund.

"Nun", sagte ich, "ich hätte so tun können, als hätte ich einen Ohnmachtsanfall gehabt, und dass Sie in Abwesenheit von Schwester Maria ... " Ich hatte gerade begonnen, mir eine hypothetische Erklärung auszudenken, die mir auf den ersten Blick recht plausibel erschien, aber L. M. unterbrach mich. "Es ist müßig, sich *jetzt* den Kopf darüber zu zerbrechen, was jeder von uns getan hätte oder hätte tun sollen, *wenn* der Engländer uns hier gefunden hätte. Er hat uns nicht gefunden, und damit hat sich's. Er hat Sie allein gefunden, und Sie haben sich so geschickt verhalten, dass er keinen Verdacht auf die Existenz Ihrer Schriften schöpfte, soweit wir wissen. *Das* ist die Hauptsache. Seien Sie dankbar *dafür*, an welche übermenschliche Macht Sie auch immer glauben, und lassen Sie uns nicht länger über diesen 'falschen Alarm', wie Sie ihn nennen, nachdenken. Er ist ohnehin vorbei."

"Ich bin mir nicht so sicher, dass es vorbei ist", bemerkte H. E. "Habe ich dir nicht vor langer Zeit gesagt, dass du mit dem Manuskript vorsichtig sein sollst? Du hast mir Passagen daraus übersetzt, deshalb spreche ich ja. Ich *weiß,* was für ein gefährlicher Stoff es ist. Du weißt es selbst, so gut und besser als ich. Es grenzt an ein Wunder, dass die ersten drei Kapitel, die Sie vor Ihrer Verhaftung geschrieben haben, nicht vernichtet wurden. Allein das, was Sie mir in der Einleitung gezeigt haben, verblüfft mich. Jedes Mal, wenn ich daran denke, sage ich mir: Unsere Feinde müssen verrückt sein; es gibt keine andere Erklärung dafür. Aber meine Liebe, wenn sie jemals wieder Hand an dieses Buch legen, jetzt, wo Sie so viel mehr davon geschrieben haben; besonders, wenn sie das Kapitel 6 von Ihnen lesen, alles über ihre eigenen Gräueltaten, — diese peitschende Anklage der Alliierten, wenn überhaupt — ich sage Ihnen, dieses Mal werden Sie es nicht wieder sehen. Seien Sie vorsichtig und hören Sie auf mich: Verstecken Sie es irgendwo außerhalb Ihrer Zelle — denn ich habe das schreckliche

Gefühl, dass Ärger für Sie in der Luft liegt, und vielleicht auch Ärger für mich; dass eines schönen Tages Ihre Zelle gründlich durchsucht wird."

"Warum haben sie es heute nicht durchsucht, wenn sie es vorhatten?", fragte ich und versuchte, mir Gründe auszudenken, um das schmerzhafte Bewusstsein der Gefahr zu verdrängen, das mich plötzlich ergriff.

"Weil", sagte H. E., "diese Leute schlauer sind, als du denkst. Sie lassen uns einen langen Strick, an dem wir uns aufhängen können. Es ist gut möglich, dass sie die ganze Zeit wissen, dass du schreibst, und nur darauf warten, dass du dein Buch fertigstellst, um es in die Hände zu bekommen."

"Aber wie konnten sie es wissen? Wer hätte es ihnen sagen können?", fragte ich.

"Jeder, denn jeder weiß es oder vermutet es", antwortete mein Kamerad. "Du scheinst zu vergessen, dass in der Tür jeder Zelle ein Guckloch ist und dass jede Gefangene, die auf dem Weg zum Aufenthaltsraum ist, oder jeder von denen, die morgens den Gang schrubben, hineinschauen kann. Ich bin sicher, dass Sie jemand gemeldet hat, sonst hätte sich der Engländer nicht die Mühe gemacht, den ganzen Krieg über selbst zu kommen, um zu sehen, was Sie tun. Und wenn du mich fragst, dann ist es diese Frau F. in der Zelle gegenüber von deiner, die den Spion gespielt hat. Ich habe dir gesagt, wer sie ist, und dich gewarnt, dich vor ihr zu hüten."

"Ich habe seit dem Tag, an dem Sie mich gewarnt haben, nicht mehr mit ihr gesprochen; und davor — als ich noch nicht wusste, wer sie war — habe ich nur einmal ein paar Worte mit ihr gewechselt. Sie fragte mich nämlich, ob ich hier schreiben könne, und ich sagte ihr, dass ich das nicht könne. Ich sagte ihr, dass ich nie Papier bekommen habe, außer für private Briefe."

"Sie können sicher sein, dass sie durch den Türspion selbst herausgefunden hat, ob Sie die Wahrheit gesagt haben oder nicht, und dass sie auch herausgefunden hat, dass Sie ein Bild des Führers haben. Daraufhin hat sie sofort gegen Sie Anzeige erstattet. Ganz wie sie! Sie hasst uns alle — und dich vielleicht noch mehr als die anderen, weil du nicht einmal die Ausrede hast, Deutscher zu sein ... "

"Aber", sagte ich, "der Engländer hat das Bild nicht gesehen. Er hat auch nicht gesehen, wie ich schreibe. Er glaubt immer noch, dass ich die babylonische Geschichte las, als er hereinkam ... "

"Oder besser gesagt", erklärte mein Freund, "du glaubst, dass er es glaubt. Aber tut er das? Du scheinst die Intelligenz unserer Feinde zu unterschätzen. Das taten wir auch einmal. Aber jetzt wissen wir es besser. Wir wissen, dass diese Leute die raffiniertesten Schurken der Welt sind. Ich meine natürlich diejenigen, die verantwortliche Posten innehaben. Was die anderen betrifft — die Millionen, die getäuscht wurden, damit sie uns im Namen von "Freiheit" und "Gerechtigkeit" bekämpfen, so haben Sie Recht, wenn Sie sie als Narren betrachten. Aber sie zählen nicht — so sehr sie sich auch einbilden mögen, dass sie es tun, wenn sie einmal alle vier oder fünf Jahre wählen gehen. Die Verantwortlichen hingegen tun in der Regel nichts ohne Grund."

Wir diskutierten lange Zeit. Um sechs Uhr kam die diensthabende Wärterin, um meine Freunde zurück in ihre Zellen zu bringen. Wir begrüßten uns und trennten uns, wie immer. "Bei all dem habe ich ganz vergessen, sie daran zu erinnern, dass es heute genau sechsundzwanzig Jahre her ist, dass Leo Schlageter für die Wiederauferstehung Deutschlands gestorben ist", dachte ich, als sie gegangen waren. Regelmäßig sollten sie am folgenden Sonntag wieder den Nachmittag mit mir verbringen: "In drei Tagen", dachte ich. Und da ich unfähig bin, die Daten von Ereignissen zu vergessen, die mich tief beeindruckt haben, egal wie weit entfernt sie auch sein mögen, bemerkte ich, dass der Tag der 29. Mai sein würde — der Jahrestag jenes düsteren Dienstags, an dem Konstantinopel 1453 um etwa halb sieben Uhr morgens an die Türken fiel; dieses Datum pflegte ich in meiner Jugend zu begehen, indem ich vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang schwieg, ohne dass mich jemals jemand dazu aufgefordert hatte.

Mein tief verwurzelter südländischer Hang zum Aberglauben — gepaart mit den Ängsten, die H. E. in mir geweckt hatte — ließ mich darin sofort ein schlechtes Omen sehen. Ich glaubte mehr denn je, dass mir Unheil drohte. Und ich hatte das vage, aber schmerzhafte Gefühl, dass ich den Nachmittag vielleicht zum letzten Mal mit meinen beiden geliebten Kameraden verbracht hatte.

Am Freitag, dem nächsten Tag, hatte ich morgens, als ich von der "Freistunde" zurückkehrte, sofort den Eindruck, dass jemand während meiner Abwesenheit in meiner Zelle gewesen war. Automatisch schaute ich unter der Bettdecke nach. Zu meiner Erleichterung lag

mein Manuskript dort, wie ich es verlassen hatte. Ich sah in meiner Tischschublade nach: Auch das Heft, in das ich die ersten Kapitel von *Gold im Ofen* geschrieben hatte, und das Heft mit dem ersten Teil von *Der Blitz und die Sonne waren noch* so, wie ich sie zurückgelassen hatte. Aber sobald ich meinen Schrank öffnete, überkam mich eine unerträgliche Angst: meine Bücher waren *nicht* in der Reihenfolge, in der ich sie hingelegt hatte; und ein gelbes Büchlein, *Das Programm der N.S.D.A.P.*, das ich vor kurzem aus meinem Koffer genommen hatte, um darin nachzuschlagen, und das ich sorgfältig hinter den anderen versteckt gehalten hatte, fand ich allein, außerhalb des Regals, auf der Oberseite des Schranks liegen. Das reichte aus, um darauf hinzuweisen, dass meine Sachen während meiner Abwesenheit angefasst worden waren. "Von wem?" fragte ich mich.

Was könnte ich tun? Wen könnte ich fragen? Wer war wirklich auf unserer Seite und wer nicht? Eine Zeit lang fühlte ich mich hilflos — und immer mehr drängte sich mir eine Frage auf, eine einzige: Wie kann ich meine Manuskripte retten? Alles andere trat nun in den Hintergrund, erschien mir zweitrangig. Meine Ohrringe? Nun, wenn sie jemals konfisziert würden, wäre nichts einfacher für mich, als eines Tages in irgendeinem Juweliergeschäft in Indien ein anderes, praktisch ähnliches Paar zu kaufen. Goldene Hakenkreuze waren dort so üblich wie goldene Kreuze in Europa. Mein *Programm der N.S.D.A.P.*? Ich könnte ein anderes von meinen deutschen Freunden bekommen, wenn ich Zeit hätte. Und wenn nicht, könnte ich auch ohne auskommen. Die berühmten fünfundzwanzig Punkte kenne ich ohnehin auswendig. Und die zusätzlichen Hinweise, die ich im Zusammenhang mit Kapitel 11 meines Buches benötigt hatte, hatte ich nun genutzt. Auch meine Liederbücher konnten ersetzt werden. Und ich kannte eine ganze Reihe von Liedern. Selbst der Verlust des Porträts des Führers, so schmerzlich er für mich sein würde, wäre nicht unersetzlich, dachte ich, aber der Verlust meines Manuskripts wäre es. Niemals könnte ich es so, wie es war, noch einmal schreiben. Mehr und mehr spürte ich, dass es in Gefahr war. Aber wie sollte es gerettet werden?

Es war leichter, in einem plötzlichen Notfall wie dem, den ich erlebt hatte, als ich sah, wie Mr. Watts meine Zelle betrat, ruhig zu wirken — und in der Tat ruhig zu *sein* — als jetzt, wo ich alle Muße hatte, über die Gründe nachzudenken, die mich beunruhigten. Mir wurde klar, dass ich zuerst ruhig *aussehen* musste. Und ich legte mich eine Weile auf mein Bett, um mich zu beruhigen. Dann betrachtete ich

mich im Spiegel, um mich zu vergewissern, dass die Angst nicht mehr in meinem Gesicht zu sehen war. Als ich sah, dass dies nicht der Fall war, drückte ich auf den Schalter, der die Glühbirne über meiner Zellentür auf dem Korridor zum Leuchten brachte und die Aufmerksamkeit der diensthabenden Wärterin auf sich zog. Zu meiner Überraschung öffnete diese meine Tür viel schneller, als ich erwartet hatte: "Was brauchen Sie?", fragte sie mich.

"Ich fühle mich nicht wohl; könnten Sie so freundlich sein, nach Schwester Maria zu rufen", sagte ich und tat so, als wüsste ich nicht, dass Schwester Maria auf Urlaub war und dass die einzige Person, die in ihrer Abwesenheit zu mir kommen konnte, meine liebe Frau So-und-so war, die es nicht versäumen würde, H. E. mitzubringen. Die Antwort der Pflegerin bestätigte meine inneren Hoffnungen. "Schwester Maria ist nicht da", sagte sie, "ich werde Frau So-und-so bitten, zu kommen."

"Frag, wen du willst, Hauptsache, es kommt jemand", antwortete ich mit müder Stimme. "Ich fühle mich krank." Aber ich dachte die ganze Zeit nach: "Frau So-und-so ist eine von uns. Sie wird mir helfen — wenn sie kann. Und H. E. wird sicher mit ihr kommen. Mein geliebter H...!Mein treuer Kamerad! Es wird ein Trost für mich sein, sie in dieser Notlage nur zu sehen!"

Die beiden Frauen kamen und zogen die Tür hinter sich zu. Im Flüsterton erzählte ich ihnen schnell, was passiert war.

"Ich hatte Sie gewarnt", rief H. E. "Nicht wahr? Ich bin mir sicher, dass es diese Kommunistin ist, die gegen Sie ausgesagt hat. Und ich werde herausfinden, wer in deine Zelle gekommen ist — wenn ich kann."

"Wer auch immer es sein mag, es macht jetzt keinen Unterschied", antwortete ich. "Ich möchte Sie um einen Gefallen bitten, mit Frau So-und-so's Erlaubnis; nur einen: verstecken Sie meine Manuskripte in irgendeiner Schublade, in irgendeinem Winkel des Krankenzimmers, so dass sie, wenn sie meine Zelle wieder durchsuchen, sie nicht finden werden. Rette sie! Für mich — und für Deutschland — sind sie viel wertvoller als mein Leben; besonders das, an dem ich gerade schreibe. Das ist ... nun, *Sie* wissen, was es ist. Sie haben Passagen daraus gelesen. Hilf mir, sie zu retten!"

H. E. richtete ihren Blick flehend auf Frau So-und-so: "Warum nicht versuchen? Vielleicht können wir es verstecken?", sagte sie.

Frau So-und-so dachte eine Weile nach. Mein Herz klopfte schnell, in quälender Erwartung. Die Weile schien eine Ewigkeit zu

dauern. "Ich wünschte, ich könnte Ihnen diesen Dienst erweisen", sagte schließlich Frau So-und-so. "Ich habe von H. E. von Ihrem Buch gehört und ich würde alles in meiner Macht stehende tun, um es zu retten. Aber in der Krankenstation wäre es nicht sicher. Jeder weiß, dass wir ziemlich oft hierher kommen. Jeder weiß oder vermutet, daß H. E. dein Freund ist. Wenn sie in Ihrer Zelle nach Schriften von Ihnen suchen und keine finden, werden sie mit großer Wahrscheinlichkeit auch die Krankenstation durchsuchen, und wenn sie dort das Buch finden, dann gnade uns Gott! Wir werden genauso leiden wie Sie, mehr als Sie, denn wir sind Deutsche. Ich werde meine Arbeit verlieren. Aber ich bitte Sie nicht, an mich zu denken. Denken Sie nur an die Gefahr, in die Sie Ihren Kameraden und Freund bringen können, der nicht nur ein politischer Gefangener ist wie Sie, sondern ein sogenannter 'Kriegsverbrecher'."

Ich erkannte die Stichhaltigkeit und Klugheit ihrer Worte und flehte nicht länger. Ich konnte nicht das Risiko eingehen, meinem geliebten H. E. Leid zuzufügen, selbst um mein Buch zu retten.

Was raten Sie mir?", fragte ich. "In einer Stunde wird der Gouverneur oder sein Assistent zu seinem wöchentlichen Besuch kommen. Was, wenn er sich in den Kopf setzt, meine Sachen zu überprüfen?"

"Sie werden Ihre Zelle jetzt nicht sofort durchsuchen, während des allgemeinen Besuchs", sagte Frau So-und-so. "Aber wenn ich Sie wäre, würde ich alle meine gefährlichen Sachen einfach mit dem Rest Ihres Gepäcks in der Garderobe verstauen lassen. Es ist praktisch nicht zu befürchten, dass sie es dort ausgraben, aus dem einfachen Grund, dass Sie keinen Zutritt zu dem Ort haben sollen. Lassen Sie die Dinge so, wie sie im Moment sind. Gehen Sie ruhig baden, wenn Sie an der Reihe sind, und warten Sie dann, bis der wöchentliche Besuch des Gouverneurs vorbei ist. Rufen Sie Frau Oberin an und geben Sie ihr *alle* gefährlichen Dinge, die Sie haben, und bitten Sie sie, sie in Ihre Truhe in der Garderobe zu legen. Sie wird es bereitwillig tun und nichts darüber sagen. Du kannst ihr vertrauen."

"Ja", betonte H. E., "das ist ein guter Vorschlag."

"Ich werde ihm folgen", sagte ich. "Danke, Frau So-und-so! Ich danke Ihnen auch, dass Sie zu mir gekommen sind, mein H...!Sie kommen doch am Sonntag wieder, nicht wahr? Irgendwie kann ich es seit gestern nicht ertragen, auch nur eine Stunde von Ihnen getrennt zu sein. Es ist, als hätte ich Angst, etwas könnte uns trennen."

H. E. legte ihren Arm um meinen Hals, während ihre himmelblauen Augen liebevoll in meine blickten. "Selbst wenn sie es versuchen würden, könnten sie uns nicht für immer trennen", sagte sie. Und für einen Moment vergaß ich meine Manuskripte, die in Gefahr waren, nur um zu spüren, dass ich nicht umsonst nach Werl gekommen war, da ich dort eine solche Genossin wie H. E. getroffen hatte, und Tränen füllten meine Augen.

Aber sie fügte hinzu: "Machen Sie sich jetzt keine Sorgen. Tun Sie, was Frau So-und-so vorgeschlagen hat, und alles wird gut werden. Ich werde Sie am Sonntag sehen. Ich werde Sie morgen früh sehen und heute Nachmittag für ein oder zwei Minuten, wenn ich kann. Heil Hitler!"

"Heil Hitler", wiederholte ich mit Inbrunst und leiser Stimme und hob meine rechte Hand zum Gruß, als sie und Frau So-und-so die Zelle verließen. Und mit diesen zwei magischen Worten spürte ich, wie Angst und Schrecken aus meinem Inneren verschwanden. Eine seltsame Kraft — die nicht die meine war — dieselbe übermenschliche Kraft, die Tausende von anderen Nationalsozialisten in all den Jahren der Verfolgung getragen hatte, ergriff von mir Besitz. Irgendwie wusste ich, dass wir, was auch immer geschehen würde, auf lange Sicht gewinnen würden. Und wenn wir dazu bestimmt waren, zu siegen, was spielte dann der ganze Rest für eine Rolle?

Der Tag verging, und auch der nächste Tag, ohne nennenswerte Zwischenfälle. Ich hatte gebeten, Frau Oberin zu sehen, um ihr eventuelle Manuskripte zur Aufbewahrung in der Garderobe zu geben. Aber ich hatte keine Antwort erhalten. Vielleicht war sie verreist und würde erst am Montagmorgen zurückkommen. Ich wusste, dass sie die Wochenenden immer bei ihren Eltern in Dortmund verbrachte, wenn sie konnte. Die einzige andere Person, die meine Bücher hätte mitnehmen und in meinen Koffer in der Garderobe legen können, war Frau R., auch bekannt als Frau Erste, die Oberin. Aber obwohl sie mich immer freundlich behandelt hatte, fühlte ich mich ihrer Mitarbeit nicht sicher genug, um ihr meine Schriften anzuvertrauen. "Ich werde Frau Oberin sicher am Montagmorgen sehen, wenn nicht schon morgen", dachte ich, "und ich werde sie ihr geben."

Der nächste Tag war der 29. Mai, ein Sonntag. Frau Oberin ist nicht gekommen. Ich beschloss, am Montag mit ihr zu sprechen. In der

Zwischenzeit wartete ich auf meine beiden Kameraden, während ich langsam mit Kapitel 12 meines Buches fortfuhr. Vergeblich wartete ich den ganzen Nachmittag. Um vier Uhr war ich zu unruhig geworden, um weiter zu schreiben. Ich schlug wahllos Halls *Ancient History of the Near East* auf und versuchte zu lesen. Aber es gelang mir nicht. Alle fünf Minuten hob ich den Blick und beobachtete den Sonnenfleck an der Wand, dessen stetige Bewegung in Richtung Tür mir das schnelle Verrinnen der Zeit verriet.

Kurz bevor mein Abendessen gebracht wurde, hörte ich endlich ein Geräusch an meiner Tür und sah ein blaues Auge, das mich durch den Türspion anstarrte. Ich stand auf und ging hin, um zu sehen, wer es war. Zu meiner Freude war es H. E.

"Savitri!", rief sie mir von draußen leise und traurig zu.

"H... . !", antwortete ich und rief sie meinerseits beim Namen. "Kommst du? Ich habe den ganzen Nachmittag auf dich gewartet."

"Wir können nicht mehr kommen", sagte sie. "Der Gouverneur verbietet es."

Ich spürte, wie mir das Herz in die Brust sank, so wie drei Tage zuvor bei dem unerwarteten Anblick von Mr. Watts. Ich witterte Gefahr. Zweifellos witterte H. E. sie auch, denn sie fragte mich: "Haben Sie getan, was wir Ihnen gesagt haben?" Ich verstand, dass sie wissen wollte, ob ich meine Manuskripte in Sicherheit gebracht hatte.

"Noch nicht", sagte ich. "Ich konnte Frau Oberin nicht erreichen. Ich habe gebeten, sie zu sehen, aber ich habe keine Antwort erhalten."

H. E. sah mich trauriger denn je an. "Sie ist nicht da", sagte sie mir. "Ich hoffe, morgen wird es nicht zu spät sein."

"Das wollen wir hoffen", antwortete ich. Und ich fügte hinzu: "Werden Sie nie wieder sonntags kommen dürfen? Nie mehr?" Während ich sprach, hatte ich das Gefühl, als ob mich etwas ersticken würde.

"Offenbar nie mehr", antwortete mein Kamerad. "Das sind die Befehle des Gouverneurs, wurde mir gerade gesagt."

"Wer hat Ihnen das gesagt?"

"Fräulein S." Fräulein S. war die Assistentin von Frau Oberin, wie ich schon einmal erwähnt habe. Ich war sprachlos und fühlte mich noch unbehaglicher als sonst. "Ich muss jetzt gehen", fuhr H. E. prompt fort, "sie dürfen mich nicht dabei erwischen, wie ich durch den Türspion mit Ihnen rede, sonst gibt es noch mehr Ärger. *Auf Wiedersehen*!"

Das blaue Auge verschwand aus der Mitte der kleinen runden Öffnung. Und ich hörte, wie H. E. den Korridor in Richtung des D-Flügels entlanglief. Eine unaussprechliche Traurigkeit und eine undefinierbare Angst ergriffen von mir Besitz. Anstatt mein Manuskript wieder in die Tischschublade zu legen, versteckte ich es unter meiner Matratze, nachdem ich vergeblich rechts und links nach einem besseren Platz gesucht hatte. Es gab keinen Ort, an dem ich sicher sein konnte, dass man es nicht finden würde, wenn man es durchsuchte. In der Tat war es genauso sicher, dass man ihn unter meiner Matratze finden würde wie in meiner Schublade. Ich wusste nicht, warum ich versuchte, ihn dort zu verstecken, oder besser gesagt, ich wusste, dass es sinnlos war. Trotzdem versteckte ich ihn in einer Art Panik.

In dieser Nacht betete ich inbrünstiger als je zuvor, dass meinen kostbaren Schriften kein Schaden zustoßen möge, und mit größerer Sehnsucht als je zuvor betrachtete ich das Bildnis des Führers und sehnte mich verzweifelt nach der neuen Zeit, in der alle meine Kameraden und ich frei sein würden — in der wir nach all unseren Drangsalen endlich wieder das Recht hätten, offen vor der ganzen Welt Nationalsozialisten zu sein; ja, in der wir mächtig sein würden, gefürchtet von denen, die uns jetzt verfolgen.

Aber diese Zeiten schienen weit entfernt, denn ich war nicht in einer hoffnungsvollen Stimmung. Ich beneidete all jene von uns, die 1942 oder davor gestorben waren, voller freudiger Gewissheit. Und ich versuchte zu schlafen — um zu vergessen, für ein paar Stunden.

Aber ich konnte nicht schlafen.

Am nächsten Morgen, Montag, dem 30. Mai, wurde meine Zelle geöffnet. Frau Erste — die Oberin — und Fräulein F, die diensthabende Wärterin an diesem Tag, erschienen an der Schwelle. Frau Erste schickte mich hinaus, führte mich in die Zelle Nr. 50 neben meiner, die leer war und in die sie selbst mit Fräulein F. trat. Sie zog die Tür hinter uns zu und sagte dann abrupt: "Ziehen Sie sich aus.

Ich begann, meinen Overall aufzuknöpfen, während sie mein Haar aufknöpfte, um zu sehen, ob ich etwas darin versteckt hatte. Dann zog ich mich aus, warf meine Kleider, Strümpfe und Schuhe beiseite und blieb nackt vor den beiden Frauen stehen, nur das kleine Glasbild des Führers, das ich an einer Schnur um den Hals trug, blieb mir. Ich

konnte nicht umhin, Frau Erste zu fragen, warum ich auf einmal so gründlich durchsucht wurde.

"Du hast dumme Dinge getan", antwortete sie. "Du weißt selbst, was du getan hast."

"Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. Ich habe nichts getan", protestierte ich energisch. Ich sprach aufrichtig. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, was man mir vorwerfen könnte. Wochenlang hatte sich meine ganze Tätigkeit darauf beschränkt, mein Buch zu schreiben, ohne mit irgendjemandem in Kontakt zu kommen, außer mit meinen beiden Freunden aus dem D-Trakt, wann immer ich konnte, und mit den Mitarbeitern des Instituts. Seit Wochen hatte ich es völlig unterlassen, die eher langweiligen Frauen, mit denen ich zweimal täglich meine "Freistunde" verbrachte, zu indoktrinieren. Außerdem war die Begleiterin, mit der ich diese kurzen Minuten der Entspannung an der frischen Luft verbrachte, eine Holländerin, die unserer Ideologie sehr wohlwollend gegenüberstand, aber ein wenig zu zimperlich war — zu voreingenommen, trotz allem, zugunsten des so genannten "Wertes" *jedes* menschlichen Lebens, um es zu verdienen, zu uns gezählt zu werden. Sie ideologisch zu indoktrinieren, war unnötig: Theoretisch war sie auf unserer Seite — oder glaubte es zumindest. Andererseits war es unmöglich, sie in der Praxis mit der Ideologie in Einklang zu bringen, die sie zu bewundern behauptete; dies zu versuchen war gefährlich. Denn während ihr gesunder Menschenverstand ihr sagte, dass wir selbst in dem, was die dekadente Welt gerne als unsere "Exzesse" bezeichnet, im Recht waren, war sie von Natur aus eine Menschenfreundin. Und *das* ist unheilbar. Ich hatte daher keinen Grund, mich dem Proselytismus hinzugeben, außer durch das lebendige Beispiel meines eigenen unerschütterlichen Glaubens und meiner absoluten Konsequenz.

Aber Frau Erste glaubte mir nicht. "Sie haben unter den anderen Gefangenen Flugblätter verteilt und Propaganda gemacht", sagte sie.

"Das habe ich seit vielen Wochen nicht mehr", antwortete ich, und wieder sprach ich die Wahrheit.

Währenddessen durchsuchte Fräulein F. die Taschen meines Overalls und meine Strümpfe. In einer meiner Taschen fand sie ein vierfach gefaltetes Papier, auf dem in meiner Handschrift eine Kopie des Textes der Plakate stand, die zu meiner Verhaftung geführt hatten. Und ich wusste, dass das eine gedruckte Exemplar desselben Textes, das in meinem Besitz geblieben war, — und eines meiner Flugblätter von vor einem Jahr, unter meinen Büchern zu finden waren. Das

würde zweifellos die Anschuldigung gegen mich verstärken. Und das Manuskript von *Gold im Ofen* war natürlich mehr als alle Flugblätter ein beredter Beweis dafür, dass ich nach wie vor ein militanter Nationalsozialist war.

Fräulein F. warf einen Blick auf den handgeschriebenen Text und gab keinen Kommentar ab. Ich hatte ihr einige Tage nach meiner Ankunft in Werl ein ähnliches Papier gegeben, das sie gerne angenommen hatte.

Die Oberin berührte das kleine Glasporträt des Führers, das ich um meinen Hals trug. Wollte sie es mir wegnehmen? Es schien mir, als ob sie das vorhatte. "Immerhin", dachte ich, "hat sie den Befehl, mich gründlich zu durchsuchen. Ich sagte nichts. Ich flehte nicht um Gnade. Aber meine Augen blickten zu ihr auf, mit einem eindringlicheren Flehen, als jedes Wort es ausdrücken könnte. "Lasst mir wenigstens *das*?", riefen sie ihr flehentlich zu. "Ich bin dabei, alles zu verlieren, auch meine Schriften. Lasst mir wenigstens *das* — meinen letzten Schatz! Was kann dir schon passieren? Wer wird davon erfahren?"

Der letzte Schatz eines Gefangenen in ihrer Macht: das Bildnis des Mannes, der jetzt, zu ihren Lebzeiten, Großdeutschland in all seiner Pracht aufgebaut hatte. Und die dunklen Augen, die sie mit so pathetischem Appell anflehten, es zu schonen, waren die eines fremden Ariers, dessen Liebe nie versagt hatte; Augen, die bei der Verkündung der großen Siege von 1940 ekstatisches Glück ausgestrahlt hatten; die geweint hatten, als Deutschlands Macht gebrochen war. Bis heute weiß ich nicht, was im Herzen von Frau Erste vorging. Ich weiß nur, dass sie mir nicht befohlen hat, die Schnur zu lösen und ihr das unschätzbare kleine Objekt zu überreichen. Und ich glaube gerne, dass sie dem inneren Diktat ihres deutschen Stolzes gehorchte, der ausnahmsweise stärker war als ihr beruflicher Sinn für Disziplin um ihrer selbst willen, stärker als ihre Angst vor Oberst Vickers.

Fräulein F. gab mir eine neue Latzhose zum Anziehen. Meiner wurde mit allem, was er enthielt, in den Taschen weggetragen, offenbar um genauer untersucht zu werden. Die beiden Frauen gingen dann zurück in meine Zelle nebenan, nachdem sie mich in Nr. 50 eingesperrt hatten.

Regungslos, sprach- und tränenlos hörte ich zu, wie sie meine Matratze umdrehten, meine Bücher aus den Regalen des Schranks nahmen und meine Schublade umstießen. Zweifellos hatten sie meine Manuskripte gefunden. In einer Minute würden sie sie wegtragen und

den Vertretern der Besatzungsmacht übergeben. Diese Schriften, in die ich meine ganze Liebe gesteckt hatte, würde ich nie wieder sehen. Und die Menschen, für die ich sie geschrieben hatte — meine deutschen Kameraden — würden sie nie lesen, das wusste ich. Oder zumindest glaubte ich, es zu wissen. Ich fühlte mich genauso, als ob es wahr gewesen wäre und als ob ich es gewusst hätte. Und doch blieb ich stumm und ohne Tränen, in steinerner Gefühllosigkeit. Etwas erstickte mich, und etwas lähmte mich. Ich habe nicht einmal gebetet, — nicht einmal gedacht. Ich fühlte mich, als wäre ich plötzlich von all meiner Substanz entleert worden und hätte aufgehört zu existieren, außer als Automat. Ich hörte gleichgültig zu, wie die beiden Frauen meine Zelle durchwühlten, keine zwei Meter von mir entfernt, auf der anderen Seite der Trennwand. Durch eine durchsichtige Fensterscheibe konnte ich ein Stück blauen Himmel sehen. Aber selbst der Himmel — der grenzenlose, unergründliche Ozean aus Licht, der mir immer so viel bedeutet hatte — weckte keine Gefühle in mir. Wenn eine Puppe für eine Weile ein Bewusstsein erlangen könnte, dann hätte sie die Art von Bewusstsein, die ich dann erlebte.

Ich konnte nicht sagen, wie lange ich in dieser leeren Zelle stand, innerlich zerquetscht in diesem unbeschreiblichen Zustand des psychischen Todes. Die Zeit existierte für mich nicht mehr, als ob ich wirklich tot gewesen wäre.

KAPITEL 11

Qualen

Endlich holte mich Frau Erste ab, führte mich zurück in meine Zelle und schloss mich ein.

Ich sah meine Matratze und mein Bettzeug, die umgeworfen worden waren; meinen Schrank, in dem nichts mehr stand, nicht einmal der Teller, in dem ich zu essen pflegte; meine nun leere Schublade, in der ich all die Wochen meine Manuskripte aufbewahrt hatte. Und wie ein Mensch, der betäubt wurde, nach einigen Sekunden der Empfindungslosigkeit aus dem Schmerz erwacht, wurde ich aus meiner seltsamen, todesähnlichen Trägheit zurück ins Leben — zurück in die Hölle — gerissen. Ich kannte das Grauen, zu wissen, dass ich alles verloren hatte und nichts dagegen tun konnte; das Grauen, besiegt zu sein. Mein Mund bebte. Tränen erstickten mich. Ich warf mich auf mein Bett — es stand Kopf — und fing laut an zu schluchzen, wild und verzweifelt, wie ich es schon so oft getan hatte in diesen drei schrecklichen Jahren der Bitterkeit, der Demütigung und des ohnmächtigen Hasses, die dem Zusammenbruch all meiner Träume im Jahre 1945 gefolgt waren; in diesen Jahren, in denen ich ohne Hoffnung gelebt hatte, allein auf Rache aus, und in denen selbst die Rache manchmal zu weit entfernt schien, als dass ich sie hätte erwarten können. Ich schluchzte, bis meine Augen trüb und mein Körper erschöpft war; bis ich nicht mehr schluchzen konnte.

Dies war die größte Annäherung an "persönliche" Trauer, die ich je erlebt hatte — sicherlich die erste Trauer in meinem Leben, die sich auf ein Ereignis bezog, das mich *mehr* als andere betraf; und wahrscheinlich die einzige Trauer dieser Art, die ich zu erleben imstande war. Das wurde mir plötzlich bewusst, als ich mich auf dem Bett aufsetzte und meine Tränen mit dem Ärmel trocknete. Und diese Erkenntnis, die mir in ihrer ganzen eindringlichen Einfachheit — wie die einer physischen Tatsache — kam, war der erste erlösende Lichtstrahl inmitten der völligen Düsternis, die mich immer noch überflutete; mein erster Impuls von Stärke und Stolz aus der Tiefe der Niedergeschlagenheit. "Warum weine ich, ich, der ich nie geweint

habe, außer um Dinge, die es wert sind", dachte ich. "Dieser Schlag ist nichts, verglichen mit der Kapitulation. Er betrifft nur *mich*. Deshalb ist es eine Kleinigkeit. Bin ich ein Schwächling, ein Feigling, ein eingebildeter 'Intellektueller', wenn ich *jetzt* darüber weine, wo der Schrecken von 1945 schnell in die Vergangenheit zurückkehrt? *Jetzt*, wo ich weiß, dass es für die, die ich bewundere, Hoffnung auf Rache und Ruhm gibt? *Jetzt*, wo die Zeit, die meine gemarterten Kameraden und mich von unserem Tag in der Zukunft trennt, vielleicht kürzer ist als die Zeit der Kapitulation in der düsteren jüngsten Vergangenheit? Selbst wenn meine Schriften für immer verloren sind, warum sollte ich mir darüber das Herz brechen? Kann sich die unbesiegbare arische Elite, das wahre, lebendige Gold im Ofen, nicht ohne ihre Hilfe erheben? Nimm dich zusammen, Savitri, deren Name 'Energie der Sonne' bedeutet! Verweigere den Agenten der dunklen Mächte die Macht, dich leiden zu lassen! Und trockne deine Tränen: Nazis weinen nicht."

Ich fühlte mich etwas besser, nachdem ich so mit mir selbst geredet hatte. Ich stand auf und wusch mir das Gesicht. Ich war fest entschlossen, mich nicht unterkriegen zu lassen. Sätze aus den schönen alten Liedern, die die frühen Nationalsozialisten während des ersten Kampfes um die Macht inspiriert hatten, kamen mir als Gebote des Stolzes und des Mutes wieder in den Sinn:

"Wollt nimmer von uns weichen... "
(Aus dem Lied der S.S., das mit "Wenn alle untreu waren ..." beginnt)

"... der Tod besiegt uns nur... "
(Aus "Wir sind die Sturmkolonnen ...")

"Wir werden weiter marschieren, wenn alles in Scherben fällt ... "
(Aus "Es zittern die morschen Knochen ...")

Ein plötzlicher, unheimlicher Enthusiasmus, der umso unwiderstehlicher war, als er auf den Ruf meines höheren Selbst hin so dramatisch in mir aufstieg, als ich völlig niedergeschlagen war, ergriff mich. Wieder füllten sich meine Augen mit Tränen. Aber es waren nicht mehr die Tränen des Besiegten. Es waren Tränen der Rührung, als ich mir angesichts der totalen Ohnmacht und des unwiederbringlichen Verlustes meiner Unbesiegbarkeit bewusst

wurde, die — ich fühlte, ich wusste — die Unbesiegbarkeit aller wahren Nazis der Welt war.

In der Mitte meiner durchwühlten Zelle stehend, den rechten Arm nach Osten ausgestreckt — wie an dem dunklen, feuchten Ort, an dem ich die Nacht meiner Verhaftung verbracht hatte; wie eines Tages, als ich frei war, auf den Ruinen eines einsamen, von den Alliierten gesprengten "Bunkers" in den rebenbewachsenen Hügeln oberhalb von Wiltingen, nahe der Saar — stimmte ich das unsterbliche Lied an:

"*Die Fahne hoch! Die Reihen fest geschlossen*!
S.A. marschiert, mit ruhig festem Schritt ... "

Während ich sang, stiegen große Erinnerungen, Visionen von höchster kriegerischer Schönheit in meinem Bewusstsein auf, lebendige Friese aus einer anderen Welt — aus jener Welt, die ich geliebt, bewundert, verehrt, für die ich gelebt hatte, für die ich gerne gestorben wäre, die ich aber nie gesehen hatte; die dennoch mein war, ob ich sie nun gesehen hatte oder nicht. Ich stellte mir den Marsch der S.A. vor durch die Straßen des wiedergeborenen Deutschlands in den ersten Tagen des Kampfes; den wahnsinnigen Enthusiasmus von 1933; die majestätische Parteiversammlung von 1935 in Nürnberg, — Hunderttausende, die gekommen waren, um ihren Glauben an unsere ewigen Werte zu verkünden, in jenem riesigen Stadion, das von der steinernen Plattform beherrscht wurde, die das heilige Hakenkreuz trug und die leuchtende, lebendige Flamme stützte, den neuen Altar der arischen Rasse zur Ehre der Sonne und zu ihrer eigenen Ehre; ich stellte mir die großartigen Szenen von 1940 vor: den Marsch der *Leibstandarte Adolf Hitlers* unter dem Arc de Triomphe de L'Etoile" und entlang der Avenue des Champs Elysées, zu den Klängen eben jenes Horst-Wessel-Liedes, im eroberten Paris. Aber danach die Ruinen, der Terror, der Hunger, die täglichen Demütigungen, die ich gesehen hatte; Deutschlands langwieriges Martyrium; meine eigene seelische Qual in einem Europa, das allem feindlich gesinnt ist, was ich bewundere; der Anblick der Eunuchen der Demokratie und ihrer Zöglinge — des schleimigen Levantiners und des christianisierten "intellektuellen" Negers — und ihrer Herren, der Juden, die sich über die Niederlage des edelsten aller Arier freuen; der Triumph des Affen über den lebenden Halbgott und, was vielleicht noch schlimmer ist, die herablassende Predigt des Affen an den verwundeten Halbgott, der ohnmächtig im Staub liegt, aber trotz allem gottgleich ist —

gottgleicher denn je im Gegensatz zu dem eingebildeten untermenschlichen Clown ...

Ich bemühte mich angestrengt, bis zum Ende "durchzuhalten". Aber während ich mit einer Stimme, die bereits von Emotionen verändert war, die letzte Zeile sang:

"*Die Knechtschaft dauert nur noch kurze Zeit*."

Ich bin zusammengebrochen.

Und von da an begann meine Folter — eine Folter, die die Vertreter der Besatzungsmacht weder ergründen noch auch nur ahnen konnten und für die sie, um es vorsichtig auszudrücken, nur das Instrument, nicht aber die Ursache waren. Die Ursache war viel weiter entfernt, und sie lag in mir selbst. Denn während ich im Lied der Freiheit, des Stolzes und der Macht einen Zauber der Stärke in meiner gegenwärtigen tragischen Lage gesucht hatte, hatte mich mein altes nagendes Bedauern, nicht früher nach Deutschland gekommen zu sein, — jenes Bewußtsein eines nutzlosen, vergeudeten Lebens, das mich seit Ausbruch des Krieges und besonders seit der Kapitulation so oft wie eine Reue gequält hatte — wieder mit eisernem Griff gepackt. Sie vermischte sich nun mit der Trauer über den Verlust meiner Manuskripte, ja, sie steigerte diese Trauer bis zur völligen, wahnsinnigen Verzweiflung. Mein Impuls wäre gewesen, zu den unsichtbaren Mächten zu beten, meine Schriften zu retten, auch gegen alle Hoffnung. Aber eine unerbittliche innere Stimme — die Stimme meines wahren Ichs — sagte mir immer wieder, dass ich der Gunst der gerechten, leidenschaftslosen, alles durchdringenden Mächte nicht würdig sei. Mit verblüffender Klarheit und Genauigkeit zeigte sie mir mein praktisch vergeudetes Leben auf, in krassem Gegensatz zu dem, was dieses Leben *hätte sein können*, wenn ich mit zweiundzwanzig Jahren einen anderen Weg eingeschlagen hätte — meinen eigenen, einzig vernünftigen, einzig konstruktiven, einzig natürlichen Weg, nämlich wenn ich einfach den Rhein überquert hätte, anstatt das Mittelmeer zu überqueren. Es peitschte mich und verhöhnte mich, als ich auf meinem Bett lag und wilder schluchzte als je zuvor, diesmal weniger über meine verlorenen Manuskripte als über meine verlorene Jugend, meine verlorene Energie, meine einsamen, ermüdenden, wertlosen Jahre im Nahen und Mittleren Osten, eine jämmerliche Karikatur des nützlichen und glücklichen Lebens — des glorreichen Lebens — das ich hätte leben können ... *wenn — wenn* ich nicht so ein

Narr gewesen wäre. Und ich akzeptierte in aller Demut jeden Schlag dieser Peitsche des Gewissens, die immer wieder auf mich fiel und sich jedes Mal tiefer und tiefer in mein Herz bohrte — jeden Stich des Messers in die alte klaffende Wunde — denn ich wusste, dass ich es verdient hatte.

Gnadenlos, in all seiner tragischen Ironie, rollte sich der Film meines ganzen Lebens vor mir ab. Ich erinnerte mich an meine im Grunde heidnische Kindheit, an meine noch bewusster heidnische Jugend inmitten jener jüdisch-christlichen Welt, die ich immer so sehr verachtet hatte, wenn ich sie nicht gerade bitterlich gehasst hatte; ja, inmitten der notorisch überzivilisierten, verkopften, leichtlebigen und leichtfertigen — dekadenten — Nation dieser Welt: Frankreich, die Nation, die über all das lacht, was sie nicht versteht. Ich erinnerte mich an meinen frühen Stolz auf Gesundheit, Kraft und Anmut, an meine frühe Revolte gegen die jüdisch-christlichen *Werte* und die demokratische Einstellung zum Leben. Die Gleichheit, die "Würde" *aller* Menschen, ungeachtet ihrer Rasse, ihres Charakters, ihres Gesundheitszustands, nur weil sie *Menschen* waren; einer dieser abstoßenden Idioten, die ich bei meinem Besuch in der Anstalt von Laforce gesehen hatte, in den Augen des sanften Jesus — und meiner dumpfen, freundlichen, herablassenden Lehrer, ob Christen oder Freidenker — so liebenswert wie ich, nur weil er angeblich eine "Seele" (oder was immer die Freidenker dafür halten) hatte; das Leben eines Negers, eines Juden, so "heilig" wie das des prächtigsten Exemplars der Menschheit, und viel heiliger als das der majestätischen Tiere der Wälder, die ich um ihrer Schönheit willen liebte; das "Recht" des Menschen, gesunden, unschuldigen Tieren Leiden und Tod zuzufügen, soviel er wollte, um zur Ernährung oder "Rettung" kranker, mangelhafter oder von Natur aus minderwertiger Menschen beizutragen, während er den stärkeren, schöneren, besseren Menschen das Recht verweigerte, die von Natur aus minderwertigen niederzuhalten und auszubeuten! Oh, wie hatte ich das alles gehasst, mit der ganzen Leidenschaft meines Herzens, von den frühesten Tagen meines Lebens an, trotz meiner Umgebung zu Hause, in der Schule, im College, überall! Wie war ich immer der unerbittliche Feind des sentimentalen Gläubigen an die "Rechte des Menschen", des Pazifisten, des Christen gewesen, vor allem, wenn dieser Menschenfreund auch noch Fleischesser und Befürworter jeglicher Gräueltaten war, die "im Interesse der Menschheit" an Tieren begangen wurden!

Verse, die ich in meiner Jugend — oder davor — gelesen und nie vergessen hatte, denn sie hatten eine magische Anziehungskraft auf mich ausgeübt; vor allem Verse des französischen Dichters Leconte de Lisle kamen mir wieder in den Sinn:

"Henokhia! Ungeheure Stadt der Männlichen,
Höhle der Gewalttätigen, Zitadelle der Starken,
Du, der du weder Angst noch Reue kennst ... "

Und diese grelle Anspielung auf den vergötterten arischen Helden Indiens, in all dem Stolz der privilegierten gottgleichen Rasse — diese Verse, deren Musik dazu bestimmt war, mich eines Tages, nach dem Scheitern meiner großen Träume in Griechenland, in das von Kasten durchzogene Land zu treiben, als in die uralte Hochburg der natürlichen Ordnung und Hierarchie:

"Rama, Sohn von Dasharatha, den die Brahmanen ehren,
Du, dessen Blut rein ist, du, dessen Körper weiß ist".
Lakshmana sagte: "Sei gegrüßt, oh glänzender
Unterwerfungsmeister
Von allen gottlosen Rassen!"

In der Tat war ich mein ganzes Leben lang von demselben Geist beseelt gewesen wie jetzt. Wie recht hatte ich gehabt, als ich irgendwo in meinem jetzt verlorenen Buch geschrieben hatte: "Man *wird* nicht zum Nationalsozialisten. Man entdeckt nur früher oder später, dass man schon immer einer war — dass man von Natur aus gar nicht anders sein kann." Je mehr ich mich an der Schwelle des Lebens an mich selbst erinnerte, an meine Diskussionen mit den Christen, die mir schon meinen "geistigen Hochmut" und meine "unmenschliche Gesinnung" vorwarfen, mit den pazifistischen Träumern, die ich verachtete, mit den modischen Anhängern Sigmund Freuds, die ich verabscheute, desto mehr wusste ich, wie wahr dies war.

Doch dann ertönte die anklagende innere Stimme klar und unbarmherzig in mir: "Ja, natürlich, das ist wahr. In der ganzen arischen Welt außerhalb Deutschlands gab es keinen einzigen Mann und keine einzige Frau, die entschiedener als du für die Ehre bestimmt war, die von Adolf Hitler verkündete Wahrheit zu bezeugen. Keiner verstand diese Wahrheit besser als Sie, keiner liebte sie glühender, keiner liebte *nichts anderes als sie*, wie Sie es schon in jenen fernen

Tagen des frühen Machtkampfes taten. Erinnern Sie sich, erinnern Sie sich, mit welcher Sympathie, mit welcher Bewunderung Sie diesen frühen Kampf in den Zeitungen verfolgt haben, als Sie achtzehn, zwanzig Jahre alt waren! Sie waren noch nicht über Ihre Trauer über die Zerstörung des griechischen Ionien — jenes uralten Vorpostens der arischen Zivilisation im Nahen Osten — hinweggekommen, und schon hatten Sie genug Weitblick, um sich für den Kampf einer großen westlichen Nation um die Freiheit, ja um das Leben zu interessieren; Sie hatten schon genug Herz, um in der französischen Besetzung des Ruhrgebiets einen Akt des Verbrechens zu sehen, und Sie sprachen mit wilder Empörung dagegen an. Noch einmal, wie bei der Blockade Griechenlands im Ersten Weltkrieg und wie nach dem Verrat an Griechenland in Kleinasien, sahen Sie in Frankreich — mit Recht — den Feind der arischen Menschheit. Aber was taten Sie, als Sie frei waren zu handeln? Du bist hingegangen und hast versucht, die modernen Griechen von ihrer sklavischen Verehrung für das Französische und vom Einfluss Frankreichs zu befreien, — von der Anziehungskraft, die die kränklichen Ideale der Französischen Revolution auf so viele der Halbgebildeten und der ausländisch Gebildeten unter ihnen ausübten; du hast dich bemüht, in ihnen die Liebe zu den ewigen arischen Werten zu wecken, die die griechischen Werte von einst sind. Und als Sie sahen, dass Sie nichts ausrichten konnten — denn die Wurzeln der Gleichmacherei liegen tief, im Christentum, ja in der Korruption der hellenistischen Zeit, und keine Predigt, es sei denn, sie wird durch Gewalt unterstützt, kann vorgeben, den zweitausendjährigen Verfall aufzuhalten, wandten Sie sich dem Osten zu, dem einzigen Land, in dem das Christentum die arischen Götter nie verdrängt hatte und in dem der gleichmacherische Unsinn von Rousseau unbekannt war. Du bist nach Indien gegangen — und dort geblieben, du Narr, während die Europäer, von denen viele die historische Bedeutung der nationalsozialistischen Botschaft nicht so gut kannten wie du, ein neues Deutschland, ein neues Europa, das wahre, wiederauferstandene Aryandom deiner Träume aufbauten. Was taten *Sie*, während sie, Ihre Freunde, Ihre Kameraden, Ihre Brüder, Ihre Gleichen und Ihre Vorgesetzten, *dies taten*? Du hast dich in heftigen Reden gegen die Missionare des Christentums und der Demokratie geäußert; du hast den geblendeten Hindus die düstere Geschichte der Eroberung des arischen Abendlandes durch das jüdische Glaubensbekenntnis der Sanftmut, der Gleichheit und der Heuchelei wortgewaltig als Warnung erzählt und ihnen zugerufen:

"Nehmt euch in Acht!"; versucht, den Osten dazu zu bewegen, seine Anstrengungen mit denen der westlichen Elite im Kampf für die Wahrheit, für die Ordnung, für das Ariertum zu verbinden! Du verschwendest deine Zeit. Du Narr! Hast du all diese Jahre gebraucht, um die unheilbare Trägheit des Ostens zu entdecken?

"Was taten Sie im September 1935, als Ihre Träume im großen Stadion von Nürnberg inmitten von Lichtsäulen Gestalt annahmen? Während auf dem neuen Altar mit dem uralten Hakenkreuz die heilige Flamme der fassungslosen Welt die wundersame Auferstehung der privilegierten Rasse, *Ihrer* Rasse, der Arier in allen Ländern verkündete? Warum warst du nicht an deinem Platz bei den Hunderttausenden, am Fuße des Altars, du, arische Frau, deren Vision schon seit Jahren die Grenzen überschritten hatte; du, die Indien durch die prophetische Intuition einiger ihrer Töchter in Savitri, "Energie der Sonne" und Symbol der Auferstehung, umbenannt hatte? Wer außer dem Führer selbst und ein oder zwei anderen wußte, wer verstand besser als Sie, daß der Schlachtruf des neuen Deutschland auch der Ruf zum Leben war, der an das ganze Aryandom gerichtet war? Warum waren Sie nicht auf Ihrem Platz bei der Kundgebung, um zu hören, wie Hermann Göring den Führer als den Retter seines Volkes bezeichnete, und um in Ihrem Herzen hinzuzufügen: "Und der ganzen höheren Menschheit"?

"Was haben Sie denn gemacht? Du hast deine Ohrringe in Form von Hakenkreuzen auf indischen Teepartys zur Schau gestellt; du hast deinem unfruchtbaren Enthusiasmus vor gastfreundlichen Männern und Frauen freien Lauf gelassen, von denen dich nicht einer von tausend verstand; du hast dich im Auto eines gewissen Inders mit einer Jüdin geprügelt, die etwas gegen den Führer gesagt hatte, und du warst zufrieden mit dir, als du ihr dummes Gerede mit ein paar Schlägen und ein paar bissigen Sätzen beantwortet hattest. Du Narr! Warum in aller Welt bist du nicht zurückgekommen?"

Ich schluchzte noch verzweifelter bei dem Gedanken an die Schönheit all dessen, was ich verpasst hatte. Aber die unerbittliche innere Stimme hörte nicht auf, mich zu quälen. "Und warum bist du nicht wenigstens 1938 zurückgekommen?", sagte sie. "Es war doch noch Zeit. Erinnere dich an dein erstes Gespräch mit dem weisen Mann, dessen Namen du jetzt trägst. Was hat er dir gesagt, nachdem er fünf Minuten mit dir gesprochen hatte? 'Geh zurück! Deine Pflicht ist in Europa. Gehen Sie zurück! Hier verschwendest du deine Zeit. ' Warum hast du nicht auf ihn gehört, du eingebildeter, hohlköpfiger

Schwachkopf, warum hast du nicht? Du dachtest, du wärst 'nützlich' im Osten, was? Und dachtest, du hättest Zeit; glaubtest nicht an die Bedrohung durch die eifersüchtigen Demokratien, die Agenten des internationalen Judentums; dachtest, sie würden warten, bis du dich entschieden hast, und das neue Reich, das du so bewundert hast, nicht angreifen, bevor du kommen konntest, um es zu schützen! Zugegeben, Sie taten Ihr Bestes, um zu kommen, sobald der Krieg ausgebrochen war. Du hast dir schnell einen britischen Pass besorgt, um die Sache zu erleichtern ... Aber da war es schon zu spät. Du hast *in* Indien dein Bestes gegeben, als du gezwungen warst, zu bleiben. Aber was war das schon, verglichen mit der glorreichen Karriere, die du in Europa verpasst hast? Oh, denk daran, Savitri! Denk an all die Dienste, die du in Kriegszeiten hättest leisten können, hier oder im besetzten Frankreich oder wo auch immer deine Vorgesetzten dich hätten hinschicken wollen! Denk an all das, — abgesehen von den großen Momenten, die du erlebt hättest. Du wärst auf dem Marmorboden deines Zimmers in Kalkutta auf und ab gegangen und hättest die ganze Nacht gesungen, als die Nachricht vom Fall von Paris kam. Du hättest die Siegesparade mit eigenen Augen *gesehen*, hättest das gleiche Lied der Eroberung, das du jetzt singst, auf der Avenue des Champs Elysées erklingen hören, *hättest Hitlerfahnen über alle Straßen geflattert* ... Du hättest an Ort und Stelle die Freuden — und dann die Qualen — erlebt, die du aus sechstausend Meilen Entfernung so intensiv geteilt hast.

"Und wenn das Ende gekommen wäre, hättest du in den Händen der Feinde all dessen, was du liebst, einen Tod gefunden, der deinem glühenden, auf ein Ziel ausgerichteten Leben würdig gewesen wäre. Aber bevor sie dich umbrachten, hättest du das bittere Vergnügen gehabt, ihnen ein letztes Mal mit der peitschenden Beredsamkeit eines Menschen zu trotzen, der vor dem sicheren Ruin stand, und zwar nicht vor ein paar einfachen Nazis, wie sie wahrscheinlich unter den Zuschauern deines Prozesses in Düsseldorf zu finden waren, sondern vor Göring, vor Heß, vor Himmler und Streicher und all den anderen, in jenem tragischen Saal von Nürnberg, an den sich die Geschichte als den Sitz der monströsesten Ungerechtigkeit erinnern wird. Inmitten des Schreckens jener Tage hätten Sie vor den selbsternannten Richtern, den Verfechtern jener jüdisch-christlich-demokratischen Werte, die Sie Ihr Leben lang gehasst haben, das Recht des Nationalsozialismus verteidigt, sich zu behaupten, zu erobern, zu bestehen, im Namen der Wahrheiten aller Zeiten, die er verkörpert; Sie

hätten seine Ankläger öffentlich angeklagt und verurteilt, Sie, der lebenslange Verfechter der typisch arischen Werte im Osten und im Westen. Und dann wärst du mit den Einundzwanzig gestorben, mit einem Schrei des Trotzes und des Triumphes ... Oh, was hast du nicht alles versäumt, für die sterile Befriedigung, ein paar '*Untermenschen*' auf dem Boden ihrer fadenscheinigen Ansprüche auf das ewige arische Erbe zu beeindrucken! Was hast du nicht alles verpasst, du verdammter Narr!"

Die diensthabende Krankenschwester brachte mir mein Mittagessen und sagte mir freundlich, ich solle versuchen zu essen. Ich hörte nicht auf ihre Worte. Ich ließ das Essen in seinem Behälter liegen, bis sie wieder kam, um es wegzutragen; und ich folgte weiterhin der Tendenz meiner Gedanken und hörte auf die Verurteilung meiner inneren Stimme für all das, was ich nicht getan hatte. Die innere Stimme fuhr fort:

"Und jetzt möchten Sie Ihre Schriften retten. Objektiv gesehen haben Sie recht. Sie sind vielleicht das Beste, was Sie je getan haben. Aber warum sollten Sie sie retten? Nicht nur, weil du ein Narr bist und es verdient hast, zu leiden. Dummheit und Kindereien sind Verbrechen. Ihr müsst dafür bezahlen. Gewiss, du hast versucht, deine Versäumnisse der Vergangenheit wiedergutzumachen. Endlich bist du gekommen — als alles verloren war; aber immerhin bist du gekommen; wie man sagt: "besser spät als nie". Endlich haben Sie sich mit Leib und Seele in die eine Tätigkeit gestürzt, auf die Sie sich von Anfang an hätten beschränken sollen: die Propaganda unter der natürlichen Elite. Für etwas anderes sind Sie nicht geschaffen. Aber selbst jetzt haben Sie eine Dummheit begangen und sind erwischt worden — die einzige Sünde für einen Untergrundarbeiter. Sie sind von Natur aus dumm. Unheilbar dumm. Es ist sinnlos zu beten: Es geschieht dir recht, wenn deine Schriften zerstört werden. Es geschieht dir recht — du, der du all die Jahre abwesend warst, wenn von deiner Liebe und deinem Glauben keine Spur mehr übrig ist, wenn die Neue Ordnung sich wieder erhebt; wenn deine Freunde, die wieder an der Macht sind, dich eines Tages nach Indien zurückschicken und dir sagen, du sollst gehen und dich dort um deine Katzen kümmern. Denken Sie daran, was Ihr Mann Ihnen am 7. November 1943 sagte: "Sie sind unwürdig, unter dieser nationalsozialistischen Weltordnung zu leben, für die Sie zu kämpfen behaupten! Sie wurde nicht für Dummköpfe wie Sie errichtet! '"

Mein Mann hatte so etwas tatsächlich bei der einen Gelegenheit gesagt, bei der er sich mit mir gestritten hatte. Er hatte es gesagt, weil

ich ihm — der alle meine Bewegungen zu kontrollieren pflegte, und das mit Recht — gestanden hatte, dass ich dumm genug gewesen war, einem der Amerikaner, die ich jede Woche aus dem "East and West Club" mit nach Hause brachte, im Laufe eines Gesprächs den Titel der Zeitschrift zu nennen, deren Herausgeber er einst gewesen war — den "*New Mercury*". Der Amerikaner, selbst ein größerer Narr als ich, hatte sich nie die Mühe gemacht, herauszufinden, was für eine Zeitschrift das war. Aber, sagte mein vorsichtiger Verbündeter, er hätte neugieriger *sein können*; er hätte sich erkundigen *können*; und er hätte bei den anderen Verdacht erregen können und so den geringen Nutzen, den wir vielleicht noch gehabt hätten, beeinträchtigen können. Und ich hatte ihm zugestimmt, obwohl seine Worte hart gewesen waren und mich zum Weinen gebracht hatten. Und ich hatte meine Dummheit bedauert.

Jetzt, sechs Jahre später, im Gefängnis, auf Gedeih und Verderb unseren siegreichen Feinden ausgeliefert und von der Vernichtung meiner aufrichtigen Schriften bedroht, bedauerte ich es noch einmal; ich bedauerte alle Fehler, die ich gemacht hatte, alle Versäumnisse, alle törichten Impulse und übereilten Entscheidungen meines ganzen Lebens. Und ich kam zu der logischen Schlussfolgerung: "Die gerechten Götter haben mir nun die Behandlung zuteil werden lassen, die ich verdiene: nachdem ich endlich etwas Konstruktives — ein Buch von gewisser Schönheit, wenn auch nichts anderes — für die Sache, die ich so sehr liebe, geschaffen habe, wird mir das weggenommen, um zerstört zu werden ... Ich werde mich dem Willen der Götter beugen. Sie haben Recht, mich dafür zu quälen, dass ich nicht früher gekommen bin; dass ich mich all die Jahre nicht nützlicher gemacht habe; dass ich 1945 nicht getötet wurde, während so viele, die tausendmal mehr wert sind als ich, einen schmerzhaften Tod als 'Kriegsverbrecher' und was nicht alles erlitten haben ... "

Ich versuchte, meine Tränen zu trocknen und den Schlag, der mich niederdrückte, tapfer zu akzeptieren und nicht wie ein Kind um unverdiente Gunst zu beten. Aber ich konnte es nicht. Eine Tatsache bedrängte mich immer wieder: Ich wusste, dass ich mein Buch, so wie es war, niemals neu schreiben konnte; dass es, unabhängig von seinem Wert oder Unwert, etwas Einzigartiges und Unersetzliches war: das Produkt meines ganzen Wesens zu einer bestimmten Zeit und unter bestimmten Umständen, die niemals genau so wiederkehren würden; das jüngste und beste und liebste Kind meines Verstandes und meines Herzens, gezeugt in gesegneten Stunden der Inspiration,

hervorgebracht in täglicher Unsicherheit und Gefahr. Ich könnte zweifellos ein anderes Werk schaffen, das ihm in vielerlei Hinsicht gleicht. Aber ich wusste, dass es niemals dasselbe sein konnte.

Außerdem wusste ich — oder wagte es zu glauben, dass mein Buch, das in den Augen eines jeden Lesers zumindest jenen literarischen Wert haben würde, den der Stempel der absoluten Aufrichtigkeit jeder Schrift verleiht, darüber hinaus ganz sicher den Nationalsozialisten, für die es allein geschrieben wurde, und insbesondere den deutschen, gefallen würde. Nein, ich fühlte — war es Eitelkeit? Oder war es gesundes Urteilsvermögen? Ich kann es nicht sagen; aber ich fühlte aufrichtig, dass es viele Dinge enthielt, die *jedes* deutsche Herz ansprechen mussten, unabhängig von der Politik; Dinge, die vielleicht sogar einige Deutsche zum Nationalsozialismus bekehren konnten, die bis jetzt die ewige Bedeutung von Hitlers Bewegung nicht begriffen hatten. Ich wagte zu glauben, dass ich, ein nicht-deutscher Arier, eines Tages durch dieses mein Buch die seltene und unerwartete Ehre haben könnte, mehr Deutsche zu Adolf Hitler zu bringen.

Aber jetzt war das Buch verloren. Und irgendwie schien es mir nicht nur, dass ich es nie wieder schreiben könnte, sondern dass nichts von dem, was ich jemals in der Zukunft schreiben könnte, die Anziehungskraft jener Seiten haben könnte, die ich 1948 während meines kurzlebigen Kampfes im Untergrund und 1949 im Gefängnis unter Tränen und mit Feuer geschrieben hatte, und ich fühlte, dass, obwohl ich es zweifellos verdiente, als Sühne für all meine alten Fehler zu leiden, mein Buch trotz allem zu leben verdiente. Und die Angst vor seiner Zerstörung blieb für mich die größte Qual.

Das … und auch andere Ängste. Denn ich hatte in dem Buch über ein paar Leute geschrieben. Natürlich hatte ich ihre Namen nicht genannt, aber die Indizien, die ich angegeben hatte, reichten vielleicht aus, um einige von ihnen wiedererkennen zu lassen. Das spielte keine Rolle, denn das Buch konnte nicht veröffentlicht werden, jedenfalls nicht in Europa, solange Deutschland nicht frei war. Und wenn Deutschland frei sein würde, könnten die Freunde, über die ich geschrieben hatte, mir nur dankbar sein, dass ich es getan hatte. Aber jetzt bekamen meine Aussagen eine gefährliche Bedeutung, weil unsere Feinde sie lesen würden. Ich dachte vor allem an das Kapitel 12, das ich gerade zu schreiben begonnen hatte, als meine Zelle durchsucht wurde. Ich erinnerte mich an das, was ich geschrieben hatte, und beschloss, dass *das* sicher genug war: Unsere Feinde

konnten unmöglich herausfinden, wer Herr A. war, den ich in diesem Kapitel als einen so aufrichtigen Nationalsozialisten darstellte. Aber was würde geschehen, wenn sie herausfänden, wer mir von den Gräueltaten der britischen Militärpolizei bei der Inbesitznahme von Belsen erzählt hatte, Gräueltaten, die ich in meinem Kapitel 6 mit einigen Details beschrieben und gebrandmarkt hatte? Ich erschauderte bei diesem Gedanken und schaltete das Licht außerhalb meiner Zelle ein, um die diensthabende Wärterin zu rufen. Es war Fräulein F. Sie war noch nicht abgelöst worden, woraus ich schloss, dass es noch nicht drei Uhr war.

"Könnten Sie bitte Frau So-und-so anrufen", sagte ich, sobald sie kam, "ich brauche ein Aspirin, mir ist, als würde mein Kopf in zwei Teile zerspringen."

"Ich werde sie rufen", antwortete Fräulein F. freundlich, nachdem sie einen Blick auf mein geschwollenes Gesicht und meine fiebrigen Augen geworfen hatte.

"Aber warum bringst du dich in so einen Zustand? Warum weinst du die ganze Zeit?"

"Ich habe alles verloren", sagte ich, während mir neue Tränen über die Wangen liefen. "Mein Buch ist viel wertvoller als mein Leben."

"Aber sie werden es dir zurückgeben", antwortete Fräulein F., die diese Aussage, gelinde gesagt, seltsam zu finden schien.

Ich sah sie an, wie ein Erwachsener ein Kind ansieht, das gerade gesagt hat: "Der Weihnachtsmann wird dir den Mond bringen."

"Das würden Sie nicht sagen, wenn Sie wüssten, was ich in diesem Buch geschrieben habe", bemerkte ich.

Frau So-und-so kam. H. E. war bei ihr, blass, sichtlich erschüttert. Sie wartete nicht darauf, dass ich ihr sagte, was geschehen war; sie wusste es. Das ganze Gefängnis wusste es. Sie wartete nicht darauf, dass ich ihr erklärte, was mich neben dem Verlust meines Buches beunruhigte und warum ich Frau So-und-so — und damit sie — unter dem Vorwand, ein Aspirin zu brauchen, gerufen hatte. Auch das wusste sie. Und genau deshalb war sie so aufgeregt. Sie sprach erst im Flüsterton zu mir, nachdem sie die Tür vorsichtig hinter sich zugezogen hatte: "Wenn *sie* jetzt lesen, was du über ihre Gräueltaten und über den Belsen-Prozess geschrieben hast, dann helfe uns Gott! ... Ich hoffe, Sie haben meinen Namen nirgends erwähnt?"

"Meine Güte, nein!", antwortete ich. "Aber ich habe Sie, wie Sie wissen, an ein oder zwei Stellen mit Ihren Initialen angesprochen; ich habe auch H. B. und Frau H. mit ihren Initialen angesprochen, und das ist es, was mich so beunruhigt ... "

Zum ersten Mal schimpfte H. E. mit mir. "Du *bist* wirklich ein Narr, dass du dich — und uns — in solche Schwierigkeiten gebracht hast! Entweder hättest du in deinem Buch nie etwas von den Schrecken erwähnen dürfen, von denen ich dir erzählt habe, oder du hättest es um jeden Preis vermeiden müssen, dass das Buch in die Hände dieser Leute fällt. Es macht in der Tat wenig Unterschied, ob Sie unsere Initialen geschrieben haben oder nicht. Die bloße Erwähnung des Belsen-Prozesses genügt ihnen, um uns zu verdächtigen, Ihnen die schädlichen Informationen gegeben zu haben. Der Gouverneur weiß bereits, dass ich hierher komme, sonst hätte er nicht die strikte Anweisung erteilt, dass ich nicht mehr kommen darf."

"Wäre es in diesem Fall, da der Schaden nicht ungeschehen gemacht werden kann", sagte ich, "nicht besser, wenn Sie mir mutig zur Seite stünden und ihnen, wenn nötig, ins Gesicht sagten, dass jedes Wort, das ich geschrieben habe, wahr ist, ja, dass die Wirklichkeit, wenn das möglich ist, sogar noch schrecklicher war als die Beschreibung, die ich versucht habe, von ihr zu geben? Wäre es nicht besser, sie öffentlich anzuklagen — in aller Öffentlichkeit, wenn sie uns die Gelegenheit dazu geben? Um endlich die Empörung der Presse, der Welt, gegen sie und ihre sogenannte 'Gerechtigkeit', ihre angebliche 'Menschlichkeit' zu wecken?"

"Eines Tages, wenn wir frei sind, werden wir das tun — und noch viel mehr. Aber nicht jetzt! ", rief H. E. aus, "nicht jetzt! Jetzt würde unsere Stimme jenseits dieser Mauern nicht gehört werden; *man* würde dafür sorgen, dass sie es nicht wird. Und das einzige Ergebnis unserer Haltung wäre noch mehr fruchtloses Leiden für uns alle und noch mehr Unterdrückung für Deutschland, ohne irgendeinen Nutzen für unsere Sache. Glaubt mir, ich kenne diese Leute."

Auf ihrem Gesicht zeichnete sich Angst ab bei dem bloßen Gedanken, was uns widerfahren könnte, wenn mein Kapitel 6 — "Die Kammern der Hölle" — offen diskutiert würde. Blitzartig erinnerte ich mich an den Schrecken, den sie im April 1945 erlebt hatte, als sie, zusammengekauert mit den anderen diensthabenden Frauen in Belsen, den Kreis der grinsenden britischen Militärpolizisten um sich herum immer enger werden sah, bis der Stahl ihrer Bajonette sie berührte ... Und ich erinnerte mich an den finsteren Spott eines

Prozesses, der darauf folgte und dessen Ergebnis ich in der Zeitung gelesen hatte: Irma Grese, zum Tode verurteilt und gehängt; H. E. zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt; H. B. und H. jeweils zu zehn Jahren ... In der Tat konnte ihr niemand Feigheit vorwerfen, weil sie sich vor diesen Leuten fürchtete.

"Na gut", sagte ich, "sagen Sie mir nur, was ich sagen muss, falls sie mich fragen, woher ich die Informationen habe", bat ich.

"Sagen Sie, Sie hätten es von einem Gefangenen, der jetzt frei ist und an dessen Namen Sie sich nicht erinnern können. Sagen Sie, was Sie wollen, aber erwähnen Sie weder mich noch einen von uns. Wir haben schon genug gelitten."

"Sie hat Recht", fügte Frau So-und-so hinzu; "Was die Durchsuchung Ihrer Zelle so tragisch macht, ist, dass Sie nicht allein daran beteiligt sind ... "

Ich legte meine Hand auf die Schulter meiner Kameradin. Meine Augen, die nun trocken waren, blickten direkt in ihre. "Mein H ... ", sagte ich liebevoll und eindringlich, "fürchte dich nicht! Ich werde sie nicht wissen lassen, dass du mir von ihren Schrecken erzählt hast. Wenn sie mich fragen, werde ich ihnen sagen, daß ich von anderen davon gehört habe, wie du sagst, und daß ich absichtlich phantasievolle Initialen aufgeschrieben habe. Und wenn ich in die Enge getrieben werde, werde ich schließlich sagen, dass ich sie selbst erfunden habe, um eine antidemokratische Propaganda zu betreiben, und damit die ganze Verantwortung und die ganze Schuld auf mich nehmen. Sollen sie doch mit mir machen, was sie wollen! Jetzt, wo mein Buch verloren ist, kann mir mein Schicksal egal sein!"

In ihren Armen fing ich an zu weinen. Und sie und Frau So-und-so taten ihr Bestes, um mich zu beruhigen.

Durch das bloße Gefühl ihrer Sympathie ergriffen, stellte ich eine Frage, die mir, kaum dass ich sie ausgesprochen hatte, als die unsinnigste erschien: "Aber seid Ihr ganz sicher, dass sie mein Buch vernichten werden?" Ich hätte alles für einen Hoffnungsschimmer gegeben, für einen Hinweis, dass sie es vielleicht doch nicht tun.

"Woher soll ich das wissen?", sagte Frau So-und-so, "es geschehen seltsame Dinge."

"Ich weiß es auch nicht", sagte H. E. "Nach dem Wenigen, was ich von Ihrem Manuskript gelesen habe, kann ich nur sagen, daß sie, wenn sie es *nicht* vernichten, entweder völlig verrückt sind oder ... im Begriff sind, ihre ganze Politik gegenüber Deutschland zu revidieren."

Diese offenen Worte bedeuteten, dass mir wahrscheinlich noch mehr Verzweiflung bevorstand. Aber sie implizierten eine solche Wertschätzung meines Buches, dass ich gerührt war, wie man es ist, wenn man unerwartetes Lob erhält. Und ich war umso mehr darauf erpicht, meine wertvollen Schriften zu retten.

Bald darauf kam Frau Oberin selbst und verbrachte ein paar Minuten mit mir. Auch sie war aufgeregt, hatte Angst.

"Ist Ihnen klar, dass Sie uns alle durch Ihre extravagante Verlockung des Trotzes in Gefahr gebracht haben?", sagte sie streng. "Es scheint Ihnen an Verantwortungsbewusstsein zu mangeln, das bei einem Menschen mit Ihren Idealen so wichtig und unerlässlich ist — sonst wären Sie zweifellos vorsichtiger gewesen. Ich hatte Ihnen gesagt: Machen Sie, was Sie wollen, aber ziehen Sie *mich* nicht hinein, ziehen Sie andere nicht hinein. Und jetzt wird es ein Wunder sein, wenn ich wegen dir nicht meine Stelle verliere ... "

Ich bedauerte aufrichtig und zutiefst all den Ärger, den ich durch die Auswirkungen dieser unglücklichen Durchsuchung in meiner Zelle verursachte oder in Zukunft verursachen sollte. Aber ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass nicht nur *für mich*, sondern objektiv — allein vom nationalsozialistischen Standpunkt aus — die drohende Vernichtung meines Buches tragischer war als der Verlust des Arbeitsplatzes eines Menschen. Ich schaute Frau Oberin traurig an und sagte: "Vielleicht war ich dumm. Das ist man immer, wenn man erwischt wird. Trotzdem werden Sie einen neuen Job finden, wenn Sie diesen verlieren. Während ich mein Buch nie wieder so schreiben kann, wie es war. Es ist unwiederbringlich verloren."

Meine Stimme klang so verzweifelt, dass sie sanft mit mir sprach. Sie schien sogar gerührt zu sein. Ihr Gesicht nahm einen nachdenklichen, traurigen Ausdruck an. "*Wir* Deutschen haben viele unwiederbringliche Verluste erlitten", sagte sie langsam und leise, als spräche sie mit sich selbst.

Ich erinnerte mich daran, dass ihr eigener Bruder auf einem der Schlachtfelder an der russischen Front gefallen war. Und ich fühlte mich klein. War nicht jeder einzelne dieser Hunderttausende von jungen Soldaten, die ihr Blut für Deutschland und den Führer gegeben hatten, unersetzlich und unermesslich wertvoller als mein Buch? Und doch hatten sie freudig ihr Blut, ihre schöne Jugend gegeben, damit die arischen Ideale — meine Ideale — in der Welt herrschen. Wer war ich, dass ich vor ihren Müttern, ihren Frauen, ihren Schwestern über meine Verluste sprechen konnte? Das Mindeste, was ich tun konnte, war, das

Leid, das mir von unseren gemeinsamen Feinden auferlegt wurde, schweigend und würdevoll zu akzeptieren; mein kleiner Anteil an der Trauer für die gemeinsame Sache.

Doch Frau Oberin ergriff erneut das Wort: "Es ist nicht Ihr Buch, das sie zu rasendem Zorn erregt hat", sagte sie, "es sind die anderen Dinge, die sie in Ihrer Zelle gefunden haben, besonders das Bild des Führers. Das hat den Gouverneur wütend gemacht. Und er wirft mir natürlich vor, dass ich dir erlaubt habe, es zu behalten ... "

"Ich werde ihm sagen, dass ich es ohne dein Wissen aufbewahrt habe. Auch, dass ich alles, was ich geschrieben habe, geschrieben habe, ohne dass du es geahnt hast."

"Ich würde es begrüßen, wenn Sie das sagen", antwortete sie, "obwohl ich mich frage, ob er Ihnen glauben wird. Wie auch immer: Sprechen Sie nicht, bevor Sie befragt werden. Und sprechen Sie so wenig wie möglich. Sie haben schon genug Mist gebaut. Ich nehme an, dass der Gouverneur Sie sowieso nicht vor Freitag sehen wird."

Bevor sie meine Zelle verließ, fragte sie mich, ob ich noch das kleine Glasporträt besäße, das ich immer um den Hals trug. "Ja", sagte ich, "es ist das Einzige, was ich noch habe."

"Geben Sie es mir", sagte Frau Oberin, "ich werde es für Sie in Sicherheit bringen — und Ihnen zurückgeben, wenn ich kann. Es wäre eine weitere Katastrophe, wenn sie dich jemals wieder durchsuchen und *das* finden würden!"

"Aber sie würden mich nicht noch einmal durchsuchen?", überlegte ich.

"Man weiß nie ... Es ist besser, der Möglichkeit zuvorzukommen."

Ich löste also die Schnur und übergab ihr den letzten Schatz, den ich besaß, den, den Frau Erste verschont hatte. Ich trennte mich von ihm mit der Gewissheit, dass er in den Händen von Frau Oberin sicherer war als in meinen.

Es wurde Abend. Ich aß kaum etwas von dem Abendbrot, das mir gebracht wurde. Ich lag auf meinem Bett, zu erschöpft, um zu weinen. Aber ich dachte die ganze Zeit an mein verlorenes Manuskript. So sehr ich mir auch einredete, dass es sich um einen kleinen Verlust handelte — eine Kleinigkeit, die nicht der Rede wert war, verglichen mit dem Tod so vieler Tausender treuer junger Männer, die für unsere Sache

getötet worden waren, ich konnte mich nicht über meinen Kummer erheben. Ein unerträglich beklemmendes Gefühl — wie eine Hand, die mich in Höhe der Taille ergreift und zusammenpresst — fügte der moralischen Folter körperliche Qualen hinzu.

Ich beobachtete das Muster, das die untergehende Sonne an die Wand projizierte, und sah zu, wie sie sich langsam auf die Tür zubewegte, wie jeden Abend. Ich sah mich in meiner nun leeren Zelle um und erinnerte mich daran, dass sie nur vierundzwanzig Stunden zuvor nicht leer gewesen war; dass, als die Sonne das letzte Mal untergegangen war, hier noch mein kostbares Manuskript vor mir auf dem Bett ausgebreitet gelegen hatte und das Bildnis des Führers mir gegenüber auf dem Tisch ... Wo waren diese Schätze jetzt? Wieder begann ich bei dem Gedanken an sie verzweifelt zu schluchzen. Es schien, als könnte mich nichts beruhigen. Ich sehnte mich danach, tot zu sein — nicht zu fühlen; mich nicht zu erinnern. "Oh, warum, warum bin ich nicht 1945 oder 1946 mit so vielen anderen von uns umgekommen?", dachte ich.

Aber die klare, stille, heitere Stimme aus meinem Inneren erhob sich erneut als Antwort und sagte: "Weil du nicht an Ort und Stelle warst — was deine eigene Schuld ist. Aber vielleicht auch, weil es der Wille der Götter war, dich beiseite zu halten, damit du im zweiten Kampf um die Macht nützlich bist, auf eine Art und Weise, die nur sie kennen."

"Der zweite Kampf um die Macht", dachte ich — und allein der Gedanke daran gab mir trotz allem den Wunsch zu leben. "Der zweite Kampf ... Ja, er hat bereits begonnen, und obwohl ich ein Gefangener bin, befinde ich mich bereits in ihm. Aber was nütze ich in dem Zustand, in dem ich bin?"

"Du wirst aus diesem Zustand herauswachsen", sagte die heitere innere Stimme, "selbst wenn sie alle deine Schriften vernichten, wirst du aus ihm herauswachsen und wieder kämpfen; tue deine Pflicht als Arier — als einer der wenigen nichtdeutschen Arier der Welt, die sich der Tatsache bewusst sind, dass der Nationalsozialismus *ihre* Sache ist, nicht weniger als die Deutschlands, und Hitler der natürliche Führer der ganzen Rasse."

Ich dachte so vor mich hin, als ich das Geräusch eines Schlüssels im Schlüsselloch hörte, und erschrak. Denn das war ungewöhnlich, nach sechs Uhr kam nie jemand. Aber ich war bald beruhigt: es war die *Oberwachtmeisterin*, Frau S. Mit der Tasche in der Hand war sie bereit, nach Hause zu gehen. Aber obwohl die Zeit vorbei war, war sie

auf dem Weg nach draußen noch einmal hereingekommen, um mich zu sehen.

"Frau S.! "rief ich aus, während ein jämmerliches Lächeln mein müdes, geschwollenes, von Tränen übersätes Gesicht vielleicht noch trauriger aussehen ließ. "Frau S.! Es ist so nett von Ihnen, dass Sie gekommen sind! *Sie* werden doch nicht mit mir schimpfen, oder?"

Frau S. war wohl in der Absicht gekommen, mich zu schelten, so wie Frau Oberin. Aber sie sah mir ins Gesicht und schwieg eine Minute lang. Ihre prüfenden grauen Augen entdeckten in mir eine Verzweiflung, die sie sich nicht eingebildet hatte. "Du hast uns alle in ernste Schwierigkeiten gebracht", sagte sie schließlich. "Was haben Sie zu sagen?"

"Nichts", antwortete ich, — "außer dass ich das Pech hatte, Aufmerksamkeit zu erregen und einer unerwarteten Durchsuchung ausgesetzt zu sein. Es stimmt nicht, dass ich hier unter den anderen Gefangenen Flugblätter verteilt habe, wie Frau Erste meint. Ich habe zwar am Anfang ein paar verteilt, aber nur unter den D-Flügeln. An die normalen Kriminellen habe ich keine verteilt, außer an eine große dunkelhaarige Frau namens L., und das ist schon Wochen her. Und ich habe das Papier nicht in ihrem Besitz gelassen. Sie hat es mir zurückgegeben, nachdem sie es kopiert hatte. Wie auch immer, sie ist jetzt frei. Seitdem habe ich keine Propaganda mehr unter diesem Haufen gemacht. Ich kann ihnen nicht trauen. Über ernste Dinge habe ich mit niemandem außer meinen beiden Freunden gesprochen, die zuverlässig sind. Und ich habe nichts anderes getan, als im Stillen zu schreiben.

"Ich erinnere mich an diese L.; sie war ein entwürdigender Typ von Frau", bemerkte Frau S. streng. "Was hat Sie dazu bewogen, ihr zu vertrauen?"

"Sie erzählte mir, dass sie Mitglied der N.S.D.A.P. gewesen sei."

"Das ist keine Garantie dafür, dass sie eine Nationalsozialistin war oder dass sie es jetzt ist. Das hätten Sie wissen müssen, nachdem Sie all die Monate in Deutschland waren. Oder wenn es Ihnen unheilbar an Unterscheidungsvermögen mangelt, sollten Sie nicht versuchen, eine gefährliche Arbeit zu machen."

Wieder kamen mir die Tränen. "Es war vielleicht falsch, L. eine Kopie meiner Flugblätter zu zeigen", sagte ich, "es war sicher falsch. Aber schimpfen Sie nicht mit mir! Sie haben mein Manuskript weggenommen und werden es sicher vernichten. Ist das nicht genug, um mich zu bestrafen, wenn ich versagt habe?"

Die Miene von Frau S. wurde weicher. Ich fuhr fort: "Glauben Sie mir, es ist nicht frustrierte Eitelkeit, die mich über den Verlust dieses Buches weinen lässt; es ist nicht der Gedanke, dass meine Prosa niemals schwarz auf weiß erscheinen und in den Buchhandlungen erhältlich sein wird: dass mein Stil, mein Denken usw. nicht geschätzt werden. Oh, Sie wissen nicht, wie wenig mich das alles kümmert! Wenn mein Buch eines Tages unter einem anderen Namen als dem meinen veröffentlicht würde, wenn eine andere Person dafür gelobt würde, wäre mir das egal, vorausgesetzt, es hätte den richtigen Einfluss auf den Verstand und die Herzen seiner Leser, vorausgesetzt, es würde dazu beitragen, die Sache der Nazis voranzubringen. Alles, was ich will, alles, was ich je wollte, ist, zum Erfolg der einen Idee beizutragen, für die ich gelebt habe. Ich weine über mein Buch, weil es das Beste ist, was ich für unsere Sache geschaffen habe; weil es mein wertvollstes Geschenk an Deutschland ist. Ich weiß — und das würde auch dann gelten, wenn niemand wüsste, dass das Buch von mir ist — ich weiß, dass kein Ausländer jemals über Sie, mein Führervolk, das geschrieben hat, was ich auf diesen Seiten geschrieben habe. Es ist das erste Mal ..."

Wieder bebte mein Mund und Tränen liefen mir über die Wangen. Sichtlich gerührt nahm Frau S. meine Hände in die ihren und drückte sie mit warmem Mitgefühl, während die klare, heitere Stimme in mir die Aussage, die ich gerade gemacht hatte, sanft korrigierte. "Nein", sagte sie, "das ist nicht wahr. Dein wertvollstes Geschenk an das Volk deines Führers ist nicht dein Buch, sondern deine Liebe. Du bist der erste Ausländer, der es wirklich liebt." Es sagte mir auch: "Ertrage deinen Verlust und dein Leid tapfer, wie es sich für einen Nazi gehört. Erinnere dich an die Worte deines Kameraden — und Vorgesetzten — Herrn A., die du in dem Schreiben zitiert hast, das du nie wieder sehen wirst: 'Ein Nationalsozialist darf keine Schwächen haben'."

Der Abend zog sich in die Länge ... Ich versuchte, einige unserer alten Lieder zu singen, um mir Kraft zu geben. Die magischen Worte — und Melodien — würden mir tatsächlich für eine Weile die Kraft, den Stolz, ja die Aggressivität zurückgeben, die ich so sehr brauchte. Aber gleichzeitig erweckten sie in mir das alte, unerträgliche Schuldgefühl, in den großen Tagen nicht an meinem Platz gewesen zu sein, 1945 nicht getötet worden zu sein, und die Trauer, jetzt das Einzige verloren zu

haben, das ich ganz als Tribut an die, die ich so bewunderte, geschaffen hatte.

Langsam verdunkelte sich der Himmel, die Sterne erschienen, es wurde Nacht.

Ich versuchte, über die schwindelerregenden Entfernungen nachzudenken, die mich von diesen geheimnisvollen Sonnen im Weltraum trennten, und mich von allem zu lösen, was diese Erde ausmachte. Aber irgendwie kam ich immer wieder zu unserem Planeten zurück.

Ich blickte auf einen hellen grünen Stern, der inmitten so vieler anderer funkelte, und sagte zu mir selbst: "Diese Lichtstrahlen sind vielleicht jahrelang gereist, um mein Auge zu treffen. Jahrelang, mit einer Geschwindigkeit von 300.000 Kilometern pro Sekunde! Wie weit entfernt ist da das brennende Zentrum, von dem sie ausgehen, und wie klein ist da die Erde — meine Erde, die alles trägt, was ich liebe! Meine Erde mit ihren Kriegen, ihren Religionen, ihren Liedern ist nur ein kleiner Fleck an den Ufern des grenzenlosen, unergründlichen Raums! Doch nur durch diese kleine Erde kann ich das unendliche Universum lieben. Das Wunder dieser Erde ist nicht Pascals kränklicher "denkender" Christ, der das majestätische Universum verachtet, weil er es in den Augen seines allzu menschlichen jiddischen Gottes für weniger wertvoll hält als sein albernes, eingebildetes Ich; nein, die höchste Form des Lebens auf diesem Planeten ist der gesunde, gutaussehende, furchtlose Arier, der seiner Rassenlogik bis zum bitteren Ende folgt; der perfekte Nationalsozialist — das eine Geschöpf, das *kollektiv* und *bewusst* eine kosmische Philosophie lebt, die sowohl ihn selbst als auch die Erde unendlich übersteigt; eine Philosophie, in der die Bindungen des Menschen, das Glück des Menschen, das Leben und der Tod des Menschen, die individuelle "Seele" des Menschen (wenn er so etwas hat) nicht zählen; in der nichts zählt als die Schaffung, die Erhaltung und der Triumph der dynamischsten und harmonischsten Art des Seins: eines Menschengeschlechts, das in der Tat 'den Göttern gleich' ist; eines Menschengeschlechts, das im Einklang mit der Erhabenheit des Sternenraums steht."

Ich wusste, dass ich dieses übermenschliche Ideal, diese stolze, harte, logische, göttliche Nazi-Philosophie, in meinem Buch verherrlicht hatte und dass mein Buch verloren war. Ich versuchte, mir das einzureden: "Was macht das schon, denn die Lehre ist ewig? Da sie die wahre Philosophie des Lebens ist, quer durch den Sternenraum,

seit Äonen und Äonen? Denn wenn dieser grüne Stern, dessen Strahlung mehrere Lichtjahre braucht, um uns zu erreichen, von lebenden Welten umkreist wird, so ist die Aufgabe dieser Welten dieselbe wie die unsere, nämlich durch Liebe und Kampf das Göttliche im stolzen Bewusstsein der höheren Rassen zu verwirklichen oder unterzugehen?" Und ich erinnerte mich an meine Herausforderung an die dummen Demokraten in Kapitel 5 meines verlorenen Buches: "Ihr könnt die Natur nicht 'entnazifizieren'!" Aber ich weinte trotzdem.

Ich versuchte zu schlafen — zu vergessen. Und vor lauter Erschöpfung gelang es mir, in eine Art Halbschlaf zu fallen, in dem ich, wenn schon nicht völlig bewusstlos, so doch zumindest von der Qual des Denkens, des Erinnerns, des Bedauerns, des Ohnmachtsgefühls angesichts des Verlusts dessen, was ich als Höhepunkt meines lebenslangen Kampfes für das arische Ideal eines Lebens nach dem Vorbild der kosmischen Wahrheit betrachtete, befreit war. Vielleicht habe ich sogar geschlafen — für eine halbe Stunde oder so. Ich weiß es nicht mehr. Doch plötzlich erwachte ich aus meiner Erstarrung. Der schreckliche Griff von innen, den ich in meinem Magen auf Höhe der Taille spürte, war so unerträglich, dass er mich ins Bewusstsein zurückwarf. Und mein Kopf schmerzte, als hätte man ihn in der Mitte durchgeschlagen. Ein kalter Schweiß rann mir von der Haut. Und meine Zähne klapperten im Fieber.

Ich setzte mich auf meinem Bett auf, auf das ich mich geworfen hatte, ohne mir die Mühe zu machen, mich auszuziehen. Wieder blickte ich in den fernen Sternenhimmel. Und ich lauschte auf die Stille, die mich umgab. Vollkommene Stille; liebliche, süße Stille. Oh, wie gut hätte ich geschlafen, wäre da nicht die brennende Qual in meinem Inneren gewesen!

Ich erinnerte mich an mein Zuhause in Kalkutta.

Der Sternenhimmel war dort so schön wie hier, wie überall. Und der berauschende Duft der Jasminblüten und der Räucherstäbchen, die in dem Zimmer vor den beiden einzigen Bildern, die es schmückten, brannten, erreichte mich, als ich unter der künstlichen Brise des elektrischen Ventilators sanft einschlief. Bis auf das Radio des Nachbarn war es etwa eine Stunde lang ruhig genug. Dann — wie oft! — kaum war ich eingeschlafen, begann die Musik im "Bustee" unten (nur durch eine Mauer von unserem Haus getrennt) oder in irgendeinem Hof auf der anderen Straßenseite. Fünfzig, hundert oder mehr Leute fingen an, im Takt zu schreien, zu ohrenbetäubenden Trommelschlägen, zu den hohen Tönen der Flöten, zum Rasseln der

Kastagnetten. Und ich wachte plötzlich auf und konnte nicht mehr einschlafen. Die ganze Nacht hindurch, Stunde um Stunde, wahnsinnig vor Ärger, Müdigkeit und rasenden Kopfschmerzen, wartete ich vergeblich darauf, dass der Lärm nachließ. Meist dauerte es bis zum Morgen. Oder ich stand nach ein oder zwei Stunden widerwillig auf, durchquerte das Wohnzimmer und klopfte an die Tür des Zimmers meines Mannes. *Er* schlief noch tief und fest und hörte mich nicht. Ich würde schließlich hineingehen und ihn aufwecken. Und der Dialog war — mehr oder weniger — jedes Mal derselbe

"Was ist es?"

"Die Musik wieder. Sie haben angefangen."

"Eine Plage für sie und für dich! Wirklich, warum konntest du Indien nicht 1938 verlassen, als ich dich das erste Mal dazu aufforderte? Anstatt mir jede zweite Nacht zur Last zu fallen, wärst du jetzt in Deutschland und würdest in irgendeiner Munitionsfabrik Bomben herstellen."

"Oh, wie gerne wäre ich das!"

"Ich auch!"

"Willst du nicht zur Polizei gehen und versuchen, dass sie diesen verdammten Streit beenden?"

"Ich nehme an, dass ich das muss. Aber was bist du für ein Fluch! Weiß Gott, wie sehr ich alles getan habe, um dir zu helfen, von hier wegzukommen. Ich habe dir einen britischen Paß gegeben, damit du trotz des Krieges reisen kannst. Wegen meiner Sünden in früheren Leben konnte ich ihn dir nicht rechtzeitig geben, und ich bin anscheinend dazu verdammt, dich zu ertragen, solange der Krieg dauert ... "

So murrte er — und wer könnte es ihm verdenken? Aber er stand auf, zog sich an und ging auf die Straße, lief zur Polizeiwache und sorgte dafür, dass die Belästigung aufhörte. Und ich würde mich endlich ausruhen, aber im Allgemeinen nach der Störung noch lange wach bleiben.

Jetzt, in Werl, erinnerte ich mich an diese schrecklichen schlaflosen Nächte, als ich die frische Luft atmete und die erholsame Stille um mich herum spürte, während ich mich selbst im Griff der Qualen befand. Ich bedauerte sie. "Die Schlaflosigkeit durch die ohrenbetäubenden Trommeln, die Kastagnetten und die heulenden Stimmen war besser als diese Qual", dachte ich. "Die Kopfschmerzen, die allein durch den Lärm verursacht wurden, waren besser als diese!"

Und ich erinnerte mich an eine bestimmte Nacht, in der ich, wie immer, aufgestanden war, um meinen Mann anzurufen und ihn zu bitten, zur Polizei zu gehen. Es war Anfang September 1944, wenige Wochen bevor ich Kalkutta verließ, um monatelang umherzuziehen, damit ich nicht erfuhr, wann das Ende kommen würde. Unser tapferer Verbündeter im Osten, Japan, dem wir mit aller Kraft geholfen hatten, hatte gerade kapituliert. Diesmal hatte mein Mann sofort geantwortet, als ich an seine Tür geklopft hatte: Er hatte *nicht* geschlafen. Er hatte auch nicht seine übliche — und verständliche — Irritation gezeigt, als ich ihm gesagt hatte, dass der Lärm "angefangen" hatte. Er hatte lediglich das Licht angemacht, meine Hände in die seinen genommen und mir tief in die Augen geschaut. "Ich weiß, dass Sie hier leiden", hatte er gesagt, "aber lassen Sie mich Ihnen sagen, dass jetzt, wo unsere Arbeit, unsere Träume, alles, wofür wir gekämpft haben, alles, was wir in der modernen Welt geschätzt haben, zusammenbrechen wird, niemand weiß, für wie lange: Ihr Leiden ist nichts. Es ist nur physisch. Eines Tages, bald, — früher als ihr erwartet — werdet ihr in euer ruhiges Europa zurückkehren. Dort werdet ihr keine Trommeln und Kastagnetten mehr ertragen müssen, *aber* ... Du wirst für deine liebste Überzeugung verfolgt werden, — wie die anderen; du wirst gehasst oder verspottet werden für all das, wofür du stehst; es wird dir verboten sein, zur Verteidigung deines Glaubens zu sprechen, zu schreiben; es wird dir verboten sein, gegen die Demütigung und den Schmerz zu protestieren, der denen zugefügt wird, die du am meisten bewunderst; nicht getötet, aber viel schlimmer: zerdrückt in trostloser Nutzlosigkeit, provoziert in ohnmächtiger Wut, beraubt aller Mittel, das auszudrücken, was Sie als wahr erkannt haben, öffentlich zu verherrlichen, was Sie als groß und wertvoll erkannt haben; ausgelacht in "Harmlosigkeit" von den siegreichen Demokraten, Ihren und meinen Untergebenen. *Dann* werden Sie wissen, was Leiden ist!"

Jetzt, in meiner friedlichen Zelle, zerrissen und gequält von dem Gedanken an die Zerstörung meines Manuskripts, dachte ich — und das nicht zum ersten Mal seit meiner Rückkehr nach Europa: — "Wie recht, oh, wie absolut recht hatte er!"

Die folgenden Tage waren für mich genauso schrecklich wie die, die ich gerade erlebt hatte. Ich bekam keine Arbeit zu tun, nichts zu lesen und — wie zu erwarten — auch keinen Stift und kein Papier, um

zu schreiben. Ich hatte absolut nichts zu tun, außer zu denken. Und meine Überlegungen, was auch immer sie sein mochten, brachten mich immer wieder zu dieser einen quälenden Realität zurück: die fast sichere Zerstörung des Buches, in das ich so viele Gedanken und so viel Liebe gesteckt hatte.

Ich versuchte, mich über meinen Kummer zu erheben, indem ich mir Worte der Stärke ins Gedächtnis rief — die meines Kameraden Herrn A., im Schatten des heiligen Hartz die anderer Kameraden von mir oder des Führers selbst — und indem ich einmal am Tag oder öfter das Horst-Wessel-Lied sang. Eine Zeit lang wirkte der Zauber, und ich verwandelte mich wieder in mein altes Ich, in die bedauernswerte Kreatur der Verzweiflung, die ich geworden war. Aber dann wurde mir wieder bewusst, dass "mein wertvollstes Geschenk an die Deutschen" (wie ich mein Buch vor Frau S. bezeichnet hatte) für immer verloren war. Und wieder würde mich eine Angst, vielleicht noch schlimmer als die *Gewissheit* der Verzweiflung, an der Taille packen. Und ich schluchzte, bis mir die Augen weh taten, als würde man sie aus den Höhlen reißen.

Ich konnte weder essen noch schlafen. Ich zwang mich lediglich, ein wenig von dem Essen zu knabbern, das man mir brachte, indem ich mir einredete, dass ich meine Gesundheit und meine Kraft brauchte, um eines Tages wieder zu kämpfen; dass ich, wenn ich mich gehen ließe, in gewisser Weise unsere Sache verraten würde. Aber endlich konnte ich beten. Ich wusste, dass ich keine Gunst von den unsichtbaren Mächten verdiente, aber ich fühlte, dass es mein Recht und sogar meine Pflicht war, um Verständnis und um Kraft zu bitten, ja um das Wunder, das mein Buch gegen alle irdischen Möglichkeiten retten würde, vorausgesetzt, ich tat dies nicht zu meiner eigenen Erleichterung, nicht zu meiner eigenen Befriedigung und auch nicht zu meiner eigenen Erhöhung, sondern einzig und allein mit dem Ziel, die Sache der Nazis voranzubringen.

Also habe ich gebetet.

Zuerst saß ich still und richtete meine Gedanken auf "das, was ist". "*Von den Dingen, die erscheinen, aber nicht sind, zu denen, die nicht erscheinen, aber sind*." Diese Worte kamen mir wieder in den Sinn. Vor langer Zeit — 1927, als ich noch Philosophie an der Universität Lyon studierte, hatte mir eine andere Studentin, eine Katholikin und Schülerin des katholischen Philosophen Blondel, einmal ein Buch gezeigt, in dem Blondel sie für sie geschrieben hatte. Sie hätten *mein* Motto sein können, obwohl ich alles andere als ein

Katholik war. Und sie drückten die Haltung von Tausenden von nachdenklichen Hindus angemessen aus, deren Weltanschauung dem Christentum ebenso fremd, wenn nicht gar so entschieden *antichristlich* ist wie die meine. Ich habe über diese Worte nachgedacht.

"Das Sichtbare, das Greifbare, die Ereignisse der Welt, sind nicht ohne Wirklichkeit, wie manche sagen", dachte ich, "aber ihre Wirklichkeit ist die einer *Folge,* die an einer Ursache hängt, — nicht die einer Ursache. Die Ursache liegt immer im Unsichtbaren, im Ungreifbaren, in den Ereignissen der feinstofflichen Welt, von denen nur wenige Menschen etwas wissen. Wer die unsichtbaren Ursachen beeinflussen kann, kann den Verlauf der Folgen ändern." Und dieser Gedanke hat mich beruhigt.

Ich stellte mir vor, wie Oberst Vickers mein Manuskript las. Ich stellte mir vor, wie andere Engländer der Besatzungsbehörden es lasen — allesamt notorische Antinazis, erbitterte Feinde all dessen, was ich bewundere, Männer, die bei der Lektüre meiner kompromisslosen Äußerungen, meiner Verhöhnung von "Menschenrechten" und "Gleichheit", meiner Anklagen gegen die Demokratien — und die alliierte Besatzung, meines zynischen Lobes der Gewalt im Dienste der Wahrheit nur schäumen konnten. Und ich sagte zu mir selbst: "Aber sie alle sind nichts als Marionetten in den Händen der unsichtbaren Mächte. Sie werden von meinen Worten nur das lesen, was der Unsichtbare ihnen zu lesen erlaubt; und sie werden den Sinn nur in dem Maße erfassen, wie es der Unsichtbare zulässt. Wie klar auch immer ein Satz von mir sein mag, wenn das Unsichtbare sie für seine Bedeutung blendet, werden sie geblendet sein." Und auch das beruhigte mich, obwohl ich nicht verstand, wie so etwas überhaupt passieren konnte.

Dann erinnerte ich mich von allen "Dingen, die erscheinen" an das majestätischste — den großartigsten Anblick, den ich in meinem Leben gesehen hatte: unter dem sternenübersäten Himmel, der mit Nordlichtern übersät war, der brennende und tosende Berg, Hekla in Eruption. Und ich beschwor die geheimnisvolle Gegenwart herauf, die unsichtbare und unwiderstehliche Macht, die ich genau zwei Jahre vor meinem Prozess in den Flammen und der Lava herbeigerufen hatte. Ich erinnerte mich an mich selbst im Schnee, im Wind, in der Dunkelheit, allein vor dieser Feuerherrlichkeit, als ich in mystischer Verzückung in der östlichsten modernen arischen Sprache die Hymne an Shiva sang: "Tänzer der Zerstörung, oh König des Tanzes! ... "und

das unterirdische Gebrüll von Hekla antwortete in regelmäßigen Abständen auf meine Stimme. Ich fühlte, dass mir *jetzt* dieselbe ehrfurchtgebietende, stille, unerbittliche, strahlende Gegenwart gegenüberstand; ungeahnt von anderen strahlte dieselbe Macht um mich herum, im ganzen Universum und in mir; zu derselben schrecklichen Schönheit hob ich heute meine schmerzenden Augen voller Tränen aus der Tiefe. Und ich wurde von einem solchen Gefühl der Erhabenheit überwältigt, dass ich meinen Kummer in einem Akt der Anbetung vergaß.

Ein Schrei ging von mir aus — oder vielmehr *durch* mich *hindurch*, von einem größeren Selbst; ein Schrei, der mich über Jahrhunderte des rassischen und religiösen Abfalls hinweg mit meinen arischen Vorfahren verband, den Anbetern des Feuers und den Eroberern Indiens: "Aum, Rudrayam! Aum, Shivayam!"

Einundzwanzig Mal — ich weiß nicht, warum diese Zahl — wiederholte ich diese Worte wie eine heilige Beschwörung, bewegungslos, mit gerader Wirbelsäule und aufrechtem Kopf. Ich hatte nicht die geringste Absicht, die Art der religiösen "Japa"-Übungen zu imitieren, von denen ich in Indien gehört hatte. Ich selbst hatte dort nie "Japa" praktiziert, und wenn meine scheinbar seltsame Geste von der Tatsache beeinflusst war, dass ich lange Jahre dort gelebt hatte, war ich mir dessen gewiss nicht bewusst. Nein, ich glaube, es war viel mehr, wie ich sagte, das Ergebnis meiner eigenen heidnischen Frömmigkeit, die mich einst nach Indien getrieben hatte, auf der Suche nach einem lebendigen Gegenstück zu meinem alten europäischen Pagandom. Es war nicht der Schrei eines modernen Europäers, der durch das Leben unter Hindus "indianisiert" wurde, sondern der eines alten Ariers aus der Zeit *vor dem* weit zurückliegenden *Drang nach Ost*, der die Sanskrit-Sprache und den Kult der arischen Götter nach Indien trug.

"Aum, Shivayam!"

Ich habe nicht *gebetet*, ich habe kontempliert. Ich durchdrang mein Selbst mit der Schönheit des kosmischen Spiels hinter der Komplexität der flüchtigen Erscheinungen, den sichtbaren Folgen des Tanzes des Unsichtbaren.

"Herr der unsichtbaren Mächte", dachte ich, als ich die heiligen Silben zu Ende gesprochen hatte, "ich bitte Dich um nichts. Ich weiß, dass ich keine Gunst verdiene. Außerdem bist Du mathematischer Rhythmus und unbarmherzige Kunst, kein persönlicher Gott. Du hast keine Gunst zu verteilen. Es gibt keine Ausnahmen von Deinen ewigen

Gesetzen. Durchdringe mich nur mit dem Bewusstsein Deiner unpersönlichen Gerechtigkeit, lass mich Deine Wege verstehen und Leiden mit Stärke und Würde ertragen, wenn ich leiden muss. Mache mich nur zu einem würdigeren Nachfolger meines Führers, in dem Dein Geist leuchtet; zu einem würdigeren und härteren Verfechter unserer Sache, die die Deine ist. Töte in mir alle Eitelkeit, alle Überheblichkeit. Hilf mir zu erkennen, dass ich nur ein Werkzeug in Deinen Händen bin — ein Werkzeug, das nicht weiß, *wie* es am wirksamsten zu gebrauchen ist, und das nur gehorcht, Tag für Tag ...

"Herr des Tanzes von Leben und Tod, Herr aller Dinge, die stark und wahr sind, Du hast im prächtigen Prunk unserer glorreichen Tage gelebt; in den Umzügen, in den Liedern, in der rasenden kollektiven Freude der auserwählten Nation, berauscht von ihrer eigenen Vitalität. Du bist diese Vitalität. Du hast auch gelebt. Du lebst jetzt, in der grimmigen Ausdauer, in der stillen, weitsichtigen Entschlossenheit der Männer aus Eisen, die allein aufrecht inmitten der Trümmer des Dritten Reiches stehen, treu, wenn die ganze Welt untreu ist; in jenen Unbesiegbaren, die ich in meinem Buch gepriesen habe. Du bist sie. Und Du wirst wieder leben in der Größe ihres zweiten Aufstiegs.

"Herr des Unsichtbaren, von dessen Spiel alles Sichtbare nur ein widergespiegeltes Detail ist, hilf mir zu verstehen, dass Du die Seiten, die ich geschrieben habe, bewahren wirst, wenn sie voll genug von Deiner Dynamik sind, um in der Zukunft von Nutzen zu sein; dass sie nur dann vernichtet werden, wenn ihre Bewahrung nach den Maßstäben Deiner leidenschaftslosen Gerechtigkeit für unsere Neue Ordnung — Deine göttliche Ordnung auf Erden — nicht von Bedeutung ist; in diesem Fall würde ich ihren Verlust nicht bedauern. Oh, töte in mir die Anmaßung, die mich dazu verleitet, das, was ich geschrieben habe, überzubewerten. Ich weiß wirklich nicht, was es wert ist. Du allein weißt es. Hilf mir nur, mit Gelassenheit und Tüchtigkeit zu arbeiten, fest, ruhig, weise und liebevoll; niemals für meine eigene Beförderung, sondern allein für unsere Sache, unsere Wahrheit — Deine Wahrheit.

"Herr, in dessen dynamischem Kult sich die Menschen meiner Rasse seit Urzeiten ausdrücken und dessen Verehrung sie den Menschen fremder Rassen auferlegen, mach mich nur zu einem würdigeren Arier, einem besseren Nationalsozialisten."

So betete ich. Und zum ersten Mal spürte ich, wie ein wenig Frieden in mein Herz eindrang. Die klare, stille Stimme aus meinem Inneren, die Stimme meines besseren Ichs, sagte mir: "Du hast

ausnahmsweise recht: Es ist viel wichtiger, ein guter Nationalsozialist zu sein, als Bücher zu schreiben, die die nationalsozialistische Idee unterstützen. Was man ist, kommt immer vor dem, was man tut. Und wenn man ein guter Nationalsozialist ist, sollte es einem egal sein, was mit *seinem* Buch passiert, solange die Sache siegt. In der Tat, wenn das Buch dazu bestimmt ist, der Sache von Nutzen zu sein, sei sicher, dass die unsichtbaren Mächte, die sich um die Sache kümmern, sich auch um das Buch kümmern werden. Ihr Individuen, macht euch keine Sorgen. Du zählst nicht, außer um der Sache zu dienen. Außer der Sache zählt *nichts*."

Doch trotz alledem überkam mich hin und wieder, bei Tag und bei Nacht, der Griff der Qualen. Ich erinnerte mich an die Dinge, die ich geschrieben hatte. Sätze kamen mir mit erstaunlicher Lebendigkeit wieder in den Sinn. Und ich litt bei dem Gedanken an die Zerstörung meines Werkes. Die stille, innere Stimme sagte mir zum hundertsten Mal: "Es gibt weitaus größere Verluste, die andere Nazis tapfer ertragen haben. Denke an die Mütter all der jungen Krieger, die für deine Ideen gestorben sind. Denken Sie an die Mutter von Horst Wessel. Schämst du dich nicht, über dein Buch zu weinen?"

Ich *habe* mich geschämt. Trotzdem habe ich geweint.

Aber einmal habe ich mich gefragt, ob es nichts auf der Welt gibt, für das ich mein Buch aus freien Stücken der Vernichtung preisgeben würde, ja, für das ich stoisch zusehen würde, wie sich seine Seiten zusammenrollen und in den Flammen verschwinden. Und ich beantwortete die Frage sofort, in aller Aufrichtigkeit, aus der Tiefe meines Herzens: "Ja, ich würde es tun, wenn ich um diesen Preis das Leben eines einzigen anderen Nationalsozialisten retten oder seine Freiheit erkaufen könnte. Gerne würde ich das tun! Denn so sehr ich die Schöpfung meines Gehirns auch lieben mag, so sehr liebe ich die lebenden Menschen meines Führers."

Und in einer Art Tagtraum stellte ich mir vor, wie froh ich wäre, wenn Oberst Vickers mir sagen würde, dass ich jeden meiner Mitgefangenen freilassen könnte, den ich wollte, unter der Bedingung, dass mein Buch verbrannt würde. Natürlich würde ich mich für H. E. entscheiden, dachte ich, und den Verlust meiner unersetzlichen schriftlichen Hommage an Nazi-Deutschland in der Freude vergessen, die ich dieser feinen deutschen Frau, die vier Jahre lang wegen ihres Eifers im Dienste unseres Glaubens gefangen war, mitteilen würde: "*Meine H...!Sie sind frei!* " — und zu sehen, wie Tränen des Glücks ihre großen blauen Augen füllen; und den Druck ihrer Hände zu spüren, die

meine halten, in einem begeisterten Abschied; zu sehen und zu hören, wie sie mich an der Schwelle der Freiheit grüßt, zum letzten Mal, bevor wir uns in einem freien Deutschland wiedersehen würden: "Heil Hitler!"

Ich wäre bereitwillig gefoltert oder getötet worden, wenn ich dadurch mein Buch hätte retten können. Ich würde es auch jetzt tun, wenn es nötig wäre. Doch ich sage in aller Aufrichtigkeit: Ich hätte mein Buch geopfert, um sie zu befreien — in der Tat, um jeden anderen wahren Anhänger Adolf Hitlers, ob Mann oder Frau, zu befreien. Ich würde es jetzt tun, wenn es möglich wäre. Und ich wünschte mir damals aufrichtig, dass eine solche Abmachung zwischen mir und den Behörden, von deren Entscheidung das Schicksal meines Manuskripts abhing, möglich gewesen wäre.

Nachdem ich begriffen hatte, dass ich es tatsächlich wünschte — so seltsam das auch sein mochte, da mir das Geschäft wohl kaum vorgeschlagen werden würde, fühlte ich mich besser. Meine nagende Angst wurde etwas weniger unerträglich, obwohl sie mich nicht ganz verließ.

Am Freitagmorgen, dem 3. Juni, kam Frau Oberin in meine Zelle.

"Der Gouverneur kommt heute", sagte sie. "Wenn er dich anruft — was wahrscheinlich der Fall sein wird — sei vorsichtig, wie du seine Fragen beantwortest. Er war wütend, als er die Dinge sah, die in deinem Besitz waren, und es wird wahrscheinlich Ärger geben. Ihre Freundin H. E. ist bereits von ihrem Posten in der Krankenstation entbunden worden. Sie wird von nun an die gleiche harte Arbeit verrichten müssen wie die anderen Gefangenen, und sie wird weit weniger frei sein, als sie es war."

Das war ein neuer Schlag für mich. "Mein H...!", seufzte ich. "Ich liebe sie so sehr, und doch habe *ich* ihr das eingebrockt!" Und während ich sprach, traten mir Tränen in die Augen.

"Ein intelligenter Feind ist oft weniger gefährlich als ein aufrichtiger, aber törichter Freund", sagte Frau Oberin. "Seien Sie jedenfalls vorsichtig, was Sie dem Gouverneur sagen. Machen Sie keine weiteren Fehler, um Himmels willen! Wir alle lieben Sie — die Pflegerinnen, Frau S., Fräulein S., die Oberin und ich. Wir haben getan, was wir konnten, um Ihnen das Leben hier trotz der Anordnungen des

Gouverneurs erträglich zu machen. Sie wollen uns doch nicht etwa im Gegenzug etwas antun, oder?"

"Niemals!", antwortete ich vehement, "niemals! Ich werde die ganze Schuld auf mich nehmen, seien Sie versichert. Und keine von euch wird durch mich ihre Stelle verlieren. Ihr werdet sehen: So dumm ich auch bin, ich bin weniger dumm, als ich auf den ersten Blick aussehe."

"Sie sind kein Narr", sagte Frau Oberin sanft und mit einem so traurigen Lächeln, dass ich erschauderte. "Sie sind kein Narr. Aber du hast nie den ständigen Terror erlebt, unter dem wir seit der Kapitulation leben. Du musstest nie deine Gefühle verbergen, lügen, vor denen, die du hasst, kriechen, um am Leben zu bleiben. Du warst nicht gezwungen, so zu tun, als würdest du all das hassen, was du am meisten liebst, um nicht im Gefängnis zu landen — kaum freier als die, die drin sind, zugegebenermaßen, aber gerade so frei, dass es sich lohnt, im Interesse der Allgemeinheit."

Ich erinnerte mich an die Worte der ersten deutschen Frau, die ich 1948 in Saarbrücken getroffen hatte: "*Wir* haben gelernt, unsere Zunge zu halten. Dies ist das Land der Angst." Ich vergaß meine Notlage und den drohenden Zorn des Gouverneurs und dachte nur noch an die vier höllischen Jahre, von denen ich die vorletzten und weniger höllischen an Ort und Stelle erlebt hatte. "Armes, liebes Deutschland, das Land meines Führers", sagte ich, tief bewegt. "Aber auch ich habe etwas gelernt", fuhr ich fort und wandte mich nach einigen Sekunden Pause an Frau Oberin. "Denn nun werde auch ich lügen — ich, der ich Lügen hasse; und wenn es nötig ist, werde auch ich meinen Stolz zum Schweigen bringen und kriechen, wie ihr gezwungen wurdet zu kriechen. Ich werde bald wie einer von euch sein."

Zwei Stunden später wurde ich vor den Gouverneur gerufen.

Obwohl auf dem Gang noch andere Häftlinge in einer Reihe warteten, bis sie an der Reihe waren, wurde ich als erster in das Büro von Frau Oberin geführt, wo der Gouverneur saß. Außer Frau Oberin selbst sah ich Fräulein S., ihre Assistentin, und die Oberin, Frau R. — Frau Erste — alle stehen. Der Gouverneur saß vor dem Schreibtisch, wie ich ihn am Tag nach meiner Verhandlung getroffen hatte. Und Mr. Watts, der viel wichtiger und strenger aussah als bei seinem Besuch in meiner Zelle, saß neben ihm.

Ich stand schweigend vor dem Gouverneur. Zu meinem großen Erstaunen hatten die ersten Worte, die er an mich richtete, nicht den geringsten Bezug zu der Durchsuchung in meiner Zelle: "Frau

Mukherji", sagte er, "Ihr Mann hat ein Gesuch um Ihre Freilassung gestellt. Falls seine Bitte vom Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte positiv beschieden wird, sind Sie dann einverstanden, nach Indien zurückzukehren?"

Eine Sekunde lang war ich sprachlos. Ich fühlte mich, als würde ich träumen. Dann dachte ich blitzartig an mein Zuhause, und mir stiegen die Tränen in die Augen. Doch hinter meiner Erregung verbarg sich — wie es bei mir in Momenten der Not immer der Fall zu sein scheint — ein klarer, kühler, berechnender Denkprozess, dessen ich mir vollkommen bewusst war.

"Alles, was ich will, ist zurückgehen — und nie wieder meine Nase in die Politik stecken!" rief ich aus und sah Oberst Vickers mitleidig an; "zurückgehen zu meinem Mann, zu meinem Haushalt, zu meinen Katzen — vor allem zu meiner großen schwarzen Katze; um noch einmal diese Masse von dickem, glänzendem, schnurrendem Fell in meinen Armen zu halten — mein Kater, mein schwarzer Tiger — und meine törichten Abenteuer zu vergessen!"

Das *habe* ich *gesagt*. Die lebhafte Erinnerung an die schöne Katze weckte in mir genug Emotionen, um meiner ganzen Haltung den Anschein völliger Aufrichtigkeit zu geben. Hat Oberst Vickers mir wirklich geglaubt? Er allein weiß es. Die Dinge, die er mir nur wenige Tage später erzählte, würden eher beweisen, dass er es nicht tat. Aber niemand konnte mir vorwerfen, dass ich meine Rolle nicht gut gespielt hätte. Keiner meiner Kameraden, der vor den selbsternannten "Umerziehern" der Menschheit stand, hätte möglicherweise "unschuldiger" — und durchtriebener — aussehen können als ich vor dem britischen Gouverneur des Gefängnisses von Werl, bei diesem denkwürdigen Anlass. Aber in dem Augenblick, in dem ich mich so albern zur Schau stellte, diesen Unsinn über meine schwarze Katze erzählte und so tat, als wäre ich meines Lebens überdrüssig, dachte ich — berechnend — so klar wie eh und je: "Zurück nach Indien, das ist doch wohl die beste Lösung, jetzt, wo ich meine Freunde vom D-Flügel nicht mehr sehen kann! Ich werde meinen Mann dort sehen, die Neuigkeiten aus Asien hören. Wer weiß — vielleicht bin ich dort genauso nützlich wie in Europa, jetzt, wo ich sowieso aus Deutschland ausgewiesen werde. Und dann könnte ich natürlich mein Buch drucken, wenn sie es mir nur zurückgeben würden. Ich muss jetzt mein Bestes tun, um es zu retten; alles sagen, um es zu retten — alles, was anderen von uns nicht schadet. Und wenn ich es nicht retten kann, nun, dann werde ich trotzdem weiter für die Sache kämpfen.

Der Gouverneur sagte einfach: "In Ordnung. Ich werde dann die Petition Ihres Mannes weiterleiten." Dann kam er zur Sache — und begann mit den von mir gefürchteten Kommentaren: "Frau Mukherji", fuhr er fort, "Ihr Verhalten war eine große Enttäuschung für mich. Ich hatte eine Durchsuchung Ihrer Person und Ihrer Zelle angeordnet, in der Hoffnung, dass die Fakten bestimmte Gerüchte, die mich erreicht hatten, widerlegen würden. Ich muss zugeben, dass das Ergebnis der Durchsuchung sehr entmutigend war. Wir hatten Sie freundlich behandelt, wir hatten Ihnen Privilegien eingeräumt, die wir deutschen Gefangenen nicht gewähren. Wir hatten erwartet, dass Sie im Gegenzug beginnen würden, den Wert unserer Prinzipien zu verstehen; dass Sie 'reformiert' werden würden; dass Sie zumindest eine Art von Dankbarkeit uns gegenüber empfinden würden ... "

"Was für eine Hoffnung!", dachte ich und zwang mich, traurige Dinge zu bedenken, um nicht zu lachen.

"Stattdessen", fuhr der Gouverneur fort, "finden wir in Ihrem Besitz ein Bild von Hitler ... und ein Buch mit schrecklichen Liedern, von denen das erste von 'Bomben auf England' spricht. All das wird verbrannt werden. Haben Sie das verstanden? Verbrannt. Ich kann nicht zulassen, dass du hier im Gefängnis unter meinen Augen etwas aufbewahrst, was selbst für normale deutsche Zivilisten verboten ist ... Und noch etwas: Sie haben sich in Ihrer Zelle mit Kriegsverbrechern getroffen. Das muss aufhören. Wenn ich jemals höre, dass Sie noch einmal direkt oder indirekt mit einer einzigen dieser Frauen in Kontakt gekommen sind, werde ich das gesamte Gefängnispersonal entlassen ... "

"Es ist nicht die Schuld des Personals", rief ich. "Seien Sie so freundlich, mich das sagen zu lassen. Es ist meine eigene Schuld. Ich habe darauf bestanden, eine oder zwei dieser Frauen zu sehen. Und ich habe nicht mit ihnen über Politik gesprochen. Ich wollte nur ein wenig intelligente Unterhaltung. Ich fand die anderen Gefangenen hoffnungslos langweilig."

"Es ist meine Aufgabe, zu beurteilen, wer die Schuld trägt", antwortete Oberst Vickers streng. "Und ich gebe dem Stab die Schuld. Ich wiederhole: Ich werde den gesamten Stab entlassen, wenn ich höre, dass Sie noch einmal ein einziges Wort mit einem der Kriegsverbrecher gesprochen haben. Eines verstehe ich an Ihnen nicht: Ihr Mann schreibt in seiner Petition, dass Sie ein sehr gutherziger Mensch sind, der alle Tiere liebt, besonders Katzen. Anscheinend haben Sie während der Hungersnot in Bengalen hungernde Katzen und Hunde gefüttert.

Wie können Sie dann mit Frauen verkehren wollen, die für die abscheulichsten Verbrechen gegen die Menschheit verurteilt worden sind? Ein Mensch ist doch sicher mehr wert als eine Katze!"

"*Das* schon wieder! Derselbe alte unerträgliche Aberglaube über das zweibeinige Säugetier", dachte ich.

Wäre ich frei gewesen — oder zumindest nicht vom Gouverneur abhängig, um meine kostbaren Manuskripte zu erhalten — hätte ich kühl und aufrichtig geantwortet und mit den Schultern gezuckt: "Nicht unbedingt. In meinen Augen ist kein Anti-Nazi eine Katze wert, oder überhaupt ein Tier. Denn er (oder sie) ist permanent gefährlich, während ein Tier das nicht ist, nicht sein kann." Aber hatte ich nicht gesagt: "Ich werde lügen?" Ich habe mein Wort gehalten; zumindest. Ich vermied es, auf die Frage des Gouverneurs zu antworten. "Die wenigen Gefangenen des D-Flügels, denen ich begegnet bin, haben nichts 'Bestialisches' getan", erklärte ich einfach.

Colonel Vickers geriet in Rage — sogar bei *diesem Satz*. "Das sagen sie dir natürlich", rief er aus. "Aber wer hat jemals einen Deutschen getroffen, der zugibt, dass er ein Nazi ist? Sie sind meines Wissens die erste Person, die sich nach 1945 offen als solcher bezeichnet. Ich bin schon länger hier als Sie, und ich habe noch nie einen anderen getroffen".

Wäre ich frei gewesen, und meine Kameraden auch, und meine Bücher in Sicherheit, hätte ich geantwortet: "Natürlich wollten sie es *dir* nicht sagen, — du Narr! Ich selbst habe mich bis zu einem gewissen Grad an Diskretion gehalten, bevor meine Verhaftung alle Vorwände zunichte machte. Während des Krieges, in Indien, war ich angeblich "nur an Katzen interessiert". In London, nach dem Krieg, sollte ich mich '*nur für den* Sonnenkult des Königs Echnaton' interessieren, der vor dreihundertunddreißig Jahren blühte." Aber wie die Dinge lagen, legte ich meine Worte für die Zeit nach der Befreiung Deutschlands beiseite und schwieg.

Der Gouverneur fuhr fort: "Jedenfalls habe ich zwei Kriege gesehen, für die Deutschland verantwortlich ist, und ich bin nicht gekommen, um mit Ihnen zu diskutieren. Ihr Mann sagt, dass Ihr Gesundheitszustand Ihre Entlassung erfordert. Sie werden so bald wie möglich von einem britischen Arzt untersucht. Haben Sie noch etwas zu sagen?"

Endlich bot sich mir die Gelegenheit, *alles* in meiner Macht Stehende zu tun, um mein Buch zu retten.

"Ja", sagte ich: "Nur eine Sache. Verschont meine Manuskripte!" Tränen — diesmal waren es keine "Krokodilstränen" — kullerten über meine Wangen. "Ich habe gegen die Regeln dieses Gefängnisses verstoßen, indem ich die von Ihnen erwähnten Gegenstände in meiner Zelle aufbewahrt habe", fuhr ich fort, "ich habe mich geirrt, und es tut mir leid. Und obwohl ich diese Gegenstände nur wegen des emotionalen Wertes, den sie in meinen Augen haben könnten, aufbewahrt habe, obwohl ich sie nie jemandem gezeigt oder versucht habe, sie im Sinne der Propaganda zu benutzen, bitte ich nicht darum, sie zu verschonen. Aber ich bitte Sie, meine eigenen Schriften zu verschonen. Sie mögen für niemanden von Wert sein, aber sie gehören mir. Sie sind wie meine Kinder. Ich habe mein ganzes Herz in sie gesteckt. Und außerdem sind sie nicht zur Veröffentlichung bestimmt."

"Die in Ihrer Zelle gefundenen Manuskripte befinden sich jetzt in den Händen von Experten", sagte Oberst Vickers. "Wenn sie von subversiver Natur sind, werden sie wie der Rest Ihres Nazi-Materials vernichtet. Wenn nicht, bekommen Sie sie zurück, wenn Sie frei sind — wann immer das sein wird ... "

Ich spürte, wie mein Herz in meiner Brust versank und meine Knie unter mir nachgaben. Niemand wusste besser als ich, wie "subversiv" vom demokratischen Standpunkt aus mein *Gold im Ofen* und sogar der erste Teil von *Der Blitz und die Sonne* waren. Dennoch sagte ich: "Wenn ich Sie trotz all der finsteren Undankbarkeit, mit der ich Ihre Freundlichkeit mir gegenüber erwidert habe, noch um einen Gefallen bitten kann, dann, oh, dann, verschonen Sie aus lauter Mitleid meine Schriften, wie "subversiv" sie auch sein mögen! Ich will nicht leben, wenn ich sie nicht eines Tages wiederbekomme. Wie ich schon sagte, habe ich nicht vor, sie zu veröffentlichen. Erstens — falls dieses Argument Sie überzeugen kann — ist es eine Tatsache, dass sie unter den gegenwärtigen Umständen meiner Sache mehr schaden als nützen könnten. Denn ich habe von der ersten bis zur letzten Seite mit aller Deutlichkeit gezeigt, dass jede christliche Kirche, ja das Christentum selbst, wie es uns überliefert ist, der natürliche Feind des Nationalsozialismus ist. Glauben Sie, dass ich jetzt jene Menschen aufklären will, die immer noch so einfältig sind, sich einzubilden, dass sie sowohl Nazis als auch Christen sein können, — Menschen, deren Intelligenz ich zwar nicht bewundere, die ich aber in Zeiten wie diesen für nützlich halte? Das allein sollte Ihnen beweisen, dass ich aufrichtig bin, wenn ich Ihnen sage, dass mein Buch nicht veröffentlicht werden soll — niemals! Ich möchte es nur als Erinnerung an einen der

emotional intensivsten, wenn nicht gar glücklichsten Abschnitte meines Lebens aufbewahren."

Oberst Vickers starrte mich an, den stolzen, trotzigen Nazi, der weinend vor ihm stand. In gewisser Weise hasste ich mich selbst für die Vorführung, die ich ihm soeben geboten hatte, und für das subtile Lügengeflecht, das ich mit so dramatischer Selbstverständlichkeit vor ihm ausgebreitet hatte, und das sich um eine einzige, kunstvoll ausgewählte Wahrheit drehte. Dennoch *dachte ich* die ganze Zeit: "Was *kann* ich noch tun? *Allein die Sache zählt*. Würde ich so vor einem dieser verachtenswerten Demokraten kriechen, damit *meine* Prosa eines Tages gelobt werden könnte, dann wäre ich verachtenswerter als sie alle zusammen. Aber nein, ehrlich gesagt, es ist *nicht* mein Ruhm, den ich anstrebe, sondern lediglich meine größtmögliche Nützlichkeit. Wenn ich lüge, gegen meine Neigung, gegen meine Natur, so tue ich es im Interesse der Sache, die unsterbliche Götter, helft mir zu gewinnen! Wenn meine Schriften dazu bestimmt sind, den wahren nationalsozialistischen Geist voranzubringen und zu stärken, dann helft mir, sie zu retten — sei es durch meine Lüge; aber sonst nicht!"

Nach einer Minute Pause sagte der Gouverneur — der meine geheimen Gedanken nicht lesen konnte -: "Ich wiederhole: Ihre Schriften befinden sich derzeit in den Händen von Experten. Ich werde die Meinung der Experten über sie berücksichtigen müssen. Aber ich gebe Ihnen mein Wort — das Wort eines Engländers, dass ich ungeachtet des Gutachtens der Sachverständigen nicht die Vernichtung Ihrer Bücher anordnen werde, ohne Sie anzurufen und Ihnen die Möglichkeit zu geben, für ihre Verschonung zu plädieren. Und ich werde Ihre Argumente zusammen mit anderen Faktoren berücksichtigen. Sie können jetzt gehen."

Ich dankte dem Gouverneur, verbeugte mich und verließ den Raum.

Ein positiver Hoffnungsschimmer leuchtete nun inmitten meiner Not. Es war nicht alles unwiederbringlich verloren, wie es im Voraus verurteilt worden war. "Ich danke Dir, Herr der unsichtbaren Mächte", dachte ich, als ich zu meiner Zelle zurückging.

Dann setzte ich mich auf mein Bett und erinnerte mich an meine Worte an Frau Oberin: "Auch ich werde liegen, auch ich werde kriechen."

Und ich erinnerte mich an die grausamen Monate nach der Kapitulation — an die Tragödie der Tausenden von

Nationalsozialisten, die als große oder kleine "Kriegsverbrecher" vor den alliierten Militärtribunalen erschienen, inmitten der noch schwelenden Ruinen fast aller Städte des Dritten Reiches. "Oh, meine deutschen Kameraden und Vorgesetzten", dachte ich, "verzeiht mir, wenn ich in der Tiefe meines Herzens gelegentlich einige von Euch für das kritisiert habe, was mir durch die Berichte der Zeitungen als eine Haltung erschien, die eines Mannes unserer Grundsätze unwürdig war! Verzeihen Sie mir, wenn ich den Versuch einiger von Ihnen, ihr nützliches Leben um den Preis falscher Erklärungen der "Reue" zu retten, manchmal als "würdelos" betrachtet habe! Ich selbst habe heute gelogen, um zu versuchen, meine Schriften für unsere Sache zu erhalten. Jetzt weiß ich, was diejenigen von euch, die den Abfall vom Glauben vollzogen haben, erlitten haben müssen! Meine Brüder, verzeiht mir, wenn ich manchmal hart in meinen Urteilen gewesen bin!"

Der trübe Nachmittag schien endlos zu sein. Ich konnte immer noch nichts tun, außer zu denken. Ich dachte intensiv nach und betete, wobei ich mir ständig vor Augen hielt, dass ich *alles* tun sollte, um mein Buch zu retten, nicht im Hinblick auf meinen eigenen möglichen Ruhm, sondern in einem Geist der Losgelöstheit, im alleinigen Interesse der Sache der Nazis; dass es *dann nur* mein Recht, ja meine Pflicht war, zu lügen, um zu versuchen, es zu retten; dass ich aber, wenn ich versagte — wenn die allwissenden Götter der Ansicht waren, dass meine Schriften nicht schön genug, nicht beredt genug waren, damit die Sache der Nazis durch ihre Bewahrung profitierte — *kein* Bedauern *empfinden* sollte. Die göttlichen Worte der Bhagavad-Gita, die mir nach meiner Verhaftung geholfen hatten, den Verlust der ersten drei Kapitel meines Manuskripts mit Gelassenheit zu ertragen, kehrten nun in mein Gedächtnis zurück, um mich im Falle des Verlustes von zwölf Kapiteln zu unterstützen: "*Nimm Freude und Schmerz, Gewinn und Verlust, Sieg und Niederlage als gleichwertig hin und gürte dich für den Kampf*"; "*deine Sache ist allein die Handlung, niemals ihre Früchte. Lass also nicht die Frucht der Handlung dein Motiv sein, und sei nicht untätig*." Ich dachte, ich *fühlte* intensiv, was ich so oft zur Verteidigung unserer rücksichtslosen Handlungsmethoden gepredigt hatte: "Alles ist erlaubt, ja, alles ist

lobenswert, wenn die Pflicht es gebietet, *vorausgesetzt, es wird in einem vollkommenen Geist der Losgelöstheit ausgeführt*."

Am Abend wurde ich in die Krankenstation gebracht, um mich von einem britischen Arzt untersuchen zu lassen.

Ich sah müde und krank genug aus, um jeden Therapeuten zu beeindrucken. Doch nun, da ich nach so viel Kummer und inbrünstigem Gebet begann, meinen Kummer zu überwinden, blitzte gelegentlich wieder der Trotz in meinen Augen auf. Trotz allem war ich froh, zu spüren, dass die Verfolgung mich nicht erdrücken konnte. "Aber", dachte ich, als ich aus meiner Zelle ging, "ich darf dem Arzt nichts davon zeigen. Ich muss erdrückt aussehen, ihm den Eindruck vermitteln, dass ich ein harmloser Narr geworden bin. Und ich muss, wenn ich kann, versuchen, den Einfluss des Arztes zu nutzen, um mein Buch zu retten; zumindest mein Bestes in dieser Richtung tun; noch einmal lügen, noch einmal kriechen, wenn nötig. Es ist schrecklich, kein Zweifel — denn wir sind die letzten, deren Natur es ist, geschmeidig zu sein. Aber die Zweckmäßigkeit — das Interesse der Sache — vor allem, über allem! Mein Buch zu retten, ist *jetzt* das Beste, was ich für die nationalsozialistische Idee tun kann. Ich muß alles versuchen — um jeden Preis; mit allen Mitteln; unerschüttert, gelassen bleiben, falls ich scheitere, aber bis dahin *alles* tun, *was* ich kann. Und denken Sie daran, dass diese Demütigung, unsere gemeinsame Demütigung, nicht ewig dauern wird ... "

"Einst kommt der Tag der Rache
Einmal da werden wir frei ..."

Die Worte des alten Naziliedes klangen freudig in meinem Herzen, als ich den leeren Korridor entlangging, an der Seite der diensthabenden Krankenschwester.

Der Arzt — ein dunkelhaariger Mann in Uniform, mit einem unscheinbaren, freundlichen Gesicht — wartete auf mich, zusammen mit Schwester Maria, die aus dem Urlaub zurückkam. Aber H. E. war nicht mehr auf der Krankenstation. Eine Sekunde lang rührte mich der Gedanke an sie zu Tränen. Aber ich riss mich zusammen: "Versuche, dein Buch zu retten", sagte ich zu mir selbst, "rette es, um es eines Tages zu veröffentlichen, um Deutschlands Verfolger zu entlarven. Das ist das Beste, was du jetzt tun kannst, für sie, für alle deine Kameraden, für die Sache."

Ich stand vor dem Arzt und sah so unglücklich aus, wie ich nur konnte.

"Setzen Sie sich", sagte er sanft.

Ich setzte mich hin. "Sie wissen, dass aus Indien eine Petition für Ihre Freilassung geschickt wurde", fuhr er fort. "Darin heißt es, dass Ihre Gesundheit bald versagen wird, wenn Sie hier bleiben. In der Tat, Sie sehen nicht gut aus. Sagen Sie mir, was genau Ihr Problem ist."

"Oh, es ist nichts Körperliches", antwortete ich mit leiser, müder Stimme. "Es sind eher Sorgen und Müdigkeit. Aber *das* zieht mich auch körperlich herunter. Man gibt mir genug zu essen, kein Zweifel. Aber mein Leben ist eine Qual, weil ich kein Wort mit meinen Kameraden reden kann, weil ich sie nicht einmal sehen kann. Ich wollte nicht unbedingt über Politik reden. Ich wollte nur vernünftig reden. Die anderen, die gewöhnlichen Verbrecher, sind zu hoffnungslos langweilig, als dass ich mich in ihrer Gesellschaft nicht deprimiert fühlen könnte. Ich kann nicht verstehen, warum der Gouverneur mir verbietet, mit den einzigen Menschen zu sprechen, die ich hier liebe, und meinen Zustand praktisch auf Einzelhaft reduziert. Ich bin jetzt unglücklich, ganz und gar unglücklich.

"Wen meinst du mit den einzigen, die du hier liebst?", fragte der Mann.

"Meine Kameraden, die, die ihr 'Kriegsverbrecher' nennt", antwortete ich.

"Und warum liebst du sie?"

"Weil sie gute Menschen sind, zumindest die, die ich getroffen habe. Es ist mir egal, was sie getan haben könnten."

"Aber Sie *sollten* sich darum kümmern", sagte der Arzt. (Wie ich dieses Wort hasse, das immer wieder in den Gesprächen der Demokraten mit jedem von uns auftaucht! Wer sind sie denn, dass sie uns sagen, was wir tun *sollen*?) "Sie sollten", fuhr er fort, "sie haben Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen."

Allein dieser Ausdruck brachte mein Blut in Wallung. Ich spürte, dass ich mich nicht mehr lange zurückhalten konnte, so dass die einzige Möglichkeit, aus der Diskussion herauszukommen, ohne meine Schriften zu beschädigen — zu deren Gunsten ich erwog, den Arzt zu bitten, zu intervenieren — darin bestand, dieser besonderen, auf das Leben bezogenen Logik, die schon immer die meine war und die mir in den Augen der "anständigen" Leute immer den Ruf eines "Exzentrikers" eingebracht hatte, hemmungslos freien Lauf zu lassen. Je mehr ich mich in diese Richtung bewegte, desto mehr war der Arzt

— zweifellos ein "anständiger" Mann — davon überzeugt, dass ein "Spinner" wie ich nicht gefährlich sein konnte. Ich antwortete also kühn und aufrichtig

"Ich liebe die Menschheit nicht. Und niemand kann mich zwingen, sie zu lieben. Ich liebe die bessere Menschheit, ohne Zweifel — die einzigen Männer und Frauen, die diesen Namen verdienen. Und ich liebe das Leben — das schöne, unschuldige Leben; das Leben in Geschöpfen, von denen ich weiß, dass sie niemals *gegen* etwas sein können, wofür ich stehe; in Geschöpfen, mit denen ich mich in Frieden fühle. Nun, solange die Menschen es normal finden, dass es Schlachthäuser und Vivisektionskammern gibt, weigere ich mich einfach, gegen irgendwelche Grausamkeiten zu protestieren, die an menschlichen Wesen begangen werden, sei es von uns oder von euch, von den Chinesen oder von den Karthagern oder von Assur-nasir-pal, dem König von Assyrien (884-859 v. Chr., soweit ich mich erinnere), der, wie man sagt, eine der historischen Figuren ist, die auf diesem Gebiet am schwersten zu schlagen sind. Ich weiß zu viel über die Schrecken, die sich tagtäglich im Namen der wissenschaftlichen Forschung in den Labors der meisten Länder abspielen, deren "öffentliche Meinung" unsere Konzentrationslager und Gaskammern scharf verurteilt. In meinen Augen verdient die Öffentlichkeit, die es wagt, uns zu verurteilen, während sie solche Grausamkeiten an Kreaturen duldet, die weder die tatsächlichen noch die potenziellen Feinde irgendeines Regimes sind, die Atombombe oder etwas Schlimmeres, wenn es sie gibt. Und wenn man meint, dass solche Grausamkeiten "für den Fortschritt der Wissenschaft" geschehen müssen, dann, sage ich, soll man sie unbedingt an gefährlichen oder mangelhaften Menschen durchführen — Menschen, die sonst nicht zu gebrauchen sind und die in meinen Augen alles andere als "heilig", alles andere als liebenswert sind, während alle Tiere, außer Parasiten, bis zu einem gewissen Grad liebenswert sind. Ich betrachte die Ärzte, die vor 1945 an solchen Menschen experimentiert haben könnten und die von Ihren Gerichten verurteilt wurden, nicht als Verbrecher. Ich sage, sie haben das Richtige getan — genau das, wofür *ich* mich eingesetzt habe, Jahre bevor unser Regime an die Macht kam."

Bis jetzt hatte ich in vollkommener Ernsthaftigkeit und Aufrichtigkeit gesprochen. Das war eine gute Politik. Denn im Allgemeinen haben es Menschen, die dieselben Ansichten wie ich über "gefährliche oder mangelhafte" Menschen haben, nicht eilig, sie zu zeigen. Zweifellos, dachte der Arzt, konnte nur ein halbverrückter

Mensch solche Ansichten konsequent vertreten. Aber eine Person, die so offen wie ich *sagt, dass sie solche Ansichten* hat, ist sicherlich nicht in der Lage, sich zu verstellen. Man konnte also darauf vertrauen, dass sie aufrichtig war, wenn sie über andere Dinge sprach. Da ich das wusste, begann ich absichtlich zu lügen, wobei ich meine Lügen so geschickt wie möglich mit einem gewissen Anteil an Wahrheit vermischte.

"Sie haben seltsame Reaktionen", sagte der Arzt zum Abschluss meiner Tirade.

"Ich habe die Reaktionen, die in der Logik *meiner* Natur liegen", antwortete ich. "Und ihr, die ihr an das Recht des Einzelnen glaubt, sich zu äußern, solange er keine Gefahr für andere Menschen darstellt, solltet nichts gegen meine Offenheit haben. Wir sind jetzt nicht an der Macht, also kann ich niemandem schaden. Außerdem ist die kleine Tätigkeit, die ich hatte, zu Ende, und ich habe Ihnen das alles nur gesagt, um Ihre Frage nach meiner Haltung zu den sogenannten 'Kriegsverbrechen' zu beantworten."

"Aber Sie können wieder anfangen, wenn Sie frei sind", bemerkte der Arzt.

"Ich möchte nicht wieder damit anfangen", sagte ich. "Ich bin aller Aktivitäten dieser Art überdrüssig. Alles, was ich will, ist, wie ich dem Gouverneur sagte, nach Indien zurückzukehren und meine Katzen wiederzusehen; ich möchte mich von nun an mit dem Wohlergehen der Tiere beschäftigen — meine einzige Alternative zur Langeweile, nehme ich an, denn ich liebe die Menschen nicht, es sei denn, sie teilen meine Ideale."

"Sie können das tun und *gleichzeitig* Ihre früheren Tätigkeiten fortsetzen", sagte der Mann, der, so sehr er mich auch für "exzentrisch" hielt, weniger einfältig war, als ich gedacht hatte.

"Indien ist nicht der richtige Ort für Nazi-Propaganda", sagte ich.

"Man kann überall Bücher schreiben", antwortete er.

Wusste ich es nicht! Hatte ich nicht vor, das Buch zu beenden, das ich gerade schrieb, wenn sie es mir nur durch ein Wunder zurückgeben würden! Hatte ich nicht die Absicht, andere Bücher zu schreiben, solange ich nichts Wesentliches mehr für die Sache tun konnte? "Oh, frei zu sein und das zu tun!", dachte ich blitzartig. Aber ich dachte bewusst an meine gegenwärtige Lage und fing an zu weinen — so wie eine Schauspielerin, nehme ich an, sich auf der Bühne an einen persönlichen Kummer erinnern würde, um in ihrer Rolle natürliche Tränen zu vergießen.

"Ich könnte Bücher schreiben, aber sie werden nicht von der Politik handeln; *das ist* vorbei", schluchzte ich, "ich habe die Politik satt! Kein Zweifel, ich bleibe bei meinen Überzeugungen. Wenn man mir sagen würde, dass ich hier lebenslang bleiben muss, wenn ich nicht ein Papier unterschreibe, in dem ich erkläre, dass ich kein Nazi mehr bin, würde ich hier bleiben und niemals meinen Glauben verleugnen. Sie sehen also, ich versuche nicht zu behaupten, dass sich meine Einstellung geändert hat. Aber obwohl ich meiner Ideologie treu bleibe, habe ich beschlossen, mich nie wieder aktiv in ihren Dienst zu stellen, nie wieder Vorträge darüber zu halten, geschweige denn Bücher oder Artikel zu schreiben."

"Das ist alles, was die Behörden von Ihnen wollen", sagte der Arzt, der mir vor allem geschickt worden zu sein schien, um meinen Geisteszustand zu untersuchen. "Es ist uns egal, was die Leute sind. Jeder ist frei zu denken, was er will. Uns interessiert nur, was die Leute tun."

Ich konnte nicht anders als denken: "Was seid ihr doch für Dummköpfe! *Wir* — und unsere wirklichen Feinde, die Kommunisten — wissen, dass man nicht aufrichtig dieses oder jenes sein kann, ohne früher oder später etwas für seine Ideale zu tun." Aber natürlich habe ich diese Bemerkung für mich behalten.

"Wenn ich wieder zu Hause bin", fuhr ich fort, "möchte ich nur das Recht haben, frei mit meinem Mann zu sprechen, dem einzigen Mann in Indien, der mich versteht."

"Erinnern Sie sich an den Arzt, der Sie vor Ihrem Prozess untersucht hat?", fragte der Arzt.

"Der Nervenarzt? Ein kleiner, dünner, rothaariger Mann? Ich erinnere mich sehr gut an ihn."

"Ich sehe, Sie haben ein gutes Gedächtnis. Erinnerst du dich an die Dinge, die du ihm erzählt hast?"

"Das tue ich", antwortete ich. "Aber jetzt bin ich nicht mehr derselbe Mensch. Das Gefängnisleben hat mich verändert; natürlich nicht meine Einstellung zum Leben (ich habe es Ihnen gesagt; daran kann nichts ändern), aber meine Einschätzung meiner eigenen Fähigkeiten hat sich geändert. Ich bin jetzt davon überzeugt, dass ich für solche Aktivitäten, denen ich mich hingegeben habe, nicht geeignet bin."

"Warum, untauglich?"

"Weil mir die Fähigkeit zu lügen fehlt, was unerlässlich ist", sagte ich. "Auch weil ich zu leidenschaftlich für meine Ideen bin. Meine

Liebe zu unseren Prinzipien und unserem System macht mich blind für viele Realitäten. Und ohne Realismus ist man nutzlos. Sie erwähnten das Schreiben von Büchern. Jedes Buch, das ich schreiben würde, würde dem ähneln, an dem ich gerade schreibe, dem Buch, über dessen Verlust ich Tag und Nacht weine. Es wäre sentimentaler Quatsch."

"Warum weinen Sie über den Verlust Ihres Buches, wenn Sie selbst glauben, dass es nichts als sentimentaler Quatsch ist?

"Weil ich es liebe", sagte ich, "es ist meine Schöpfung, mein Kind — die einzige Art von Kind, die ich je haben werde. Ich will nicht, dass es zerstört wird. Nicht, dass ich es veröffentlichen möchte. Ich habe dem Gouverneur bereits gesagt, dass ich das niemals versuchen werde. Aber ich möchte es als meine beste Erinnerung an die schönsten Tage meines Lebens aufbewahren, an die Zeit, in der ich aktiv war, an die Zeit, in der ich lebte. Ich möchte meinem Mann hin und wieder Passagen daraus vorlesen, während er seine Wasserpfeife raucht. Die Furcht vor seiner möglichen Zerstörung hat mich in den Zustand versetzt, in dem Sie mich sehen. Ich kann jetzt weder essen noch schlafen. Ich denke die ganze Zeit an mein Buch. Und wenn sie mich freilassen, ohne es mir zurückzugeben, weiß ich, dass ich mich danach sehnen werde, bis ich tot bin. Oder aber ... wenn es mir gelingt, die Kraft aufzubringen, mich wieder aufzuraffen ... "

"Was würden Sie tun, wenn Sie die Kraft hätten, sich wieder aufzurappeln, wenn Ihr Manuskript zerstört würde?", fragte der Mann.

"Ich würde", antwortete ich, "mich noch einmal ins aktive Leben stürzen, fieberhaft, wild, mit der Entschlossenheit der Verzweiflung, diesmal nicht für irgendeine Ideologie, sondern aus Hass auf diejenigen, die mein Werk zerstört haben. Sie sind zufällig Demokraten; na gut. Ich würde jedem meine Dienste anbieten — den Kommunisten, die ich hasse, um den Demokratien mit allen Mitteln zu schaden. Der Hass würde zum einzigen Gesetz meines Lebens, die Rache zu meinem einzigen Ziel. Ich würde lebenden Menschen und ihren Kindern schaden, um das Kind meines Hirns und meines Herzens zu rächen."

Die ganze Zeit, während ich dies sagte, dachte ich insgeheim: "Als ob ich nicht *trotzdem* leben würde, um das nationalsozialistische Deutschland zu rächen! Als ob ich — selbst wenn Sie mir wie durch ein Wunder mein kostbares Buch zurückgeben — nicht *trotzdem* leben würde, um Sie und die Roten zu vernichten! Als ob ich *überhaupt* etwas anderes tun könnte als das, was ich als Arier für meine Pflicht

halte!" Aber ich sagte nichts mehr und bemühte mich bewusst, nicht zu lächeln.

"Ich werde dem Gouverneur sagen, dass ich glaube, dass er Ihnen Ihr Manuskript ohne Bedenken zurückgeben kann", sagte der Arzt, "dass er es Ihnen im Interesse Ihrer geistigen und körperlichen Gesundheit zurückgeben sollte. Ich werde in meinem Bericht Ihren Sinneswandel betonen, Ihren Entschluss, sich für immer von der Politik fernzuhalten, und alles tun, was ich kann, um Ihnen das zu geben, wovon ich jetzt überzeugt bin, dass es eine harmlose persönliche Befriedigung wäre."

"Oh, tun Sie das", rief ich mit echten Tränen in den Augen, kaum fähig, den Worten zu glauben, die ich hörte. "Wenn Sie das tun, und wenn sie auf Sie hören und mir meine Schriften unversehrt zurückgeben, werde ich gezwungen sein zuzugeben, wie viel großzügiger ihr westlichen Demokraten im Vergleich zu den Roten seid. Ich werde keine Gelegenheit auslassen, das zu sagen. Und ich werde mich in gewisser Weise verpflichtet fühlen, Ihnen weder mit Worten noch mit Taten zu schaden, was auch immer meine Überzeugungen sein mögen."

Ich dachte mir: "Als ob *ich* glauben würde, dass einer von uns jemals verpflichtet ist, den Feinden unseres Glaubens dankbar zu sein, was immer sie auch tun mögen!"

Aber der Arzt konnte meine Gedanken nicht lesen, und er war auch nicht scharfsinnig genug, um zu erkennen, wie schockierend meine ganze Rede mit meinen Überzeugungen, die ich nicht leugnete, im Widerspruch stand. Andererseits nutzte ich den eventuellen Eindruck, den meine Rede gemacht hatte, um eine neue Forderung zu erheben. "Es gibt noch etwas, das ich Ihnen sagen möchte", sagte ich zu dem Arzt. "Der Gouverneur hat mir heute Morgen gesagt, dass das Bild des Führers, das man in meiner Zelle gefunden hat, sicher verbrannt wird. Bitten Sie ihn, auch *das zu* verschonen! Ich möchte es mitnehmen, wenn ich entlassen werde."

"Warum willst du es mitnehmen?"

"Weil ich es liebe", sagte ich. "Es hat mich auf all meinen Reisen begleitet. Ich habe geweint, als ich es ansah, in den schrecklichen Tagen — 1945, 1946, 1947; in deinen Tagen des Sieges. Ich will es auch, weil der Mann, den es repräsentiert, alles für mich bedeutet, was auch immer andere Leute über ihn denken, sagen oder schreiben mögen."

"Was genau bedeutet er für Sie?", fragte der Arzt.

Ich zitierte die Worte, die ich auf die erste Seite meines Manuskripts von "Der *Blitz und die Sonne*" geschrieben hatte — das Werk, von dem ich nicht erwartete, dass es schnell fertig werden würde, und das ich ihm im Voraus gewidmet hatte:

"Der gottgleiche Mensch meiner Zeit", sagte ich, "der Mann gegen die Zeit; der größte Europäer aller Zeiten, sowohl Sonne als auch Blitz."

Die Worte, die mich auch an den Verlust *dieses* Manuskripts erinnerten, reichten aus, um mich zum Weinen zu bringen. Sie reichten auch aus, um dem Arzt (der unseren Hitler in einem ganz anderen Licht sah) den Eindruck zu vermitteln, ich sei eine unausgeglichene, aber harmlose Frau — den Eindruck, den ich ihm gerade vermitteln wollte.

"Natürlich", fügte ich hinzu — um diesen Eindruck zu bestätigen — "könnte ich ein anderes Bild machen. In der Tat habe ich ein besseres, in Indien. Aber es wäre nicht dasselbe, das ich all die Jahre mit mir herumgetragen habe. Ich will dieses."

"Ich werde es dem Gouverneur sagen", sagte der Praktiker.

"Tu es!", bat ich.

"Und jetzt wollen wir Ihr Gewicht sehen", schloss er, "denn ich muss Sie auch körperlich untersuchen. Wann sind Sie zuletzt gewogen worden?"

"Vor kaum mehr als einer Woche", antwortete ich. "Ich wog fünfzig Kilogramm — so viel wie immer, seit ich hier bin."

Ich zog mich aus und wurde erneut gewogen. "Neunundvierzig Kilogramm", sagte Schwester Maria und las die Stelle ab, an der die Nadel stehen blieb. Ich hatte in fünf Tagen ein Kilogramm abgenommen — ein eindeutiges Zeichen dafür, dass meine Gesundheit schwächer wurde.

"Verzweifeln Sie nicht wegen Ihrer Manuskripte", sagte der Arzt, als er sich von mir verabschiedete. "Zwingen Sie sich zu essen und bleiben Sie bei Kräften. Ich weiß, dass Sie praktisch in Einzelhaft sind, das ist hart für Sie. Versuchen Sie trotzdem, bei Kräften zu bleiben. Auf Wiedersehen, — und viel Glück!"

"Auf Wiedersehen", sagte ich; "und danke!"

In dieser Nacht gelang es mir zum ersten Mal seit der Durchsuchung meiner Zelle, ein wenig zu schlafen.

Am darauffolgenden Tag, einem Samstag, erzählte ich der holländischen Frau, mit der ich in der "Freistunde" über den Hof spazierte, von meinem Gespräch mit dem britischen Arzt. Ich vertraute der Frau bis zu einem gewissen Grad.

"Du hast gut gehandelt", sagte sie. "Du wirst sehen: Du wirst dein Buch retten."

Ich habe mein Bestes getan", antwortete ich, "mein Allerbestes; und in der Tat glaube ich nicht, dass ich mit einem größeren Anschein von Aufrichtigkeit hätte lügen können, oder die Punkte, in denen ich aufrichtig war, kunstvoller herausgreifen und betonen, oder mit überzeugenderer Natürlichkeit sprechen können, ob ich nun lüge oder die Wahrheit sage. Die himmlischen Mächte halfen mir, im Interesse unserer Sache, die göttlich ist, zu handeln. Alleine hätte ich es nie geschafft. Die himmlischen Mächte werden meine Manuskripte retten, wenn sie es wollen. Ich kann nichts tun. Ich kann nicht einmal verstehen, wie bestimmte Dinge, die ich so klar und deutlich wie möglich geschrieben habe, dem Gouverneur oder jedem anderen, der das Buch liest, entgehen können. Wissen Sie zum Beispiel, was ich am Ende meines siebten Kapitels geschrieben habe, als Kommentar zu der Tatsache, dass diese Leute mich nur zu drei Jahren Haft verurteilt haben, während die Kommunisten mich wahrscheinlich für den Rest meines Lebens nach Sibirien geschickt hätten? Wissen Sie, wie ich diesen heuchlerischen "Menschenfreunden" für ihre Milde gedankt habe? Eines Tages", schrieb ich, "werden wir mit der Hilfe aller Götter — so hoffe ich — dafür sorgen, dass die Demokraten und sogar die Kommunisten bitter bereuen, nicht mehr von uns getötet zu haben." Was ist, wenn sie *das* lesen?"

"Mach dir keine Sorgen", sagte die Holländerin. "Kennen Sie diese Leute nicht? Sie sind nicht hier, um einer Ideologie zu dienen, wie du. So etwas haben sie nicht. Sie sind hier, um einen fetten Lohn zu bekommen und um sich zu amüsieren. Der Mann, der diesen und andere Sätze von Ihnen liest — wenn er sich überhaupt die Mühe macht, wird höchstwahrscheinlich an die Freundin denken, die er im Restaurant zu treffen gedenkt, oder an die Cocktailparty, die er im Haus eines anderen Offiziers besuchen wird. Er wird Ihr Buch übergehen, aus dem einfachen Grund, weil die Lektüre für ihn eine regelrechte *Corvée wäre*."

"Wenn *ich* ein besetztes Land unter unserer Neuen Ordnung kontrollieren würde und das Manuskript eines radikalen, gewalttätigen und aufrichtigen Anti-Nazi-Untergrundarbeiters wie

mich zu lesen bekäme, meine Güte! *Ich* würde kein Wort davon auslassen, mit dem Ergebnis, dass der Anti-Nazi auf meinen Wunsch hin "liquidiert" würde, noch bevor ich das erste Kapitel gelesen hätte! Ich würde seine literarischen Qualitäten — wenn es sie denn gäbe — zu schätzen wissen und ihn für umso gefährlicher halten, als er sie besitzt. Aber natürlich, wie ich einmal zu einem Genossen sagte, "diese Leute sind nicht *wir*". Sie können niemals so reagieren, wie wir es tun würden."

"Sie werden von diesem Unterschied in der Psychologie profitieren", sagte die Frau.

"Wenn mir etwas zugute kommt, dann ist es die außergewöhnliche Gunst der unsichtbaren Mächte", antwortete ich, "ich verdiene sie nicht. Aber der Nationalsozialismus tut es, Deutschland tut es, Aryandom tut es. Vielleicht, wenn mein Buch eines Tages von Nutzen sein kann ... wird es trotz alledem verschont. Ich weiß es nicht. Ich wage es nicht zu hoffen. Ich versuche, meinen Geist losgelöst zu halten; alles zu tun, was ich kann, um meine Manuskripte um jeden Preis zu retten — durch Handeln, durch Lügen, wenn es nötig ist — und mich nicht darum zu kümmern, ob sie gerettet werden oder nicht. Ich versuche, diese Haltung beizubehalten, aber ich kann es nicht. Es ist mir nicht egal. Ich kann nicht anders als mich zu kümmern. Ich könnte meine Schriften nur dann freudig opfern, wenn ich wüsste, dass ich damit der Sache nützen würde."

"Versuchen Sie, an nichts zu denken. Komm heute Abend in den Aufenthaltsraum, um ein wenig Musik zu hören", sagte die Holländerin.

"Das werde ich", antwortete ich.

Es war das erste Mal seit dem 8. April, dass ich den Erholungsraum betrat. Ich blieb bei der Holländerin und erzählte den anderen Häftlingen, die mich teils kühl, teils freundlich begrüßten, kein Wort von meiner Geschichte. Natürlich traf ich nicht die Gruppe von Antinazis, ehemalige Häftlinge von Ravensbrück und anderen Lagern, die ich zwei Monate zuvor gesehen hatte. Sie waren Gefangene des B-Trakts. Und ich war jetzt im A-Trakt. Aber ich stieß auf andere — ebenso schlimme, auf die mich die Holländerin hinwies und sagte: "Siehst du die mit dem Bubikopf, die in der Ecke sitzt? Nun, sie war sechs Jahre in einem Konzentrationslager. Der an ihrer Seite auch, sagt

man. Was die drei betrifft, die am anderen Ende des Raumes miteinander reden, so war der Dunkelhaarige vier Jahre an einem solchen Ort, die anderen beiden drei, wurde mir gesagt. Der Kleine ist ein Tscheche. "Es hörte sich für mich so an, als ob die drei Viertel der gewöhnlichen Kriminellen ehemalige Insassen von Konzentrationslagern waren, was mich nicht im Geringsten verwunderte. Ich vermied sorgfältig jeden Kontakt mit ihnen.

Aus dem Funkgerät ertönte Musik — eine fröhliche, belebende Tanzmelodie, gut rhythmisiert wie ein Marsch. Sie erinnerte mich an ein Orchester in einem Luxusrestaurant; an lebhafte Diskussionen an gut gedeckten Tischen; an Freiheit unter besten Bedingungen — wie vor dem Krieg oder in den ersten beiden Kriegsjahren. Ich lächelte.

"Siehst du, es gefällt dir", sagte die Holländerin. "Hatte ich nicht recht, dich zu bitten, zu kommen? Es ist besser, als in deiner Zelle zu brüten."

"Weißt du, woran ich denke?", fragte ich.

"Nein. Wie sollte ich das erraten?"

"Nun, ich denke an den nächsten Krieg. Ich stelle mir vor, wie erfreut ich sein werde, in irgendeinem luxuriösen Festsaal in Südamerika oder sonstwo zu sitzen und zu wissen, dass die jüdisch-christliche Welt, diese korrupte kapitalistische Welt, die sich erhoben hat, um die schöne Neue Ordnung zu vernichten, in Stücke bricht, zusammen mit ihrem Ex-Verbündeten im Osten; dass ihre Hauptstädte in Flammen stehen; dass endlich unser Tag anbricht! Ja, selbst wenn diese Leute jetzt alle meine Bücher zerstören, werde ich in meiner Freude alles vergessen, wenn *dieser* Tag kommt; ich werde voller Enthusiasmus, voller Inspiration, verjüngt, diskutieren, mich freuen — und tanzen, wenn ich einen Partner finde, der sie so sehr hasst wie ich, während ich mir ihre letzten Stunden vorstelle; die letzten Zuckungen der sterbenden Zivilisation, die ich verabscheue, vor unserem Sonnenaufgang!

Das Radio hatte mich in eine ausgesprochen gute Stimmung versetzt. "Sehen Sie", fuhr ich fort, froh, nach dieser Woche des Schweigens zu sprechen, froh, der alten Aggressivität Luft zu machen, die ich in meiner Angst um mein Buch fast vergessen hatte, "sehen Sie, wenn sie solche Musik hören, denken manche an Liebe. Ich denke an den Krieg, an die göttliche Rache. Aber weißt du, was ideal wäre? Liebe *und* Krieg. Im alten Babylonien verehrte man Ishtar-Zarpanit, den Morgenstern, tagsüber die Göttin des Krieges und der männlichen Arbeit, nachts die Göttin der Liebe. Diese Vorstellung hat mich immer

fasziniert. Und obwohl ich in diesem Leben nur eine Seite des doppelten Ideals gelebt habe, träume ich davon, beim nächsten Mal beide zu leben — falls es ein 'nächstes Mal' gibt; eine neue Geburt auf dieser Erde nach jedem Leben, wie die Hindus glauben."

Diese Worte, die vielen Menschen verrückt erscheinen mögen, kamen der Niederländerin, die fest an das Dogma der Reinkarnation glaubte, gar nicht so seltsam vor. Und obwohl ich persönlich alles andere als *sicher bin* über das Schicksal meiner Seele nach dem Tod, obwohl die Reinkarnationslehre für mich höchstens eine Theorie ist — eine Hypothese, eine Möglichkeit unter vielen anderen — lächelte ich in Erwartung meiner "nächsten Geburt", irgendwo im neuen nationalsozialistischen Europa meiner Träume. "Alles andere als ein Märchen", dachte ich, "aber wenigstens ein schönes". Die Musik spielte weiter. Und ich ließ meiner Phantasie freien Lauf.

Nach meinem in Indien erstellten Horoskop", sagte ich, "werde ich im Alter von siebenundsiebzig Jahren sterben. Unter der Annahme, dass ich sofort wiedergeboren werde, wenn es eine Wiedergeburt gibt, würde das bedeuten, dass ich in fünfzig Jahren sechzehn Jahre alt sein werde ... Sechzehn! — Ich habe nie verstanden, warum die Hindus, deren Ansichten in so vielen Punkten so unterschiedlich und widersprüchlich sind, alle in ihrem Wunsch übereinzustimmen scheinen, *nicht* wiedergeboren zu werden, wenn sie es vermeiden können. Ihre ganze religiöse Disziplin ist darauf ausgerichtet. Während ich nichts lieber möchte, als wiedergeboren zu werden; noch einmal sechzehn zu sein, zwanzig zu sein, unter der Neuen Ordnung, die dann fest etabliert ist: auf diese Tage, die wir jetzt leben, zurückzublicken wie auf einen heroischen Anfang, nie etwas anderes persönlich gekannt zu haben als das Regime, für das ich heute kämpfe; und mich selbst zu erfüllen, diesmal auf allen Ebenen, in Schönheit, in Kraft, in Gesundheit: die Gefährtin eines jugendlichen Kriegers, der unseren Idealen ergeben ist, und die Mutter lebender Halbgötter ... "

Plötzlich hielt ich in meinem Redeschwall inne. Ich erinnerte mich an die seelischen Qualen, die ich in und nach 1945 erlebt hatte; an meine Reue beim Gedanken an meine alten Versäumnisse; an meine gegenwärtige Qual wegen meines verlorenen Manuskripts. Tränen traten mir in die Augen. "Die Hindus sagen, dass jedes unserer Leben die Folge unserer gesamten Vergangenheit ist", bemerkte ich. "Leide ich jetzt, damit ich diese glorreiche Zukunft verdiene? Und um sie noch mehr zu verdienen, soll ich in wenigen Tagen erfahren, dass

mein kostbares Buch, mein Geschenk an das Volk meines Führers, vernichtet werden soll?"

"Vielleicht", sagte die Holländerin, "vielleicht aber auch nicht. Du weißt jedenfalls, dass im Unsichtbaren nichts verloren ist."

Die Tür wurde geöffnet. Die diensthabende Wärterin sagte uns, dass die Zeit um sei. Ich ging zurück in meine Zelle.

Wieder begann ich, über mein Manuskript nachzudenken, während die klare, stille Stimme in mir, die Stimme meines besseren Ichs, mir noch einmal sagte: "Mach dir keine Sorgen; dein wirkliches Geschenk an das Volk deines Führers und an die ewige arische Idee ist deine Liebe, dein hingebungsvolles Leben, — all deine kommenden Leben, wenn es solche gibt, und wenn du es wünschst ... "

Ich lag auf meinem Bett und betrachtete den klaren Himmel, so rein, so hell, so geheimnisvoll transparent, in dem die Sonne erst in drei Stunden untergehen würde. Und ich dachte an eine endlose Reihe von immer schöneren, hingebungsvollen Leben des Kampfes und der Schöpfung, alle im Dienste der Wahrheit, die im heiligen Hakenkreuz verkörpert ist, dem Zeichen der Sonne, dem Zeichen des Nationalsozialismus, dem Zeichen der erneuerten, siegreichen, gottgleichen arischen Rasse. Und ich betete mit der ganzen Inbrunst meines Herzens, dass dies meine Geschichte sein möge, von nun an, in den kommenden Jahrhunderten, wenn der Tod, anders als viele glauben, nicht ein völliger Halt sei. "Unsterbliche Götter", dachte ich, "helft mir irgendwie, eine solche Geschichte zu verdienen, jetzt, in diesem Leben, — was auch immer die Gesetze von Leben und Tod sein mögen, die ich nicht kenne."

KAPITEL 12

DER WEG DER ABSOLUTEN LOSGELÖSTHEIT

Am nächsten Tag, Sonntag, dem 5. Juni, blieb ich im Bett.

Ich war hellwach — ich hatte kaum geschlafen. Und ich war nicht müde. Aber da ich nichts zu tun hatte, nichts zu lesen, fühlte ich mich nicht gedrängt, aufzustehen. So lag ich da und dachte wie immer an mein verlorenes Manuskript, hoffte eine Zeit lang, dass sie es nicht zerstören würden, und dann weigerte ich mich zu hoffen, wagte es nicht zu hoffen und träumte von den Tagen, an denen mir und uns allen all diese und noch schlimmere Erinnerungen an die lange Verfolgung als ein für immer beendeter Albtraum erscheinen würden.

Wie jeden Sonntag fanden auf dem Korridor des D-Flügels, an der Ecke des A-Flügels, die Gottesdienste statt: zuerst der katholische, dann der evangelische. Von meiner Zelle aus konnte ich hören, wie die anderen Häftlinge Lieder sangen. Und wieder war ich schockiert, wie ich es von Anfang an gewesen war — ich, der ich nie an diesen Gottesdiensten teilgenommen hatte — bei dem Gedanken, dass meine wahren Kameraden des D-Flügels christliche Lieder sangen und Predigten über die Abenteuer einiger Juden vor zweitausend Jahren oder mehr hörten, um so genannte Tugenden zu illustrieren, von denen die meisten unseren Idealen völlig fremd waren. Die Erklärung, die H. E. mir einmal gegeben hatte, nämlich dass die wenigen echten Nationalsozialisten des D-Flügels wie sie selbst aus purer Langeweile die Gottesdienste besuchten, befriedigte mich nicht. Ich konnte verstehen, dass eine von uns im Interesse der Sache eine Show abziehen konnte, aber nicht aus "Langeweile". Oder wollten diese Frauen bei den Behörden den Eindruck erwecken, dass sie "reformiert" oder zumindest reformierbar waren, um nach Möglichkeit etwas früher entlassen zu werden? *Das* war vielleicht der Grund, warum sie die Kirchenfarce mit so stupender Regelmäßigkeit mitmachten. Und H. E. wollte es mir nicht sagen, damit ich nicht in meinem Herzen einen solchen Opportunismus tadeln würde. Dennoch hätte ich es lieber gesehen, wenn eine Frau wie sie den Gottesdienst aus einem

ganz bestimmten praktischen Grund dieser Art besucht hätte, als aus Langeweile ...

Ich hörte ein Geräusch im Schlüsselloch und drehte meinen Kopf zur Tür. Zu meiner Freude war es Frau S.

"Noch im Bett, *unsere Vorkämpferin*?", sagte sie und betrachtete mich mit einem freundlichen, wenn auch etwas ironischen Lächeln.

Ich mache eine Bewegung, um aufzustehen. "Nein, nein, bleiben Sie liegen", sagte Frau S. "Ich habe Sie nur geneckt. Ich weiß, dass du Ruhe brauchst. Ich habe dir ... eine Tasse richtigen Kaffee mitgebracht ... "

Ich starrte sie aufmerksam an. Ich war gerührt, glücklich. Tränen füllten meine Augen. "Selbst wenn sie mich nach Indien zurückschicken, wie sie sagen, werde ich nicht für immer dort bleiben", sagte ich. "Eines Tages, wenn ich zurückkomme, wenn alles in Ordnung ist, werde ich dich wiedersehen. Es wird dann schön sein, sich an die Melodien der Verfolgung zu erinnern." Ich sprach mit Enthusiasmus, als ob ich die schwindelerregende Zukunft unserer Träume durch den Nebel der bedrückenden Gegenwart hindurch sehen könnte.

"Trinken Sie in der Zwischenzeit Ihren Kaffee", sagte Frau S., "sonst wird er kalt."

Ich setzte mich auf und nippte an dem heißen, starken, süßen, lieblichen Kaffee, während Frau S., nachdem sie die Tür hinter sich zugezogen hatte, sich auf den Schemel neben meinem Bett setzte.

"Was hat Ihnen der Gouverneur vorgestern gesagt?", fragte sie mich nach einem Schweigen. "Und was haben Sie ihm gesagt?"

"Er versprach mir, mein Manuskript nicht zu vernichten, bevor er mich gesehen und mir Gelegenheit gegeben hatte, es zu verteidigen", antwortete ich, "und ich bat ihn, es mir nur als Erinnerung an mein Leben im Gefängnis zu überlassen. Ich sagte ihm, dass ich nicht beabsichtige, es jemals zu veröffentlichen ... "

Ein verschmitztes Lächeln erhellte das strenge, energische Gesicht von Frau S. Ich schaute sie fragend an. Und sie antwortete auf die Frage, die ich ihr nicht ausdrücklich gestellt hatte, die sie aber vermutet hatte. "Sie brauchen mich nicht zu fragen*, warum* ich lächle", sagte sie: "Du weißt es genau."

"Ich liebe Frau S. Aber irgendwie war ich nicht bereit, meine geheimen Gedanken zu offenbaren, nicht einmal ihr gegenüber. Ich hatte solche Angst, dass die kleinste Indiskretion von mir die Wirkung meiner einstudierten Lügen unsichtbar zerstören würde, dass ich

weiter log, auch ihr gegenüber. Ich versuchte sogar selbst zu glauben, was ich dem Gouverneur gesagt hatte, weil ich wusste, dass im Unsichtbaren der Glaube als solcher eine Kraft hat, auch wenn es der Glaube an eine Lüge ist. Ich wollte, dass der Glaube von Frau S. — und mein eigener, wenn das möglich wäre — den des Gouverneurs auf irgendeine geheimnisvolle Weise verstärken und so seine Entscheidung zugunsten meines Buches beeinflussen würde. Ich fürchtete, dass die Wahrheit, sobald ich sie aussprach, selbst wenn ich sie mir selbst eingestand, diesen Glauben auf unsichtbare Weise zerstören würde. Also fügte ich hinzu: "Ich habe es ernst gemeint, als ich dem Gouverneur sagte, dass ich mein Buch über Deutschland nicht zu veröffentlichen wünsche."

Aber Frau S. durchschaute mich. Sie lächelte verschmitzter denn je.

"Ich weiß nicht, ob der Gouverneur Ihnen glauben wird", sagte sie, "aber *ich* weiß es sicher nicht. Angenommen, er gibt Ihnen Ihr Manuskript zurück, dann dürfen Sie es nicht sofort veröffentlichen, denn das wäre schlichtweg unmöglich. Aber Sie *werden* es veröffentlichen, sobald Sie es können — sobald Sie wissen, dass es möglich ist, ohne einen von uns zu gefährden. Ich weiß, dass Sie das tun werden, denn ich kenne Sie."

"Glaubst du, du kennst mich genug, um zu wissen, wann ich lüge und wann ich die Wahrheit sage?", fragte ich.

"Ich kann Ihre natürliche Abneigung gegen Lügen erahnen", antwortete Frau S., "aber ich weiß auch, dass Sie ein echter Nazi sind. Das ist genug. Wenn es um die Sache geht, sind Sie zu allem fähig. Das haben Sie jetzt einmal mehr bewiesen."

Sie hatte mich gut analysiert. Ich fühlte einen Schwall von Stolz und Freude in meiner Brust aufsteigen. Hätte man mir während der großen Tage vor aller Augen einen Orden "*für treuen Dienst*" verliehen, so hätte ich nicht glücklicher sein können. "Frau S.", rief ich aus, "Sie haben mir ausdrücklich den höchsten Ruhmestitel verliehen, nach dem ein Arier des zwanzigsten Jahrhunderts streben kann. Möge ich nie aufhören, ihn zu verdienen!"

Ich hielt eine Minute inne, um nachzudenken, um zu fühlen, was ihre Worte für mich bedeuteten. "Ob sie nun meine Schriften vernichten oder nicht", dachte ich, "möge mein Leben in der wahren, nicht aufgezeichneten Geschichte bleiben, der erste lebende Tribut der äußeren arischen Welt an den Führer, den Retter der Rasse, und an sein vorbestimmtes Volk! Oh, ich bin glücklich! Ob man sich an mich

erinnert oder mich vergisst, ich will, dass diese Worte: *echte Nationalsozialistin*, für immer und ewig an mir haften bleiben ... "

Frau S. lächelte mich noch einmal an. "Ich habe Ihnen kein falsches Kompliment gemacht", sagte sie. "Ich habe Ihnen nur gesagt, was ich weiß. Sie können diese Leute täuschen. Mich können Sie nicht täuschen."

"Das möchte ich eigentlich nicht", sagte ich und lächelte meinerseits. Und ich fügte hinzu, indem ich ihr die Tasse, die ich gerade geleert hatte, zurückgab: "Ich danke Ihnen für den Kaffee. Er war herrlich!"

"Ich bringe Ihnen heute Nachmittag mehr davon."

"Ich möchte, dass du mir etwas bringst, wenn du kannst", sagte ich, "das heißt, wenn sie es dir zurückgegeben haben ... "

"Was?"

"Das Buch *Menschen Schönheit*, das du mir geliehen hast, bevor sie meine Zelle durchsuchten. Ich habe nichts zu tun, nichts zu lesen: und ich liebe dieses Buch."

"Sie haben es mir zurückgegeben", antwortete Frau S. "Du sollst es haben." Und tatsächlich ging sie hin und holte es für mich, bevor sie sich von mir verabschiedete.

So bewunderte ich, nachdem ich mich gewaschen und angezogen hatte, noch einmal jene Bilder von deutschen Jünglingen und Mädchen, Müttern und Kindern aus den Tagen des Stolzes und des Wohlstandes, die so vollkommen waren wie die Meisterwerke in Stein oder Farbe, von denen der Herausgeber die Fotografien auf die gegenüberliegenden Seiten gestellt hatte. Und noch einmal fühlte ich bei ihrer Betrachtung: "*Das* ist es, wonach ich mich mein ganzes Leben lang gesehnt habe: *die* Schönheit des vollkommenen Ariers!"

In dem ganzen Buch gab es kein einziges Wort über "Politik". Das war auch nicht nötig. Die Bilder allein verkündeten, eindringlicher als alle möglichen Kommentare, den ewigen Ruhm des nationalsozialistischen Regimes. Denn was rechtfertigt ein Regime, wenn nicht die Qualität der menschlichen Elite, deren Wachstum und Beherrschung es vorantreibt?

Ich betrachtete das Foto eines blonden Jugendlichen mit regelmäßigen, nachdenklichen, männlichen Zügen und einem athletischen Körper, der an einer Steinbrüstung lehnte. Auf derselben

Seite befand sich das Bild eines jungen deutschen Kriegers, das einem römischen Flachrelief entnommen war: dasselbe Gesicht wie das der modernen Hitlerjugend — ein schlagender Beweis für die heilige Kontinuität des Blutes, von den Soldaten Hermanns, die die Römer fürchteten, bis zu den Gefährten Horst Wessels. Auf einer anderen Seite waren zwei schöne junge Männer des reinsten norddeutschen Typs abgebildet, die den Bogen schwangen; ihnen gegenüber ein altgriechischer Bogenschütze, der ihnen genau glich — ein eklatanter Beweis für die Einheit der arischen Rasse in ihrer ursprünglichen Reinheit. Ich erinnerte mich an einen Satz aus meinem verlorenen Buch — die Erklärung meiner ganzen bewundernden Haltung gegenüber dem Hitler-Regime; der Ausdruck der Tatsache, dass ich darin die perfekte Antwort auf meine lebenslange Suche nach allseitiger Schönheit in der lebenden Menschheit fand: "Ich kenne nichts in der modernen Welt, das so schön ist wie die Nazi-Jugend." Schön, nicht nur körperlich, sondern auch charakterlich; die Verkörperung jener großen arischen Tugenden, die allein die natürliche Elite der Menschen zum Übermenschen erheben können. Und zum millionsten Mal dachte ich: "Ruhm dem Menschen, Ruhm dem Regime, das aus dem versklavten Deutschland der frühen zwanziger Jahre das hervorgebracht hat!"

Ich dachte auch, und das zum millionsten Mal: "Für die Errichtung, die Aufrechterhaltung, die Verteidigung eines solchen Regimes ist alles erlaubt, ja alles lobenswert, im Gegensatz zu dem, was die Gläubigen der 'Gleichberechtigung der Menschen' von morgens bis abends im Interesse der menschlichen Parasiten predigen, die von der Verderbnis und Entartung ihrer Vorgesetzten leben." Wie hatte ich diese Art von Predigten immer gehasst! Wie sehr hatte ich mich von Kindheit an gegen die Moral der Verfechter einer, ich weiß nicht was für eine geheimnisvolle "Würde der menschlichen Person" gewehrt, für die ich im wirklichen Leben keine Beweise sah und die ich mich weigerte, als Dogma anzuerkennen

Ich erinnerte mich daran, wie der Lehrer der französischen Schule, auf die ich mit zwölf Jahren ging, mich zur Strafe dafür, dass ich offen erklärt hatte, dass mich die so genannten "Ideale" der Französischen Revolution anwiderten, einmal eine ganze Stunde lang mit dem Gesicht zur Wand in der Ecke stehen ließ. Und wie ich ein anderes Mal in derselben Schule bestraft wurde, weil ich der Gipsbüste der Französischen Republik, die im Korridor stand — dem Symbol all dessen, was ich hasste, die Zunge herausgestreckt hatte, und wie wenig

mich die Strafe kümmerte, so froh war ich über das Gefühl, dass ich das verhasste Symbol beleidigt und herausgefordert hatte. Und wie ich auf die Gedichte von Victor Hugo reagierte, von dem man mir sagte, dass ich ihn bewundern "müsse", dessen idiotische, gleichmacherische Sentimentalität und sein Glaube an den "Fortschritt" allein durch Lernen mich aber nur bis zur Unerträglichkeit reizten und mich fanatisch und endgültig gegen jede alberne Moral aufbrachten, die sich um den "Menschen" als solchen drehte — jene Moral, von der alle erwarteten, dass ich sie als selbstverständlich akzeptierte.

Damals wusste ich noch nicht, dass diese durch und durch heidnische, durch und durch arische Werteskala, die mich bereits so unbeliebt machte, in wenigen Jahren dank der Macher des Naziregimes zur Werteskala einer neuen Zivilisation werden würde. Nun, ich wusste, dass sich die neue Zivilisation auf Dauer durchsetzen würde und dass ich mit meinen deutschen Kameraden und einigen anderen nichtdeutschen Ariern wie mir bereits ein Teil davon war.

Es war zweifellos in gewisser Weise "neu", dachte ich. Aber es war auch nicht neu. Sie war, wie der Führer selbst gesagt hatte, "im Einklang mit dem ursprünglichen Sinn der Dinge" — ewig. Sie zielte darauf ab, dem physischen und moralischen Verfall der modernen, technisch "fortgeschrittenen" Menschheit Einhalt zu gebieten, indem sie sie — zumindest ihre rassische Elite — dazu zwang, in Übereinstimmung mit dem letzten Zweck der Natur zu leben, der nicht darin besteht, Individuen "glücklich" zu machen, oder gar Nationen "glücklich" zu machen, sondern die Übermenschheit — die lebende Gottheit — aus den bestehenden Herrenrassen zu entwickeln, vor allem aus den reinen Ariern. Glück ist eine *bürgerliche* Vorstellung, definitiv. Es ist nicht unser Anliegen. Wir wollen, dass die Tiere glücklich sind — und die minderwertigen Menschen auch, soweit ihr Glück die Neue Ordnung nicht stört. Wir glauben, dass die höhere Menschheit Besseres zu tun hat. Die arische Welt, die von uns nach unserem endgültigen Triumph neu geformt wird, wird nicht mehr in Begriffen des Glücks denken wie die dekadente Welt von heute. Sie wird in Begriffen der Pflicht denken — wie die frühe vedische Welt, die frühe christliche Welt, die frühe islamische Welt; wie die Welt zur Zeit eines jeden großen Neuanfangs. Aber im Geiste wird sie der frühen vedischen Welt weit mehr ähneln als der christlichen oder der islamischen. Denn die Pflicht, für die sie leben wird, wird nicht die Pflicht sein, *alle Menschen* wie sich selbst zu lieben oder sie alle als potentielle Brüder im Glauben zu betrachten; es wird die Pflicht sein,

die ganzheitliche Schönheit der eigenen Rasse über sich selbst und über alle Dinge zu lieben und zu ihrem vollsten Ausdruck beizutragen, koste es, was es wolle, denn das ist das göttliche Ziel der Natur.

Ein ehemaliger SS-Mann hatte mir einmal gesagt: "Die erste Pflicht eines Nationalsozialisten ist es, schön zu sein" (körperlich und auf allen Ebenen) — Worte, die eines alten Griechen würdig sind; Worte eines Ariers aller Zeiten. Und mein Kamerad Herr A. — der, ohne in der Waffen-SS gedient zu haben, ein ebenso treuer Anhänger Adolf Hitlers ist wie alle, die es waren — hatte mir einmal gesagt: "Ein Nationalsozialist darf keine Schwächen haben" — Worte, an die ich mich so oft erinnerte, seit mein Manuskript, in das ich so viel Liebe gesteckt hatte, in Gefahr war, zerstört zu werden.

Und ich dachte darüber nach, dass man in der Tat nicht vollkommen schön *sein* kann, wenn man "keine Schwächen" hat; dass jede Schwäche ein Fehler im Stahl des eigenen Charakters ist; eine Tendenz, die Schönheit dem Glück zu opfern, die Pflicht den individuellen Bindungen, die Zukunft der Gegenwart, das Ewige der Illusion; dass sie eine definitive Möglichkeit des Verfalls ist. Nur aus makellosen Elementen können lebendige Götter hervorgehen. Der Mensch, dessen Leben eine Sache von ganzheitlicher Schönheit ist, der Mensch ohne Schwächen, ist der Mensch ohne Bindungen, der die Pflicht mit rücksichtsloser Gründlichkeit und mit Gelassenheit erfüllt.

Und ich habe mich gefragt: "Bin *ich* wirklich ohne Bindungen? Bin ich heiter? Wenn ich es wäre, würde ich mich nicht über die mögliche Zerstörung meiner Manuskripte sorgen, nachdem ich alles getan habe, um sie zu retten.

Ich erinnerte mich an meinen Besuch in Godafoss, im Norden Islands, im Juni 1947.

Man hatte mir erzählt, dass irgendwann nach dem Jahr 1000 ein Mann namens Thorgeir, der ein "godi" — ein Priester der nordischen Götter — in der Region Ljosvatn in Nordisland war, Christ wurde. Als spektakuläre Demonstration seiner Zugehörigkeit zum neuen, fremden Glauben — und vielleicht auch als "Vorbild" — nahm er die Bilder der alten Götter und warf sie öffentlich in den Wasserfall des Flusses Skjalvantaflyot, der seither als Godafoss bekannt ist: der Wasserfall der Götter.

Tief bewegt war ich selbst zu der Stelle gegangen, stand am Wasserfall und dachte an jene Götter — Odin und Thor und Baldur den Schönen und die anderen, die meine eigenen Wikingervorfahren einst verehrten, die seit mehr als neunhundert Jahren auf dem Grund des

eisigen Wassers des Skjalvantaflyot liegen und auf den Anbruch der neuen Zeit, auf die große heidnische Renaissance warten; auf *uns* — auf *mich*. Ich hatte ein Papier mitgebracht, auf das ich die Worte kopiert hatte, die der französische Dichter Leconte de Lisle einem nordischen Gott in den Mund legt, der sich an das sanftmütige Jesuskind wendet, das gekommen ist, seine Macht zu stürzen:

"... Du sollst sterben, wenn du dran bist!
Neunmal, ich schwöre es, bei den unsterblichen Runen,
Du sollst sterben wie ich, Gott der neuen Seelen!
Denn der Mensch wird überleben. Zwanzig Jahrhunderte des Leidens
wird sein Fleisch bluten und seine Tränen fließen lassen,
Bis zu dem Tag, an dem dein Joch, zweitausend Jahre geduldet,
wird schwer auf den Hälsen rebellischer Völker lasten;
Wenn deine Tempel, die in ihrer Mitte stehen,
Er wird zum Gegenstand des Spottes der Menschen werden;
Dann wird deine Zeit um sein ... "

Den rechten Arm nach Osten ausgestreckt, hatte ich diese Verse rezitiert und dann das Papier in den tosenden Katarakt geworfen. Und dann — obwohl ich die Hoffnung noch nicht wiedergefunden hatte, obwohl das Unglück in meinen Augen die große heidnische Renaissance meines Traums vielleicht um Jahre aufgeschoben hatte — hatte ich zu den alten Göttern gesprochen. "Götter des Nordens, Brüder der vedischen Götter, die Indien noch immer verehrt", hatte ich gesagt, "arische Götter, Götter meiner Rasse, ihr wisst, dass ich mein ganzes Leben lang die Werte hochgehalten habe, die ihr einst in den Herzen eurer Verehrer verkörpert habt. Oh, was auch immer das Schicksal sein mag, zu dem du mich rufst, du, den die Vorfahren meiner Mutter inmitten von Blitz und Donner, auf den wütenden Wellen der Nordsee anriefen, hilf mir, niemals aufzuhören, für unsere großen Ideale zu kämpfen; niemals aufzuhören, für den Kult der Jugend, der Gesundheit, der Kraft, für den Kult der Sonne zu kämpfen — für deine Wahrheit; unsere Wahrheit, — wo immer sie in der Welt sein mag, bis ich sterbe!"

Und nachdem ich das gesagt hatte, war mir ein kalter Schauer über den Rücken gelaufen, und ich war von einem Bewusstsein unendlicher Feierlichkeit überwältigt worden, als wäre ich soeben zum

Instrument eines lange vorbereiteten und lange erwarteten Ritus geworden; als hätten die nordischen Götter, die von ihrem Priester Thorgeir abgesetzt worden waren, wirklich auf meine symbolische Geste gewartet. Es war 22.30 Uhr, aber es war helllichter Tag, wie es in diesen Breitengraden im Juni natürlich ist. Und ich hatte mich plötzlich daran erinnert, dass es der 9. Juni war, der siebte Jahrestag des Tages, an dem, ebenfalls um 22.30 Uhr, ein Brahmane, Vertreter des östlichsten Aryandoms, über dem heiligen Feuer meine Hand in der seinen gehalten und mir seinen Namen und Schutz gegeben hatte. Und ich hatte gespürt, dass mein Besuch am Wasserfall der Götter und meine symbolische Geste an einem solchen Tag eine Bedeutung im Unsichtbaren hatten; dass es dort mehr gab als einen bloßen Zufall.

Jetzt erinnerte ich mich an diese Episode, die im Lichte meiner Geschichte während dieser zwei Jahre einen größeren symbolischen Wert als je zuvor erhielt. "Götter des Nordens, Götter der Starken", dachte ich, "arische Götter, lehrt mich jene Losgelöstheit, ohne die es keine wahre Stärke, keine dauerhafte Effizienz gibt! Macht mich zu einem würdigen Zeugen eurer Wahrheit, — unserer Wahrheit. Befreie mich von allen Schwächen!"

Ich verbrachte diesen und den nächsten Tag und den Rest der Woche damit, über den Weg der absoluten Loslösung zu meditieren, der der Weg des Starken ist, im Licht der ältesten bekannten Zusammenfassung der arischen Philosophie — der Bhagavad-Gita — und im Licht all dessen, was ich über die moderne Ideologie wusste, für deren Liebe ich im Gefängnis saß. Und je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr wunderte ich mich über die Richtigkeit der Aussage jenes fünfzehnjährigen ungebildeten Hindu-Jungen, der mir im glorreichen Jahr 40 gesagt hatte: "Memsaheb, auch ich bewundere deinen Führer. Er kämpft dafür, dass im ganzen Westen die Bibel durch die Bhagavad-Gita ersetzt wird." "Ja", dachte ich, "um die gleichmacherische und pazifistische Philosophie der Christen durch die Philosophie der natürlichen Hierarchie und die Religion der losgelösten Gewalt zu ersetzen — die uralte arische Weisheit!"

Ich rief mir Verse der alten Sanskrit-Schrift ins Gedächtnis — Worte von Krishna, dem menschgewordenen Gott, an den arischen Krieger Arjuna:

"Wie die Unwissenden aus Anhaftung an die Handlung handeln, oh Sohn von Bharata, so sollten die Weisen *ohne Anhaftung handeln und nur das Wohlergehen der Welt begehren*. "

"Ohne Anhaftung führe ständig die *Handlung* aus*, die deine Pflicht ist*."

"Alle Handlungen Mir überlassend, mit deinen Gedanken auf dem höchsten Selbst ruhend, *befreit von Hoffnung und Egoismus,* geheilt *von Aufregung*, kämpfe."

"Dessen Werke alle frei von der Formung des Verlangens sind, dessen Handlungen durch das Feuer der Weisheit verbrannt werden, den nennen die Weisen einen Weisen. "

"Wenn er auf nichts hofft, seinen Geist und sich selbst beherrscht und alle Gier aufgegeben hat, indem er allein mit dem Körper handelt, begeht er keine Sünde."

"Wie das brennende Feuer den Brennstoff zu Asche reduziert, o Arjuna, so reduziert das Feuer der Weisheit alle Handlungen zu Asche."

"Wer alle Handlungen auf das Ewige ausrichtet und *die Anhaftung aufgibt*, ist von der Sünde unberührt, wie ein Lotusblatt vom Wasser."

Und ich dachte: "Alles ist demjenigen erlaubt, der für die Sache der Wahrheit in einem Geist vollkommener Losgelöstheit handelt — ohne Hoffnung auf persönliche Befriedigung, ohne irgendeinen Wunsch außer dem des pflichtgemäßen Dienstes. Aber dieselbe Handlung wird tadelnswert, wenn sie zu persönlichen Zwecken ausgeführt wird, oder sogar, wenn derjenige, der sie ausführt, irgendeine persönliche Leidenschaft mit seinem Eifer für die heilige Sache vermengt. Das ist auch unser Geist."

Ich dachte über diese Zielstrebigkeit, diese absolute Freiheit von kleinlichen Interessen und persönlichen Bindungen nach, die den wahren Nationalsozialisten auszeichnet.

Ich erinnerte mich an die Geschichte, die mir ein Genosse einmal über einen Mann erzählt hatte, der eine jüdische Familie in ein Konzentrationslager schicken ließ, um sich in ihrer komfortablen Sechs-Zimmer-Wohnung niederzulassen, die er seit langem begehrte. "Er hatte Unrecht", hatte mein Kamerad gesagt (und seine Worte klangen deutlich in meinem Gedächtnis nach); "er hatte natürlich nicht Unrecht, diese Juden zu melden — das war seine Pflicht als Deutscher, aber er hatte Unrecht, überhaupt an die Wohnung zu denken; er hatte Unrecht, wenn er zuließ, dass die Gier nach persönlichem Gewinn ihn auch nur im Geringsten dazu drängte, seine Pflicht zu erfüllen. Er hätte die Juden abtransportieren müssen, einfach weil sie Juden waren, *weil es seine Pflicht war*, und ohne sich

darum zu kümmern, welche deutsche Familie — seine oder eine andere — die sechs Zimmer bewohnte."

"Er hat so gehandelt, wie viele Durchschnittsmenschen an seiner Stelle gehandelt hätten", hatte ich geantwortet, nicht um den Mann zu entschuldigen, sondern um etwas zu seinen Gunsten zu sagen, denn schließlich war er einer von uns.

Und ich erinnerte mich daran, wie mein Genosse aufbrauste und sagte: "Genau das ist es, was ich ihm vorwerfe! Man hat kein Recht, sich Nationalsozialist zu nennen, wenn man aus denselben Motiven handelt wie 'Durchschnittsmenschen'. Einer von uns sollte allein für die Sache handeln — im Interesse des ganzen Volkes — niemals für sich selbst."

"... ohne Anhaftung, nur das Wohl der Welt begehrend", dachte ich noch einmal und erinnerte mich an die Worte der Bhagavad-Gita im Zusammenhang mit dieser Aussage eines Mannes, der sie nie gelesen hatte, aber nach ihrem Geist lebte, wie all jene, die heute ernsthaft den Hitler-Glauben teilen "Das *Interesse der Nation*, wenn diese Nation die kämpferische Vorhut der arischen Menschheit und der Verfechter der ewigen arischen Ideale ist, ist das Wohl der Welt", und ich dachte auch: "Gewalt — nicht 'Gewaltlosigkeit', sondern Gewalt mit Abstand; Handeln — nicht Untätigkeit, nicht Flucht vor der Verantwortung, nicht Flucht vor dem Leben, sondern Handeln, befreit von Selbstsucht, von Gier, von allen persönlichen Leidenschaften; diese Verhaltensregel, die der göttliche Fürst der Krieger auf dem Feld von Kurukshetra für alle Zeiten für die wahren arischen Krieger aller Länder aufgestellt hat, *das* ist *unsere* Verhaltensregel — *unsere* Gewalt, *unser* Handeln. In der Tat ist der wahre arische Krieger von heute, der perfekte Nazi, ein Mann ohne Leidenschaft; ein kühl denkender, weitsichtiger, selbstloser Mann, stark wie Stahl, so rein (physisch und moralisch) wie reines Gold; ein Mann, der das Interesse der arischen Sache — die das höchste Interesse der Welt *ist* — immer über alles stellen wird, sogar über seine eigene grenzenlose Liebe zu ihr; ein Mann, der niemals eine höhere Zweckmäßigkeit irgendetwas opfern würde, nicht einmal der Lust an spektakulärer Rache."

Ich fragte mich selbst: "Wie weit bin *ich* auf dem Weg der absoluten Distanzierung gegangen, der der unsere ist? Eine deutsche Frau, die für die Sache gekämpft und gelitten hat, hat mir die Ehre erwiesen, mich als 'echten Nationalsozialisten' zu bezeichnen. Wie weit verdiene ich diese Ehre im Lichte unserer ewigen Tugendmaßstäbe?"

Ich schloss die Augen und stellte mir die albtraumhafte Vision der Ruinen Deutschlands vor Augen; und ich versuchte, mir die Hölle vorzustellen, die dieser Verwüstung von Hunderten und Aberhunderten von Kilometern vorausgegangen war; und den Schrecken des deutschen Volkes — meiner Kameraden, meiner Glaubensbrüder — inmitten dieser von Menschen gemachten Hölle. Und ich habe mir die Besatzung im Jahre 1945 und seither in all ihrem Schrecken vor Augen geführt: die Demontage der Fabriken, das Aushungern des Volkes, das Massaker in den heiligen Wäldern; und den langwierigen systematischen Versuch, die Seele des Volkes zu zermalmen — es zu "entnazifizieren", durch Angst und Bestechung; den monströsen Prozess von Nürnberg und all die darauf folgenden Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten; die massenhafte Verfolgung des Nationalsozialismus durch hämische Juden und entwürdigte Arier im Dienste des internationalen Judentums, die selbst niedriger sind als Juden, wenn das möglich ist. Ich dachte an all das und fühlte in meinem Herzen denselben verzehrenden Durst nach Rache, der von 1945 bis 1948 das einzige Gefühl gewesen war, um dessen willen ich mich ans Leben geklammert hatte. Diese entsetzlichen Ruinen waren die Ruinen unserer Neuen Ordnung — der einzigen Sache, für die ich gelebt hatte. Dieses unendliche Leid, diese unerhörte Demütigung waren das Leid und die Demütigung von Menschen, die an Hitler glaubten — die einzigen Menschen, zu denen ich aufschaute; die einzigen Menschen, die ich in der modernen Welt liebte. Diese Männer, die an jenem düsteren Morgen des 16. Oktober 1946 krampfhaft am Ende eines Seils zappelten, waren die Märtyrer von Nürnberg, denen ich mein verlorenes Buch gewidmet hatte, die engsten Mitarbeiter meines Führers. In Europa, in Amerika hatte man sich über sie gefreut. "Oh, sie hundertmillionenfach gerächt zu sehen", dachte ich einmal mehr. "Ganze Städte, ehemalige Hochburgen der antinazistischen Kräfte, in lodernde und heulende Schmelzöfen verwandelt zu sehen und mich daran zu weiden! ... "Und bei dem Gedanken daran lächelte ich.

Aber dann sagte ich zu mir selbst: "Und was ist, wenn diejenigen, die in voller Kenntnis von Faktoren, von denen ich nichts weiß, auf unseren Tag warten, was ist, wenn diejenigen, die in aller Stille die Wiederauferstehung des nationalsozialistischen Deutschlands vorbereiten, es für zweckmäßig halten, dass wir uns eines Tages, vorläufig, mit dieser oder jener Seite des jetzt geteilten feindlichen Lagers verbünden? Was, wenn ich auf Rache verzichten müsste, auf

das Vergnügen, wenigstens einen Teil unserer Feinde zu verhöhnen, zu beleidigen, zu demütigen, im letzten Interesse der Wiedergeburt des Nationalsozialismus?"

Mir wurde klar, dass er kein größeres Opfer von mir verlangen konnte. Dennoch antwortete ich in meinem Herzen: "Ich will! Ja. Ich würde schweigen, wenn das notwendig wäre. Ich würde sogar "unsere großen Verbündeten" aus dem Osten oder dem Westen öffentlich loben, wenn man es mir befehlen würde; sie loben, während ich sie hasse, um der höchsten Zweckmäßigkeit willen. Ich würde es tun — im Interesse von Hitlers Volk; im Interesse des regenerierten Aryandoms; im Interesse der Welt, die gemäß der wahren natürlichen Hierarchie der Rassen und Individuen neu geordnet ist; im Interesse der ewigen Wahrheit, die Adolf Hitler kam, um sie in dieser Welt neu zu verkünden."

Ich erinnerte mich an weitere Worte von Krishna, dem menschgewordenen Gott, auf dem Feld von Kurukshetra: "Wann immer die Gerechtigkeit zerschlagen wird, wann immer das Böse die Oberhand gewinnt, komme ich selbst hervor. Zum Schutz der Gerechten, zur Vernichtung der Übeltäter, um die Herrschaft der Wahrheit fest zu etablieren, werde ich von Zeitalter zu Zeit geboren." Und ich konnte nicht umhin, meine Gedanken zu dem Ewigen zu erheben, dem Erhalter des Universums, mit welchem Namen die Menschen ihn auch immer nennen mögen, und zu denken: "Du wurdest in unserem Zeitalter als Adolf Hitler geboren, der Führer und Retter der arischen Rasse. Gepriesen seist Du, o Herr aller Welten! Und Ehre sei Ihm!"

Ein Gefühl ekstatischer Freude hob mich über mich selbst hinaus, wie neun Jahre zuvor in Indien, als ich dieselbe Tatsache zum ersten Mal in der Öffentlichkeit von einem der Hindus gehört hatte, der besser als viele Europäer die Bedeutung und Größe der Mission unseres Führers erkannte.

Nie zuvor war mir die Kontinuität der arischen Lebenseinstellung von den frühesten Zeiten bis heute so deutlich bewusst geworden; die eine übermenschliche Wahrheit, das eine große Ideal übermenschlicher Schönheit, das allen Ausdrucksformen des typisch arischen Genies zugrunde liegt, von der kriegerischen Frömmigkeit der Bhagavad-Gita über die feurige Kritik am fehlgeleiteten Pazifismus bis hin zu den kristallklaren Ermahnungen zu selbstlosem Handeln in *Mein Kampf*.

Ich erinnerte mich an die Worte: "In Wahrheit leben", das Motto des ägyptischen Königs Echnaton — vielleicht der größte bekannte Denker des frühen Altertums außerhalb Indiens. Und ich erinnerte mich daran, dass es nach Ansicht der meisten Archäologen in der Religion der Scheibe, wie Echnaton sie sich vorstellte, "keinen Sinn für Sünde" gibt; dass sie "absolut unmoralisch" ist.

Und ich dachte: "Das ist zu erwarten. In der Wahrheit zu leben" bedeutet nicht, Lügen und Betrug und alle Arten von "unlauteren" Geschäften peinlich genau zu vermeiden, wenn diese im Dienste eines höheren Ziels zweckmäßig sind; es bedeutet nicht, sein Verhalten nach den Zehn Geboten von Moses und den heute akzeptierten Standards der christlichen Moral zu gestalten — der einzigen Moral, die den meisten Menschen, einschließlich der Archäologen, einfällt. Es geht darum, in vollkommener Übereinstimmung mit dem eigenen Platz und der eigenen Mission im Schema der Dinge zu leben; in Übereinstimmung mit dem, was in der Bhagavad-Gita das eigene *Swadharma*, die *eigene* Pflicht, genannt wird." Und eine weitere Bemerkung von Professor Pendlebury kam mir in den Sinn, nämlich dass dieser "unmoralische" Charakter von König Echnatons Sonnenreligion "ausreicht, um jeden syrischen oder semitischen Ursprung seiner Bewegung zu widerlegen." Andere haben in der Reaktion des jungen Pharaos gegen den todeszentrierten Formalismus, der für das alte Ägypten vor ihm und danach typisch war, den Beweis für einen eindeutigen arischen Einfluss aus dem Reich von Mitanni gesehen. Niemand kann heute sagen, ob dies der Fall ist. Unbestreitbar ist jedoch, dass Echnaton selbst teils mitannisch, teils arisch war.

Ich erinnerte mich an die Ehrfurcht, mit der die alten Perser, die Arier waren, die Idee der Wahrheit um der Wahrheit willen vertraten.

Und ich dachte: "Es gibt nur eine Moral, die diesem Kult der Wahrheit entspricht, der auch der Kult der integralen Schönheit ist, und das ist die Moral des losgelösten Handelns. Die Ethik des individuellen Glücks, die Ethik der "Rechte des Menschen" — eines *jeden* Menschen — sind unwahr. Sie geht direkt oder indirekt auf die Ethik des Paulus von Tarsus zurück, der predigte, alle Völker seien "aus einem Blut" geschaffen worden, von einem allzu menschlichen himmlischen Vater, der alle Menschen liebt. Sie entstammen der jüdischen Ethik — dieser Verhöhnung der Wahrheit, die den

Unterlegenen an die Stelle des Überlegenen setzt und die jüdische Rasse als "auserwählt" verkündet, die Welt, wenn nicht materiell, so doch geistig zu beherrschen. Sie sind ein Trick des listigen Juden, um zu seiner eigenen Befriedigung und letztlich zu seinen eigenen egoistischen Zwecken die göttliche Ordnung der Natur umzukehren, in der die Menschen, wie alle Geschöpfe, verschieden und ungleich sind; in der das "Glück" von niemandem zählt, auch nicht das der höchsten Menschen.

"Wir sind gekommen, um jene Ethik der Gleichheit und des individuellen Glücks zu entlarven und abzuschaffen, die seit jeher das krasse Gegenteil der arischen Lebensauffassung ist.

"Es ist die Aufgabe des höheren Menschen, sich glücklich zu fühlen, wenn er dem höchsten Zweck der Natur dient, nämlich der Rückkehr zur ursprünglichen Vollkommenheit, zur Übermenschlichkeit. Es ist die Aufgabe eines jeden Menschen, sich glücklich zu fühlen, wenn er diesem Zweck direkt oder indirekt von seinem natürlichen Platz aus dient, den ihm seine Rasse im Schöpfungsplan zuweist. Und wenn er es nicht sein kann? Soll er nicht sein. Wen kümmert das? Die Zeit rollt weiter, genau so, geprägt von den großen Individuen, die den wahren Sinn der Geschichte verstanden haben und danach streben, die Erde nach den Maßstäben der ewigen Ordnung umzugestalten, gegen den Abwärtsstrudel des Verfalls, Ergebnis des Lebens in der Falschheit; — die Menschen gegen die Zeit.

"Es ist die eigene Pflicht eines Menschen in der allgemeinen Schöpfung, die definiert, was seine Rechte sind. Niemals sind die sogenannten "Rechte" seiner Untergebenen dafür ausschlaggebend, wo *seine* Pflicht liegt.

"Es ist die eigene Pflicht einer Rasse, ihr Platz und ihr Zweck im allgemeinen Schöpfungsplan, der ihre Rechte definiert. Niemals dürfen die sogenannten "Rechte" der niederen Rassen die Pflichten der höheren Rassen bestimmen.

Die Pflicht des Ariers ist es, bewusst "in der Wahrheit" *zu leben* und die übrigen Menschen zu beherrschen, während er sich durch losgelöstes Handeln zum Übermenschen erhebt. Die Aufgabe der minderwertigen Rassen ist es, an ihrem Platz zu bleiben. Nur so können auch sie — indirekt — "in der Wahrheit" leben. Die arische Weisheit hat das schon vor langer Zeit verstanden und Indien nach dem Prinzip der Rassenhierarchie organisiert, ohne Rücksicht auf das "individuelle Glück" und den "Wert eines jeden Menschen als solchen".

"Wir Nationalsozialisten treten allein in unserer Zeit für eine Organisation der ganzen Welt auf der Grundlage eben dieser ewigen Prinzipien, eben dieser natürlichen Hierarchie ein. Deshalb ist unsere Sache die Sache der Wahrheit. Deshalb haben wir die Pflicht — und damit das Recht — *alles* zu tun, was im Interesse unserer göttlichen Sache liegt."

Blitzartig erinnerte ich mich an mein verlorenes Manuskript und dachte weiter: "Ja, *ich* kann alles tun, vorausgesetzt, ich tue es nur für die Sache und mit Abstand — mit Gelassenheit. Dann — aber nur dann — stehe ich über allen Gesetzen, oder besser gesagt, unterliege ich einem Gesetz, nämlich dem Gesetz des Gehorsams: des blinden Gehorsams gegenüber jedem, der in der nationalsozialistischen Organisation über mich Befehlsgewalt hat, wenn ich auf Befehl handle; und in jedem anderen Fall des absoluten Gehorsams gegenüber den Befehlen der höheren Zweckmäßigkeit, so gut ich sie verstehe.

"Wenn ich jetzt absolut losgelöst bin, — wenn ich frei bin von jeglichem Wunsch nach persönlicher Anerkennung; frei von jeglichem persönlichen Vergnügen, unsere Feinde zu täuschen; frei von jeglichem persönlichen Stolz, von jeglichem Gefühl persönlicher Wichtigkeit als Autor meines Buches — dann, und nur dann, habe ich das Recht, ja die Pflicht, zu lügen, zu kriechen, die sonst verächtlichste Zurschaustellung meiner selbst zu machen, um zu versuchen, meine Manuskripte vor der Zerstörung zu retten....

"Ich darf mich nicht für 'klug' halten und mit mir selbst zufrieden sein, weil ich den Gouverneur getäuscht habe. Es ist nicht *meine* Klugheit, die das getan hat; es sind, durch meine Vermittlung, die unfehlbaren, unsichtbaren Mächte, die über das Interesse der Sache der Wahrheit wachen. Bei all dem bin ich, wie es in der alten Sanskrit-Schrift heißt, *nimitta matra* — nichts als ein Instrument.

"Ich darf mich auch nicht schämen, mein Wort zu brechen und die Nachsicht des Feindes mit dem zu vergelten, was die Demokraten 'zynische Undankbarkeit' nennen würden. Ich bin ein Kämpfer für die Sache der Nazis, der sich seit zehn Jahren offen im Krieg mit diesen Leuten befindet, und seit dem Tag, an dem ich denken konnte, im Krieg mit den Werten, für die sie stehen. *Im Krieg ist alles erlaubt*. Alles ist gerecht in unserem Umgang mit dieser Welt, die wir umgestalten oder zerstören wollen. Für uns gibt es nur ein Gesetz: die Zweckmäßigkeit.

Und ich habe das Recht, unter den gegenwärtigen Umständen entsprechend zu handeln, nicht für mich selbst, sondern im Interesse der heiligen Sache, indem ich mich daran erinnere, dass ich ein Instrument im Dienste der Wahrheit bin; wie es in der alten Sanskrit-Schrift heißt, *nimitta matra*, — nichts als ein Instrument.

"Und wenn mein Buch wie durch ein Wunder gerettet wird, darf ich mich nicht freuen in der Erwartung, dass meine Genossen es eines Tages in einem freien Deutschland lesen und denken: 'Was für ein wunderbarer Mensch ist Savitri Devi Mukherji, und wie glücklich sind wir, sie auf unserer Seite zu haben! Nein, niemals; im Gegenteil, ich bin es, der das Privileg hat, auf der Seite der Wahrheit zu stehen. Die Wahrheit bleibt, auch wenn Menschen mit weitaus größerem Talent als ich sie ignorieren, leugnen oder hassen. Ich fühle mich geehrt, zur Elite meiner Rasse zu gehören — nicht meine Kameraden, um mich unter ihnen zu haben. Jeder von ihnen ist genauso gut wie ich, oder besser.

"Was mein Buch angeht, so hätte ich es ohne die Inspiration durch die unsichtbaren Mächte niemals schreiben können. Die göttlichen Mächte haben durch mich, wie durch Tausende von anderen, für den endgültigen Triumph der Nazi-Idee gearbeitet. Ich habe nicht zu prahlen. Ich habe nur den Göttern für meine Privilegien zu danken und sie anzubeten. Wie es in der alten Sanskrit-Schrift geschrieben steht, bin ich *nimitta matra*, — nichts als ein Instrument in den Händen der unsterblichen Götter."

Ich dachte auch: "Es ist schwierig, absolut losgelöst zu sein. Aber es ist die Bedingung, ohne die die richtige Handlung ihre Schönheit verliert — und vielleicht manchmal auch einen Teil ihrer Wirksamkeit. Es ist die Bedingung, ohne die der Handelnde allzu menschlich bleibt; zu menschlich, um ein würdiger Nationalsozialist zu sein.

"Aber vielleicht ist es für eine Frau noch schwieriger als für einen Mann, ständig losgelöst zu bleiben — ein heiteres Instrument der Pflicht und nichts anderes, Tag für Tag, ihr ganzes Leben lang".

Aus der Tiefe meines Herzens stieg die stärkste, die aufrichtigste Sehnsucht meines ganzen Wesens empor, das gipfelnde Streben meines Lebens: "Oh, darf ich *das* sein! Im Dienste der göttlichen Idee Hitlers, möge ich *das* sein, jetzt, morgen, jeden Tag meines Lebens, und in jedem meiner zukünftigen Leben, falls ich welche habe!"

Ich erinnerte mich an ein Gespräch, das ich einmal mit meiner geliebten H. E. über die Routine in Auschwitz und in einem oder zwei weiteren Konzentrationslagern, in denen sie Dienst getan hatte,

geführt hatte. "Wir hatten mit der Vergasung der Juden nichts zu tun", hatte sie mir gesagt, "das war die Aufgabe der Männer. Und diejenigen, die das taten, waren, wie alle Männer, die in den Lagern Dienst taten, in Wirklichkeit SS-Männer."

Ich hatte mich gefragt, warum, und sie gefragt. "Die Frauen können doch nicht zu zimperlich gewesen sein, um einen Wasserhahn aufzudrehen", hatte ich gesagt; "das hätte ich gerne getan."

"Das war nicht die Regel", hatte H. E. schlicht geantwortet, "ich weiß selbst nicht, warum". Aber es war nicht so."

Jetzt verstand ich; jetzt wusste ich: "Warum". "Jetzt wusste ich, dass auch "das nächste Mal", wenn wir wieder an die Macht kämen, es genauso sein würde, denn der Geist unserer Ideologie würde sich nicht ändern; denn nur im Einklang mit dem uralten arischen Ideal des losgelösten Handelns haben wir damals und könnten wir heute wieder jene drastischen Schritte unternehmen, für die uns der verzerrte "moralische" Sinn dieser dekadenten Welt verurteilt, und das zu Ende führen, was ein französischer Beamter im besetzten Deutschland unsere "entsetzliche Logik" genannt hat (ohne zu wissen, was für ein verdecktes Kompliment er uns damit machte).

Aber es gibt nur wenige Frauen dieser Generation, die sich zu dieser Höhe der Losgelöstheit erheben können, die der heuchlerischen Zimperlichkeit der Pazifistin und der impulsiven Gewalt der Leidenschaftlichen gleichermaßen entgegengesetzt ist; es gibt nur wenige, selbst unter denen, die sich Nationalsozialisten nennen — die Nationalsozialisten sein wollen, die weder Mitleid mit den "armen" Juden, "doch Menschen", haben, die hinter der Mauer mit Schrecken den Schwall des tödlichen Gases erwarten, *noch* sich persönlich über den Gedanken freuen, "noch zweihundert von ihnen weniger!", sondern die mit einer ruhigen Gewissensbefriedigung, die weder größer noch kleiner ist als die, die sie bei der Erfüllung jeder notwendigen Aufgabe, sei sie angenehm oder unangenehm, erfahren würden, das Reich um eine weitere Charge von Parasiten, wenn nicht gar von aktiven Feinden, befreien und nicht weiter darüber nachdenken würden.

Im Lichte unseres Ideals des rücksichtslosen Dienstes an der höchsten Wahrheit ist grobe Schadenfreude fast so schlimm wie Zimperlichkeit. Beides sind Zeichen der Schwäche. Und "ein Nationalsozialist darf keine Schwächen haben". So beschloss man — zweifellos in weiser Voraussicht, dass nur diejenigen mit diesen Aufgaben betraut werden sollten, die am wenigsten Gefahr liefen, bei

der Ausübung bestimmter Aufgaben in der einen oder anderen Weise schwach zu werden. Natürlich konnte jeder einen Wasserhahn aufdrehen. Aber die Idee war, dies nur denjenigen zu erlauben, die, wohl wissend, was sie taten, es ohne Zögern oder Eile, ohne Widerwillen oder krankhaftes Vergnügen, ohne Mitleid oder Hass, mit Gelassenheit tun würden, einfach weil es getan werden musste. Und so würde es auch in Zukunft sein, bis in einer gereinigten und regenerierten Welt das Fehlen jeglichen weiteren Widerstands gegen unsere Philosophie des goldenen Zeitalters jede mörderische Gewalt unnötig machen würde.

Ich erinnerte mich an die Argumente jener Leute, die behaupten, dass "für den legitimen Fortschritt der Wissenschaft" oder für den ultimativen Zweck der "Linderung der leidenden Menschheit" den schönen, unschuldigen Tieren der Schöpfung im Zuge von Experimenten jede Art von Folter zugefügt werden kann. Ich hatte immer gewusst, dass sie falsch lagen. Ich wusste es immer noch. Aber jetzt fragte ich mich, was ich antworten würde, wenn mir einer dieser Menschen mit meinen eigenen Worten sagen würde: "Warum nicht, wenn es mit vollkommener Unbefangenheit geschieht?" Und nach einer Minute des Nachdenkens antwortete ich in meinem Herzen auf diese Frage.

Die "Pflicht", in deren Namen die Handlung vollzogen wird, muss wirklich *Pflicht* sein — nicht irgendeine phantasievolle "Verpflichtung"; nicht die Verfolgung irgendeines persönlichen oder gar menschlichen Ziels; sie darf nichts mit der Befriedigung oder dem Glück von Individuen zu tun haben, egal wie viele diese Individuen sind (Zahlen zählen nicht). Es muss im Einklang mit dem höchsten Ziel der Natur stehen, das die Geburt einer gottgleichen Menschheit ist. Mit anderen Worten, das einzige Ideal, in dessen Dienst die Zufügung von Leiden und Tod gerechtfertigt ist, ist der Triumph oder die Verteidigung der einzigen Weltordnung, die fähig ist, eine gottähnliche Menschheit hervorzubringen. Das allein kann alles rechtfertigen, denn das allein ist, in den Worten der Bhagavad-Gita, "das Wohl der Welt".

Die Elite der arischen Rasse kann sich auch ohne die Anhäufung "wissenschaftlicher" Informationen, die die dekadenten Intellektuellen von heute so sehr schätzen, in den Rang von "göttergleichen Helden" erheben. *Dem* ein einziges der schönen Geschöpfe der Erde zu opfern, ist ein Verbrechen. Andererseits werden die "Helden, die den Göttern gleich sind", nicht die Söhne einer kranken Menschheit sein, die mit komplizierten medizinischen

Eingriffen und intensiver Laborforschung wieder zusammengeflickt werden. Sie werden die Söhne von Generationen gesunder Männer und Frauen sein. Und die Antwort auf Krankheit und körperlichen Verfall sind weder vermehrte Experimente an gesunden Tieren, denen absichtlich alle Arten von Krankheitskeimen injiziert werden, noch größere Krankenhäuser oder neue Behandlungsmethoden. Es ist die rücksichtslose Eliminierung der Unheilbaren und die Sterilisierung der Kranken. An einem gesunden Tier zu experimentieren, um herauszufinden, wie man das Leben von unzulänglichen Menschen, die besser tot wären, verlängern kann — um Menschen zu "retten", die in keiner Weise zur Herrschaft des Übermenschen beitragen können — ist ein Verbrechen gegen das Leben. Es ist ein Verbrechen, einem Lebewesen — und sei es dem niederträchtigsten Menschen und *erst recht* einem unschuldigen Tier — aus einem Grund Leiden zuzufügen, der es im Hinblick auf das höchste Ziel der Natur nicht wert ist. Und jene Menschen, die die natürliche Werteskala um eines albernen, menschenzentrierten Sentimentalismus willen umkehren und Claude Bernard und Louis Pasteur als 'große Männer' ansehen, während sie Julius Streicher als 'Kriegsverbrecher' betrachten, verdienen die totale Vernichtung."

Ich hatte mehr oder weniger dieselbe Idee in meinem 1945-46 geschriebenen, unveröffentlichten Buch *Impeachment of Man* geäußert — jenem Buch, von dem mir Frau S. einmal gesagt hatte, dass es "in fünfzig Jahren veröffentlicht werden kann, nicht früher". Ich hatte jedoch das Gefühl, dass das Manuskript dieses Buches trotz meines Zitats aus den *Goebbels-Tagebüchern* auf der ersten Seite die britischen Behörden nicht alarmieren würde. Es war nicht offensichtlich politisch, eigentlich überhaupt nicht politisch, obwohl es den auf den Menschen bezogenen Standpunkt unserer Feinde, ihre gesamte Lebensphilosophie, unmissverständlich verurteilte.

Dann dachte ich wieder an meine anderen Manuskripte; und ich versuchte, gegenüber ihrem Schicksal jene Haltung absoluter Distanz zu bewahren, die die Haltung des Starken ist. Ich habe mein Bestes getan, um sie zu retten", überlegte ich. "Ich habe gelogen, ich habe gehandelt, ohne es zu bereuen oder mich innerlich mit meiner "Klugheit" zu brüsten. Wenn ich losgelöst bleibe und "die Früchte des Handelns" — das Schicksal meiner Schriften — ganz den höheren unsichtbaren Mächten überlasse, dann, und nur dann, werde ich der heiligen Tradition des Aryandom würdig sein; würdig unserer Ideologie, die von demselben Geist beseelt ist. Nein, dann und nur

dann werde ich mich darin üben, in Zukunft mit absoluter Losgelöstheit zu handeln, was auch immer ich für unsere Sache zu tun haben werde: dann und nur dann werde ich, da ich selbstlos bin, das Recht haben, alles zu dulden und alles zu tun.

Am Freitag, dem 10. Juni, suchte ich kein Gespräch mit dem Gouverneur, obwohl ich wusste, dass er bei seinem wöchentlichen Besuch ins "Frauen Haus" kommen würde. Ich dachte, ich würde von jeder weiteren Intervention zugunsten meiner Manuskripte absehen. Als aber der Gouverneur tatsächlich in Begleitung von Fräulein S., der Assistentin von Frau Oberin, und der unvermeidlichen Dolmetscherin vor meiner offenen Zelle vorbeikam, konnte ich irgendwie nicht umhin, den Wunsch zu äußern, ihn zu sprechen.

"Meine Zeit ist elf Uhr", antwortete er grob, "ich kann nicht anhalten und mit jeder Gefangenen nach ihren Launen sprechen". Und er ging vorbei.

Aber nach ein paar Minuten wurde ich gerufen und in den Aufenthaltsraum geführt, wo die drei Personen standen, die ich gerade erwähnt habe.

"Nun, was wollen Sie mir sagen?", fragte Oberst Vickers, vor dem ich stand und so niedergeschlagen aussah, wie ich nur konnte.

"Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie mir vielleicht irgendeine Hoffnung machen können, was das Schicksal meiner Manuskripte betrifft", sagte ich, "ich habe Ihnen bereits gesagt, dass ich nicht beabsichtige, sie zu veröffentlichen. Doch die Angst bei dem Gedanken, dass sie zerstört werden könnten, lässt mir keine Ruhe, keinen Schlaf in der Nacht. Ich habe so viel von meinem Herzen in diese Schriften gesteckt, dass ich sie behalten möchte, ob sie nun gut oder schlecht sind, so wie man ein altes Bild von sich selbst behalten möchte ... "

Colonel Vickers warf mir einen scharfen Blick zu und unterbrach mich: "Das haben Sie mir doch neulich schon alles erzählt", sagte er. "Ich weiß es. Und ich kann mich nicht ständig mit Ihrem Fall beschäftigen und mir Ihre Bitten anhören. Du scheinst nicht zu begreifen, dass du nicht länger eine freie Frau bist. Sie haben Ihre Freiheit verwirkt, indem Sie daran gearbeitet haben, unser Ansehen und unsere Autorität in diesem eroberten Land zu untergraben — ein sehr schweres Vergehen, ich würde sagen, ein Verbrechen, in unseren Augen. Außerdem verachten Sie uns und unsere Gerechtigkeit in

Ihrem Herzen. Sie hatten die Frechheit, mir neulich ins Gesicht zu sagen, dass Sie die Kriegsverbrecher für unschuldig halten, nachdem sie von britischen Gerichten, den gerechtesten der Welt, ordnungsgemäß angeklagt und verurteilt worden sind. In diesem Gefängnis wurden Sie trotz Ihres Vergehens und der schweren Strafe, die gegen Sie verhängt wurde — die schwerste, die ein britischer Richter jemals einer Frau für ein politisches Vergehen dieser Art auferlegt hat, mit Milde behandelt. Und Sie haben sich für unsere Freundlichkeit revanchiert, indem Sie Dinge gegen uns geschrieben haben.

"Glauben Sie, ich bin in der Stimmung, Ihre verdammte Nazi-Propaganda zu lesen, nur um Ihnen zu sagen, wie sehr sie mir missfällt? Ich habe wichtigere Dinge zu tun. Ich habe Ihnen gesagt — ich habe Ihnen mein Wort gegeben, dass ich Sie in mein Büro rufen würde, wenn ich es gelesen habe. Ich werde ihn lesen, wann es mir gefällt — nicht, wenn Sie es mir sagen. Und das kann in drei Monaten sein, oder in sechs, oder in einem Jahr. Sie sind für drei Jahre hier. Sie dürfen nicht glauben, dass wir Sie freilassen werden, ohne vorher sicher zu sein, dass Sie uns nicht mehr schaden können. Wenn Sie mich in der Zwischenzeit noch einmal wegen Ihres Manuskripts belästigen, werde ich es sofort vernichten. Warum um alles in der Welt sollte ich Ihnen gegenüber Nachsicht walten lassen, wenn ich fragen darf? Ich habe zwei Kriege erlebt, die beide das Ergebnis des deutschen Militarismus waren, den Sie so sehr bewundern. Warum sollte ich euch, die ihr in eurem Herzen die Barmherzigkeit verachtet und die Menschlichkeit verhöhnt, Gnade erweisen? Euch, die ihr über die elementarsten anständigen Gefühle spottet und für unsere Verhaltensnormen nichts als Verachtung übrig habt? Ihnen, dem widerwärtigsten Typus von Nazi, den ich je getroffen habe?"

Ich hielt meinen Blick gesenkt, um Oberst Vickers nicht zu zeigen, dass sie vor Stolz glänzten. Kein einziger Muskel in meinem Gesicht bewegte sich. Soweit es möglich war, dachte ich absichtlich an nichts; ich versuchte, mich mit dem Muster des Teppichs, auf dem ich stand, zu beschäftigen, damit mein Gesicht zumindest so lange ausdruckslos blieb, wie ich mich in der Gegenwart des Gouverneurs befand. Aber in meinem Herzen stieg unwiderstehlich ein Lied der Freude auf.

"Sie können gehen", sagte Colonel Vickers nach einer kurzen Pause zu mir.

Ich verbeugte mich und verließ den Raum.

Auf der Schwelle meiner Zelle konnte ich mich nicht länger zurückhalten und wandte mich an die Wärterin, die mich begleitete. "Sie können sich nicht vorstellen, was für ein herrliches Kompliment der Gouverneur mir gerade gemacht hat", rief ich aus, und ein strahlendes Lächeln verschönerte mein müdes Gesicht.

"Nein."

Sie war erstaunt, dass der Gouverneur mir ein "Kompliment" machen konnte, nach allem, was geschehen war, und vor allem nach der kürzlichen Durchsuchung meiner Zelle.

"Er sagte mir", sagte ich, "dass ich der unangenehmste Typ von Nazi bin, den er je getroffen hat!" Und ich fügte hinzu, als sie ihrerseits beim Anblick meines Stolzes lächelte: "Als ich in Untersuchungshaft war, hat mir Stocks, der mich ab und zu zu einem Gespräch in sein Büro rief, einmal anvertraut, dass 1945 hier in Werl elftausend SS-Männer inhaftiert waren. Es ist keine schlechte Leistung, wissen Sie, — und besonders für einen Nicht-Deutschen — in den Augen eines britischen Offiziers 'anstößiger' zu sein als elftausend SS-Männer ... Was meinen Sie dazu?"

"Ich glaube, Sie sind unschlagbar", antwortete die Wärterin gut gelaunt.

In meiner Zelle habe ich über die Worte des Gouverneurs nachgedacht.

Ich hatte nun fast die Gewissheit, dass meine Manuskripte vernichtet werden würden. Dennoch vergaß ich sie für eine Weile in der Freude und dem Stolz, die ich empfand, als ich jeden Satz, den Oberst Vickers an mich gerichtet hatte, in meinem Kopf abwog: "Du verachtest uns und unsere Gerechtigkeit, in deinem Herzen ... "; "Sie verhöhnen die elementarsten anständigen Gefühle und zeigen nichts als Verachtung für unsere Verhaltensnormen ... "Zumindest nach dem Staatsanwalt, der bei meinem Prozess gesprochen hatte, gab es einen Mann aus dem Lager des Feindes, der mich besser zu verstehen schien als die meisten Menschen außerhalb der Nazikreise. Weit davon entfernt, mir zu sagen, dass ich die "schrecklichen Dinge", die ich gesagt habe, "sicher nicht so gemeint" habe — wie die Hunderte von intellektuellen Schwachköpfen, denen ich sowohl in der Fastenzeit als auch im Westen begegnet bin, brauchte dieser Soldat mich die "schrecklichen Dinge" nicht einmal *sagen* zu hören, um davon überzeugt zu sein, dass ich sie trotzdem gemeint habe. Als intelligenter Mensch hätte er vielleicht nicht verstehen wollen, dass die Verantwortung für diesen Krieg bei England und nicht bei Deutschland

liegt. Aber zumindest hat er mich verstanden. Er schien nicht mehr zu glauben, wie er es noch eine Woche zuvor so naiv getan hatte, dass ich "nicht anders kann" als ein Menschenleben als heiliger zu betrachten als das einer Katze. Vielleicht hatte er genug von meinem Buch gelesen, um seine Illusionen in diesem Punkt zu verlieren. Oder vielleicht war jemand — Miss Taylor oder eine andere Person, die mit meinem Prozess zu tun hatte — so freundlich gewesen, ihn aufzuklären. Jedenfalls war ich ihm aufrichtig dankbar für seine genaue Einschätzung meiner Person, denn nichts hasse ich so sehr, wie für eine Person gehalten zu werden, die nicht weiß, was sie will. Er verstand mich. Und seine Worte haben mir geschmeichelt. Sein letzter Satz: "Sie sind der widerwärtigste Typ von Nazi, den ich je getroffen habe", war in meinen Augen die größte Anerkennung meiner natürlichen nationalsozialistischen Orthodoxie, die mir je von einem Feind unserer Sache zuteil wurde.

Mir kam in den Sinn, dass Oberst Vickers seit der Kapitulation in Deutschland gewesen war. Jemand hatte mir das gesagt. Dann muss er eine ganze Reihe meiner Glaubensbrüder getroffen haben, abgesehen von den elftausend SS-Männern, die Herr Stocks erwähnt hatte. Zweifellos hat er ein wenig übertrieben, als er mich als den "unangenehmsten" Typ von allen bezeichnete. Mit Ausnahme meines unglücklichen Mitarbeiters Herrn W., der erwischt wurde, als er am helllichten Tag meine Plakate aufhängte, sind die anderen Nazis in der Regel viel praktischer und subtiler — *d.h.* intelligenter — als ich.

Aber, so denke ich, die meisten von ihnen sind Deutsche; und viele hatten das Privileg, in einer nationalsozialistischen Atmosphäre erzogen zu werden. Das ist in der Vorstellung der Demokraten, die ein so naives Vertrauen in die Macht der Erziehung haben, eine Art Entschuldigung. Ich, ein nicht-deutscher Arier, der nie in den Genuss einer nationalsozialistischen Erziehung gekommen ist, habe mich aus freien Stücken der Hitler-Ideologie zugewandt, weil ich in einigen ihrer Grundzüge wusste, dass ich in ihr die Antwort auf meine stärksten und tiefsten Sehnsüchte finden würde. Und ich habe nicht nur die Führung des nationalsozialistischen Deutschlands in Europa vor und während des Krieges begrüßt, sondern ich kam und sagte den Deutschen jetzt, nach dem Krieg, nach der Kapitulation, nach allen Bemühungen der siegreichen Alliierten, ihnen die Liebe zum Parlamentarismus, zum ewigen Frieden und zur jüdischen Herrschaft einzuschärfen: "Hofft und wartet! Ihr werdet euch erheben und noch einmal siegen. Denn noch seid ihr die Würdigsten, mehr denn je die Würdigsten. Und

niemand wird glücklicher sein als ich, dich an der Spitze der westlichen Welt zu sehen. Heil Hitler!" Mit anderen Worten, ich lehnte meine jüdisch-christliche demokratische Erziehung ab, widersetzte mich ihr und handelte so, als hätte es sie nie gegeben, und identifizierte mich voll und ganz mit denen, die die Rechte des arischen Blutes verkündeten, ich selbst war eine lebendige Herausforderung an die Verunreinigung des Ariers durch die Erziehung: ein lebendiger Beweis für die Unbesiegbarkeit des reinen Blutes.

Und darüber hinaus habe ich darauf hingewiesen, dass unsere nationalsozialistische Weisheit nichts anderes ist als die uralte arische Weisheit der losgelösten Gewalt, die im Lichte der höchsten Tradition alles rechtfertigt, was wir getan haben und was wir in Zukunft tun könnten.

Vom demokratischen Standpunkt aus ist das vielleicht doch gefährlicher und daher "verwerflicher" als die so genannten "Kriegsverbrechen", zu denen ich keine Gelegenheit hatte. Vielleicht hatte Oberst Vickers nur eine Feststellung getroffen und damit implizit den Sinn meiner Haltung, den Sinn meines ganzen Lebens erkannt. Auch dafür dankte ich ihm von Herzen.

Aber, wie gesagt, ich war mir nun sicher, dass mein wertvolles Buch, mein "bestes Geschenk an Deutschland", zerstört werden würde.

Und obwohl Fräulein S. am Abend dieses Tages in meine Zelle kam, um mich zu bitten, ein Papier im Zusammenhang mit meiner möglichen Freilassung zu unterschreiben, war die Freude, die die Worte des Gouverneurs in mir ausgelöst hatten, bald verflogen. Vielmehr bedauerte ich den Verlust meiner Manuskripte, vor allem von *Gold im Ofen, umso mehr, als mir* bewusst wurde, dass ich aus der Sicht des Feindes so "anstößig" war. Mehr denn je spürte ich — oder stellte es mir vor — wie sehr ich eines Tages, am Vorabend der Befreiung Deutschlands, durch diese mit Eifer geschriebenen Seiten dazu beitragen könnte, die nationalsozialistische Begeisterung zu schüren. Und der Gedanke, dass ich dazu nicht mehr in der Lage sein würde, bedrückte mich.

Doch dann erinnerte ich mich wieder an die Worte des ewig wiederkehrenden Erlösers in der Bhagavad-Gita: "Sucht nicht nach den Früchten des Handelns ... "Und ich konzentrierte meinen Geist auf die Lehre des gelassenen Dienstes an der Wahrheit, ohne Rücksicht auf

Erfolg oder Misserfolg; und ich schlug alle meine Bemühungen auf den Verzicht auf mein Buch.

"Zerbrich das letzte Band, das dich an das Reich der Folgen bindet, und du wirst frei sein", sagte die klare, heitere Stimme in mir, die Stimme meines besseren Ichs. "Erringe diesen höchsten Sieg über dich selbst, du, der du nichts und niemanden fürchtest, und du wirst unbesiegbar sein; akzeptiere diesen höchsten Verlust, der dir von den Feinden der nationalsozialistischen Sache zugefügt wurde, du, der du nichts anderes zu verlieren hast als deine Schriften, akzeptiere ihn, wie Tausende deiner Kameraden den Verlust von allem, was sie liebten, akzeptiert haben, und du wirst deiner Kameraden würdig sein; würdig deiner Sache. Denkt daran, ihr, die ihr gekommen seid, um für die Auferstehung des nationalsozialistischen Deutschlands zu arbeiten, dass nur durch den absoluten Verzicht derer, die ihnen dienen, auf alle irdischen Bindungen, die Kräfte des Lebens über die Kräfte des Todes triumphieren können."

Und ich erinnerte mich an den schönen Mythos vom Besuch der Göttin Ishtar in der Unterwelt, wie er im alten sumerischen Gilgamesch-Epos überliefert ist.

Um ihren Geliebten, den Gott Tammuz, wieder zum Leben zu erwecken — den göttlichen Jüngling, der jeden Winter stirbt und jeden Frühling in Herrlichkeit von den Toten auferstehт, stieg Ishtar-Zarpanit, die Göttin der Liebe und des Krieges, die Göttin der doppelten Schöpfungskraft: der Fruchtbarkeit und der Auslese, mit all ihren Juwelen bekleidet in das Land hinab. Am ersten Tor ließ sie ihre Ohrringe zurück, am zweiten ihre Armreifen, am dritten ihren schmuckvollen Gürtel, am vierten ihre Halsketten und so weiter, bis sie das siebte und letzte Tor erreichte. Dort ließ sie ihr letztes und kostbarstes Juwel zurück und trat nackt in die Kammern der Toten ein ... Nur so konnte sie den jungen Gott Tammuz — das unbesiegbare Leben, der von den Mächten des Todes gefangen gehalten wurde, wieder zum Leben erwecken.

"Der Preis der Auferstehung ist der absolute Verzicht, die Aufopferung bis zum Ende", dachte ich. "Insofern sie in ihrer jüdischen Lehre etwas von der älteren Weisheit bewahrt haben, geben sogar die Christen das zu."

Ich spürte, wie mir ein eiskalter Schauer den Rücken hinauflief und eine ungeahnte Kraft aus mir hervorging. Ich erinnerte mich an den unbekannten Mann mit den Visionen, der vor siebentausend Jahren den Mythos von Ishtar niedergeschrieben hatte und mir damit

half, heute in der Gefangenschaft zu erkennen, dass ich nicht für unseren zweiten Aufstieg arbeiten konnte, wenn ich mich nicht bereitwillig von allem, was mir gehörte, entledigte — wenn ich nichts als *mein Eigentum* betrachtete.

Ich fühlte, dass ich gekommen war, damit durch mich, wie durch jeden wahren Nationalsozialisten, die ewigen Kräfte des Lebens den modernen Prototyp der höheren Menschheit aus dem Schlummer des Todes riefen; den vollkommenen gottähnlichen Jüngling, stark, anmutig, mit Haaren wie die Sonne und Augen wie Sterne und einem Körper, der an Schönheit die Körper aller von Menschen geschaffenen Götter übertraf. In meinem Herzen identifizierte ich dieses Geschöpf der Herrlichkeit mit der Elite von Adolf Hitlers regeneriertem Volk. Und ich wusste, dass der immer wiederkehrende Ruf zur Auferstehung heute durch uns, durch mich, als unser Schlachtruf in der modernen Phase des immerwährenden Kampfes ertönte: "*Deutschland erwache*!"

Und die Stimme meines besseren Ichs sagte mir: "Solange du nicht aufrichtig, von ganzem Herzen und bedingungslos deinen letzten und kostbarsten Schatz beiseite gelegt hast — deine letzte Verbindung mit der Welt der Lebenden gekappt hast — wird der Gefangene der Mächte des Todes nicht auf deinen Ruf hin hervorkommen. Komm, befreie dich ein für allemal von allem Bedauern, von aller Bindung, opfere deine Schriften der göttlichen Sache, und sei auch du eine Kraft der Auferstehung!"

Tränen kullerten über meine Wangen.

Ich sah vor meinem inneren Auge das Gesicht unseres Führers — streng, tieftraurig, der Schönheit des Ewigen zugewandt — vor dem Hintergrund seines gemarterten Landes, das erst in Flammen und dann in Trümmern lag; auch vor dem Hintergrund jener endlosen, gefrorenen, weißen Ebenen, in denen der Schnee die Erschlagenen der Schlacht bedeckte, während die Überlebenden der Wehrmacht, der SS-Regimenter, der *Leibstandarte*, jener Elite unter den Eliten, als Kriegsgefangene immer weiter nach Osten getrieben wurden und einem Schicksal entgegengingen, das oft schlimmer war als der Tod. Und ich brach in Schluchzen aus bei der Erinnerung an das millionenfache Opfer, das als Preis für die Wiederauferstehung des wahren Deutschlands, des arischen Menschen, der gottgleichen Jugend der Welt, dargebracht wurde.

Ich blickte auf zu dem Mann, der ein solches Opfer inspirierte, nachdem er selbst alles demselben großen unpersönlichen Ziel

geopfert hatte; zu Ihm, dem der Preis der Auferstehung nie zu hoch war. Und einmal mehr erkannte ich in Ihm den Erlöser, der von Zeitalter zu Zeitalter zurückkehrt, "um auf Erden die Ordnung der Wahrheit aufzurichten".

Ich verzichtete auf jegliches Bedauern über mein verlorenes Buch. "Sollen sie es doch zerstören, wenn sie müssen", dachte ich.

Und in einem Ausbruch halb menschlicher, halb religiöser Liebe — genau wie in der Nacht meiner Verhaftung angesichts der drohenden entstellenden Folter — sprach ich in meinem Herzen die höchsten Worte aus: "Nichts ist zu schön, nichts ist zu kostbar für Dich, mein Führer!"

Und wieder, wie in jener Nacht, fühlte ich mich glücklich und unbesiegbar.

KAPITEL 13

"WIR WERDEN NEU BEGINNEN"

Ich habe nie wieder über die nun fast sichere Zerstörung meiner aufrichtigen Schriften getrauert. Ich dachte auch nie an meine mögliche Freilassung. "Wenn sie mich freilassen, werde ich sie und ihre Demokratie weiter bekämpfen", dachte ich, "und wenn sie mich im Gefängnis behalten, werde ich ihnen weiterhin zeigen, dass nichts einen Nazi vernichten kann."

Da ich den ganzen Tag nichts zu tun hatte, erinnerte ich mich in meiner Zelle an Verse aus der Bhagavad-Gita und an Sätze aus Nietzsches Büchern *"Der Wille zur Macht*" und *"Also sprach Zarathustra"* — Sätze wie diese: "Der Mensch ist eine Schnur, die zwischen dem Tier und dem Übermenschen gespannt ist ... "; "Du fragst, was richtig ist? Mutig zu sein, das ist richtig" — und Passagen aus *Mein Kampf*. Und auch einige erbauliche Gespräche mit meinen deutschen Kameraden und mit Herrn W., Herrn S., Herrn B. und anderen, den aufrichtigsten englischen Anhängern Adolf Hitlers, die ich kannte und die jetzt über die ganze Welt verstreut sind; und mit meinem weisen Ehemann, der mir seit meiner Verhaftung nur einmal geschrieben hatte, von dem ich aber wusste, dass er in völliger Glaubensgemeinschaft mit mir stand.

Ich habe oft das Horst-Wessel-Lied gesungen, oder das Lied der SS-Männer — "Wenn alle untreu werden, so bleiben wir Treuen ... " — oder die bengalische Hymne an Shiva, "Tänzer der Zerstörung. O Lord of the Dance ... ", die uns immer an den lang ersehnten erlösenden Krieg denken ließ, der eines Tages unsere Feinde gegeneinander aufbringen und uns schließlich auf den Ruinen ihrer verhassten judaisierten Zivilisation wieder an die Macht bringen würde.

Ich hatte jede Hoffnung aufgegeben, dass meine Schriften unter unserer wiederhergestellten Neuen Ordnung den jungen Ariern helfen könnten, stolz auf ihr Blut zu sein. Diese Schriften waren nun für immer verloren, dachte ich. Aber ich war glücklich zu wissen, dass ich mein Bestes getan hatte, um sie zu retten, dass ich zu den Gläubigen

gehörte und dass jeder Tag mich dem Tag näher brachte, an dem wir wieder auferstehen würden.

Ich war heiter, wenn auch nicht fröhlich.

Am Freitag, dem 17. Juni, betrat Frau Oberin am Morgen lächelnd meine Zelle. Es war das erste Mal seit vielen Tagen, dass ich sie lächeln sah.

"Ich habe gute Nachrichten für dich, Muky", sagte sie. "Deine Manuskripte sind sicher in meinem Büro. Sie haben sie dir zurückgegeben."

Ihr Gesichtsausdruck und die Natürlichkeit ihrer Stimme verrieten, dass sie die Wahrheit sprach. Dennoch konnte ich ihr nicht glauben.

"Das ist unmöglich", antwortete ich, "schwindeln Sie nicht, machen Sie sich nicht über mich lustig. Sie können mir *diese* Manuskripte nicht zurückgegeben haben."

"Glauben Sie mir", beharrte Frau Oberin, "denn ich sage Ihnen die Wahrheit. Deine großen dicken Hefte sind alle da: das dunkelrote, das hellbraune mit dem leuchtend roten Einband, das andere hellbraune, in das du geschrieben hast, bevor sie deine Zelle durchsuchten. Sie sind da, unversehrt. Ich habe Anweisung, sie in deine Truhe in der Garderobe zu legen, damit du sie hast, wenn du frei bist."

Ich spürte, wie mich eine Art religiöse Ehrfurcht überkam, als würde ich tatsächlich Zeuge eines Wunders werden. Und ich erschauderte. Es war in der Tat ein Wunder. Hätte man meine Schriften in ein loderndes Feuer geworfen und unversehrt wieder herausgeholt, wäre das Wunder nicht größer gewesen.

Ich war sprachlos. Tränen füllten meine Augen. Ich wandte mich dem ewigen blauen Himmel zu. Mein Mund bebte, dann verzog er sich zu einem Lächeln von unirdischer Freude. Hinter dem unglaublichen Wunder grüßte ich die Kraft, die es bewirkt hatte, mit denselben heiligen Sanskrit-Silben, die ich in der Tiefe des Abgrunds der Verzweiflung wiederholt hatte: "Aum, Rudrayam! Aum, Shivayam!"

Mein Herz quoll über vor Dankbarkeit: "Du hast es getan, Herr der unsichtbaren Mächte, Unwiderstehlicher, Du, Du allein!" dachte ich. "Ich danke Dir, Dir allein!" Und ich dachte auch: "Dies ist ein Zeichen: Eines Tages werden wir uns erheben und wieder siegen." Und mein Gesicht strahlte die Freude der kommenden Auferstehung aus.

Niemals hatte ich mich so unbedeutend, so machtlos gefühlt — als Einzelner — im Lichte des größeren Schicksals, dem ich als

Nationalsozialist verpflichtet war. Aber vielleicht war ich auch noch nie so glücklich, zu wissen, dass ich ein Detail im Wirken dieses Schicksals *war*; "nimitta matra", "nichts als ein Instrument", aber ein Instrument bei der Verwirklichung des herrlichsten praktischen Programms, das der höchsten Wahrheit aller Zeiten entspricht.

"Na, da bist du aber glücklich", sagte Frau Oberin, die mich beobachtet hatte.

"Es ist ein Zeichen", erwiderte ich, indem ich auf das einzige hinwies, was mir einfiel: das Wunder; "es bedeutet, dass meine Schriften eines Tages für unsere Sache von Nutzen sein werden. Ja, ich bin froh, jetzt zu wissen, dass sie es sein werden; dass sie allein aus diesem Grund verschont wurden."

Es kam mir nicht einmal in den Sinn, dass ich vielleicht auch ein wenig Dankbarkeit gegenüber Oberst Vickers und den anderen britischen Behörden empfunden hätte, die meine Manuskripte in die Hand genommen und trotz allem beschlossen hatten, sie nicht zu verbrennen. In meinen Augen gab es diese Leute schon lange nicht mehr. Wie ich selbst, wie alle sichtbaren Agenten, waren sie nur Marionetten in den Händen des Unsichtbaren — mit dem Unterschied, dass sie es wahrscheinlich nicht wussten, ich aber schon. Die höheren Mächte hatten sie heute gezwungen, mir meine Bücher zurückzugeben. Sie würden sie morgen zwingen, Deutschland zu verlassen und um ihr Leben zu rennen. Und nachdem ich alles für den Triumph der nationalsozialistischen Sache getan hatte, würde ich dann wieder zum Himmel schauen und sagen: "Du allein hast es getan; ich danke Dir, Herr des Spiels der Erscheinungen, Tänzer der Zerstörung, Herr des Lebens!"

Aber Frau Oberin fuhr mit ihrer Schilderung des heutigen Wunders fort: "Und weißt du", sagte sie, "sie haben dir auch all deine anderen Sachen zurückgegeben: dein Liederbuch, dein *Programm der N.S.D.A.P.*, die letzten Exemplare deiner Flugblätter, alles — sogar das Bild des Führers. Ich kann es selbst kaum glauben."

Ich wiederholte: "Es ist ein Zeichen."

"Ich bin sehr, sehr froh, dass alles gut ist", sagte Frau Oberin und schüttelte mir die Hand. "Ich hatte wirklich befürchtet, dass weder Sie noch ich so leicht aus der Sache herauskommen würden."

"Sagen Sie es meiner Freundin H. E.", sagte ich, während ich meinen eigenen Gedanken nachhing, "ich bin sicher, dass auch sie sich freuen wird. Und sagen Sie es Frau S., und Frau So-und-so, und Frau X., die so nett zu mir gewesen sind. Sagen Sie es all denen, die mit mir

sympathisieren; all denen, die 'in Ordnung' sind. Sagen Sie ihnen, dass es bedeutet, dass sich die Zeiten zu unseren Gunsten ändern, dass die Nacht weniger dunkel um uns ist."

Und als sie einen Schritt nach draußen machte, hielt ich sie noch eine Sekunde länger zurück:

"Sagen Sie ihnen, dass es bedeutet, dass die Sklaverei nur noch eine kurze Zeit andauert", sagte ich und zitierte die letzten Worte des Horst-Wessel-Liedes.

Bald darauf wurde ich zu einem Treffen mit Oberst Vickers im Büro von Frau Oberin gerufen — demselben Oberst Vickers, der mich noch eine Woche zuvor als seinen ärgsten Feind betrachtet hatte. Dieses Mal sprach er fast freundlich mit mir.

"Die können Sie jetzt in Ihrer Zelle haben", sagte er und zeigte auf einen Stapel Bücher, unter denen ich zu meinem Erstaunen das getippte Manuskript meiner unveröffentlichten *Anklage des Menschen* erkannte, auf dessen erster Seite ich ein Zitat aus den *Goebbels-Tagebüchern* geschrieben hatte. "Ihre anderen Sachen können Sie haben, wenn Sie dieses Gefängnis verlassen."

Mein Koffer war dorthin gebracht worden, in das Büro, und ich sah darin tatsächlich, oben auf anderen Büchern, mein dunkelrotes Heft mit dem ersten Teil von *"Der Blitz und die Sonne"* und meine beiden hellbraunen Hefte, die alles enthielten, was ich über *"Gold im Ofen"* geschrieben hatte — genau so, wie Frau Oberin es mir gesagt hatte. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass sowohl Oberst Vickers' plötzlicher Tonwechsel als auch die Tatsache, dass er mir meine Manuskripte zurückgegeben hatte, etwas sehr Merkwürdiges an sich hatten. Zweifellos hatte er von irgendwoher den Befehl, so zu handeln. Aber warum wurden diese Befehle erteilt? Das weiß ich bis heute nicht. Bis zum heutigen Tag ist mir das alles ein Rätsel.

"Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie die Schriften, die ich als wertvolle persönliche 'Souvenirs' betrachte, nicht vernichtet haben", sagte ich, "und ich bitte Sie noch einmal um Verzeihung, wenn ich entgegen den Vorschriften verbotene Gegenstände in meinem Besitz behalten habe. Ich versichere Ihnen noch einmal, dass ich sie nur wegen des sentimentalen Wertes, den sie in meinen Augen haben, behalten habe."

Ich dachte, nicht ohne einen Hauch von Ironie: "Höflichkeit kostet nichts". Aber der Gouverneur unterbrach mich. "Das ist in Ordnung", sagte er, "Sie können Ihre Sachen haben, wenn Sie frei sind. Aber Sie müssen verstehen, dass ich es Ihnen nicht erlauben kann, sie jetzt in Ihrer Zelle zu haben.

"Ich möchte sie nicht haben", antwortete ich. "Ich bin nur zu dankbar dafür, dass sie nicht zerstört werden. In der Tat betrachte ich dies als einen großen Gefallen. Nur um eines möchte ich Sie noch bitten, nämlich um die Erlaubnis, in meiner Zelle Papier und Tinte zu haben und nach Feierabend weiter an dem Buch zu schreiben, das ich vor langer Zeit über Dschingis Khan begonnen hatte."

"Sie können so viel über Dschingis Khan schreiben, wie Sie wollen", antwortete Oberst Vickers. "Aber Achtung: keine Nazi-Sachen mehr! Wenn ich Sie noch einmal dabei erwische, gibt es ernsthafte Probleme."

"Sie werden mich nie wieder dabei erwischen", sagte ich energisch und nahm die Bücher, die er mir überreichte. Aber ich war fest entschlossen, *Gold im Ofen* bei der ersten Gelegenheit zu Ende zu schreiben, in meiner Zelle, direkt vor seiner Nase. Ich dankte ihm noch einmal und verließ den Raum mit gesenktem Blick.

Frau Erste, die Oberin, brachte mir bald darauf meine eigene Feder und Tinte und Papier zurück — einen Schreibblock, den mir ein Freund aus England geschickt hatte, den sie mir aber wegen der Durchsuchung meiner Zelle und der mir auferlegten Einschränkungen noch nicht gegeben hatte. Nie war ein Geschenk willkommener als dieser Schreibblock. Aber ich war nicht so dumm, zu gehen und das Kapitel 12 meines gefährlichen Buches in einfachem Englisch auf den leeren Blättern weiterzuschreiben. Die Blätter, dachte ich, waren möglicherweise gezählt worden. Möglicherweise würden sie noch einmal gezählt werden, um zu sehen, wie viele ich verbraucht hatte. Und man würde mich auffordern, zu zeigen, was ich darauf geschrieben hatte. Nach der knappen Flucht, die meine Manuskripte gerade hinter sich hatten, musste ich sehr vorsichtig sein. Tatsächlich brachte mir Frau Oberin ein oder zwei Tage später ein Heft mit einem blauen Pappumschlag, auf dessen Innenseite sie über dem Datum — dem 22. Juni — und ihren Initialen geschrieben hatte: "Dieses Buch enthält neunundvierzig Blätter." Sie hatte jedes Blatt nummeriert.

"Fahren Sie mit Ihrem Buch über Dschingis Khan, *Der Blitz und die Sonne*, oder wie immer Sie es nennen, fort, so viel Sie wollen", sagte sie. "Aber fangen Sie um Himmels willen nicht wieder an, das andere

zu schreiben, solange Sie hier sind! Wenn sie dich *jetzt* dabei erwischen würden, würde man mich sicher beschuldigen, dich zu ermutigen, und mich entlassen. Ich habe schon fast meinen Job verloren, weil ich mit dir zu tun hatte."

"Ich werde so gut wie Gold sein und nur über den größten Eroberer der Welt schreiben", sagte ich. "Wenn du wiederkommst, zeige ich dir das Ende meines Kapitels 5, dessen Anfang in meinem dicken dunkelroten Heft steht; du wirst es selbst sehen. Übrigens, könntest du mir nicht erlauben, dieses dunkelrote Heft und die anderen zu sehen, wenn Frau Erste einmal nicht da ist? Ich würde gerne wissen, wo genau ich aufgehört habe, in dem Kapitel über die Geburt von Dschingis Khan. Außerdem ... Ich würde mich gerne selbst davon überzeugen, dass sie keine Seiten in diesem oder vor allem in dem anderen Manuskript herausgerissen haben. Es ist mir ein Rätsel, wie sie es mir unberührt zurückgeben konnten. Es würde Sie verblüffen, wenn Sie wüssten, was ich in diesem Buch geschrieben habe."

"Wenn Sie mich fragen", antwortete Frau Oberin, "der Gouverneur konnte sich nicht die Mühe machen, ihn zu lesen."

"Das mag sein. Aber", sagte ich, "was ist mit den 'Experten', in deren Händen sich meine Sachen befanden, — nach dem, was er mir am 3. Juni erzählt hat? Könnten *die* sich auch nicht die Mühe machen, alles gründlich zu prüfen?"

"Woher soll ich das wissen?", gab Frau Oberin zu.

"Die Vertreter der westlichen Besatzungsmächte sind hier, um ein fettes Gehalt und eine 'gute Zeit' zu haben", bemerkte ich und wiederholte, was die Holländerin einmal während der "freien Stunde" gesagt hatte. "Sie haben keine Ideologie. Umso besser. Die Kommunisten, die eine haben — und sei es die schlechteste der Welt — werden sie schlagen. Und wir werden die Kommunisten schlagen und die Welt beherrschen."

"Ich hoffe nur, Sie haben Recht", sagte Frau Oberin, als sie meine Zelle verließ.

Was ich tatsächlich tat, war, abends nach sechs Uhr auf meinem Holzschemel mit einem Stück Kreide, das die Fahnder freundlicherweise in einer Ecke meiner Schublade vergessen hatten, den groben Text meines gefährlichen Buches zu schreiben; ihn zu korrigieren, indem ich diesen oder jenen Satz mit einem feuchten Tuch auswischte, bis ich damit zufrieden war; und ihn dann mit Feder und Tinte abzuschreiben, in fester Schrift, Absatz für Absatz, nicht auf

meinem neuen Schreibblock und auch nicht in dem Heft, das Frau Oberin mir gegeben hatte, sondern auf der Rückseite der Briefe, die ich von Fräulein V. zu erhalten pflegte. Und auch das nicht auf Englisch, sondern auf Bengali; und mit vielen Abkürzungen und konventionellen Zeichen von mir selbst.

Diese Miss V., eine charmante Engländerin, die ich 1946 kennengelernt hatte, war eine seltsame Figur "zwischen zwei Epochen"; ein Bündel von Gegensätzen, zu typisch, um in diesem Buch nicht erwähnt zu werden. Sie war durch und durch antijüdisch, fanatisch antikommunistisch und — was viel seltener ist — antichristlich; (die einzige Frau, die mir jemals gesagt hatte, dass sie jederzeit eher eine englische Eiche als einen vergötterten jüdischen Propheten anbeten würde) und doch *keine* von uns; in der Tat unfähig, jemals einer von uns zu werden, mangels jener primitiven, unbarmherzigen, aggressiven Vitalität, die uns von der dekadenten Welt von heute unterscheidet; aufrichtig, freundlich zu den Geschöpfen, wahrheitsliebend, intelligent — besser als die meisten Europäer die grundlegende Falschheit jeder gleichmacherischen, auf den Menschen bezogenen Doktrin verstehend, — und doch unfähig, sich etwas Unpersönlichem hinzugeben; behaftet mit unheilbarem Individualismus, mit der Phobie vor allen kollektiven Begeisterungen, seien sie gut oder schlecht, aus dem einzigen Grund, dass sie kollektiv sind, und mit angeborener Zimperlichkeit — mit der Phobie vor körperlichem Leid, sei es, dass es ihr selbst, ihren Freunden oder ihren schlimmsten Feinden zugefügt wird; entschieden überzivilisiert; und zu klassenbewusst, um jemals von ganzem Herzen *kastenbewusst* werden zu können; mit einem Wort, eine Person, die in unserer Neuen Ordnung gebraucht werden könnte, aber niemals ein Teil davon sein kann; und doch eine der ausnahmsweise wenigen Nicht-Nazis, die es länger als einen halben Tag mit mir aushalten konnten, und vielleicht die einzige von ihnen, die mich jemals geliebt hat (Gott allein weiß warum!) im vollen Bewusstsein all meiner Möglichkeiten. Sie schickte mir Lebensmittelpakete und schrieb mir regelmäßig, als ich im Gefängnis war. Zu meinem Glück kam es gerade zu der Zeit, von der ich jetzt spreche, zu einem Streit mit einer Nachbarin, Fräulein G., einer anderen seltsamen Figur, die halb in der Vergangenheit und halb in der Zukunft liegt und die ich kenne. Ihre Briefe waren infolgedessen viel länger als sonst, und es ging nur um den Streit. Sie waren fast immer nur auf einer Seite des Papiers getippt. Nachdem ich sie gelesen hatte, beantwortete ich sie mit meinem Schreibblock und … nutzte die

leeren Seiten, um die letzten Kapitel von *Gold im Brennofen zu* schreiben. (Fräulein G. schrieb mir auch lange Briefe — viel längere Briefe als die von Fräulein V. — in denen sie mir alles über denselben Streit aus ihrer Sicht erzählte. Aber ihre beidseitig beschriebenen Blätter konnten leider nicht verwendet werden.)

Ich habe jeden Tag fieberhaft geschrieben. Ich fühlte mich inspiriert. Und die Tage waren lang. Wenn ich fertig war, faltete ich die Briefe so zusammen, wie sie vorher waren, und steckte sie wieder in die entsprechenden Umschläge. Jedes Mal, wenn Frau Oberin kam, konnte ich ihr einen oder zwei geben und sie fragen, ob sie nicht so freundlich sein könnte, sie zu meinen anderen Sachen in die Garderobe zu legen, da ich sie aufzubewahren wünschte. "Sehr gerne", sagte sie und nahm die Briefe entgegen, ohne zu ahnen, dass sie außer Fräulein V. noch andere Schriftstücke enthielten.

Als ich ihr das letzte Exemplar gab, fühlte ich mich von einer großen Sorge befreit. Ich wusste nun, dass mein *Gold im Ofen* vollständig war — und sicher, denn niemand würde vor meiner Entlassung in mein Gepäck schauen. Sobald ich frei war, blieb mir nur noch die Aufgabe, das Ende meines Buches ins Englische zu übersetzen und in das hellbraune Heft zu schreiben, das Miss Taylor mir am Tag meiner Verurteilung gegeben hatte. Wieder dankte ich den unsichtbaren Mächten, die mein Manuskript beschützt hatten. Und ich setzte mich hin, um mein anderes Buch, *The Lightning and the Sun*, nach langer Zeit fortzusetzen. Ich benutzte meinen Schreibblock als Rohpapier und schrieb den endgültigen Text in mein nagelneues blaues Heft, ein Geschenk von Frau Oberin, das ich dem Gouverneur jederzeit zeigen konnte, wenn er kontrollieren wollte, was ich da tat.

So in eine interessante Arbeit vertieft, war ich nach 18 Uhr glücklich. Aber während des restlichen Tages vermisste ich oft die Besuche von H. E. Ich vermisste sie — und L. M. — an den Sonntagnachmittagen. Ich vermisste das Vergnügen, meine "freie Stunde" gelegentlich mit meinen Kameraden des D-Flügels zu verbringen, wie ich es vor der unglücklichen Durchsuchung in meiner Zelle getan hatte.

Jeden Tag, morgens und nachmittags, *hörte ich* sie kommen und auf dem Korridor, direkt vor meiner Zelle, stehen und rufen: eins, zwei, drei, ..., damit die diensthabenden Schwestern wissen, wie viele zusammen hinausgehen sollten. Dann hörte ich, wie sie den A-Flügel und den B-Flügel entlang gingen, in Richtung der Tür, die zum Treppenhaus führte. Wenn sie wieder zurückkamen, kamen sie vor

meiner Zelle vorbei. Und sofern Fran Erste, die alle fürchteten, nicht da war, rief mich H. E. im Vorbeigehen von draußen an: "Savitri!"

"H... . !", antwortete ich und rief sie meinerseits beim Namen.

Das war der einzige Kontakt, den ich tagelang mit ihr hatte.

Dann, eines Morgens, sah ich sie. Sie sollte einigen anderen helfen, das Brot und die Zichorien, aus denen das tägliche Frühstück bestand, an die Gefangenen zu verteilen, und auf dem Weg zum Treppenabsatz, wo das Essen hingebracht wurde, konnte sie nicht umhin, einen Blick in meine Zelle zu werfen, die nicht abgeschlossen war.

"H...!mein H...!", rief ich aus, als ich ihren blonden Kopf hereinspazieren sah. Und ich rannte zur Tür, um sie zu begrüßen.

"Ich habe meinen Posten in der Krankenstation verloren, weil das alles passiert ist", sagte sie. "Aber das ist alles. Sie haben mich nicht verhört, Gott sei Dank! Es sieht so aus, als ob sie nicht herausgefunden hätten ... " Sie sprach schnell und schaute sich alle fünf Sekunden um, um zu sehen, ob jemand den Gang entlangkam. Ich verstand, dass sie meinte, sie hätten nicht herausgefunden, dass sie es war, die mir von den grausamsten Gräueltaten der Alliierten, über die ich in meinem Kapitel 6 berichtet hatte, und vom Prozess in Belsen erzählt hatte.

"Es sieht so aus, als ob sie es tatsächlich nicht getan haben", antwortete ich. "Es wird Sie sicher freuen zu hören, dass sie mir mein Manuskript zurückgegeben haben — dass sie es zusammen mit meinen Sachen in die Garderobe gelegt haben — so seltsam es auch erscheinen mag. Frau Oberin meint, sie können es nicht gelesen haben. Und sie hat mir gesagt, dass ich wahrscheinlich sehr bald entlassen werde. Ich weiß gar nicht, warum. Natürlich habe ich diesen Leuten gesagt, dass ich nicht die Absicht habe, mein Buch über Deutschland zu veröffentlichen. Gott allein weiß, ob sie so einfältig waren, mir zu glauben. Aber ich habe nie auch nur eine Minute lang so getan, als hätte ich unseren Nazi-Glauben aufgegeben. Wenn sie mich freilassen, werden sie es tun, weil sie wissen, was ich bin.

"Was für Idioten!", rief H. E. mit einem Lächeln aus. Das war ihre erste Reaktion. Aber dann fügte sie nachdenklich hinzu: "... oder — vielleicht — was für ehemalige Meister der Diplomatie! Eins von beidem."

"Warum?", sagte ich. "Glauben sie etwa, sie könnten mich mit ihrer 'Freundlichkeit' für sich gewinnen? Ich nicht, meine Liebe, ich nicht! Sie kennen mich nicht. *Ich* vergesse nie, und ich vergebe nie."

"Ich auch nicht, und wir alle auch nicht", antwortete H. E. Und ihre blauen Augen blitzten. "Aber das wissen sie nicht. Und wenn du mich fragst, sind sie gerade dabei, uns alle für sich zu gewinnen. Sie spüren, dass sie bald unsere Hilfe gegen die Roten brauchen werden. Sie haben Angst. Aber das ist genug. Wenn man mich beim Diskutieren an Ihrer Türschwelle erwischt, gibt es Ärger. Ich muss dich aber noch einmal sehen, bevor du entlassen wirst."

"Ich werde Frau Oberin bitten, ein Interview für uns zu arrangieren."

"Gut! Ich werde sie auch fragen. Ich bin sicher, sie wird nicht ablehnen. Bis dahin ... Auf Wiedersehen!"

Wir hielten es beide für unsicher, uns auf unsere übliche Art und Weise zu begrüßen, und sei es im Flüsterton. Also sprachen wir die Geheimformel aus, die, selbst wenn man sie mitbekäme, für den Uneingeweihten nichts bedeuten würde, für uns, die wenigen, aber schon: "Heil Hitler!"

Während der "Freistunde" erzählte mir die Holländerin die Tagesnachrichten, die manchmal sehr interessant waren. So erfuhr ich, dass zwei meiner Kameraden des D-Flügels als Zeugen im Namen der Verteidigung nach Hamburg geschickt worden waren, in einem neuen "Kriegsverbrecherprozess", in dem die Angeklagten fünfunddreißig deutsche Frauen waren, die wie sie früher in Ravensbrück Dienst taten. Ich war entrüstet.

"Diese Schurken werden nie aufhören, als Richter in 'Kriegsverbrecherprozessen' zu sitzen, solange sie hier sind", sagte ich. "Ich würde gerne sehen, wie die Russen sie eines Tages wegen angeblicher 'Kriegsverbrechen' vor Gericht stellen, und ich würde sie treffen, bevor sie getötet werden, und ihnen sagen: 'Das geschieht euch recht! Denkt daran, was ihr selbst getan habt. Ich bin froh, wenn ein Anti-Nazi in den kommunistisch regierten Ländern durch seine ehemaligen Verbündeten leiden muss — wie der berüchtigte Kardinal Mindszenty, den sie vor einigen Monaten gefasst haben. Nun können Sie mir natürlich sagen, dass die Russen uns nicht besser behandeln. Dem stimme ich zu. Ich hasse alle, die gegen Hitlers neue Ordnung gekämpft haben, sei es im Namen des Marxismus, des Christentums, der Demokratie, der 'Rechte und Würde des Menschen' oder im

Interesse ihrer eigenen Taschen. Seit 1945 habe ich nur gelebt, um ihre Zerstörung zu erleben."

"Viele wurden in die Irre geführt und kommen jetzt 'wieder zu sich'", sagte die Niederländerin.

"Ich habe kaum mehr Mitleid mit denen", antwortete ich. "'Irregeführt'! Wenn sie tatsächlich so dumm sind wie Schafe, dann interessiert mich ihr Schicksal nicht. Wenn sie es nicht sind, warum haben sie sich dann 'fehlgeleitet' fühlen lassen? Wie kommt es, dass mich die Anti-Nazi-Propaganda in all den Jahren in Indien, in Griechenland, in Frankreich nie beeindruckt hat? Ich hatte nie die Größe des Dritten Reiches gesehen. Aber ich konnte mich auf *Mein Kampf* und meinen gesunden Menschenverstand verlassen, und das reichte mir. Warum reichte das nicht für diese Dummköpfe? Weil sie völlige Narren waren — oder egoistische, gemeine Schurken. Ich sage nicht, dass wir sie nicht nutzen sollten, wenn wir es können, jetzt, wo einige von ihnen "zu sich kommen". Aber ich habe kein Vertrauen in sie."

"Sie haben kein Vertrauen in die menschliche Natur?"

"Nein", sagte ich. "Ich vertraue nur den wenigen echten Nationalsozialisten."

An einem anderen Tag erzählte mir die Niederländerin von einem Vorfall, der sich am Esstisch ereignet hatte, an dem die Häftlinge des D-Flügels und andere gemeinsam aßen (während mir das Essen immer in meine Zelle gebracht wurde). Eine tschechische Frau, die neu in Werl war und einige Monate in einem Konzentrationslager unter dem Nazi-Regime verbracht hatte, hatte eine ehemalige Aufseherin desselben Lagers, die jetzt eine zehnjährige Haftstrafe als so genannter "Kriegsverbrecher" verbüßte, ausfindig gemacht und zu beschimpfen begonnen. Letztere hatte ihr offenbar einmal eine Ohrfeige verpasst. Einige Häftlinge — ich brauche nicht zu fragen, welche — hatten sich automatisch auf die Seite des ehemaligen "Opfers der Nazi-Ungeheuer" gestellt, andere auf die Seite der ehemaligen Aufseherin, und der Streit war in eine allgemeine Schlägerei ausgeartet, mit dem Ergebnis, dass Frau Erste eingriff und anordnete, dass die sogenannten "Kriegsverbrecher" ihre Mahlzeiten fortan getrennt von den anderen Häftlingen einnehmen sollten.

"Und wer ist dieses Exemplar, das die Kreuzritter der Demokratie 'befreit' haben?", fragte ich. "Ich würde sie gerne kennenlernen — aus der Ferne."

Die Holländerin wies mich auf einen kleinen, grobschlächtigen, hässlich aussehenden Gegenstand hin, der nicht weit vor uns ging. "Das ist sie", sagte sie. "Und ich fürchte, dass ich ausnahmsweise Ihre Feindseligkeit ihr gegenüber voll und ganz teilen kann, ich, die ich im Gegensatz zu Ihnen in der Regel ein Mensch bin. Denn glauben Sie mir, dass sie seit 1945 *neunzehn Mal* 'drinnen' war, wegen verschiedener Vergehen, vor allem wegen Diebstahls? Sie ist hier wegen Diebstahls. Und wer sie mit den Wärterinnen hat reden hören, wie ich es getan habe, kann der anderen Wärterin nicht vorwerfen, sie geohrfeigt zu haben."

"Ich denke nicht", sagte ich. "Was Sie mir erzählen, erstaunt mich nicht im Geringsten. Ich weiß genau, dass niemand zu Hitlers Zeiten umsonst in einem Konzentrationslager war. Und das habe ich auch immer den Leuten gesagt, die, ohne mich zu kennen, dumm genug waren, um mein Mitgefühl für die angeblichen 'Opfer' unseres Regimes zu betteln. Ich bin Ihnen wirklich dankbar für Ihre Informationen über diese tschechische Frau: Das ist gute Propaganda für uns."

Aber bald — ob aus eigenem Antrieb oder weil sie dazu aufgefordert wurde, konnte ich nicht sagen — begann die Holländerin, ihre "Freistunde" mit den anderen Häftlingen des A-Flügels zu verbringen, nämlich mit denen, die zur gleichen Zeit wie der D-Flügel hinausgingen; und ich musste mir eine andere Begleiterin suchen. Meine Nachbarin C. P., die Insassin der Zelle Nr. 50, bot mir an, mit mir hinauszugehen, da ihre übliche Begleiterin gerade entlassen worden war. So entdeckte ich unerwartet eine neue Gefährtin, denn die Frau — eine Deutsche, die während des Krieges im besetzten Frankreich gedient hatte — war "in Ordnung", trotz gewisser Ungereimtheiten, derer sie sich nicht bewusst war.

Sie war eine ehrenwerte Frau, die keineswegs mit der Masse der anderen unpolitischen Gefangenen gleichzusetzen ist. Ihr einziges Verbrechen, für das sie eine zweijährige Haftstrafe verbüßte, bestand darin, dass sie als Deutsche im Besitz eines Revolvers angetroffen worden war. Sowohl sie als auch ihr Mann, so erzählte sie mir, waren von Anfang an militante Nationalsozialisten gewesen und waren es immer noch, obwohl sie gezwungen waren, die Farce der "Entnazifizierung" mitzumachen, damit sie ihren Lebensunterhalt

weiter verdienen konnten. Sie erzählte mir Anekdoten aus ihrem Leben im besetzten Frankreich und andere aus den glorreichen Anfangstagen des nationalsozialistischen Machtkampfes. Sie erzählte mir, wie sie einmal in ihrem Leben
Sie hatte das Privileg, den Führer zu treffen und zu hören, wie er irgendwann im Jahr 1934 mit seiner eigenen Stimme ein paar einfache, aufbauende Worte an sie richtete.

"Ich würde alles dafür geben, eine solche Erinnerung zu haben, ich, der ich ihn nie gesehen habe", sagte ich.

Sie antwortete mir: "Du wirst ihn eines Tages sehen; er lebt."

Ich spürte, wie ein plötzlicher Schwall von Freude mein Herz erfüllte. Ich vergaß für eine Weile, dass ich mich im Hof eines Gefängnisses befand, nur um mich daran zu erinnern, dass ganz Deutschland, ganz Europa seit 1945 ein Gefängnis war, aber dass wir, Hitlers Getreue, eines Tages frei sein würden und dass alles gut sein würde, seit "er" irgendwo auf dieser Erde atmete, egal wo. In der Tat schien ganz Deutschland zu wissen, dass "er" nicht tot war, und auf ihn zu warten.

Ich blickte in den blauen Himmel, der über uns leuchtete, und dachte an das Wunder, das mein Buch gerettet hatte. "Wenn das möglich ist, ist alles möglich", dachte ich. "Vielleicht werde ich eines Tages dankbar sein, dass ich die Katastrophe von 1945 überlebt habe."

C. P., der in etwa einem Monat frei sein sollte, sagte zu mir: "Wenn Sie entlassen werden, kommen Sie und bleiben Sie bei uns. Sie sind ein aufrichtiger Freund Deutschlands, unser Haus wird Ihnen gehören. Oder wenn sie dir, wie ich befürchte, nicht erlauben, im Land zu bleiben, dann schreibe mir ab und zu." Noch einmal fühlte ich in ihr jene unerschütterliche Liebe, mit der das deutsche Volk das Wenige, das ich zu tun versucht habe, um ihm zu zeigen, dass ich mich in der Stunde der Niederlage nicht von ihm abgewandt habe, millionenfach vergütet hat. Und ich war glücklich; denn es ist schön, von denen geliebt zu werden, die man liebt und bewundert. Nun, all das Weißbrot und andere schöne Dinge, die ich H. E. nicht mehr geben konnte, gab ich C. P.

Die Frau war jedoch weniger intelligent als H. E. Sie hatte noch nicht selbst herausgefunden, dass Christentum und Nationalsozialismus nicht zusammenpassen. Und nachdem sie mir erzählt hatte, dass sie in einer sehr frommen protestantischen Atmosphäre aufgewachsen war, erklärte sie mir eines Morgens im

Laufe eines Gesprächs, dass die Protestanten in Deutschland "viel bessere Nazis seien als die Katholiken."

Meine erste Reaktion wäre gewesen, zu antworten: "Mein lieber Freund, ist Ihnen nicht klar, dass sich *kein* echter Nazi zu einer Religion bekennen kann, die jede schändliche Vermischung von Blut erlaubt, solange sie unter dem Deckmantel eines so genannten 'Sakraments' stattfindet? Nun, weder die katholische Kirche *noch die protestantische* verbietet das, was wir schändliche Verbindungen nennen — Verbrechen gegen die arische Rasse."

Aber ich wusste, dass es manchmal gefährlich ist, Menschen zu abrupt aufzuklären.

Und ich dachte darüber nach, dass ich C. P. in der Tat nicht gut genug kannte, um sicher zu sein, dass sie, falls sie sich zwischen ihrer geliebten nationalsozialistischen Ideologie und ihrer bekennenden traditionellen Religion entscheiden müsste — falls sie endlich erkennen würde, dass es sich um zwei unvereinbare Religionen handelte, unbedingt den Nationalsozialismus wählen würde. Ich habe daher nicht versucht, ihr dies klarzumachen. Ich bemerkte lediglich — mit Nachdruck, aber ohne direkte Anspielungen und Angriffe, dass in einem freien arischen Land die Priester aller Konfessionen die Bedeutung der Grundprinzipien des Nationalsozialismus im täglichen Leben betonen müssten, insbesondere das Ideal der Blutreinheit. Die Frau stimmte mir begeistert zu, ohne sich auch nur eine Minute lang darüber im Klaren zu sein, dass sie damit den Geist des Christentums selbst verwerfen würde, der in erster Linie jenseitig und — wie jede jüdische Lehre für den nichtjüdischen Konsum — im Wesentlichen gleichmacherisch ist.

Zurück in meiner Zelle erinnerte ich mich daran, wie brillant H. E. das verstanden hatte; und wie bewusst sie sich des revolutionären Charakters unseres Glaubens auf philosophischer Ebene war — nicht weniger als auf der politischen. Und ich vermisste sie mehr denn je.

In den letzten Wochen, die ich im Gefängnis verbrachte, machte ich die Bekanntschaft einer anderen Gefangenen, die es verdient, erwähnt zu werden: eine Französin, die seit 1941 in Deutschland lebte und zu zwei Jahren Haft verurteilt wurde, weil sie sich an Abtreibungspraktiken beteiligt hatte. Nur wenige Frauen haben ein so unschuldiges und schmutziges Leben geführt wie sie, und nur wenige

hatten inmitten unzähliger schmutziger Erfahrungen die Privilegien, die sie genossen hat.

Sie hieß L. C., nannte sich aber mit dem Spitznamen D. Und sie war zweifellos die fröhlichste Bewohnerin des ganzen "Frauenhauses". Die Holländerin hatte sie mir vorgestellt und mir gesagt, dass ich mit ihr Französisch sprechen könne — was ich auch tat. D. schien sich zu freuen, mich kennenzulernen. "Ich habe schon von den anderen von Ihnen gehört", sagte sie.

"Und es macht Ihnen nichts aus, dass ich ein Nazi bin?"

"Meine Güte, nein!", rief die Französin aus. "Ich mag Nazis. Mein Mann ist einer."

Die Person, die sie auf Französisch so grob als *mon homme*, "mein Mann", bezeichnete, war ein Deutscher, den sie 1940 in Frankreich kennengelernt hatte und mit dem sie seitdem zusammenlebte, nachdem sie ihr ganzes Leben lang, vor, während und nach den beiden kurzen Phasen, in denen sie verheiratet war, in völliger sexueller Promiskuität geschwelgt hatte.

Das Gute an ihr war, dass sie von Natur aus promiskuitiv und nicht käuflich war. Es machte ihr natürlich nichts aus, Geschenke und Geld von Männern anzunehmen, aber sie nahm sich selten einen Liebhaber nur wegen der finanziellen Vorteile, die er ihr verschaffen würde. Sie hatte ihr Leben frei und bewusst gewählt, weil sie — wie wahrscheinlich auch die "heiligen" Huren der Antike — das Gefühl hatte, dass das Beste, was *sie* in dieser Welt tun konnte, darin bestand, Tausenden von Männern eine kurze, aber notwendige Befriedigung zu verschaffen. Sie war intelligent und skrupellos, geistreich und voller Lebensfreude und ohne Arglist. Sie hatte den Zynismus all derer, die noch nie Gewissensbisse hatten. Wie ich schon sagte, war sie unschuldig — in gewisser Weise so unschuldig wie ich selbst, ihr genaues Gegenteil. Ihr Ehrgefühl war zweifellos ganz anders als das einer ehrlichen Frau im Sinne der Christen oder im Sinne von uns. Aber sie hatte ein Ehrgefühl und eine seltsame, widersprüchliche Loyalität, die ihr eigen war. Sie hatte während des Krieges in Deutschland auf dem Schwarzmarkt Geld verdient und deutsche Frauen abgetrieben, meist ohne den Vorwand, dass der Vater des ungewollten Kindes körperlich oder rassisch unwürdig sei — mit einem Wort, Dinge getan, die jeden von uns mit Empörung erfüllen würden — und andererseits hatte sie mit ungebremstem Eifer gearbeitet und mit ganzem Herzen den deutschen Kriegsanstrengungen geholfen, sowohl in Frankreich als auch in Deutschland, in der Überzeugung,

dass der deutsche Sieg die Rettung Europas sein würde. Ich selbst hätte der Sache gerne einige der Dienste erwiesen, von denen sie mir erzählte, dass sie sie noch in Frankreich geleistet hatte. Und sie war Deutschland auch *nach dem Krieg* treu geblieben. Sie sagte über "ihren Mann": "Ich werde ihn heiraten, wenn ich entlassen werde, und hier bleiben. Sein Land wird das meine sein. Ich bin ohnehin in Grenznähe geboren."

Ich traf sie oft im Aufenthaltsraum. Sie sprach den malerischsten französischen Slang, den ich je gehört habe, und kannte sich in der Unterwelt von Paris und anderen Orten bestens aus. Sie machte oft grobe Witze; sie sprach über ihre Liebhaber und verglich deren Fähigkeiten; sie erzählte schmutzige Geschichten aus den drei Bordellen, deren Chefin sie gewesen war — Geschichten, die mich dankbar dafür machten, dass ich nie auch nur einen Blick auf eine Seite der menschlichen Erfahrung geworfen hatte. Sie sprach sogar von ihrer Intimität mit "ihrem Mann", sehr zu meiner Verlegenheit. Aber wenn sie wollte, konnte sie auch über andere Dinge sprechen. Und manchmal ließen mich die Szenen, die sie heraufbeschwor, all das Elend ihres Sexuallebens vergessen und sie um die Privilegien, die sie gehabt hatte, oder um bestimmte Dinge, die sie getan hatte, beneiden.

Einmal beschrieb sie mir mit einer ungekünstelten Beredsamkeit, die mir die Tränen in die Augen trieb, den schönsten Anblick, den sie in ihrem Leben gesehen hatte: die Parade der deutschen Armee unter dem Arc de Triomphe de l'Etoile und entlang der Avenue des Champs Elysées im eroberten Paris. "Wissen Sie, mein Mann hat daran teilgenommen, und ich habe ihm die Stiefel geputzt, und haben sie nicht geglänzt wie Brillengläser?", sagte sie mit dem ganzen Stolz der ewig primitiven Frau, die sich die Gunst eines siegreichen Soldaten erworben hat, der den Männern ihrer eigenen Nation überlegen ist. "Ich bin früh aufgestanden, um alles für ihn vorzubereiten. Du weißt nicht, wie glücklich er an diesem Tag war, mein Mann — und ich auch! Es war ein prächtiger Tag, wie ich ihn noch nie erlebt habe. Ich ging und stand, um sie vorbeiziehen zu sehen. Oh, ihr hättet diese wunderbare Zurschaustellung von Uniformen, Fahnen und Helmen sehen sollen, die im Sonnenschein glänzten! Und diese unglaublich perfekte Koordination in den Bewegungen der Männer, so perfekt, dass es unwirklich schien! Und du hättest die Musik hören sollen — den Song!"

Ich hörte ihr verzückt zu, während langsam eine Träne über jede meiner Wangen kullerte. Die Melodie und die Worte des Horst-Wessel-Liedes erklangen in meinem Herzen:

"Bald werden Hitlers Fahnen auf allen Autobahnen wehen;
Die Sklaverei hat nur noch eine kurze Zeit zu bestehen."

Oh, diese Worte! "Diese Worte hörte man in Paris auf der eroberten Allee, und *ich* war nicht dort", dachte ich noch einmal.

"Du hättest das Lied hören sollen", wiederholte die Frau, als hätte sie mein heimliches Bedauern erraten. Und sie fügte voller Stolz hinzu: "*Ich war dabei*. So eine Parade habe ich nie erlebt und werde sie auch nie wieder erleben ... es sei denn, 'sie' kommen eines Tages zurück. Niemand weiß es."

Ich habe gedacht: "Diese Frau hatte nie einen Gedanken an die Nazi-Idee verschwendet, bevor sie 'ihren Mann' traf; und doch *war sie da*. Warum war ich so weit weg?" Und es fiel mir schwer, ein Gefühl von Neid zu verdrängen.

Ein anderes Mal erzählte mir D., wie sie nach dem Krieg in Berlin zwei verzweifelte Deutsche getroffen hatte, — zwei aus Russland geflohene SS-Männer, die nach tagelangem Fußmarsch erschöpft und halbtot vor Hunger am Straßenrand lagen. Sie hatte sie in ihr Zimmer gebracht, ihnen etwa eine Woche lang zu essen gegeben und sie mit Zivilkleidung ausgestattet, damit sie ihre Reise fortsetzen und unbemerkt ihre Familien erreichen konnten. "Ich bin mit den Amerikanern mitgegangen und habe ihre Zigaretten 'geklaut' und weiterverkauft", erzählt sie mir. "Zigaretten brachten damals viel Geld ein, wie Sie sicher wissen. Ich habe ihnen auch die Geldbörsen 'geklaut', wenn sie betrunken waren. Auf diese Weise habe ich eine beträchtliche Summe für meine beiden Deutschen zusammengebracht. Und ich habe ihnen auch viel zu essen gegeben — Butter, Marmelade, Eingemachtes aller Art. Du hättest sehen sollen, wie froh sie waren, die armen Kerle! Und sie schrieben mir und dankten mir, als sie ihren Bestimmungsort erreichten."

"Du hast zwei Leute meines Führers gerettet. Allein dafür mögen dich die himmlischen Mächte dein ganzes Leben lang beschützen", sagte ich tief bewegt. Und wieder beneidete ich sie, ich, der nichts anderes getan hatte, als zehntausend Flugblätter zu verteilen.

Am Montag, dem 25. Juli, eilte ich in das Büro von Frau Oberin, um einen unerwarteten Anruf entgegenzunehmen. Es war Oberst Vickers selbst, der mit mir sprach.

"Wir tun alles, was wir können, damit Sie dieses Gefängnis so schnell wie möglich verlassen können", sagte er. "Aber es ist nicht so einfach, wie wir dachten, Sie direkt nach Indien zurückzuschicken. Außerdem würden die Formalitäten viel Zeit in Anspruch nehmen. Gibt es nicht einen Ort in der Nähe von Indien, an den Sie in der Zwischenzeit geschickt werden möchten, denn ich brauche Ihnen nicht zu sagen, dass Sie nicht in der britischen Zone bleiben dürfen.

"Könnte man mich nicht in die französische Zone schicken?", fragte ich dreist. "Ich habe dort Freunde." In der Tat zog ich es vor, in der französischen Zone zu bleiben, als nach Indien zurückgeschickt zu werden. Und obwohl ich nicht zu hoffen wagte, dass man mir diese Möglichkeit einräumte, dachte ich bei mir: "Ich habe nichts zu verlieren, wenn ich frage." Oberst Vickers schien über meine Kühnheit etwas erstaunt zu sein. Als er mich gefragt hatte, ob es nicht ein Land gäbe, das näher an Indien läge, in dem ich gerne bleiben würde, hatte er nicht erwartet, dass ich so ohne Zögern antworten würde: "Es ist Deutschland selbst." Er war verblüfft.

"Das ist natürlich Sache der französischen Behörden und geht mich nichts an", antwortete er. "Aber ich würde Ihnen nicht raten, überhaupt um einen Aufenthalt in Deutschland zu bitten. Haben Sie keine Freunde oder Verwandte anderswo?"

Ich überlegte, dass er vielleicht Recht hatte — auch aus *meiner Sicht*. Jedenfalls würde ich mein Buch in Deutschland erst in einigen Jahren veröffentlichen können. Woanders, außerhalb Europas, wer weiß, vielleicht schon viel eher. Wie auch immer, ich müsste es erst einmal tippen. Ich erinnerte mich daran, dass ich in Lyon, meiner Heimatstadt, jemanden kannte, der mir wahrscheinlich eine Schreibmaschine leihen würde. Meine Mutter lebte in Lyon. Aber ich wusste nicht, inwieweit sie mir erlauben würde, in ihrem Haus zu wohnen, denn wegen meiner Ansichten gab es seit dem Krieg keine Liebe mehr zwischen uns. Ich wusste nicht, inwieweit eine Griechin, die mich früher beherbergt hatte, *jetzt* bereit sein würde, mich aufzunehmen. Sie kannte mich seit Jahren und war mit mir viel besser einverstanden als meine Mutter. Aber sie könnte Angst haben, mich nach meiner Inhaftierung aufzunehmen, dachte ich. Ich antwortete

jedoch in der Hoffnung auf das Beste: "Ich könnte vielleicht nach Frankreich gehen. Meine Mutter lebt in Lyon."

"Das ist perfekt", rief der Gouverneur am anderen Ende der Leitung, "warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Nun, ich werde versuchen, Ihnen ein Visum für Frankreich zu besorgen".

"Ich könnte von dort aus nach Indien zurückkehren, wenn mein Mann mir das Geld für die Überfahrt schickt", sagte ich, wobei ich bedachte, dass ich anfangs vielleicht etwas zu enthusiastisch vorgeschlagen hatte, in Deutschland zu bleiben, und versuchte, dem Eindruck entgegenzuwirken, den meine Eile möglicherweise erweckt hatte.

"Das ist in Ordnung; sobald Sie in Frankreich sind, können Sie gehen, wohin Sie wollen; es geht mich nichts an", sagte Oberst Vickers. "Ich werde versuchen, Ihnen ein Visum für Frankreich zu besorgen. Wenn man es Ihnen erteilt, sollten Sie in etwa einem Monat frei sein.

"Ich danke Ihnen! Ich habe wirklich keine Worte, um auszudrücken, wie sehr ich Ihnen danke", sagte ich und legte den Hörer auf.

Ich spürte sofort, wie mein altes Selbstbewusstsein, meine alte Aggressivität zurückkam. Ich war praktisch kein Gefangener mehr. Bald, dachte ich, würde ich nicht einmal mehr "diplomatisch" sein müssen. Was für eine Erleichterung!

Frau Oberin hat mein Gesicht beobachtet.

"Gehst du bald von hier weg?", fragte sie mich lächelnd. "Freust du dich, frei zu sein?"

"Ich bin nicht nur froh, frei zu sein, sondern hoffe auch, ein wenig nützlicher zu sein als hier", sagte ich. "Du kannst Französisch. Du kennst wahrscheinlich ein oder zwei französische Volkslieder. Was hältst du von diesem hier?"

Und ich habe ihr die beiden letzten Zeilen eines alten Liedes vorgesungen,
das die Schulmädchen auf dem Spielplatz sangen, als ich noch ein Kind war:

"... Die Strafe ist süß,
Und ro ro ro, kleiner pa ta po,
Die Strafe ist süß,
Wir werden wieder anfangen, ro ro,
Wir werden wieder anfangen ... "

Erneut hellte sich das Gesicht von Frau Oberin auf. Aber sie *sagte* nichts.

"Habe ich nicht recht?" fragte ich sie schließlich.

"Du bist so voreilig wie ein Kind", antwortete sie. "Große Dinge brauchen Zeit."

Ich wollte sagen: "Sie brauchen vielleicht Zeit, um zu reifen. Aber wenn die Atmosphäre erst einmal geschaffen ist, geht es schnell." Aber ich habe geschwiegen und gedacht: "Was macht es schon aus, ob ich *dies* oder das sage? Wenn ich auch nicht frei sprechen kann, so werde ich doch bald wenigstens frei *schreiben können* ... "

Frau Oberin ließ mich ohne Begleitung in meine Zelle zurückkehren und gab mir so einen Vorgeschmack auf die Freiheit. Ich ging den leeren Korridor entlang, beide Hände in den Taschen, fühlte mich glücklich und summte noch einmal das alte französische Lied:

"... Wir werden wieder anfangen, ro ro,
Wir werden wieder anfangen!"

"Als ich das vor fünfunddreißig Jahren auf dem Schulhof mit anderen kleinen Mädchen sang, wer hätte da ahnen können, dass ich diesen Worten eines Tages die Bedeutung geben würde, die ich ihnen jetzt gebe", dachte ich.

Ich war gerade dabei, Kapitel 5 von *Der Blitz und die Sonne* über die Kindheit und die ersten Stammeskriege von Dschingis Khan zu schreiben. Ich war glücklich, denn das Thema interessierte mich sehr, und ich hatte auch das Gefühl, etwas Nützliches zu tun. Das ganze Buch — von dem das Studium des Lebens von Dschingis Khan nur einen Teil ausmachte — vertrat eine bestimmte Auffassung von Geschichte, und diese Auffassung war die unsere. Der Gouverneur hatte es mir ganz beiläufig gesagt: "Oh, Sie können über Dschingis Khan schreiben, so viel Sie wollen", als wollte er sagen: "Zeug aus dem dreizehnten Jahrhundert! — *Das ist* nicht gefährlich." "Und doch", dachte ich, als ich einen ganzen Absatz las, den ich gerade geschrieben hatte, "könnte nichts nationalsozialistischer sein als *dies*."

Ich erinnerte mich an einen Vorfall aus der Zeit, als ich in Paris versuchte, eine militärische Einreisegenehmigung für Deutschland zu erhalten. Ich hatte bereits eine Einreisegenehmigung für die französische Zone erhalten, mit der ich in ganz Westdeutschland reisen konnte. Ich versuchte, über einen vagen Bekannten von mir, einen eher unbedeutenden Franzosen (so dachte ich), der zur gleichen

Zeit wie ich studiert hatte und der, während ich in Indien war, eine Entwicklung in Richtung Kommunismus durchgemacht hatte, eine Genehmigung für die russische Zone zu erhalten. Der Mann hatte aktiv am französischen "Widerstand" teilgenommen; er war Journalist und kannte viele Leute. Natürlich bin ich nicht zu ihm gegangen und habe ihm gesagt, wer *ich* bin. Er hat mich auch nicht direkt gefragt. Er bat lediglich darum, eines der Bücher, die ich geschrieben hatte, zu sehen. Mein einziges Buch in französischer Sprache, abgesehen von meinen beiden Doktorarbeiten, war *L'Etang aux Lotus*, ein Buch über Indien aus dem Jahr 1935. Ich überreichte ihm ein Exemplar davon und dachte: "Der Teufel selbst wäre nicht schlau genug, um meine Ansichten aus dieser bloßen Sammlung von Eindrücken über ein tropisches Land zu erraten." Aber zu meinem Erstaunen sagte mir der Mann, nachdem er eine Seite gelesen hatte: "Ich sehe, Sie sind ein ausgesprochener Anhänger von Adolf Hitler. Das ist so klar wie das Tageslicht. Zweifellos geht es in Ihrem Buch um Indien. Aber Sie sehen Indien vom Standpunkt der Nationalsozialisten aus." Ich bewunderte die Scharfsinnigkeit des Mannes. Natürlich musste ich alle Hoffnungen aufgeben, durch ihn eine Genehmigung für die russische Zone zu erhalten.

Ich erinnerte mich jetzt — wie damals — an die Worte von Emerson: "Eine Katze kann nichts tun, was nicht im Wesentlichen anmutig ist." "Ich nehme an, *ich* kann nichts tun, was nicht im Wesentlichen nationalsozialistisch ist", dachte ich, "und nichts schreiben, was nicht verdeckte Propaganda ist, ob das eigentliche Thema nun Indien, Echnaton oder Dschingis Khan ist."

Und ich war um so glücklicher, als ich feststellte, dass ich dies nicht absichtlich tat, sondern dass es die Folge meiner natürlichen Rechtgläubigkeit war.

Frau S., die mich fast jeden Tag in meiner Zelle besuchte, teilte mir mit, dass meine Kameraden des D-Flügels, insbesondere mein geliebter H. E., sehr wahrscheinlich noch vor Jahresende entlassen werden würden. Schon L. M., dessen Amtszeit in einem Jahr ablief, sollte in zwei Tagen entlassen werden. "Entschieden", dachte ich, "die Dinge ändern sich". Und tatsächlich war ich über diese Nachricht glücklicher als über die Nachricht von Oberst Vickers über meine eigene Entlassung.

Ich versuchte, mir die Gefühle meiner Kameraden vorzustellen. Ich wusste, dass keiner der echten Nationalsozialisten unter ihnen "reformiert" war — genauso wenig wie *ich*. Einige wenige würden sich vielleicht eine Zeit lang von allen gefährlichen Aktivitäten fernhalten. Aber irgendwie spürte ich, dass die Entwicklung der Ereignisse früher oder später die großen Hoffnungen der Vergangenheit, die Spannung und den Enthusiasmus von vor 1933 zurückbringen würde. Und die Worte, die ich bei der Nachricht von meiner Entlassung auf dem Korridor gesummt hatte, schienen mir wie ein Echo aus den Herzen aller entlassenen Nazis Deutschlands wiederzukommen: "Wir werden neu beginnen!" Ich war glücklich.

Das einzige, was mich in diesen letzten Tagen schmerzte, war der Verlust des kleinen Glasporträts des Führers, das ich um den Hals getragen hatte. Frau Oberin hatte eigentlich vorgehabt, es mir zurückzugeben, wie sie es mir versprochen hatte. Aber, so erzählte sie mir, es sei ihr aus der Tasche gefallen, und Fräulein S. habe es gesehen — damals, als die ganze Belegschaft wegen mir von Entlassung bedroht war — und habe darauf bestanden, es zu vernichten.

"Hätte ich gewusst, dass diese Leute dir selbst all deine Sachen zurückgeben würden, hätte ich ihr das nie erlaubt", sagte Frau Oberin. "Aber Sie ahnen nicht, was für eine Panik uns alle ergriffen hat, als Ihre Zelle durchsucht wurde. Sie werden mich hassen, kein Zweifel. Aber was kann ich jetzt tun? Der Schaden ist angerichtet."

Ich weinte, als sie mir das sagte. "Du weißt nicht, was mir dieses kleine Porträt bedeutet hat", sagte ich; "es wurde mir von einer der schönsten deutschen Frauen, die ich kenne, geschenkt, die es sich selbst genommen hat, um es mir um den Hals zu hängen und mir zu sagen, dass sie mich für würdig hält, es zu tragen. Aber glauben Sie nicht, dass ich Sie hasse. Ich hasse Fräulein S. nicht — obwohl der Gedanke, dass sie so ein Ding mit einem Hammer in Stücke schlagen könnte, mein Verständnis übersteigt ... "

Blitzartig erinnerte ich mich an die Ruinen Deutschlands und an das ganze Grauen der langwierigen Besatzung. Die Panik von Fräulein S. war nur ein winziges Beispiel für den weit verbreiteten Terror, der das ganze Land bedrückte. "Ich hasse weder dich noch sie noch irgendeinen Deutschen, der mir aus Angst Leid zufügen könnte", fuhr ich fort: "Ich hasse diese Schweine — die Alliierten, die Deutschland die Herrschaft der Angst auferlegt haben."

Frau Oberin küsste mich. Ihre Augen waren voll von Tränen.

"Was kann ich jetzt tun, um dir zu gefallen, bevor du gehst?", fragte sie mich.

"Erlauben Sie mir, eine Stunde mit H. E. zu verbringen", antwortete ich.

"Du sollst", sagte sie. "Aber sagen Sie es niemandem — *niemandem*!"

Am Sonntag, dem 14. August, sobald der Gottesdienst in der katholischen Kirche begann, kam Fräulein S. auf Anweisung von Frau Oberin, um mich abzuholen. Auf Zehenspitzen führte sie mich in einen der Waschräume. Dann holte sie H. E. und schloss uns beide ein. Ich werde mich immer mit intensiver Ergriffenheit an dieses letzte Gespräch im Gefängnis mit einem der Menschen erinnern, die ich am meisten auf der Welt liebe.

Wir sahen uns an und fielen uns in die Arme — wie an dem Tag, als wir uns zum ersten Mal trafen. Und wir küssten uns.

"Ich bin so froh zu wissen, dass du entlassen wirst", sagte H. E., "L. M. ist jetzt frei, weißt du?"

"Ja", antwortete ich, "Frau S. hat es mir gesagt. Außerdem habe ich sie selbst auf dem Rückweg von der 'Freistunde' auf dem Gang getroffen, als sie hinausging, und ich habe ihr die Hand geschüttelt. Ich wollte mit ihr reden, aber Frau Erste war da und hat es mir nicht erlaubt."

"L. M. hat mir ihre Adresse für dich hinterlassen. Sie müssen ihr schreiben", sagte H. E. Und sie gab mir ein Stück Papier, das ich in meine Brust steckte. Sie fuhr besorgt fort, ohne mir Zeit zu geben, ein Wort hinzuzufügen: "Hast du den Brief und die Adressen erhalten, die ich dir vor Tagen geschickt habe?"

"Ich habe es erst gestern getan; das Mädchen hatte vorher keine Gelegenheit, in meine Zelle zu kommen", antwortete ich und spielte auf eine Gefangene an, die unsere Fenster zu putzen pflegte und in deren Hände H. E. ihre Nachricht für mich gegeben hatte: "Keine Angst", fuhr ich fort, "ich werde die Adressen in meinem Gedächtnis behalten und den Leuten schreiben, sobald ich frei bin, — und ihnen von Ihnen berichten. Ich wünschte, ich könnte ihnen einen Besuch abstatten. Aber ich fürchte, man wird mich in einem Wagen direkt von hier bis zur Grenze der französischen Zone bringen. Und dort, so scheint es, werde ich überwacht werden; das hat man mir neulich

gesagt, als ich zum Gouverneur ging, um die Formulare für mein Visum nach Frankreich auszufüllen. Wie auch immer, in Frankreich hoffe ich, freier zu sein. Ich werde dort mein Buch tippen — vorausgesetzt, sie durchsuchen mich nicht an der Grenze und nehmen es mir weg. Wirklich sicher werde ich mich erst fühlen, wenn ich die Grenze überschritten habe. Dann ... werde ich nicht nur, wie gesagt, mein Buch tippen, sondern noch ein weiteres schreiben, über unser Leben in Werl. Du wirst einen großen Platz darin haben — das ist dir doch egal, oder? Du wirst sowieso frei sein, lange bevor ich das Buch veröffentlichen kann. Ich weiß nicht, ob ich nach Indien zurückkehre, oder ob ich versuchen werde, nach Südamerika oder anderswohin zu gehen. Ich muss erst an meinen Mann schreiben und sehen, was er vorschlägt, denn er gibt mir immer gute Ratschläge. Aber wo immer ich auch sein werde, wo immer ich auch hingehe, seien Sie sicher, dass mein Herz hier bei Ihnen und bei den anderen bleiben wird. Niemals, niemals werde ich unseren Kampf aufgeben, so lange ich lebe! Und eines Tages, wenn sich die Zeiten ändern, werde ich zurückkommen. Mein H... . Wie schön wird es für uns sein, uns in einem freien Deutschland wieder zu treffen und über den vergangenen Alptraum zu sprechen, wenn alles vorbei ist.

"Ja", antwortete H. E. nachdenklich, "es wird schön sein. Aber bis dahin haben wir noch einen langen und schwierigen Weg vor uns. Ich hoffe, dass ich selbst bald frei sein werde — nächstes Jahr oder bis zum Ende dieses Jahres, wie ich höre. Oh, wie sehr ich mich danach sehne, frei zu sein, kannst du dir nicht vorstellen! Du warst sechs Monate gefangen, ich schon vier Jahre. Und davor sind all die Schrecken, von denen ich dir erzählt habe, nur ein kleiner Teil dessen, was meine Augen gesehen haben. Ihr nennt uns, die deutschen Nationalsozialisten, 'das Gold im Ofen'. Das sind wir. Wir haben unendlich viel gelitten. Und doch, wie Sie sagen, kann uns nichts erdrücken. Ich für meinen Teil bin *jetzt* ein besserer Nazi, als ich es während unserer großen Tage war. Ich weiß es. Denn jetzt verstehe ich, *warum es* richtig war, gegenüber den Juden und Verrätern gnadenlos zu sein, ja, warum wir nicht gnadenlos genug waren. Und Sie haben dazu beigetragen, dass ich es verstehe. Sie haben dazu beigetragen, dass mir klar geworden ist, wie universell und ewig unsere nationalsozialistische *Weltanschauung* ist. Ehrlich gesagt: Ich bewundere Sie ... "

Ich schämte mich und unterbrach sie. "Sagen Sie so etwas nicht!", rief ich. "Bewundern Sie die Märtyrer von Schwarzenborn und Darmstadt, nicht mich. Ich habe nicht gelitten."

"Du liebst unseren Führer, und du liebst uns", sagte H. E. "Von all den Ausländern, die auf unserer Seite zu stehen schienen, als wir mächtig waren, bist du der einzige, der uns liebte. Sie alle kehrten uns den Rücken, als wir besiegt wurden, oder versuchten, ihre Zusammenarbeit mit uns mit allen möglichen Argumenten *zu entschuldigen*. Jetzt haben Sie sich vor Ihren Richtern mit Ihrer Treue zu Adolf Hitler gebrüstet. Und kaum seid ihr frei, seid ihr schon wieder bereit, für uns zu kämpfen, allein wegen dem, was wir in euren Augen darstellen."

"Welcher reinblütige Arier", sagte ich, "kann sich, wie ich es bin, des höchsten Wertes des Ariertums voll bewusst sein und dennoch nicht an Deutschlands göttlich bestimmte Mission in der modernen Welt glauben und dich nicht lieben?"

Ich nahm ihre Hände in meine, während sich meine Augen mit Tränen füllten. "Meine H... . ", fuhr ich fort, "du, eine der wenigen Millionen, in denen die höhere Menschheit meiner Träume in all ihrer Kraft und Herrlichkeit atmet, und eines der ersten Opfer unserer Feinde, mein lebendiges Deutschland, ... du bist es, die ich aus der Tiefe meines Herzens bewundere. Ich werde dich jetzt in der feindlichen Außenwelt vermissen, wie ich dich all diese Wochen vermisst habe. Denn dort, wo ich in ein oder zwei Tagen hingehen werde, werde ich keinen einzigen Kameraden haben, dem ich mein Herz öffnen könnte ... "

"Aber Sie werden nützlich sein", sagte H. E. "Sie werden für uns schreiben."

"Ja, das ist wahr ... "

Der Gedanke daran ließ mich den Abschied von ihr weniger schmerzhaft empfinden.

"Außerdem", sagte sie, "müssen wir uns wiedersehen. Ich werde dir schreiben, sobald ich frei bin. Und wenn du in Indien bist, wer weiß? Ich könnte versuchen, selbst dorthin zu gehen, wenn die Bedingungen hier noch nicht günstig für uns sind. Wissen Sie, was ich mir wünsche? Ich möchte Ihnen alles, was ich gesehen habe, seit wir in die Hände dieser Leute gefallen sind, im Detail erzählen, damit Sie es aufschreiben können und damit die Welt eines Tages erfährt, was wir erlitten haben. Sie sind die Person, die unsere wahre Geschichte aufschreiben kann.

"Sie schmeicheln mir", antwortete ich. "Aber ich würde es gerne tun, so gut ich kann. Und ich würde mich freuen, Sie an meiner Seite zu haben, sei es in Indien oder anderswo."

Und ich stellte mir vor, wie ich eines Tages am Bahnhof von Howrah in Kalkutta auf sie wartete. "Warum nicht?" dachte ich; "die Welt ist klein." Aber noch glücklicher wäre ich, wenn sie in Berlin auf mich warten würde, wenn Deutschland wieder unter unserem Regime stünde ...

Wir sprachen frei über unsere Pläne, unsere Hoffnungen und die Möglichkeiten von morgen. "Was würdest du tun, wenn es einen Krieg gäbe?", fragte sie mich, — "einen Krieg zwischen Russland und den USA."

"Nichts", antwortete ich. "Ich würde zusehen, wie unsere Feinde — die ehemaligen Verbündeten von 1945 — sich gegenseitig in Stücke reißen, und ich würde lachen (vorausgesetzt, *wir* sind nicht involviert.) Warum sollte ich mich rühren, um diesen zu helfen, die Welt zu einem sicheren Ort für die Demokratie zu machen, oder um jenen zu helfen, sie zu einem sicheren Ort für den Kommunismus zu machen, wenn ich beide hasse? Ich werde mich nicht rühren — ich werde mich nicht auf die Seite eines der beiden Blöcke stellen*, es sei denn,* jemand, der das Sagen hat, befiehlt es mir im Namen der '*Realpolitik*' der Partei."

"Ich fühle genau dasselbe wie Sie", sagte H. E. "Und ich glaube, das tun wir alle."

"Niemals zu vergessen und niemals zu verzeihen, sondern das Interesse der nationalsozialistischen Sache über alles zu stellen — notfalls auch über die legitimsten Rachegelüste — das ist meine ganze Haltung in Kurzform", erklärte ich.

"Niemals vergessen und niemals vergeben", wiederholte H. E. "Das hast du mir schon einmal gesagt. Sie haben recht. Aber wie du sagst, sind keine scheinbaren Zugeständnisse an die Zweckmäßigkeit zu groß, wenn sie wirklich ein Mittel sind, um unseren endgültigen Triumph zu erreichen, die Voraussetzung für die Errichtung unserer neuen Zivilisation."

Frau Oberin kam selbst, um uns zu sagen, dass die Zeit um sei. Und wir dankten ihr, dass sie uns diese Stunde der Herz-zu-Herz-Kommunikation ermöglicht hatte.

"Viel Glück!", sagte H. E. und wandte sich dann an mich: "Mögen die Mächte des Himmels Sie beschützen und uns eines Tages wieder zusammenbringen!"

"Ja", antwortete ich. "Und mögen sie auch dich und uns alle beschützen und uns helfen, die Neue Ordnung wiederherzustellen! Heil Hitler!"

"Heil Hitler", wiederholte sie und hob ihrerseits den Arm. Und wir trennten uns mit diesen heiligen Worten des Glaubens und der Macht.

Am Morgen des folgenden Donnerstags, des 18. August, sollte ich Werl verlassen. Frau Oberin, deren Sommerferien in der Zwischenzeit begonnen hatten, kam am Sonntagabend in meine Zelle, um sich von mir zu verabschieden. Zum ersten Mal, da sie wusste, dass sie mich nicht wiedersehen würde, solange Deutschland unter alliierter Besatzung blieb, sprach sie von ihrer Treue zu unserer Ideologie. "Mein Vater war in der Partei", sagte sie, "und ich auch".

Mein Gesicht erhellte sich. "Ich habe es gespürt", rief ich aus, "ich habe es die ganze Zeit gespürt, ohne sicher zu sein. Aber sagen Sie mir: Wie kommt es, dass 'diese Leute' Sie im Dienst behalten haben? Sie haben so viele entlassen, die unsere Ansichten haben...."

"Das haben sie", antwortete Frau Oberin, "aber sie konnten uns nicht alle entlassen, denn dann wäre niemand mehr da, der die Verwaltung des Landes weiterführen könnte."

"Ich möchte Sie eines Tages wiedersehen, wenn Deutschland frei ist", sagte ich, "Sie haben mir erlaubt zu schreiben, während ich hier war; Sie haben mir erlaubt, wenigstens einen oder zwei meiner Kameraden zu treffen. Das kann ich nie vergessen. Und nun weiß ich, dass ich Sie vermissen werde — so wie ich Frau S. und Frau So-und-so und Frau X. vermissen werde, und natürlich H. E. Ich werde frei sein, kein Zweifel; aber ich werde in einer feindlichen Atmosphäre sein. Ich werde oft auf unsere freundlichen Gespräche zurückblicken und auf das Verständnis und die Sympathie, die ich hier genossen habe. Ich werde oft zu mir selbst sagen, wenn ich mich an Sie und einige andere Mitarbeiter erinnere: "Ich war zwar im Gefängnis, aber wenigstens war ich in Deutschland". Ich weiß, dass ich das sagen werde, wenn ich nicht mehr da bin, und zwar allein.

Frau Oberin schien gerührt, sagte aber dennoch: "Es ist leichter, aus einer feindlichen Atmosphäre herauszukommen, wenn man frei ist, als aus dem Gefängnis. Seien Sie dankbar für Ihre Freiheit. Sie werden in Freiheit nützlicher sein."

"Du redest wie H. E.", sagte ich.

"Ich spreche mit gesundem Menschenverstand", antwortete sie.

"Oh, wenn ich doch nur nach Südamerika gehen könnte, jetzt, wo ich aus Deutschland vertrieben bin", sagte ich und dachte laut nach. "Aber wie? Ich kenne dort niemanden, und das wenige Gold, das ich noch habe, reicht nicht aus, um meine Überfahrt zu bezahlen ... "

"Machen Sie sich keine Sorgen um die Zukunft", antwortete Frau Oberin, "seien Sie dankbar, dass Sie jetzt frei sind, und Sie werden sehen: Auf lange Sicht wird sich alles zum Guten wenden."

"Und ich dachte: "Die unsichtbaren Mächte, die auf wundersame Weise mein Manuskript gerettet haben, werden mir helfen, es zu gegebener Zeit zu veröffentlichen, und mich im Dienste der nationalsozialistischen Sache führen."

Frau Oberin verabschiedete sich von mir. Und zum ersten Mal grüßte ich sie mit der rituellen Geste und den zwei verbotenen Worten: "Heil Hitler!"

Sie lächelte mich traurig an. Aber sie erwiderte meinen Gruß nicht. Hatte sie Angst, dass jemand sie durch den Türspion sehen könnte? Wer weiß das schon?

Auch Frau So-und-so und Frau X. kamen, um sich von mir zu verabschieden. Und sie hinterließen mir ihre Adressen. "Schreib uns", sagten sie, "aber sei vorsichtig, was du schreibst. Denk daran, dass dies kein freies Land ist."

Ich rief mir die unvergesslichen, tragischen Worte über Deutschland ins Gedächtnis: "Dies ist das Land der Angst", und ich dachte: "Bis wann?" Und ich sehnte mich nach den Ereignissen, die es dem Volk meines Führers früher oder später ermöglichen würden, seinen Platz in der Welt wieder einzunehmen. Es war mir gleichgültig — ebenso wenig wie heute, ob neun Zehntel des Erdballs in Atome gesprengt werden mussten, um dieses eine große Ziel zu erreichen: die Herrschaft der Besten, die Errichtung einer neuen Zivilisation auf der Grundlage unserer ewigen Prinzipien.

Frau S. kam am Abend des 17. August, meinem letzten Abend in Werl. Ihre Adresse hat sie mir nicht gegeben. "Nein, meine Liebe, Sie sind eine zu gefährliche Person", antwortete sie, als ich sie darum bat. "Sie sind aufrichtig und vom ideologischen Standpunkt aus über jeden Vorwurf erhaben; aber Sie sind impulsiv; Sie könnten mit den besten Absichten Dinge schreiben, die Menschen belasten könnten. Ich ziehe es vor, auf der sicheren Seite zu sein, solange die Bewohner hier sind."

"Und wie lange wird das wohl dauern?", fragte ich.

"Ich weiß es nicht", antwortete Frau S., "niemand weiß es. Sie werden sicher eines Tages verschwinden, denn nichts währt ewig. Sie geben uns sehr bald eine 'Regierung', wie es scheint, was natürlich nichts bedeutet, da es nur eine Marionettenregierung ist. Sie fordern uns auf, zu wählen. Aber wir können nur zwischen den Parteien wählen, die 'sie' zulassen — alles Marionettenparteien. Auf der anderen Seite der Elbe, wo die Russen regieren, ist es nicht besser — sogar schlimmer, sagen die Leute. Es gibt keine Hoffnung für uns, außer in der gegenseitigen Vernichtung unserer Unterdrücker, das heißt im Krieg. Das würde uns nicht stören, wenn unser Land nicht aller Wahrscheinlichkeit nach zum Schlachtfeld der beiden verhassten Mächte werden würde. Aber wir haben genug Bombardierungen, genug Elend, genug Krieg *auf unserem Territorium* gehabt ... "

Ich verstand sie leicht, nachdem ich diese Hunderte von Kilometern an Ruinen gesehen hatte. "Ich weiß", sagte ich, "ich weiß. Aber ist nicht selbst das weniger schrecklich als die ewige Sklaverei?"

Frau S. schaute mich sehr ernst an und erwiderte: "Immer mehr Deutsche denken so wie Sie, und ... trotz allem, was wir erlitten haben, neige ich immer mehr dazu, das Gleiche zu denken. Statt dieser Demokratie für immer oder dem Kommunismus für immer würden wir alle, glaube ich, die Vernichtung vorziehen."

"Zerstörung?", wiederholte ich, als spräche ich zu mir selbst, — "oder ... Auferstehung?" Und Tränen füllten mein Ja, als ich diese Worte aussprach. Ich dachte an das Thema der ersten großen öffentlichen Rede des Führers in den dunklen Tagen nach dem Ersten Weltkrieg: Zukunft oder Untergang.

"Hören Sie", sagte ich zu Frau S., "ich habe die Strapazen des totalen Krieges nicht so erlebt wie Sie. Und ich bin kein Deutscher. Aber eines habe ich immer gewusst, eines weiß ich mehr denn je, seit ich nach Deutschland gekommen bin — in dieses besiegte Deutschland, in die grausamste Zeit seiner Geschichte — und das ist: Nichts kann das deutsche Volk erdrücken. Und jetzt, wo ein solches Volk jeden Tag mehr und mehr begreift, was der Nationalsozialismus bedeutet; jetzt, wo es jeden Tag lebhafter den Gegensatz zwischen Hitlers glorreicher neuer Ordnung und der widerlichen Herrschaft des Abschaums — der Herrschaft des Egoisten, des frustrierten Nichts und des internationalen Juden — empfindet, die ihm von den "Kämpfern für die Menschenrechte" aufgezwungen wird, jetzt, sage ich, kann nichts den Nationalsozialismus vernichten. Ich weiß nicht, durch welches unvorhersehbare Zusammenspiel von Umständen — mit

anderen Worten, *wie* — sich das Deutschland, das ich so viele Jahre bewundert habe, das nationalsozialistische Deutschland, das wirkliche Deutschland, eines Tages aus dieser beispiellosen Demütigung erheben wird. Aber ich weiß, dass es aufstehen wird — aufstehen und wieder siegen, wie ich in meinen ersten Flugblättern schrieb. Ich weiß es, weil ich Vertrauen in euch habe, mein Führervolk, und in die unsichtbaren Kräfte, die euch zu eurem gewaltigen Schicksal führen. Ich weiß es, weil ich weiß, dass mein Führer — unser Führer — lebt; denn, selbst wenn er sterben sollte, kann sein Geist niemals sterben."

Frau S. schaute mich noch einmal an. "Es ist besser, dass Sie aus diesem unglücklichen Land ausgewiesen werden", sagte sie, "wenn Sie bleiben dürften, würden Sie sich nur wieder einfangen lassen, was schade wäre. Aber vielleicht hast du recht. Jedenfalls haben deine Worte Kraft. Und eines Tages, wenn sich die Dinge ändern, wenn Sie zurückkommen können, werden Sie willkommen sein — und Sie könnten nützlich sein."

"Ich würde gerne das Buch, das ich gerade geschrieben habe, in Deutschland veröffentlichen, das Buch, in das ich mein ganzes Herz gesteckt habe. Werden Sie das eines Tages für mich tun, wenn sich die Dinge ändern?", fragte ich.

"Das werden wir selbst tun", antwortete Frau S. lächelnd. "*Euch*, was sollen wir geben? Sagen Sie uns doch selbst, was Sie sich wünschen."

"Nichts", antwortete ich, ohne zu zögern. "Alles, was ich will, ist die Genugtuung, zu wissen, dass der regenerierte Aryandom meiner Träume zu einer dauerhaften, mächtigen Realität geworden ist, zu einer siegreichen Kraft."

"Und es gibt absolut nichts, was Sie persönlich unter dieser Neuen Ordnung, die Sie so sehr lieben, genießen möchten? Nicht einen Ehrenplatz? Nicht einen einzigen persönlichen Vorteil?"

"Gar nichts", wiederholte ich aufrichtig. "Die Freude, zu wissen, dass von nun an alles gut ist, würde mir genügen.

Aber ich dachte kurz nach und berichtigte dann meine Aussage. "Oder vielmehr", sagte ich, "ich vergesse: es gibt etwas, das ich unter unserer wiederhergestellten Neuen Ordnung gerne hätte; es gibt zwei Dinge, die ich gerne hätte, wenn ich sie haben könnte ... "

"Und was sind das für welche?", fragte Frau S., die sich umso lebhafter dafür interessierte, dass ich zunächst keine Ambitionen geäußert hatte.

"Ich möchte das Privileg haben, den Führer wenigstens einmal zu treffen", sagte ich; "und ich möchte — wenn das möglich wäre, sei es nach meinem Tod — zum 'Ehrenbürger des Reiches' erklärt werden."

Frau S. nahm meine Hände in die ihren und lächelte mich wieder an. "Sie sind ein Idealist", sagte sie. Und sie fügte hinzu, indem sie mir am Vorabend meiner Entlassung zum zweiten Mal den höchsten Ehrentitel verlieh, dessen sie mich in der Tiefe der Not für würdig befunden hatte: "... ein echter Nationalsozialist."

Der Morgen kam — der Morgen des Tages, an dem ich frei sein sollte.

Ich hatte die ganze Nacht nicht geschlafen; ich hatte gebetet. Ich hatte den unsichtbaren Göttern dafür gedankt, dass ich meine Manuskripte in ein paar Stunden mitnehmen konnte. Und ich flehte um Gelassenheit — Losgelöstheit — und Effizienz. "Befreie mich von aller Eitelkeit, o Herr der Wahrheit", betete ich, "befreie mich von aller Kleinlichkeit, von aller kindlichen Eile. Und hilf mir, unserer Sache, die Deine ist, mit absoluter Selbstlosigkeit und mit eiserner Entschlossenheit zu dienen. Und möge ich auf lange Sicht nützlich sein, wenn ich auch jetzt nicht viel tun kann!"

Als ich sah, wie der erste Sonnenstrahl auf das riesige Gebäude gegenüber dem "Frauen Haus" fiel, stand ich auf und wusch mich. Dann sang ich das Horst-Wessel-Lied, den Arm nach Osten ausgestreckt, der Sonne entgegen. Ich wusste, dass mich niemand bitten würde, zu schweigen, zumal es mein letzter Tag war. (Tatsächlich hatte während meines gesamten Aufenthalts in Werl nie jemand versucht, mich daran zu hindern, das Horst-Wessel-Lied oder ein anderes zu singen.)

Auf dem Rückweg von der "Freistunde" forderte mich Frau Erste, die Oberin, auf, die wenigen Sachen, die in meiner Zelle verblieben waren, zusammenzusuchen und damit in die Garderobe zu gehen, wenn ich mich angezogen hatte. Mein Gepäck hatte ich zwei Tage zuvor mit Erlaubnis von Frau Oberin gepackt. Ich trug dieselbe dunkelrote Kutte, in der ich bei meiner zweiten Reise nach Deutschland die Grenze überquert hatte. Ich nahm meinen braunen Aktenkoffer in die Hand — den, den ich in der Nacht meiner Verhaftung hatte. — Darin hatte ich meine Manuskripte, das Bild des

Führers und all die Dinge, die ich am meisten schätzte, verstaut. Meinen Mantel trug ich am linken Arm.

Als ich mit Frau Erste und einem Gefangenen, der mir beim Tragen meines Gepäcks half, fertig aus der Garderobe kam, traf ich Frau S., die mich vor meiner Abreise noch einmal besuchen wollte.

"*Auf Wiedersehen*!" sagte ich, — "bis wir uns in einem freien Deutschland wiedersehen!"

"*Auf Wiedersehen*!" sagte sie, — "und viel Glück für dich, wohin du auch gehst in der Zwischenzeit!"

Ich ging in das Büro von Frau Oberin, um mich von Fräulein S. zu verabschieden (Frau Oberin selbst war, wie gesagt, im Urlaub).

"Passen Sie gut auf, dass Sie nicht früher zurückkommen, als Sie erwarten. Das würde mich nicht wundern, wenn ich sehe, in welcher Stimmung Sie sind", sagte Fräulein S. zu mir.

"Machen Sie sich keine Sorgen um mich", antwortete ich, "ich werde das nächste Mal vorsichtiger sein als dieses Mal, falls ich jemals nach Deutschland zurückkomme, bevor 'diese Leute' draußen sind."

"Ich würde Ihnen raten, nicht zurückzukehren, bevor sie draußen sind."

"Nun", sagte ich, "ich könnte Ihnen zuhören. Ich werde sowieso einige Zeit brauchen, um mein Buch zu schreiben. Und vielleicht schreibe ich noch eins, bevor ich zurückkomme."

Bevor ich abreiste, übergab ich Fräulein S. ein Paar Perlenohrringe, mein Erinnerungsgeschenk an meine geliebte H. E. Ich hatte sie H. E. nicht selbst geben können, da mir mein Schmuck erst im letzten Augenblick vor meiner Abreise zurückgegeben worden war. Fräulein S. steckte die Ohrringe in einen Papierumschlag, der die Sachen von H. E. enthielt, und fügte sie in einem großen Katalog auf der Seite, die dem Namen meiner Freundin entsprach, schriftlich der Liste dieser Sachen hinzu. Ich war froh. Eines Tages, wenn die Kameradin, die ich am meisten liebte, Werl verlassen würde, würde sie diese hübschen Gänseblümchen finden, von denen jedes aus sieben echten Perlen bestand, und sie würde sich an mich erinnern, an unser letztes Gespräch und an das unzerstörbare Band des Glaubens, das uns für immer zusammenhält.

Ich wurde mit meinem Gepäck in eine leere Zelle gebracht und dort allein gelassen, bis aus dem Büro des Gouverneurs bekannt gegeben wurde, dass die Polizistin, die mich bis zur Grenze der britischen Zone begleiten sollte, mit dem Auto gekommen war. Frau Erste nahm mich dann herunter. "Passen Sie auf, dass Sie keine

Dummheiten machen, wenn wir über den Hof gehen", sagte sie zu mir: "Die Häftlinge des D-Flügels haben jetzt ihre "freie Stunde".

Wie am Morgen nach meinem Prozess sah ich vom oberen Ende der Treppe aus meine Kameraden, die so genannten "Kriegsverbrecher", im Hof umhergehen, und mein Herz tat mir weh. Ich war dabei, wegzugehen — ich wurde durch Gott allein weiß was für ferne Einflüsse freigelassen. (Ein alter indischer Freund hatte mir in einem Brief mitgeteilt, dass ein Telegramm an Pandit Nehru geschickt worden war, in dem die indische Regierung gebeten wurde, zu meinen Gunsten zu intervenieren.) Aber sie, die so viel mehr gelitten hatten als ich, wann würden *sie* die Freude haben, die Schwelle des Gefängnisses noch einmal in Zivilkleidung zu überschreiten? Wann würden *sie* frei sein? "Gib ihnen bald ihre Freiheit zurück, Herr der unsichtbaren Mächte", betete ich in meinem Herzen; "gib uns allen bald die Freiheit und die Macht und die Freude der großen Tage zurück!"

Ich bemerkte, dass Frau X. und Frau So-und-so, die beiden Pflegerinnen, von denen ich wusste, dass sie "in Ordnung" waren, Dienst hatten. "Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich mich von Frau X. und Frau So-und-so verabschiede?" fragte ich die Oberin.

"Sie können gehen", antwortete sie, "aber Sie dürfen nicht mit den Gefangenen sprechen.

Ich schüttelte den Pflegerinnen die Hand. Aber ich konnte nicht umhin, meinen Kameraden einen letzten Blick zuzuwerfen. Ich sah H. E. unter ihnen; und H. B. und H., die beiden anderen Opfer des Belsen-Prozesses; und Frau S., die Märtyrerin ohne Glauben; und Frau R., früher in Ravensbrück im Dienst, von der man mir gesagt hatte, sie sei eine der "Echten" des D-Flügels. Ich blickte sie alle an, und Tränen füllten meine Augen. "Die Sklaverei hat nur noch kurze Zeit", rief ich und zitierte die letzten Worte des Horst-Wessel-Liedes, bevor ich zum Tor ging, das den Hof des "Frauenhauses" vom Rest des Gefängnisses trennte.

Als ich sah, dass die Oberin mir vorausgegangen war und gerade das nächste Tor aufschloss, drehte ich mich um, hob den Arm und rief: "Heil Hitler!" Ich war zu weit weg, als dass meine Kameraden mich hätten hören können. Aber einige von ihnen konnten mich sehen. Und aus der tristen Runde der Häftlinge hoben sich mehrere andere Arme als Antwort auf meine Geste.

Es war nicht Miss Taylor, die mich abholen wollte, sondern eine andere englische Polizistin, deren Namen ich nicht kenne. Oberst Vickers war nicht in seinem Büro. Auch Mr. Stocks habe ich nicht gesehen. Ich verabschiedete mich von Mr. Harris, dem Oberaufseher, und von Mr. Watts, dem Assistenten des Gouverneurs.

Mir wurde eine Kopie des Beschlusses ausgehändigt, der mich "für fünf Jahre" aus der britischen Zone auswies, da meine Anwesenheit als "gegen das Interesse des Friedens, der Ordnung und der guten Regierung der besagten Zone" angesehen wurde.

Ich überquerte den Hof, und die beiden letzten Tore, die mich von der Welt der Freien trennten, wurden vor mir aufgeschlagen. Ich befand mich auf der Schwelle des Gefängnisses und atmete die duftende Luft der benachbarten Gärten. Ich erinnerte mich an den Abend, an dem ich auf dieser Schwelle gestanden hatte und glaubte, dass ich für drei lange Jahre in die Finsternis der Gefangenschaft eintreten würde. Und siehe da, kaum sechs Monate waren vergangen, und ich war wieder frei; und meine kostbaren Schriften waren bei mir, in meinen eigenen Händen, durch ein Wunder der Götter vor der Vernichtung bewahrt. Ich blickte in den strahlend blauen Himmel mit einem überwältigenden Gefühl unendlicher Dankbarkeit, und ich flüsterte den heiligen Namen des Herrn des Tanzes der Schöpfung und der Zerstörung in der ältesten bekannten arischen Sprache — den Namen, den ich in der Tiefe der Verzweiflung wiederholt hatte — "Aum, Rudrayam! Aum, Shivayam!"

Mit diesen heiligen Silben auf den Lippen und im Herzen stieg ich in den Wagen, der mich in die Freiheit bringen sollte, zur Tat, ob in der Dunkelheit oder am hellen Tag, zu dem neuen Platz, den das Schicksal mir zugewiesen hatte, im heutigen Kampf für Adolf Hitler und für das Ariertum, — im ewigen Kampf für die Wahrheit.

Der Wagen rollte über dieselbe *Autobahn*, auf der ich schon mehrmals zwischen Werl und Düsseldorf hin und her gefahren war, als ich noch "in Untersuchungshaft" war. Aber jetzt wurde ich nach Andernach gebracht, an der Grenze zwischen der französischen und der britischen Zone. Es war ein strahlender Sommertag. Bequem an der Seite der Polizistin sitzend, blickte ich aus dem Fenster und bedauerte, dass ich nicht in Deutschland bleiben durfte.

Vielleicht war mir noch nie so stark bewusst gewesen, wie sehr mich Hitlers Land in seinen Bann zog, wie jetzt, wo ich gezwungen war, es zu verlassen. Ich blickte auf die Felder, auf die Büsche am Straßenrand, auf die gelegentlichen Passanten, auf die halbzerstörten Städte, durch die das Auto ohne Halt rollte. Das alles kam mir wie ein Zuhause vor. Ich dachte darüber nach, dass ich weder an meinem Geburtsort noch anderswo jemals eine wirkliche Heimat gehabt hatte; dass ich, abgesehen von den äußerst engen Kreisen von Menschen, die meine Sehnsüchte teilten, überall, mein ganzes Leben lang, ein Fremder gewesen war, sogar in den Ländern, die ich auf den ersten Blick am spontansten als "meine" bezeichnen konnte, Griechenland und England; sogar im geheiligten Indien, wo ich die Kontinuität der arischen Tradition gesucht hatte — denn die Menschen, die meine Sehnsüchte teilten, waren auch dort erstaunlich wenige. Ich war "ein Nationalist aller Länder" gewesen, wie ich mich einmal so treffend beschrieben hatte; ein Ausländer mit der Sehnsucht nach einem Land, dem ich ohne Vorbehalte dienen konnte, nach einem Volk, mit dem ich mich ganz und gar identifizieren konnte, ohne Bedauern. Eine tiefe Traurigkeit überkam mich, als ich daran dachte. Und die Landschaft, die mir auf beiden Seiten der *Autobahn* entgegenlächelte, erschien mir schöner, lebendiger, anziehender denn je.

Wir durchquerten eine kleine Stadt, in der ich im Vorbeigehen eine zerstörte Mauer bemerkte, die mit lebenden Schlingpflanzen bewachsen war. "Leben", dachte ich, "unwiderstehliches Leben, das nichts zerdrücken kann". Ich sah in diesem siegreichen grünen Fleck ein Symbol für das unbesiegbare Deutschland. Und ich rief mir die Worte unseres Führers ins Gedächtnis: "*... die Menschen gehen nicht an verlorenen Kriegen zugrunde, sondern am Verlust jener Wiederstandskraft, die nur dem reinen Blute zu eigen ist."* Und ich betete, dass die unsichtbaren arischen Götter niemals zulassen mögen, dass das deutsche Volk dies vergisst. In meinem Herzen war ich mir sicher, dass sie es nie tun würden. "Dies sind wenigstens die einzigen modernen Menschen, die die wahren arischen Ideale mit ganzem Herzen angenommen haben", dachte ich wieder. "Ich war hier nicht allein." Und ich sehnte mich danach, zurückzukommen. Ich sehnte mich danach, mein Leben unter ihnen zu beenden; eines Tages zu sterben, umgeben von verständnisvollen Freunden, während ein Regiment aus jungen Männern, die 1948 und 1949, als ich zum ersten Mal kam, noch Babys waren, vor meinen Fenstern zur Musik des unsterblichen Liedes vorbeimarschieren würde ...

Aber ich wusste, dass ich jetzt noch nicht zurückkommen konnte. Ich würde warten müssen. Wie lange warten? Das wusste ich nicht. Plötzlich kam mir der Gedanke, dass die Feinde des Nationalsozialismus auch nicht mehr wussten als ich, dass sie ebenso wenig wie ich Meister im Wirken der unsichtbaren Faktoren waren, von denen die sichtbaren Veränderungen abhängen. Und dieser Gedanke gefiel mir so gut, dass ich mich aggressiv fühlte.

"Darf ich Sie etwas fragen, das mich verwirrt?", sagte ich zu der Polizistin an meiner Seite, der einzigen Person im Auto außer dem Fahrer und mir.

"Gewiss, was ist es?"

"Nun, hör zu: Sie" haben mich für fünf Jahre aus der britischen Zone ausgewiesen, wie es scheint — bis zum 31. August 1954. Nehmen wir einmal an, dass Deutschland 1953 frei und unter einer Nazi-Regierung vereinigt sein würde. Was könnten Sie dann tun, um mich von einer sofortigen Rückkehr abzuhalten?"

"In einem solchen Fall können wir leider nichts tun", sagte die Polizistin.

"Brumm, brumm", beharrte ich mit einem trotzigen Lächeln, "ich bin froh, dass Sie es wenigstens zugeben."

"Passen Sie auf, dass Sie sich nicht wieder in Schwierigkeiten bringen*, bevor* es eine Nazi-Regierung gibt, die Sie schützt", antwortete die Polizistin leise.

"Keine Angst!", rief ich aus, "keine Angst, solange ich nichts *tue*, was gegen irgendein Gesetz des Landes verstößt, in dem ich leben werde. Und ich beabsichtige, *diesbezüglich* vorsichtig zu sein. Aber abgesehen davon — und abgesehen von den Umständen, unter denen ich im höheren Interesse der Sache 'diplomatisch' sein muss — habe ich vor, mich allen unseren Gegnern so unangenehm wie möglich zu machen, wo immer ich auch hingehe. Ich verabscheue Anti-Nazis! Sie nennen uns 'Ungeheuer'. Heuchler, selbstsüchtige Schurken oder zimperliche Narren, so nenne ich sie; degeneriert; Affen — und kränkliche noch dazu; Sklaven der Juden, das ist das Schlimmste, was man sagen kann ... "

Die Polizistin lächelte und sagte: "Es steht Ihnen frei, Ihre Meinung zu äußern."

"Ja", erwiderte ich: "Es steht Ihnen frei, sie zu haben; und es steht Ihnen frei, sie hier in diesem Auto zu äußern, weil der Fahrer kein Englisch kann, weil es mein erster Tag außerhalb des Gefängnisses ist und weil Sie sich freuen, mir zu zeigen, wie großmütig Sie als

Demokraten sind; aber es steht Ihnen nicht frei, sie in einem Café auf Deutsch zu äußern, sobald wir hier herauskommen; und es steht Ihnen auch nicht frei, sie schwarz auf weiß zu veröffentlichen. Was für Heuchler seid ihr eigentlich! Ihr glaubt genauso wenig an die "individuelle Freiheit" wie wir. Sie wissen ganz genau — wie alle anderen auch, dass kein Regierungssystem Bestand haben kann, wenn intelligente und mutige Menschen die Grundsätze, auf denen es beruht, angreifen. Und Sie verteidigen Ihre parlamentarischen Prinzipien so vehement wie möglich. Sie respektieren nicht die "individuelle Freiheit" derjenigen, die sich aufgemacht haben, deren Absurdität zu entlarven. Sie versuchen, uns durch Ihr ganzes System der so genannten "Bildung" vom Denken abzuhalten. Und wenn ihr uns nicht wirklich für das Denken bestraft, dann nur, weil ihr nicht an die Macht des Denkens glaubt und uns deshalb für 'harmlos' haltet, solange wir nichts gegen euch *unternehmen*, oder weil ihr selbst nicht ausreichend von der Wahrheit eurer Prinzipien überzeugt seid, um ihnen Menschenleben zu opfern. Die katholischen Inquisitoren von einst, die das menschliche Leben weit mehr schätzten als Sie (denn sie glaubten alle an die unsterbliche Seele), zögerten nicht, sich der Menschen zu entledigen, die sie als gefährlich für den Glauben der anderen ansahen. Sie dienten dem, was sie für die Wahrheit hielten. Und wir, die wir uns — wenn überhaupt — nur vage mit dem Jenseits beschäftigen, sind bereit, jedes Hindernis aus dem Weg zu räumen, das sich uns in den Weg stellt, denn auch wir handeln im Namen der Wahrheit, unserer Wahrheit. Eure scheinbare Großherzigkeit rührt daher, dass ihr keine Wahrheit habt, an die ihr glauben könnt. Ihr opfert nur Menschenleben für eure materiellen Interessen; ihr tötet (im Namen der "Menschlichkeit") diejenigen von uns, die eine Gefahr für eure Einkommen und eure tristen und "sicheren" kleinen Vergnügungen sein könnten. Ihr glaubt nicht an die Wahrheit, sondern an den Profit — für die Juden und eine Handvoll der am meisten judaisierten Arier; und an das langsam entwürdigende "Glück" für die anderen. So geschmacklos sie auch sein mögen, meine Worte sind für Sie keine Blasphemie, so wie Ihre Angriffe auf unser Regime für mich eine wären. Deshalb tolerieren Sie mich, solange ich keine offensichtliche Gefahr für "Frieden, Ordnung und gute Regierung" darstelle; deshalb waren Sie "freundlich" zu mir. Meine Güte, was seid ihr für Heuchler!"

"Aber", sagte die Polizistin, "hätte es Ihnen besser gefallen, wenn wir Sie gefoltert hätten?"

"Hätten Sie es im Interesse von etwas getan, das größer ist als Sie selbst und an das Sie wirklich glauben, hätte ich Sie vielleicht gehasst (so wie ich die Kommunisten hasse), aber ich hätte Sie respektiert", antwortete ich. Aber ihr tut solche Dinge nicht für höhere, unpersönliche Interessen, mit jener Gelassenheit, die nur wir Menschen des Glaubens haben können. Wenn ihr sie tut — und ihr *habt* sie oft genug getan, wenn nicht an mir, so doch an meinen Genossen und Vorgesetzten; ich weiß es, dann tut ihr sie aus reiner Grausamkeit, aus Bosheit; aus dem Vergnügen heraus, uns leiden zu sehen, jetzt, wo wir vorläufig machtlos sind. Das ist der demokratische Geist. Kenne ich ihn nicht?"

"Können wir nicht über etwas anderes reden?", fragte die Polizistin.

"Reden Sie von etwas anderem, weil Sie auf meine Tirade nichts zu sagen haben?" sagte ich; "ja, warum nicht? Lassen Sie mich nur dies hinzufügen: Ich nehme an, dass ich Ihre Überzeugungen nie ändern werde, was auch immer sie sein mögen. Ich wollte Sie nur wissen lassen, dass nichts und niemand die meinen ändern kann. Oberst Vickers sagte mir am 10. Juni, ich sei "der widerwärtigste Typ von Nazi, den er je getroffen hat. Ich habe vor, den Rest meines Lebens damit zu verbringen, zu beweisen, wie Recht er hatte.

Das Auto fuhr in Andernach ein.

"Und jetzt komm und trink mit mir eine Tasse Kaffee in einem netten Café, bevor wir uns trennen", fügte ich hinzu. "Du hast es verdient, weil du nicht die Beherrschung verloren hast."

Wir ließen mein Gepäck im Auto und setzten uns an einen Tisch in einem nett aussehenden Café. Aber irgendwie konnte sich die Polizistin nicht dazu durchringen, mit mir "über etwas anderes zu reden". Sie hatte Deutschland vor dem Krieg besucht. Sie konnte es sich nicht verkneifen, mir ihre Eindrücke kurz und bündig zu schildern: "Es gab zwar eine ganze Reihe von echten Idealisten", sagte sie, "aber der Rest ... waren nur Menschen, die darauf trainiert waren, zu tun, was man ihnen sagte, wie Roboter ... "

"Besser als in den 'freien' Demokratien jedenfalls", erwiderte ich: "Denn dort denkt jeder, was man ihm sagt: was man ihm durch den Einfluss des Radios, der Filme und der Groschenpresse auf subtile Weise einzutrichtern versucht; und es gibt überhaupt keine Idealisten; die Konditionierung erfolgt einzig und allein zum größten Ruhm des Großkapitals und zum größten Profit des internationalen Juden ... Eigentlich gefällt mir unser Regime — nicht *das*!"

Diesmal fing die Polizistin an, über das Wetter zu sprechen.

Ich wurde förmlich an die beiden diensthabenden Männer der französischen Polizeistation in Andernach übergeben. Einer von ihnen — offenbar der wichtigste von beiden — unterschrieb eine "Quittung" für mich, die er der englischen Polizistin zurückgab. Ich legte meinen Reisepass vor, in dem das vom französischen Konsul in Düsseldorf ausgestellte Visum für Frankreich eingetragen war. Der Mann, der der wichtigere von beiden zu sein schien, fragte mich, warum ich in der britischen Zone verhaftet worden sei, und ich antwortete, dass dies der Fall sei, weil ich die Zone ohne militärische Erlaubnis betreten habe und weil ich im Besitz einer Fünf-Pfund-Banknote gefunden worden sei — dies seien in der Tat die beiden geringeren Anschuldigungen gegen mich. Den Hauptvorwurf der Nazi-Propaganda habe ich nicht erwähnt. Da ich perfekt französisch sprach, verlangte der Mann keine weiteren Erklärungen von mir und sagte mir, ich könne gehen, wohin ich wolle.

Nachdem ich mich von der englischen Polizistin verabschiedet hatte, ging ich zum Bahnhof. In einer Stunde oder so fuhr ein Zug nach Koblenz. Ich buchte meine Fahrkarte, heuerte einen Gepäckträger an und wartete auf dem Bahnsteig. Fünf Minuten lang saß ich auf einer Bank, dann stand ich auf und ging auf dem Bahnsteig umher, den braunen Aktenkoffer in der einen Hand, die Tasche in der anderen, endlich allein. Ich konnte kaum glauben, dass es wahr war, dass ich jetzt gehen konnte, wohin ich wollte, anhalten konnte, wo ich wollte, sprechen konnte, mit wem ich wollte, ohne ständig beobachtet und begleitet zu werden; dass ich wirklich frei war. Ich war geneigt, es dem Pförtner, den Fahrgästen, allen Menschen in meiner Nähe zu sagen: "Ihr, die ihr immer frei wart, wisst nicht, was die süße Freiheit bedeutet. Aber ich weiß es, ich, der ich gerade aus dem Gefängnis gekommen bin. Und ich sage euch: Nach Ehre und Gesundheit ist die Freiheit der größte Schatz." Da dachte ich plötzlich an H. E. und an alle meine anderen Kameraden, in Werl und in allen Gefängnissen Deutschlands und anderswo, die bereits Haftstrafen verbüßen oder noch darauf warten, als "Kriegsverbrecher" verurteilt zu werden. Wann würde sie, wann würden sie endlich die Freude erleben, die ich jetzt kannte, die Freude, frei zu sein? Und je mehr ich an sie dachte, desto kleiner fühlte ich mich, der ich so wenig gelitten hatte. Und noch mehr

verwirrte mich der Gedanke an die wundersame Art und Weise, wie ich "davongekommen" war. "Warum hast Du *mich* befreit und nicht einen von denen, die mehr wert sind als ich, Herr der unsichtbaren Mächte?", fragte ich in meinem Herzen. "Ist es, weil Du mich für ein Werk beiseite gestellt hast, von dem ich noch nichts weiß? Oder ist es, weil ich für unsere Sache etwas schreiben soll, das nur ich mir vorstellen kann? Oh, hilf mir, durch selbstlosen und wirksamen Dienst die Freiheit zu rechtfertigen, die Du mir heute geschenkt hast!"

So betete ich, während ich auf den Zug wartete. Da ich noch Zeit hatte, setzte ich mich noch einmal auf eine Bank, nahm Stift und Papier heraus und begann, meinem Mann zu schreiben, der dazu beigetragen hatte, mich zu befreien.

Aber der Zug kam, bevor ich meinen Brief beendet hatte.

Aus dem Fenster des Waggons blickte ich auf den Rhein, der in der Sonne glänzte, am Fuße seiner schönen grünen Hügel. Und ich war trauriger denn je bei dem Gedanken, dass ich gezwungen war, Deutschland zu verlassen. Ich versuchte, den Gedanken zu verdrängen und nur an die Freude zu denken, die mich jetzt, in weniger als einer halben Stunde, in Koblenz erwartete — die Freude, wenigstens für eine kurze Zeit wieder unter Menschen meines Glaubens zu sein.

Wir erreichten Koblenz. Nachdem ich meinen Koffer an der Garderobe des Bahnhofs abgegeben hatte, ging ich direkt zu meinen Freunden. Selten war ich so willkommen. Und selten habe ich eine so glückliche Zeit verbracht wie in den drei Tagen, die ich bei ihnen bleiben sollte — meine drei letzten Tage in Deutschland.

Auf einer grünen Wiese vor einem eilig errichteten Zweizimmerhaus inmitten eines völlig zerstörten Ortes sitzend, erzählte ich meinen Freunden — abseits von Schaulustigen — die Geschichte meiner Verhaftung und meines Prozesses sowie der sechs Monate, die ich im Gefängnis verbracht hatte. Sie wussten aus einer Zeitschrift, in der mein Foto erschienen war, was mit mir geschehen war. Aber sie wollten die Einzelheiten erfahren. Ich schämte mich ein wenig, von mir zu sprechen, denn vor mir saß einer jener Männer, die wirklich für unsere Sache gelitten haben, nachdem sie ihr jahrelang glänzend gedient hatten: der ehemalige *Ortsgruppenleiter* Fritz Horn, der jetzt tot ist. Da war auch Fräulein B. — dasselbe Fräulein B., das mir einst das kleine Glasporträt des Führers geschenkt hatte, von dem

ich in diesem Buch gesprochen habe — und ihre Schwester mit ihren drei Kindern. All diese Menschen hatten viel gelitten, auch wenn sie nicht, wie Herr Horn, das Grauen der antinazistischen Konzentrationslager der Nachkriegszeit persönlich erlebt hatten. Sie waren "das Gold im Schmelzofen". Ich war lediglich die Frau, die *"Gold im Ofen"* geschrieben hatte. Dennoch sprach ich, und sie waren so freundlich, sich für das wenige zu interessieren, was ich zu sagen hatte.

"Ich werde 'ihnen' nie verzeihen, dass ich nicht bei meinen Kameraden, den so genannten 'Kriegsverbrechern', sein durfte", sagte ich. "Aber ich muss zugeben, dass ich froh bin, dass 'sie' mein Manuskript nicht zerstört haben. Es ist mir ein Rätsel, dass sie es nicht getan haben. Ich sehe die geschriebenen Seiten vor mir und kann es immer noch kaum glauben."

"Es ist unglaublich", erklärte Herr Horn. "Man könnte meinen, dass sie entweder Ihr Buch nicht lesen wollten oder dass sie versuchen, ihre Politik zu ändern. Diese Bemerkung verblüffte mich. Ich erinnerte mich daran, dass H. E. einmal dasselbe gesagt hatte. "Aber wenn sie ihre Politik umkehren wollen, warum stellen sie dann jeden zweiten Tag Leute wegen "Kriegsverbrechen" vor Gericht?", wandte ich ein. "Jetzt stellen sie in Hamburg eine weitere Gruppe von fünfunddreißig deutschen Frauen vor Gericht, ehemalige Krankenschwestern aus Ravensbrück, die nichts anderes als ihre Pflicht getan haben."

"Das ist wahr", sagte Fräulein B., "aber es ist nicht leicht, fünfunddreißig Frauen in Hamburg und Gott allein weiß, wie viele andere sogenannte 'Kriegsverbrecher' anderswo freizulassen, ohne dass die Öffentlichkeit davon erfährt. Während es leicht ist, Ihnen Ihr Buch zurückzugeben, vor allem, wenn sie wissen, dass Sie Deutschland und vielleicht auch Europa verlassen."

"Aber ich kann mein Buch außerhalb Deutschlands veröffentlichen, obwohl ich ihnen natürlich gesagt habe, dass ich das nie tun werde", sagte ich.

"Nicht ohne weiteres, auch nicht außerhalb Deutschlands", antwortete Herr Horn. "Nach dem Wenigen, was ich davon gelesen habe — Sie hatten ja nur den Anfang geschrieben — können Sie es kaum irgendwo veröffentlichen, es sei denn unter einer ausgesprochenen Nazi-Regierung. Unsere Feinde wissen das."

"Übrigens, bevor ich gehe", sagte ich, "muss ich dir übersetzen, was ich in Kapitel 6 über den Hunger und die Misshandlungen geschrieben habe, die du durch diese Schurken erlitten hast."

"Gewiss. Ich werde mir heute Abend Ihre Anklage gegen 'sie' anhören."

Ich kann es im Original lesen", bemerkte der junge Hermann, ein hübscher blonder Junge von vierzehn Jahren, der Neffe von Fräulein B. "Ich bin der Beste in meiner Klasse, in Englisch. Willst du es mir nicht zeigen?"

"Natürlich werde ich das tun", antwortete ich. "Du wirst dabei sein, wenn ich es übersetze, und du wirst mich korrigieren, wenn ich Fehler mache."

Die beiden anderen, jüngeren Kinder waren aufgestanden, um sich zu ein paar Kindern aus der Nachbarschaft zu gesellen, die kurz nach mir hereingekommen waren. Während ich mich weiter unterhielt, beobachtete ich sie beim Versteckspiel hinter den zerrissenen Mauern, die einmal die Mauern eines glücklichen Heims gewesen waren. Ihr Lachen hallte inmitten der immer noch trostlosen, alptraumhaft anmutenden Umgebung wider. "Die Stimme des unbesiegbaren Lebens", dachte ich, "die Stimme des zukünftigen Deutschlands". Und ich rief mir die bekannten Worte unseres Führers ins Gedächtnis: "Gesunde Kinder sind das wertvollste Gut der Nation."

Wir unterhielten uns noch lange, bis die Dunkelheit hereinbrach.

Die beiden folgenden Tage verbrachte ich damit, ein paar andere Freunde zu besuchen — die alle froh waren, mich frei zu sehen — und mit Herrn Horn zu sprechen, wenn er dazu in der Lage war; denn seine Gesundheit, die einst so stark wie Eisen war, war während der drei höllischen Jahre, die er in den Vernichtungslagern der Westdemokraten verbracht hatte, völlig ruiniert worden. Er sprach jedoch ohne Hass und Bitterkeit, mit der ruhigen Gewissheit eines Menschen, der seinen Glauben *gelebt* und *alle* seine Pflichten erfüllt hat und der "die Früchte der Tat" dem obersten Schiedsrichter über Leben und Tod überlassen hat. Er sprach ohne Leidenschaft von dem unvermeidlichen Zusammenstoß, der früher oder später die geballten Kräfte des Kommunismus und die der geldgierigen westlichen Demokratien einander gegenüberstellen würde, und er sagte: "Was von der arischen Rasse übrig bleiben wird, wird gezwungen sein, anzuerkennen, dass wir Recht hatten, und zu uns zu kommen."

"Ich habe irgendwo in meinem Buch geschrieben, dass wir zu gegebener Zeit der zerstörten Welt unser höchstes Ultimatum

verkünden werden: 'Hitler oder die Hölle! Du stimmst mir also zu, du, der du so viel mehr weißt als ich?", sagte ich.

"Ganz und gar", antwortete Herr Horn.

"Aber wann wird das sein?"

"Was spielt es für eine Rolle, *wann*?", antwortete Hitlers treuer und weiser Lebenskämpfer. "Du hast selbst gesagt, unsere *Weltanschauung* ist ewig. Für uns, die wir die Wahrheit auf unserer Seite haben, zählt die Zeit nicht. Haben Sie es nicht eilig und verschwenden Sie Ihre Energie nicht mit nutzlosem Geschwätz wie diese Clowns, die glauben, die Welt mit ihrer U.N.O. und ihren kostbaren 'Schemen' und 'Plänen' reformieren zu können. Wir sind nicht sie. Wir bauen für die Ewigkeit."

Als ich ihn am Sonntagmorgen vor meiner Abreise zum letzten Mal besuchte, sagte er zu mir: "Es ist richtig, dass du gehst. Es hat keinen Sinn, jetzt noch länger unter uns zu bleiben. Diese Leute" haben Sie jetzt entdeckt, und Sie werden sicher beobachtet. Wenn du hier bleibst, läufst du nur Gefahr, wieder in ihre Fänge zu geraten und ihnen einen Vorwand zu liefern, dein Buch zu zerstören. Gehen Sie dieses Risiko nicht ein. Damit würdest du deine Pflicht nicht erfüllen, — denn du schuldest dieses Buch uns, für die du es geschrieben hast. Seien Sie vorsichtig, und Sie werden es uns eines Tages geben. Gehen Sie nach Frankreich — und von dort aus, wo immer Sie am nützlichsten sein könnten — und warten Sie. "Hoffe und warte." Eines Tages werden wir Sie wieder willkommen heißen. In der Zwischenzeit, wenn Sie sich allein fühlen, haben Sie Ihren brennenden Glauben — *unseren* gemeinsamen Nazi-Glauben — der Sie stützt. Und ihr habt dies — die unsterblichen Worte unseres Führers."

Und er überreichte mir ein wunderschönes Exemplar von *Mein Kampf*, das einzige, das er besaß. "Es gehört dir", sagte er, "eine Erinnerung aus Deutschland".

Noch nie habe ich ein Geschenk mit solch tiefen Gefühlen erhalten.

"*Ich danke Ihnen*!", sagte ich mit Tränen in den Augen. Und mehr konnte ich nicht sagen. Ein oder zwei Sekunden lang starrte ich auf das heitere Gesicht des Nazi-Märtyrers. Dann hob ich langsam meinen rechten Arm in der rituellen Geste und schrie aus tiefstem Herzen: "Heil Hitler!"

Er erwiderte meinen Gruß, als vollzöge er einen religiösen Ritus, und wiederholte die zauberhaften Silben: "Heil Hitler!"

Ich wusste nicht, dass ich ihn wirklich zum letzten Mal sehen würde. Aber es war so. Denn am 12. Dezember 1949 starb Herr Horn nach einem ganzen Jahr an den Folgen der Strapazen und Grausamkeiten, die er durch unsere Feinde erlitten hatte.

Fräulein B. gab mir eine Metallbrosche mit dem Bild des Führers vor einem Hakenkreuz als Ersatz für das kleine Glasporträt, das man mir weggenommen und zerstört hatte. Sie — und der junge Hermann — brachten mich zum Bahnhof.

Mein Zug war da. Ich stieg in einen Waggon, der über Nanish nach Luxemburg fuhr, denn ich wollte den Zöllnern und der Polizei in Saarhölzbach nicht begegnen, wenn es sich vermeiden ließ. Man hatte mich dort schon zu oft gesehen, auf meinen Fahrten zwischen dem Saarland und der französischen Zone.

Meine Freunde stiegen in den Waggon und blieben bei mir, bis es Zeit war, dass der Zug losfuhr. Dann standen sie auf dem Bahnsteig, und ich unterhielt mich mit ihnen durch das offene Fenster. "Auf Wiedersehen!", rief Fräulein B., als sich der Zug in Bewegung setzte. "Du wirst zu uns zurückkommen. Hoffe und warte!"

"*Auf Wiedersehen*!", rief auch der junge Hermann. Sie konnten nicht hinzufügen: "Heil Hitler!", denn wir waren nicht unbeobachtet. Aber ich wusste, dass sie es meinten. Und sie wussten, dass ich es auch meinte.

Als ich einen letzten Blick auf ihn warf, wie er auf dem Bahnsteig im Sonnenschein stand, groß und männlich wie ein junger nordischer Gott, erschien mir Hermann als die Verkörperung all meiner Träume, all meiner Hoffnungen. "Der schöne zukünftige Sturmtruppler", dachte ich, und ich war stolz auf ihn, als wäre er mein Sohn gewesen.

EPILOG

AN DER GRENZE

Sonntag, den 21. August 1949, gegen 1 Uhr nachmittags ...

Von Nanish an der deutschen Grenze fuhr der Zug langsam weiter. Mein Gepäck war nicht durchsucht worden. Bei mir — in Sicherheit — waren alle meine Schätze: die goldenen indischen Ohrringe in Form von Hakenkreuzen, die ich wie an dem Tag trug, als ich Deutschland zum ersten Mal betreten hatte; das schöne Exemplar von *Mein Kampf*, das mir meine Koblenzer Kameraden als Abschiedsgeschenk überreicht hatten; das Manuskript meines *Goldes im Ofen*, meine eigene Hommage an Hitlers gemartertes Land, die Liebe und Bewunderung.

Ich dachte an das Wunder, das es mir ermöglicht hatte, diese Schätze zu bewahren, und aus tiefstem Herzen pries ich die unsichtbaren Götter. Dann bemerkte ich, dass sich der Zug tatsächlich bewegte, dass ich, technisch gesehen, "die Grenze überquerte", und mir stiegen Tränen in die Augen. "Heiliges Deutschland", dachte ich, "deine Verfolger können mich zwingen, dein Gebiet zu verlassen, aber niemand kann mich daran hindern, dich zu lieben: nichts kann das Band lösen, das mich jetzt für immer und ewig an dich bindet! Land meiner gemarterten Kameraden, Land der überlebenden Elite, die fest und treu im Sturm der Gegenwart steht und wartet, Land meines Führers, kein Fremder hat dich so geliebt wie ich. Mein Herz bleibt bei dir. Geschehe, was wolle, eines Tages werde ich die Grenze wieder überschreiten und zu dir zurückkehren!"

Ich erinnerte mich an den Satz, den ich einmal an meinen Mann geschrieben hatte, als Inbegriff meiner Nachkriegserfahrung im Westen: "Die Bevölkerung Europas besteht aus einer Minderheit von Nazis, im Gegensatz zu einer immensen Mehrheit von Affen." Ja, dachte ich, jetzt sind die Affen an der Spitze. Wenn sie lange genug falsch regiert haben, werden wir wieder an die Macht kommen und sie unten halten — für immer."

Und ich stellte mir vor, wie ich bei meiner Rückkehr von großen, gut aussehenden Männern in Uniform herzlich begrüßt würde, die ich

meinerseits offen und triumphierend mit den mystischen Worten grüßen würde, die ich so oft und mit solcher Inbrunst mit leiser Stimme im Kreise meiner Freunde in diesen Tagen der Prüfung ausgesprochen hatte: "Heil Hitler!" Mit diesen zwei Worten würde ich beim nächsten Mal die Grenze überschreiten ...

Der Zug erhöhte seine Geschwindigkeit. Der Grenzbahnhof war nicht mehr zu sehen. "Auf Wiedersehen Deutschland, wo ich so glücklich war, wo ich nicht allein war. Eines Tages werde ich zurückkommen und dich frei sehen!"

Ich erinnerte mich an mein Manuskript, das nun sicher in meinem Aktenkoffer lag — wie durch ein Wunder gerettet, als hätte man es ins Feuer geworfen und unversehrt wieder herausgeholt. Und ein Satz daraus — ein Satz, den ich tatsächlich viele Male ausgesprochen hatte, denn er drückte meine ganze Haltung gegenüber dem Volk meines Führers aus und rechtfertigte sie — kam mir in den Sinn: "Adolf Hitler hat Deutschland für jeden würdigen Arier der Welt heilig gemacht." Und auch die Worte, mit denen ich in der Einleitung meines Buches jene Vorhut der rassischen Elite der Menschheit charakterisiert hatte, die die verfolgte Elite Deutschlands in meinen Augen darstellt, kamen mir wieder in den Sinn: "Jene Männer aus Gold und Stahl, die eine Niederlage nicht entmutigen konnte, die Terror und Folter nicht bezwingen konnten, die Geld nicht kaufen konnte ... meine Kameraden, meine Vorgesetzten ... die einzigen unter meinen Zeitgenossen, für die ich gerne sterben würde."

"Ich weiß, ich hätte schon längst kommen sollen", dachte ich. "Aber ich habe meine Zeit in diesen fruchtlosen Jahren nicht völlig vergeudet. Ich habe Erfahrungen aus fernen Gefilden gesammelt, Kenntnisse aus der Vergangenheit und Anklänge ewiger Weisheit aus den vier Ecken der Erde, um all dies in den Dienst meines Führers und seines geliebten Volkes zu stellen. Wenn ihr mächtig seid, veröffentlicht mein Glaubensbekenntnis an euch, meine deutschen Brüder; diese Worte aus der Tiefe meines Herzens, die ich in Cafés, in Wartesälen, in den Häusern von Freunden — und im Gefängnis — inmitten der Ruinen des heutigen Deutschlands geschrieben habe, klebt sie an die Wände, wenn ihr eines Tages diesen Kontinent regiert! Setzt sie vor die Augen der jungen Männer und Frauen des großen siegreichen neuen Reiches und sagt ihnen: 'Eine arische Frau, die keine Deutsche war, hat das über uns geschrieben, als wir im Staub lagen, unter den Fersen unserer Untergebenen'. Sagt es ihren Kindern, wenn ich tot bin."

Der Zug rollte weiter. Ich war jetzt in Luxemburg. Bald würde ich in Frankreich sein. Aber was waren von Menschen geschaffene Grenzen? Die einzige Grenze, an die ich je geglaubt hatte, war die natürliche, gottgewollte Grenze des Blutes. Selbst das Meer konnte Menschen gleicher Abstammung nicht voneinander trennen.

Der Zug brachte mich immer weiter weg von der herkömmlichen Grenze Deutschlands. Aber das Großreich meiner Träume hatte keine Grenze. Wo immer es Menschen gab, die sich ihres reinen arischen Blutes bewusst waren und die intelligent genug waren, Hitlers ewige Idee und Deutschlands göttliche Mission zu verstehen und zu akzeptieren, dort war das lebendige Großreich. Keine Grenze — und kein Ausweisungsbefehl aus Deutschland, der im Namen der heutigen Verfolger Deutschlands gegeben wurde — konnte *mich* davon abhalten, ein Mitglied dieser einen wahren arischen Bruderschaft zu bleiben.

"Eines Tages werde ich zurückkommen", dachte ich, während ich mich immer weiter entfernte. "Eines Tages werden meine Liebe und meine Bewunderung dazu beitragen, den deutschen Rassenstolz und den Willen zur Macht zu erhöhen — das arische Bewusstsein der besten Arier. Wenn das der Fall ist, werde ich nicht vergeblich gekommen sein und nicht vergeblich gelebt haben.

Und als ich noch einmal meinen Aktenkoffer öffnete — jenen braunen Aktenkoffer, den ich in der Nacht meiner Verhaftung in der Hand hielt, sah ich darin das unschätzbare Exemplar von *Mein Kampf*, das mir im Namen aller meiner Kameraden, im Namen von ganz Deutschland, von einem der besten Nationalsozialisten, die ich kannte — einem Märtyrer unserer Sache — überreicht worden war; und darunter die beiden dicken Schulhefte, die die handgeschriebene Originalausgabe meines *Goldes im Ofen* enthielten, mein Liebesgeschenk an Deutschland, das ich nun in Frieden und in Sicherheit zu tippen beginnen würde.

Was bedeutete schon das Leben in völliger Einsamkeit, das ich nun wieder aufnehmen sollte? Was bedeutete die bittere Armut, die mich erwartete, und die täglich provozierende Feindseligkeit der Scharlatane und Schwachköpfe, in deren Mitte ich nun zu leben gezwungen sein würde, wenn ich *das* tun könnte — und die schöne Geschichte meiner Tage in Werl schreiben — in Erwartung unseres Tages?

Noch einmal dankte ich dem Herrn der unsichtbaren Mächte, der alles Sichtbare und Greifbare mit mathematischer Gerechtigkeit

regiert. Ich wiederholte in meinem Herzen die Worte von Leonardo da Vinci:

"*O mirabile Giustizzia di Te, Primo Motore*! ... "

___*___**

Dieses E-Book wurde von den fleißigen Mitarbeitern des Savitri Devi Archivs zur Verfügung gestellt. Es kann natürlich von jedem kostenlos heruntergeladen und gelesen werden. Wenn Sie es jedoch auf Ihre eigene Website stellen wollen, vergewissern Sie sich bitte, dass Sie uns als Quelle angeben. Eine Verlinkung zum Savitri Devi Archiv wäre ebenfalls sehr erwünscht.